

# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 4. Januar 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 1.

### Die Neger-Auktion.

(Eine Scene aus dem Lande der Freiheit.)

Man spricht mit dem höchsten Unwillen von den Sklavenmärkten des Orients, und ergießt sich in Verwünschungen über die rohen Barbaren, welche sich als Käufer und Verkäufer auf selben einfinden, wogegen durchaus nichts einzuwenden ist. Es wird wohl kaum einem wohlorganisirten Menschen beifallen, den Unwillen mißbilligen, die Verwünschungen tadeln zu wollen; doch bemerken dürfte man allenfalls, daß es eigentlich nicht befremden kann, wenn ein elendes Sklavenvolk, ein Volk, welches von der Bestimmung und der Würde des Menschen eben so wenig Begriffe hat, als ein Eisbär am Nordpol, ein Volk, welches auf der untersten Stufe der Menschheit lebt, unmenschlich handelt; daß es aber wohl noch bedauern muß, wenn in einer, von einem christlichen und angeblich civilisirten Volke besetzten Stadt das Publikum durch gedruckte, an allen Straßen-Ecken angeheftete Zettel zu einer „großen Neger-Auktion“ eingeladen wird.

Ein deutscher Reisender, welcher unlängst die vereinigten Staaten Amerika's, das Land der Freiheit und der Kultur, besucht hat, erzählt von einer großen Neger-Auktion Folgendes:

In Richmond, in Virginien, fand ich Gelegenheit, einer Neger-Auktion, welche in dieser Stadt, wie man mir sagte, nichts Seltenes ist, beizuwohnen. Ein reicher Bürger war gestorben und hatte mehr als hundert Neger-Sklaven hinterlassen, welche sein Erbe in baares Geld umsetzen wollte. Das Publikum war durch gedruckte Zettel benachrichtigt, und vor dem Hause des Verstorbenen war ein großes Gerüst aufgeschlagen, auf welchem sich der Auktions-Commissarius, oder Ausrufer, und die zu verauktionirenden Neger befanden.

Wer da glaubt, ein schwarzes Gesicht sey nicht eben sowohl als ein weißes des stärksten Ausdrucks fähig, der irrt; ich habe nie sprechendere Physiognomien, ausdrucksvollere Gesichter gesehen, als die der zum Verkauf ausgestellten Neger: ein gewisser Troß, und tiefe Verachtung der sie umgebenden weißen Un-

geheuer, war in allen Zügen zu lesen. — Die kaufstüchtige Versammlung bestand aus ehrbaren Bürgern der Stadt, unter welchen sich auch einige Negerhändler aus den südlichen und westlichen Staaten, in deren Hände zu kommen die unglücklichen schwarzen Geschöpfe besonders fürchten, befanden.

Die Auktion wurde mit einem jungen, gutgebauten Neger eröffnet, und der Herr Auktions-Commissarius sprach ungefähr wie folgt: „Meine Herren! dieser brave Bursche heißt Wilhelm und ist ein vortrefflicher Zimmermann, versteht auch die Arbeit in den Plantagen, und ist in jeder Rücksicht ein sehr schätzbares Individuum. Nun, meine Herren, was bieten Sie mir für Wilhelm, den Zimmermann und tüchtigen Arbeiter in den Plantagen, was bieten Sie mir?“ — Während der Ausrufer sprach, waren einige Personen auf dem Gerüst erschienen und hatten den Neger besehen und befüßt; ein Mann, dessen Gesicht ich weder in dieser noch in jener Welt wieder zu sehen wünsche, rief endlich: „Dreihundert Dollar!“

Der Ausrufer. Wie, mein Herr, dreihundert Dollar, nur dreihundert Dollar für einen braven Burschen und tüchtigen Arbeiter, wie dieser Wilhelm ist? Was sagen Sie dazu, meine Herren? wer bietet mehr für Wilhelm, den Zimmermann?

Es wurden nun schnell 350, 400, 420, 450 Dollar geboten, worauf eine lange Pause eintrat.

Der Ausrufer. Nun, Niemand mehr? Ich sollte den braven Burschen für diesen Spottpreis nicht hingeben, allein da stehen noch Viele, die heute abgesetzt werden müssen, und ich habe keine Zeit zu verlieren; nehmen Sie ihn. Verkauft! Der Käufer, der achtbare Herr Thomas Hill, Negerhändler aus New-Orleans.

Er wandte sich nun zu einem Neger, der sich an den Boden hingekauert hatte und unbeweglich vor sich hinstarrte. „Georg, stehe auf, zeige Dich, und sage Du selbst den achtbaren Herren hier, was Du kannst.“ — Mürrisch und langsam erhob sich der Neger, indem er einige Worte murmelte, die ich nicht verstehen konnte dem Ausrufer aber nicht besonders zu gefallen schienen. „Nun,“ fuhr der Ausrufer fort, „da Du

nicht sprechen willst, so muß wohl ich der Versammlung verkünden, welcher ein tüchtiger Bursche Du bist. Dieser brave Junge, meine Herren, heißt Georg, ist ein tüchtiger Feld-Arbeiter, dreißig Jahr alt — „Ich ist vierzig gewesen!“ unterbrach ihn hier der Neger, in gebrochenem Englischen.

Der Ausrufer. Das glaube ich nicht; hier in der Liste sind nur dreißig angegeben, und die Liste ist zuverlässig korrekt.

Georg. Sind nicht korrekt; ich sind gelebt zwei- und zwanzig Jahre mit Herrn Gordon, und war gute Mann, als ich gekommen mit Schiff, Capitain Brown aus meine Land.

Der Ausrufer. Gut, gut, Georg, wir wollen es dabei bewenden lassen. Sie sehen, meine Herren, dieser Neger ist in der Liste als dreißig Jahr alt angeführt, er aber meint, er wäre vierzig; Sie mögen selbst entscheiden, wer Recht hat; übrigens hat das Alter gerade nicht so viel zu bedeuten, sey er auch vierzig, so ist er doch ein rüstiger, gesunder Bursche.

Georg. Ich ist nicht gesunder Bursche, ich ist immer krank mit Bluthusten, und hat große Geschwür an der Schulter, was mich sehr plagt.

Die ganze Versammlung schwieg, und der Neger setzte sich wieder hin an den Boden.

Der Ausrufer. Sie sehen, meine Herren, daß dieser tüchtige Bursche nicht verkauft seyn will, ich werde aber doch einen Herrn für ihn finden. Geh' bei Seite Georg!

Eine Stimme aus dem Haufen rief: „Zwanzig Dollar!“

Der Ausrufer. Zwanzig Dollar? Nein, dafür kann ich ihn nicht geben, das ist unmöglich; wollen Sie aber zehn Dollar zulegen, so sollen Sie ihn haben, denn ich habe keine Zeit zu verlieren.

Die Stimme. Zwanzig, mehr nicht; er hat den Bluthusten und ist alt, lebt vielleicht nicht sechs Monate mehr, zwanzig Dollar!

Der Ausrufer. Nun so nehmen Sie ihn hin. Stehe auf, Georg, Du hast einen guten Herrn gefunden.

Mit einem höhnischen Lächeln stand der Neger auf und ging die Stufen hinab, zu seinem künftigen Peiniger, dem er einen grimmigen Blick zuwarf. Der Käufer, eine plumpe robe Gestalt, bemerkte den Blick nicht, oder nahm keine Notiz davon; er besah seinen Kauf in der Nähe, schüttelte mißvergnügt den Kopf, reichte dem Ausrufer das Geld und entfernte sich den Sklaven vor sich her treibend.

Wenn der arme Georg sein Alter und seine Gebrechen, in der Hoffnung, als unverkäuflich in Freiheit gesetzt oder eigentlich davon gejagt zu werden, so getreu angab; wenn er auf dieses Geständniß die Hoffnung, den Klauen der verhassten Weißen zu entkommen, und vielleicht einst sein Vaterland wiederzusehen, gegründet hatte; wenn er durch das Schweigen der achtbaren Versammlung, welche sich nicht geneigt zeigte, ihr Geld an einen alten, bluthustenden Neger zu wenden, in seinen Hoffnungen bestärkt, und plötzlich durch das Wort des Käufers aus allen seinen Him-

meln gerissen, aus seinen seeligen Träumen geweckt wurde, so ist der tödtende Blick, welchen er auf den, zwanzig Dollar bietenden Fleischlumpen schleuderte, nicht nur begreiflich, sondern auch wohl zu entschuldigen.

Die Aktion wurde indes ununterbrochen fortgesetzt; der Ausrufer hatte einen jungen Neger vorgestellt, und ihn nicht nur als einen sehr geschickten Lobgerber, sondern auch als einen ehrlichen, gutmüthigen, nüchternen, aufrichtigen und fleißigen Burschen, als ein Muster aller Tugenden gepriesen; er schloß seine Rede mit der Bemerkung, daß die achtbaren Herren gewiß gleich ein großes, glänzendes Gebot auf den vortrefflichen Lobgerber und nüchternen Burschen machen würden. Es ließ sich auch wirklich schnell eine Stimme vernehmen, welche 400 Dollar bot.

Der Ausrufer. Wie, 400 Dollar, für einen vortrefflichen Lobgerber? Sie können ihn für 200 Dollar jährlich vermieten, und haben ihn dann in zwei Jahren umsonst. Wer bietet mehr?

Ein bekannter Negerhändler trat vor und fragte den jungen Neger: „Willst Du aus Richmond gehen, Jacob?“ — Der Neger schüttelte verneinend den Kopf, worauf der Negerhändler zurück trat und nicht weiter mit bot. Der geschickte Lobgerber wurde einem Bürger für 650 Dollar zugeschlagen.

Nun folgte eine ganze Familie, Mann, Frau und zwei Kinder von fünf bis sechs Jahren. Der Ausrufer bemerkte, daß er angewiesen sey, diese Familie nicht zu trennen. Es währte länger als eine Stunde, ehe der Handel abgeschlossen wurde, da man nicht mehr als 840 Dollar bot, der Ausrufer aber die vier hübschen Leute durchaus nicht für so niederen Preis loszuschlagen wollte; endlich wurden sie an einen Negerhändler für 900 Dollar verkauft. — Die Eltern schienen das Schicksal, verauktionirt zu werden, schon öfter erfahren zu haben, denn sie blieben ganz gleichgültig, schienen selbst nicht aus der Fassung zu kommen, als sie dem Negerhändler zugeschlagen wurden; die Kinder spielten.

Geschäfte riefen mich von diesem Schauplatz der Barbarei; als ich nach einigen Stunden zurückkehrte, war die Auktion geendet und der Ausrufer berichtete eben, daß er noch ungefähr dreißig Neger, Mädchen und Bursche, vorräthig habe, welche aber nicht verauktionirt, sondern durch Privatbandel, und indem ihnen gestattet werde, ihre Herren selbst zu wählen, verkauft werden sollten. — Ich staunte, als ich von dieser mir unbekanntem Begünstigung hörte, und erkundigte mich näher. Die Freiheit, sich selbst einen Herrn zu wählen, besteht in einer negativen, nicht in einer positiven Wahl; das heißt, dem Sklaven wird gestattet, zu sagen, zu welchem Herrn er nicht geben will. Wird öffentlich bekannt gemacht, daß ein Neger verkauft werden soll, so läßt der Kauflustige ihn zu sich rufen und fragt ihn, ob er zu ihm kommen wolle; erklärt sich der Neger dagegen, so ist die Sache abgethan und er wird zurückgeschickt; bejaht er aber die Frage, so wendet man sich an seinen Herrn und schließt den Handel ab. Dies nennt man in den vereinigten Staaten Freiheit der Wahl, doch auch diese freie Wahl wird

nur selten und unter gewissen Umständen gewährt und kann, nach meiner Meinung, nicht sehr von den Regern gewünscht werden, da die Herren sich so ziemlich alle gleichen und das Schicksal der unglücklichen Schwärzen, sie mögen Diesem oder Jenem angehören, immer gleich beklagenswerth bleibt.

## Maria Dvenson.

(Eine wahre, schattische Geschichte unsrer Tage.)

Eine Frau mit einem Kinde an der Hand irrte um Mitternacht umher in der endlosen Straße von Edinburg, die sich da hinzieht vom Schlosse bis nach Holyrood, und welche vorzugsweise die Hochstraße (high street) genannt wird. So viel man bei dem Laternenschein, welcher durch den dicht fallenden Schnee verschleiert wurde, bemerken konnte, deuteten die mit Schneeflocken bedeckten Gewänder der beiden unglücklichen Geschöpfe durch ihren besonderen Schnitt auf ihr Heimseyn auf der andern Seite der Furth von Solvay. Das Kind war ein kleines hageres Mädchen, dessen kränklich bleiche Farbe noch durch die Strenge der Kälte verstärkt wurde; sie mochte ungefähr neun Jahr alt seyn. Die stark gezeichneten und etwas harten Züge der Mutter kündigten einen sonst kräftigen Charakter an; doch nun drückten sie nichts weiter aus, als jene vollständige Muthlosigkeit, erzeugt von geistigen Leiden im Bunde mit körperlicher Qual; Muthlosigkeit, besonders eigen starken Seelen, unterliegend endlich nach langem Kampfe mit Elend und Verzweiflung.

Vor der Thür eines dem Anschein nach reichen Hauses befand sich eine steinerne Bank; die Frau streifte von dem eisigen Stein den Schnee hinweg, und setzte sich hin. Drauf ihre Kleine, die sich kaum mehr auf den Füßen erhalten konnte, auf den Schoß nehmend, suchte sie dieselbe zu erwärmen, indem sie solche mit beiden Armen gegen den Busen drückte, und in die blauen starren Händchen der Armen bauchte. Nach einigen Augenblicken schien die Kleine eingeschlafen, aber ihr zuweiliges Aufzucken, und die Versuche sich näher an die Mutter zu pressen, kündigten zu deutlich an, daß nur die Qual des Frostes allein ihre müden brennenden Augenlieder geschlossen hielt.

Der glühende Stahl, unter dem das bebende Fleisch aufzischt — die Säge, welche langsam den Knochen zerschneidet, erzeugen einen zu lebhaften physischen Schmerz, um die Seele noch dazu den Leiden des Geistes zum Raube zu lassen; der übermäßige Schmerz dabei vernichtet, während seiner Dauer, selbst jeden Gedanken. Eine der wundersam grausamen Eigenheiten der Frostkälte aber ist, daß sie eine noch größere moralische Qual zu Wege bringt, als es selbst die grimmige Empfindung ist, welche so schrecklich bis in das Mark der Knochen des Leidenden zu dringen pflegt. Man empfindet dabei zugleich alle Martern des Wachseyns und des Träumens.

Solches war nun die Lage der Unglücklichen, welche maschinenmäßig ihre Kleine hier auf der steinernen Bank an ihr Herz drückte. Sie ging unwillkürlich

in Gedanken alle ihre früheren Mißgeschicke durch, und die Vergangenheit stand wie ein Phantom vor ihr verhäßlich von allen Schrecken der Gegenwart.

Und wer hatte auch je vollständiger die Schaale der Verzweiflung geleert bis auf den Grund, als sie? Ihre ältere Tochter, schön, tugendhaft, verführt und entführt, hatte sich erküht, ihr einen Theil des Preises ihrer Schande zum Ersatz für die Leiden ihres Mutterherzens anzubieten. Sie hätte der bereuenden Tochter verzeihen mögen — aber sie wies mit Abscheu Alles ab, bis auf die Briefe selbst der im Laster beharrenden Buhlerin. — Der Himmel schien nicht auf ihre strenge Tugend besondere Rücksicht zu nehmen. Unvorhergesehene Unglücksfälle richteten ihre bescheidenen, mittelmäßigen Glücksumstände zu Grunde. Ihr Gatte, in der Hoffnung, einige Trümmer seiner Habe zu retten, ging nach Edinburg; kaum angelangt daselbst wird er krank. Mit ihrem Kinde auf dem Arm, unternimmt sie in strenger Winterkälte die mühsame Reise, um als treue Gattin dem Leidenden Beistand zu leisten, und kommt ans Ziel; — der Gatte ist todt seit zwei Tagen.

Unterdessen fiel der Schnee immer dichter und dichter, und bedeckte wie mit einem weißen Schleier die regungslose Gruppe, von den Beiden gebildet. Die Kräfte fangen an, die unglückliche Mutter zu verlassen; ihre erstarrten Hände vermögen nicht mehr, ihr sterbendes Kind festzubalten. Es gilt zu sterben, oder zu betteln! Ja, wäre sie allein — aber sie wirft einen Blick auf ihre Kleine, und ergreift den Klopfer an der Thür neben ihr, und hebt von den reichen Einwohnern Hülfe für ihren trostlosen Zustand.

Ein Diener erscheint, aber nur, um sie mit grober verächtlicher Füßlosigkeit zurückzuweisen. Sie wendet sich ab mit dumpfer, schweigender Verzweiflung, als eine trällernde und unverschämte Kammerzose dahertrippelt und zu dem Livoreemenschens sagte: „Aber wie kann man so hart seyn, George! Wenn das Miß Dvenson, oder vielmehr Mistress Clarence wüßte — so möchte sie es Ihnen wohl zum Uebeln deuten.“

Dvenson! rief die Bettlerin mit Entsetzen — komm, mein Kind — laß uns fliehen! — Und sie verschwand in dem Schneegestöber sammt ihrer Tochter.

„Es ist eine Närrin!“ sagte die Kammerzose lachend.

Ganz gewiß — antwortete pflegmatisch George.

„Aber wo ist sie hin? Ich sehe sie nicht mehr. — Ei, sey sie, wo sie wolle — ich will mir hier um ihrretwillen keinen Schnupfen holen!“ — Und damit hüpfte sie auf den teppichbelegten Treppen hinauf zu der Gallerie, welche zu den Gemächern der berühmten Schauspielerin Miß Dvenson führte.

Liebe, die wahre und ächte, ist nicht das ausschließliche Vorrecht reiner unbesteckter Seelen, sie findet ihren Weg eben so gut zum Herzen einer Buhlerin, als in die Brust einer schuldlosen, unerfahrenen Jungfrau, und sie überträgt zuweilen bis auf ihre Tugenden selber ihre Glückseligkeit und ihr Entzücken auf Wesen, durch welche sie am meisten entbeiligt worden.

Maria Dvenson — in die Schlingen eines Elend

den gefallen, welcher sie verführte, um sie dann in die Arme des Lord Paterson zu liefern, ward die erklärte Geliebte dieses reichen Greises. Der öffentlichen Meinung Troß zu bieten, und vor den Augen des Böbels mit ungestraftem Skandal zu prunken, ist ohne Zweifel ein sehr raffiniertes Vergnügen der Mächtigen; der Liebhaber Mariens wollte, daß sie gekannt und bewundert würde von ganz England. Mit glücklichen Anlagen für die Bühne begabt, beschützt von einem reichen und mächtigen Herrn, ward sie bald die berühmteste Bühnenkünstlerin Britanniens. — Lord Paterson aber genoß nicht lange seines Werks; er starb ein Jahr nach ihrem ersten Auftreten, und vermachte sein unermeßliches Vermögen seiner Geliebten, zu großem Verdruß aller seiner auf seinen Eintritt harrenden näheren Erben.

Umgeben von dem Zauber eines großen Künstlers, jung, schön und reich, sah Maria bald eine Menge Bewerber um ihre Hand um sich. Mehr als ein Dandy stellte sich in die Reihe; mehr als ein Baronet bot ihr seinen Titel an; selbst ein Lord schlug ihr vor, die tragische Krone gegen einen Herzogshut zu vertauschen. Sie aber zog allen diesen Ehren die glänzende Existenz vor, deren eine berühmte Schauspielerin genießt. Die enthusiastischen Ausbrüche des Entzückens eines ganzen Publikums unter der Einwirkung des Talents — das vergötternde Beifallrufen, welches dem Erscheinen einer beliebten Künstlerin entgegen zu schallen pflegt, so oft sie erscheint — das Alles schien Marien zum wahren Bedürfnis geworden zu seyn. Vielleicht hatte auch die Eitelkeit ihren Theil daran, so manche verführerische, glänzende Anerbietungen verworfen zu können.

Dessenungeachtet erfuhr eines Morgens ganz London mit Erstaunen, Miß Ovenson verlasse plötzlich die Bühne. Man schrieb diesen unerwarteten Rückzug tausend verschiedenen Ursachen zu; man sprach davon acht Tage lang — und dann dachte kein Mensch weiter daran.

Was hatte eine so plötzliche Veränderung in dem Entschluß der schönen Schauspielerin bewirkt? — Es war ein junger, blöder Schriftsteller — der lebenswürdige Arthur Clarence. Er hauchte der Miß Ovenson jene glühende Leidenschaft ein, die man romantisch zu nennen pflegt, und die, unserm soliden, positiven Jahrhundert zum Troß, minder selten ist, als man denken sollte.

Sie liebte, und deshalb fühlte sie sich glücklich, der unbestimmten Besorgniß eines angebeteten und eifersüchtigen Geliebten das köstlichste Gut aufzuopfern, das sie besaß — ihren Ruhm und den Beifall des Publikums. Ohne Reue das Theater Londons verlassend, war sie seit einigen Wochen in Edinburgh angekommen, wo sie glücklich und unbekannt lebte an der Seite ihres Arthurs, welcher ihr Gemahl geworden.

Der Tag begann sich Bahn zu brechen durch die dichten Drapperien, welche die Fenster Maria's verhängten; halb in einen kostbaren Schlaspelz gehüllt, die Arme um den Hals ihres Geliebten geschlungen, weidete sie ihre Blicke an den Zügen Arthurs. Bald schäfernd, bald zärtlich, jetzt schmollend und darauf schmelzend, floh sie plötzlich von seiner Seite, und feh-

te eben so rasch zu ihm hin, um ihn ans Herz zu pressen, und in seinen schönen dunkeln Locken mit zarten Fingern zu spielen.

Darauf, die Kolleaux der Fenster in die Höhe ziehend, sing sie an, auf die mit eleganten Eisblumen überzogenen Glasscheiben mit ihrem Ring den Namenszug ihres Arthurs zu graben, der sie in stiller süßer Theilnahme betrachtete. Während sie sich dieser Beschäftigung mit kindischem Eifer unterzog, bemerkte sie inmitten durch die durchsichtigen Umrisse des Namenszugs, welchen sie auf die beschränkte Fensterscheibe geschrieben, auf der Straße eine zahlreiche Gruppe, umstehend einen mit Schnee bedeckten Gegenstand. Von Neugier getrieben, öffnete sie das Fenster, welches lange ihren schwachen Fingern Widerstand leistete; es waren zwei erstarrte Leichen, die man gegen die Mauer aufzurichten bemüht war. Sie warf einen Blick nur auf das Antlitz derselben, und sank mit einem unausdrückbaren Aufschrei: „Meine Mutter! Meine Mutter!“ todt zurück in die Arme Arthurs.

### W i n t e r s l u s t .

Das Lied der Vögel im Hain verhallt,  
Die Stürme brausen im öden Wald:  
Es ruhet im Schlummer die ganze Natur,  
In eisige Decken hüllt sich die Flur,  
Des Schmuckes beraubt steht die Eiche,  
Crystall'ne Brücken thürmen sich auf,  
Die Ströme hemmen den raschen Lauf;  
Wo sonst nur der Rachen die Flutben geheißt,  
Wo glänzende Segel die Lüfte durchheißt,  
Da woget die fröhliche Menge.  
Die Schlitten fliegen gleich Windesbraut,  
Die Glöcklein tönen mit hellem Laut;  
Weithin erschallet ihr freundlicher Ton  
Und warnet von ferne den Wanderer schon,  
Daß nicht auf dem Weg' er verweile.  
Auf blankem Eise, auf Schuben von Stahl,  
Da schwebt und wiegt sich der Läufer Zahl;  
Sie eilen dem Pferde, dem flüchtigen, vor,  
Wie Elfen und Nixen im Schilf' und im Moor,  
So siehst du sie nahen und schwinden.  
Musik ertönet im weiten Saal,  
Die Kerzen leuchten gleich Sonnenstrahl;  
Es drehen sich die Tänzer mit freudiger Lust,  
Froh pochet dem Jüngling die mutbige Brust,  
Umschlungen vom Arme der Jungfrau.  
Der Jäger suchet des Wildes Spur  
Auf schneeigem Pfade, durch Wald und Flur;  
Auf scheuchen die jagenden Hunde das Wild,  
Bald hat er durch Beute die Jagdlust gestillt  
Und eilet zum schirmenden Hause.  
Die Felder leuchten im Sonnenschein,  
Der Himmel ist blau, die Luft so rein;  
Ja, Winter, auch du bist erfreulich und schön,  
Wir wollen es jubelnden Muthes gesteh'n,  
Dich dankbar und fröhlich genießen.

# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 11. Januar 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 2.

### Der graue Johu.

Novelle von Friedrich von Seyden.

In einer Einleitung hiezu sagt der Verfasser unter Anderm, dies sey die Schilderung eines englischen Sonderlings, und eines solchen, der nicht nur wirklich gelebt habe, sondern auch heute noch leben möge. In einem Romane dürfte eine Begebenheit wie die folgende übertrieben und unnatürlich erscheinen, indes ein sehr zuverlässiger Freund habe ihr als Augenzeuge beigewohnt, und er (der Verfasser) dürfe vertrauensvoll berichten, was er gesehen und zur Stelle vernommen.)

Zwei junge Deutsche wurden durch Familienverhältnisse gezwungen, sich in London, ungeachtet der eben damals durch Napoleon abgebrochenen Beziehungen des Continents zu England, aufzuhalten. Ihre feine Bildung, ihr Stand, ihre Mittel, verschafften ihnen den Eintritt in die vornehmsten und elegantesten Circel während des Winters. Der Frühling kam indes heran, und ihre vornehmen Bekannten bezogen ihre Landsitze, so daß die beiden Fremden sich beinahe plötzlich in der lärmvollen Hauptstadt einsam, verlassen und anhaltlos fanden. Da sie noch nicht nach Deutschland zurückkehren konnten, so würden sie gern ebenfalls einen einsamen Aufenthalt auf dem Lande für sich gesucht haben, wären sie nicht durch ihre Geschäfte an London gefesselt worden. Ihre süßesten Erholungen waren weite Spaziergänge in's Freie, und da die Umgebungen von London sich bekanntlich durch einen ländlichen Reiz auszeichnen, dessen Ruhe und Abgeschlossenheit oft nichts weniger ahnen lassen, als die Nähe der geräuschvollsten Stadt Europa's, so konnten die beiden jungen Leute nicht müde werden, im Umkreise von mehreren englischen Meilen alle die anmuthigen Plätze, Dörfer, Meiereien, Parks und gothische Ueberreste zu besuchen, welche dort so mannigfach anzutreffen sind. Da sie gern in irgend einem Dorfwirthshause ihre Abendmahlzeit einnahmen, statt zur nemlichen Zeit in Bondstreet zu Mittag zu essen, so wurde es oft sehr spät, ehe sie sich wieder in der Nähe ihrer Wohnung unweit der Paulskirche befanden.

Eines Tages, gerade zu Anfange des Mai's, hatten sie eine sehr einsame Gegend zu ihrer Wanderung

ermählt, und sich, da ohnedies das Wetter bezaubernd war, so lange bei dem Genuße ländlicher Naturschönheiten verweilt, daß die Finsterniß beinahe völlig eingebrochen war, ehe sie sich bei den ersten Häusern der eigentlichen Vorstadt befanden. Dieser Bezirk war sehr abgelegen, bei Nacht wenig besucht, und daher übel berüchtigt; die beiden Fremden beiferten sich daher, ihm so schnell als möglich zu entkommen, und besuchtere Gegenden zu erreichen. Es lag aber ein Gewirre von Straßen vor ihnen, welche ihnen wenig bekannt waren bei Tage, kein Wunder daher, wenn sie bei Nacht sich dergestalt darin verirrtten, daß sie ohne alle Richtung umherliefen, bis sie endlich in eine Gegend geriethen, wo sich gar keine Wohnungen mehr befanden, sondern die zu Baupläzen für ein ganz neues Stadtviertel eingerichtet war. Welche trostlose Aussicht für die Verlassenen! — Hier die kahlen Mauern noch unvollendeter Gebäude, mit leeren Fenster- und Thüröffnungen, dort Haufen von Werkstücken, Ziegeln, Mauersteinen und Bauholz an tiefen für die Fundamente der Häuser zugerichteten Gruben. So weit das Auge in der Dunkelheit dieses weite Gefilde zu übersehen vermochte, nichts als formlose Verwirrung. Kein lebendes Wesen in der Nähe. Fern ab das Geräusch der besuchten Gegenden, welches mit jedem Schritte der Wanderer immer weiter und dumpfer zurückzuweichen schien. Man weiß, daß selbst die Hauptstraßen von London zur Nacht nicht völlig sicher sind, was war also von einer abgelegenen Einöde zu besorgen, in welcher Diebe, ohne gestört oder bemerkt zu werden, sich in tausend bequemen Schlupfwinkeln verbergen, auf den Vorübergehenden losstürzen, und ihn berauben dürften, ohne daß Wächter den Angstruf vernehmen, oder andere Vorübergehende zu Hülfe kommen konnten.

So mutbig unsere jungen Landsleute auch waren, so konnten sie dennoch eines Gefühls von Bangigkeit sich nicht entwehren, und man wird es ihnen nicht verargen, daß sie auf dem Wege, den sie gekommen, umzukehren sich anschickten. Hatten sie indes bereits ihre Richtung verloren, oder wurden sie durch die Aussicht irre geleitet, einen kürzern Weg einzuschlagen, sie

geriethen immer tiefer zwischen die verödeten Baupläge, bis sie aus dem Labarinthe von Mauern, Planken, Verschlägen und Baumaterialien sich gar nicht mehr herausfinden konnten, und rathlos stehen blieben. Die Erinnerung an alle Raub- und Mordgeschichten, die sie, als kürzlich in London begangen, im Laufe des verfloffenen Winters vernommen, wurde in ihnen lebendig, und sie beschloßen zuletzt hinter eine Mauer zu treten, und sich still zu verhalten, bis der Mond aufgehe, welches in einer Stunde geschehen mußte. Noch nicht lange befanden sie sich in ihrem Schlupfwinkel, als sie, bei der tiefen Stille der Nacht, Schritte schon in weiter Ferne vernahmen, welche sich näherten. Durch eine kleine Lücke des Mauerwerks spähten sie nach den Herankommenden, und erkannten, der Dunkelheit ungeachtet, zwei große starke Männer in langen dunkeln Mänteln, gewaltige Knittel in den Händen, welche mehr daher liefen als wandelten, und dicht vor den beiden jungen Deutschen stehen blieben, ohne diese wahrzunehmen.

„Verdammt!“ — sagte der eine der Kerle zum andern, — „es lohnt der Mühe nicht. Wenn er ein Lord wäre mit der Tasche voll Guineen — aber so ein Lumpenhund. — Was wird er denn bei sich haben? — ein Paar Duzend die Woche zusammengebettelte Schillinge — Ich passe deshalb nicht auf — Komm' in die nächste Tavern, und laß uns den Aezger in einer Flasche Brantwein ersäufen.“

„Narr,“ — erwiderte der andere — „du bist nicht auf den Heerstraßen von Cumberland. Und was den grauen John anbelangt, so ist er keineswegs ein Lumpenhund, wenn er auch gekleidet ist, als wäre er eben aus den Zähnen von des Herzogs von D. Fuchshunden erlöset. Er ist der erste Gentleman seiner Kunst und hat seine Schäfchen im Trocknen.“

„Sauberes Volk, ihr in London,“ — fiel der andere ein — „was würde unser voriger Squire in Old-place sagen, daß ihr hier einen gaunerischen Bettler Gentleman nennt wie ihn.“

„Ich wünschte, der Squire hätte die letzten zehn Jahre des grauen John tägliche Einnahme, und seine Kunst hauszuhalten besessen, so hätte er nicht seine schönen Waldungen, die letzten in der Grafschaft, dem Bucherer aus Liverpool überlassen müssen, der uns aus dem schönen grünen Schlupfwinkel getrieben hat, indem er die Bäume umschlagen ließ, und sie als Stabholz verkaufte. Der graue John tauscht nicht mit dem reichen dicken Bierbrauer in Carlisle, denn er ist wohl so reich als dieser, und — bezahlt keine Taxen. — Uebrigens weiß ich ganz gewiß, daß er heute Abend zehn Pfund bei sich hat.“

„Nun so mag er sich vorsehen,“ rief der erste — „fünf davon gehören mir, und ich bekomme ganz hübsliche Gedanken. — Hole der Henker den grauen John. Der Hund ist nicht einer von den Unsern, und doch kein ehrlicher Kerl. Er steht so in der Mitte zwischen Betrüger und Lump, ist also weder Fisch noch Vogel. — Komm', Dick, an jener Ecke muß er vorbei, wenn er seinen Mammon in seine Höhle trägt. — Deine

zehn Pfund, du Hund von grauem John, oder dein Leben!“

Während die Schelme sich auf diese Weise beriethten, entfernten sie sich, und die beiden jungen Deutschen beschloßen die Dinge abzuwarten, die sich in ihrer Nähe ereignen sollten.

Nicht lange darauf vernahmen sie in einiger Entfernung ein Jetergeschrei, welches um Hülfe zu bitten schien. Fast unwillkürlich sprangen sie hervor, um den Bedrängten nach Kräften beizustehen. Bald gewahrten sie einen großen Mann, der, an eine Mauer gelehnt, sich mit einem Stabe gegen die beiden Räuber vertheidigte. Eben traf ein Schlag den Angefallenen auf das Haupt, so daß er in die Kniee sank. Ein zweiter sollte ihn ganz niederwerfen, als die jungen Deutschen, mit drohendem Geschrei ihre verlässbaren Knotenstöcke hochgeschwungen, die überraschten Räuber anfielen, welche einige Mal tüchtig getroffen, und Ueberlegenheit der Streitkräfte anerkennend, nach kurzem Widerstand die Flucht ergriffen, ohne verfolgt zu werden.

Der Gerettete, und seine beiden Retter standen sich einige Augenblicke stumm gegenüber. Der Erstere war ein stämmiger Kerl, sehr schlecht, sogar zerrissen gekleidet. Seine Haltung, durch Jörn erhöht, hatte indeß etwas Stolz und Dreistes. Ein Mondstrahl fiel auf sein Gesicht. Es war sehr häßlich, und zweifelhaft blieb es, ob nicht eine Halblarve Nase, Wangen und Kinn bedeckte.

„Donner und Blitz,“ sagte er mit sehr rauher Stimme, indem er seinen ihm entfallenen, höchst abgetragenen und zerschlagenen Hut von der Erde nahm, und wieder aufsetzte. — „Donner und Blitz, das war ein tückischer Handel.“

„Allerdings,“ nahm einer der beiden Deutschen das Wort — „sie haben Euch tüchtig zugefetzt.“

„Sie würden mich todt geschlagen haben, denn lebend hätten sie nichts von mir bekommen,“ — erwiderte jener — „wäret ihr Beide mir nicht zu Hülfe geeilt.“

„Wer seyd Ihr aber, guter Freund?“

„Ich beiße John.“

„Aber wach' Standes und Gewerbes?“

„God dam — danach habt Ihr nicht gefragt, als Ihr mir zu Hülfe kamt — wozu fragt Ihr es nachher? Meine Noth wäre nicht größer gewesen, hätte sie einen Herzog betroffen, und Eure Wohlthat würde nicht geringer seyn, hättet Ihr sie dem niedrigsten westindischen Sklaven erwiesen, dem eine Fußsohle lang altenglischen Landes zur Freiheit verholten. Alle Hagel, ich frage nicht, welches Gewerbe Ihr treibt.“

„Wir forschten nicht aus Neugierde,“ — entgegnete einer der Deutschen — und unsere Theilnahme hätte etwas mehr Höflichkeit verdient.“

„So war es nicht gemeint,“ — gab der Unbekannte zwar etwas milder, jedoch immer noch rauh und zurückstoßend zur Antwort. „Ihr seyd wackere Jungen, und obgleich mir die Worte — ich danke Euch — den langen Tag hindurch so viel gelten als — ich spucke Euch an: — so danke ich Euch doch mit besserem Gefühl. Ich könnte Euch bezahlen für diese

wackere That, und würde es gut, denn Ihr rettetet mein Leben. Indes Ihr seyd doch wohl noch ein Paar von den gutmüthigen Narren, die am liebsten etwas um Gotteswillen thun, und die immer seltener werden. — Gott erhalte Euch bei Eurer Narrheit. Sie wird Euch keine Schande machen, sondern der Welt, welche sie mißbraucht. Ich möchte jedem von Euch gern ein Andenken hinterlassen, aber ich besitze nur eins, und Ihr seyd zwei. Behalte es der, welcher dem Schurken da das erste Blut aus dem Gesicht schlug. — Nehmt — denkt dabei des Vorfalls, denkt aber nicht an mich. — Wiedersehen sollt Ihr mich, wiedererkennen niemals. — Gott mit Euch.“ —

Der Unbekannte hatte etwas an einer Schnur unter seinem Wams hervorgezogen, es dem einen der jungen Leute auf den Finger geschoben, und war in dem Augenblicke, während die beiden Freunde sich verwundert ansahen, so spurlos verschwunden, als ob die Erde ihn eingeschluckt. Diese waren durch den Handel so ergriffen und überrascht, daß sie nicht gleich Worte fanden, ihre Gedanken darüber auszutauschen, sondern stumm neben einander hergingen, sie wußten nicht wohin. Der Zufall führte sie aber so günstig, daß sie bald wieder bewohnte Gegenden und ein Stadtviertel erreichten, welches ihnen bekannt war. Sie eilten nun ihrer Wohnung zu, die aber sehr entfernt war, so daß sie erst gegen Morgen bei derselben ankamen, sich höchst ermüdet, ja schlaftrunken, entkleideten, sich zu Bette legten, und alsbald in einen leisen Schlummer verfielen, aus welchem einer von ihnen, welchen wir Eduard nennen, erst erwachte, als die Sonne schon ziemlich hoch stand. Ehe er sich völlig ermunterte, fühlte er auf einem seiner Finger einen kleinen ungewohnten Druck. Er riß sich aus seinem Halbschlummer, und entdeckte als Ursache dieses Druckes einen kostbaren Ring, bestehend aus einem geschnittenen Steine, schwer, doch zierlich, in das feinste Gold gefaßt. Der Stein war ein grünlicher Onyx mit weißer Schichte, und zeigte in erhabener vortrefflicher Arbeit die Gestalt des Diogenes mit der Leuchte in der Hand, als suche er einen Menschen, der bekannten Erzählung gemäß. Auf die Goldfassung war, vermuthlich beziehungsweise, das Wort: frustra (vergeblich) eingegraben.

Die Ueberraschung der beiden Freunde braucht nicht geschildert zu werden. — Sollte dieses durch Kostbarkeit und seltenen Kunstwerth ausgezeichnete Kleinod von einem Menschen herrühren, der, was er auch seyn mochte, der untersten Klasse des Pöbels anzugehören schien? — Da die Phantasie bei unsern jungen Landeuten obnehin nicht der schwächste Theil war, so kreuzten sich bald die wunderlichsten Vorstellungen in ihren Köpfen. Sie vermutheten in dem Manne von gestern Gott weiß wen. Sie glaubten die Wiederkehr jener Tage zu erleben, die der Kalif Harun al Raschid, wenigstens den arabischen Märchen nach, die Straßen des kaiserlichen Bagdad, bei nächtlicher Weile, in unscheinbaren oder ärmlischen Verkleidungen durchstreifte. Indes auch ihre Einbildungskraft mußte Vernunft annehmen, daß des Prinzen Regenten königliche Hoheit

andere Dinge zu thun habe, und der räthselhafte John den Ring gestohlen oder gefunden haben könne, und ihn weggeschenkt habe, weil er seinen Werth nicht gefannt.

Sie gingen daher sofort, um der Polizei von dem Vorfalle Kenntniß zu geben, den Ring vorzuzeigen, und sich zu erlauben, ihn dem zurückgeben zu wollen, der sich als Eigenthümer erweise. Die Polizei in London indessen ist, für solche Fälle besonders, so gut als gar keine. Man lachte die beiden Fremden aus, als sie ihre Geschichte vom grauen John auf äußerst romantische Weise überlieferten; gab zu verstehen, der Bericht sey mindestens höchst übertrieben; und was den Ring betreffe, so werde man bekannt machen lassen, daß er sich bei den beiden Herren befinde, und ihn der Eigenthümer dort in Empfang nehmen könne. Einstweilen möchten sie aber den Ring nur behalten, da die Angabe ihrer Namen und ihrer Wohnung vollkommen genüge. Die Bekanntmachung war darauf wirklich in den Tagesblättern zu lesen, und hing an der Börse aus; indes Niemand fand sich, um den Ring in Anspruch zu nehmen, und so befindet er sich in Eduards Besitze bis zu dieser Stunde.

(Fortf. folgt.)

### Die letzte Königin von Georgien.

Die letzte Königin von Georgien lebt noch, und zwar in Moskau, wo ihr die russische Regierung einen Jahresgehalt gibt, wenn Gamba Recht hat. Indessen ganz in's Einzelne gehende Umstände theilt der Oberst Kottier\*) über sie mit, der lange beim russischen Heere in Georgien war, und seine Heimreise in Brüssel herausgegeben hat. Die Art, wie Maria, so heißt sie, ihr Vaterland verließ, ist unmein tragisch. Als ihr Gemahl, Georg XI., der letzte König Georgiens, welcher sein Land 1799 an Rußland abtrat, 1800 gestorben war, blieb sie in Tiflis mit ihren sieben Kindern, und die russische Regierung achtete entweder ihrer nicht, oder, was noch glaublicher scheint, — sie wollte dem Wunsche der Königin, im Vaterlande zu sterben, nicht entgegen seyn. Maria inzwischen fürchtete, daß sie am Ende doch aus ihrem Asyl verschleucht werden könne, und suchte sich davor zu sichern. Der Gouverneur Tiflisanow beobachtete sie auf's genaueste, da er bereits nach Petersburg gemeldet hatte, es sey besser, sie in's Innere des Reichs kommen zu lassen, und erfuhr daher von einem ihrer Vertrauten, den er gewann, daß die Königin entschlossen sey, zu den beiden wildesten, furchtbarsten Stämmen des Kaukasus, den Pshavi's und Tschini's, zu flüchten. Wenn einer von den Kriegern dieser Völkerschaften mit einer Wunde auf dem Rücken heimkehrt, ist er des Todes! Und die Tapfersten dieser Krieger hatten von jeher die Leibwache der Könige Georgiens getödtet! Jetzt war von ihnen Alles bereitet, Maria bei sich aufzunehmen. Der Tag zur Flucht war bestimmt, Gadilla, ein Pshavi, groß

\*) Kriegsschauplatz zwischen Rußland und Persien. Leipzig, 1827. S. 3.

wie ein Kiese und muthig ohne Gleichen, sollte den Plan vollenden. Doch eben im entscheidenden Augenblicke ließ ihn Tsttsianow vor sich bringen. Der General hatte nur seinen Dolmetscher bei sich, hielt aber seinen Kundschafter hinter einer Teppichwand verborgen. Gadilla trat unerschrocken ein, und bot guten Tag.

„Wozwegen kommst Du nach Tiflis?“ fragte ihn der Gouverneur.

„Ich will Salz kaufen!“

„Entstelle die Wahrheit nicht; hast Du keine andere Ursache gehabt, hereinzukommen?“

„Keine!“

„Dein Leben hängt von Deiner Aussage ab! Wisse, daß, wenn Du nicht die Wahrheit gestehst, ich auf der Stelle Dich enthaupten kann!“

„Enthaupten? Von wem denn? Vielleicht von diesem armenischen Dolmetscher? Hab' ich keinen Säbel mehr?“ — Er legte die Hand daran. — „Er verläßt mich nie!“

Tsttsianow sah, daß Drohungen nicht wirkten, und versuchte es durch Güte, das Gesändniß zu erlangen; aber sie that eben so wenig. Jetzt ließ er den von ihm gewonnenen Vertrauten Mariens vortreten, welcher mit frecher Stirn alle Geheimnisse vor Gadilla wiederholte. Dieser warf ihm einen verächtlichen Blick zu. Im nämlichen Augenblicke drangen Grenadiere ein, schlugen ihn zu Boden, entwaffneten ihn und brachten ihn fort. Tsttsianow wartete nun keinen weiteren Beweis ab, und beschloß, Sonntags am 12. April 1803 die Königin fortbringen zu lassen. Der Generalmajor Lazareff bekam den Auftrag, sich früh Morgens in großer Galla, an der Spitze von zwei Compagnien, zu ihr zu begeben, und sie in Güte oder mit Gewalt zur Abreise aufzufordern. Sie war bereits erwacht, und saß in einer Ecke mit gekreuzten Beinen, nach der Sitte des Landes. Daß sie nach Rußland abgeführt werden sollte, war ihr schon seit zwei Tagen zu Ohren gekommen; noch hoffte sie, dem Geschehliche durch List zu entgehen. Ihre Kinder lagen im Schlafe rings um sie herum, das älteste 9 Jahre alt. Lazareff trat barsch herein, und befahl ihr, aufzustehen, mitzukommen. Ruhig antwortete sie: „Warum sollt' ich aufstehen? Siehst Du nicht, wie meine Kinder noch im süßen Schlafe liegen? Sollte ich sie aufschrecken, würde ihr Blut gerinnen!“\*) Wer gab Dir solchen strengen Befehl?“

„Der General Tsttsianow!“

„Tsitsianow? stopfiani!“

„Tsttsianow? Du Abschaum unseres Volks!\*\*)“

Sie hatte inzwischen ihren Kopfschül über den Schooß herübergezogen, und barg unter demselben den Dold ihres Gemahls. Lazareff sah, daß sie keines der Kinder zu erwecken Miene machte; er ging zu ihr hin und wollte sie zum Aufstehen nöthigen. In dem Augenblicke zog ihre Hand den Dold blitzschnell aus

der Scheide, und stieß ihn dem Generalmajor in's Herz, daß die Spitze auf der andern Seite herauskam. Zudem sie den rauchenden Stahl jetzt emporhob, rief sie, ohne die mindeste Verwirrung: „So mögen Alle sterben, die mein Unglück eutehren wollen!“ — Der Dolmetscher Sorosin zog jetzt seinen Säbel, und führte mehrere Streiche nach Marien, deren einer tief in die Schulter verwundete, bis die Mutter derselben, Helena, herbeistürzte, und sie in ihren Armen schützte. Jetzt drangen Soldaten in Menge herein, sie rissen die Tochter von der Mutter weg, und ihre Kolbenstöße hinderten jeden Abschied. Blutend, doch mit ihren Kindern, brachte man die letzte Königin Georgiens in den Wagen, der sie in ein Kloster Rußlands führte. Ihr Jammer, ihre Verzweiflung nahm kein Ende. Auf dem ganzen Wege eilten die Georgier herbei, sie zu sehen. — So weit Kottier's Bericht. Nach Gamba ist sie, wie gesagt, jetzt in Moskau, frei, wenn auch unter Aufsicht. Lazareff büßte seinen Auftrag, wie wir sahen, gleich mit dem Tode, Tsttsianow ward bald nachher gemeuchelmordet — wahrscheinlich von einem Bewohner des Kaukasus — der Dolmetscher Sorosin fiel in einem Treffen mit den Bewohnern des Kaukasus, und Koloutosow, der an Marien zum Verräther geworden war, starb im größten Elende.

## Die alten Thiere.

Rob. Will zu Tattershall besitzt eine große Seltenheit, nämlich einen wirklich n (keinen Titular-) Esel, der 48 Jahre alt ist und noch täglich seine Dienste treu und pflichtschuldig leistet. Dagegen behandelt man ihn aber auch wie einen Freund des Hauses, und lebt er noch zwei Jahre, dann werden die Zeitungen Englands von dem Jubilar biographische Notizen mittheilen und sein lithographirtes Bildniß (das er nicht selbst zu besorgen braucht, wie mancher Zweibeinige) muß allen edlen Viehzüchtlern als eine ehrenwerthe Zierde des Familienzimmers willkommen seyn. — Befagten Esel übertrifft aber weit eine Gans zu Glentham, in Lincolnshire, die über hundert Jahr alt ist und neben sich schon hundert Geschlechter mußte braten sehen, welches sie mit großem Stoicismus ertrug und ruhig ihr Säculum dahin watschelte, consequent in ihren Aussprüchen.

## Naturmerkwürdigkeit.

Etwas höchst Merkwürdiges theilt das Magazine of Natural History über den großen amerikanischen Reiber mit: Dieser Vogel, welcher sich bekanntlich nur von Fischen nährt, kann aus seinem Magen eine solche Helle, wie eine gewöhnliche Facel verbreiten, und er erleuchtet das Wasser in der Nähe so stark, daß ihm seine Beute nicht entgeht. Da kein Naturkundiger dieses Umstandes bisher gedachte, so wird der Bericht erstatter des erwähnten Journals Alles anwenden, um die Wahrheit zu ermitteln.

\*) Ein Volksglaube in Georgien.

\*\*) Lazareff war selbst ein Georgier nach Gamba's Angabe.



# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 18. Januar 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 3.

### Der graue John.

(Fortsetzung.)

Wenige Tage nachher kam es den beiden Freunden in den Sinn, wieder eine ländliche Wanderung anzutreten. Es war Sonnabends Vormittags um drei Uhr, denn erst die vierte oder fünfte Stunde gilt zu London als die des Mittags. Sie wollten in irgend einem angenehmen Landwirthshause ihre Mahlzeit einnehmen, dort die Nacht und den Sonntag zubringen, um Montags früh wieder zur Stadt zurückzukehren. Das Wetter war entzückend, und die Landschaft malerisch. — Ihr Weg führte sie durch einen offenen Park, welcher zum ländlichen Pallaste eines bekannten Herzogs gehört, und der eine Fülle von Reizen darbietet die jeder Wanderer nach Belieben genießen kann. Als sie in einer der großen Alleen fortwandelten, die Blicke bald rechts, bald links auf herrliche Laubbolzperspective, oder auf klare Wasser Spiegel richtend, nahmen sie einen Gentleman wahr, der, auf einer Bank am Wege sitzend, in einem Buche las. Sie wollten an ihm vorübergehen. Als sie ihm indessen ganz nahe waren, blickte er plötzlich auf, schien durch die Erscheinung der jungen Leute sehr überrascht zu werden, sammelte sich indes, und erhob sich, um sehr verbindlich zu grüßen. Diese, in England nicht gewöhnliche Höflichkeit mußte die Wanderer befremden. Ihr Stehenbleiben bewies es, und der Fremde fand sich bewogen, sie höflich anzureden. Einige Gemeinplätze wurden einleitend gegen einander ausgetauscht. Wer schildert aber die Ueberraschung der beiden Freunde, als der Herr sie plötzlich bei Vor- und Zunamen nennt und sich sehr höflich erkundigt, ob ihr Abenteuer mit dem grauen John keine üble Folgen für sie gehabt habe? — Sie beschwören ihn, sich darüber auszulassen, wie er zu dieser Erfahrung gekommen? und ob er den grauen John kenne?

„Ob ich den grauen John kenne?“ — gab er zur Antwort. — „Ganz London kennt ihn. Er ist ein widerlicher Bettler, der den ungerflastersten Zugang zur Börse für die Vorübergehenden febrt, und von Diesem oder Jenem einen Pence dafür empfängt: ein Subject

also, welches eben so wenig von Straßenräubern angefallen wird, als es kostbare Ringe vertheilen kann. Ihr Abenteuer, bei welchem man Sie, Gott weiß warum, mit dem Namen jenes Elenden ganz unverkennbar gefoppt, habe ich durch die Tagesblätter erfahren, Sie selbst sind mir durch einen Freund bezeichnet, der Sie häufig in einem Kaffeehause sieht. Verlobnt es sich, wegen so ganz natürlicher Dinge sich zu wundern?“

Unsere Laudsleute wären, was den letzten Punkt anbetraf, nicht seiner Meinung. Den Bettler an der Börse kannten sie wohl, ohne zu wissen, daß man ihn den grauen John nenne. Er war wenigstens siebzigjährig, bucklig, von Gesicht zusammengezogen, lahm, und so schwach, daß er sich nur mit Hilfe seines Besens und einer Krücke aufrecht erhielt. Der Held ihres Abenteuers dagegen war groß, stark, gesund, wohlgebaut, rüstig, und kaum in den Vierzigen. Die Identität der Person war mithin nicht denkbar, und wollte man nicht an die Zauberei glauben, so mußte man annehmen, daß zwei ganz verschiedene Menschen zufällig durch eine und die nämliche Benennung bezeichnet würden. Der Fremde gab dies zu, und indem er, wie nach gleichem Ziele strebend, mit den jungen Leute fortwandelte, verwickelte er sich in höchst anziehende Gespräche. Die Scenerie des Parks brachte nämlich auf Shakespears Schauspiel: „Wie es euch gefällt.“ Der Fremde hob die Eigenthümlichkeiten, den Humor, die Charaktere dieser bezaubernden Dichtung auf's Treffendste und Anziehendste hervor, erklärte seine Liebhabelei für den melancholischen Jaques, entwickelte auf's Bezeichnendste, wie ein solcher Charakter sich im Leben gestalten könne, wie er zu behandeln, wie er zu heilen sey, und sprang in der Mitte der Betrachtungen unerwartet da ab, wo sie vom Inneren des Sprechenden mehr ausschließen konnten, als er preis zu geben beabsichtigte. Diese originelle Wendung machte den Unbekannten unseren Jünglingen um so interessanter, und sie beabsichtigten seine geistreiche Unterhaltung so lange zu genießen als möglich. So trefflich indessen der Fremde auch sprach, so schossen doch oft Aeußerungen wie Blitze aus seinem Gespräche hervor, von der auffallendsten Sonderbarkeit, bald ein sehr zerrißenes Ge-

müth, bald einen gewissen humoristischen Hohn gegen das, was die Welt groß und wünschenswerth nennt, verrathend, daß die jungen Leute überrascht stehen blieben. Dann aber lächelte der Fremde wieder harmlos, schlüpfte über den vulkanischen Riß, den er im Gespräche entstehen lassen, mit der leichtesten Anmuth hinweg, und sesselte um so inniger durch die Bedenken, welche er erregt. — Der seltsame liebenswürdige Mann war kaum vierzig. Eine hohe Gestalt; das Gesicht vortheilhaft und edel gebildet. Leidenschaften hatten in diesen Zügen gearbeitet. Der Schmerz hatte tiefe Spuren zurückgelassen, ohne die ursprüngliche Gutmüthigkeit in der Physiognomie, ohne einen gewissen Ausdruck harmloser Schelmerei verwischen zu können. Die Kleidung war einfach, aber kostbar durch treffliche Stoffe. Sie verrieth jene saubere behagliche Eleganz, welche der wohlhabende Engländer bei Allem verlangt, was um und an ihm ist.

Die drei Wanderer mochten ein paar Stunden, in anziehenden Mittheilungen, deren Seele der Unbekannte war, fortgegangen seyn, als sie beim Ausgange aus einem kleinen Buchengebüsche eine ungemein freundliche, ja reizende Landschaft vor sich sahen; ein vorzüglich nettes und wohlgebautes Dörfchen in der Mitte, dessen gothischer Kirchturm sich aus einer Gruppe uralter Ulmen erhob. Gärten und Grasplätze umgaben die Wohnungen.

„Mein Gott!“ — rief plötzlich der Fremde — „welche Uuart habe ich gegen Sie begangen, Gentleman. Durch die Annehmlichkeiten Ihres Gesprächs verführt, habe ich Sie absichtslos bis zum Ziele meiner gewöhnlichen Sonnabend-Wanderung gelockt, welches mehrere Meilen von London entfernt liegt. Vielleicht bin ich im Stande das Versehen wieder gut zu machen. Ich habe mich in jenem artigen Dörfchen angefaßt, und gebe jeden Sonnabend hinaus, um den Sonntag in derjenigen ländlichen Sitte zuzubringen, welche ich so vorzüglich liebe. Wenn Sie, gleich mir, den stillen Genuß des Landlebens einer lärmenden Hauptstadt vorziehen, so gefalle es Ihnen, heute und morgen meine Gäste zu seyn. Ich hoffe, Sie werden einst nicht ungern an die kleine Idylle zurückdenken, welche Ihnen zu eröffnen ich mir erlaube. — Mein Name ist John Williams. Einen Posten im Staate bekleide ich nicht, sondern lebe in London unabhängig, und ohne ein Gewerbe, von meinem Vermögen. Einst war ich Kaufmann in der Kolonie; ich habe mich aber in Ruhestand versetzt. — Wenn Sie mir heute meine herzliche Bitte nicht abschlagen, so wird es nur auf Sie ankommen, auch künftig an Sonnabenden mit mir hier zusammen zu treffen.“

Die jungen Deutschen nahmen diese freundliche Einladung, die ohnehin ihren ursprünglichen Absichten entsprach, mit großem Vergnügen an, und betraten das Dörfchen, welches sich durch Reinlichkeit und Zierlichkeit ganz besonders empfahl. Langsam wandelten sie mit ihrem freundlichen Wirth zwischen den artigen Wohnungen hin, den Duft der Blumen und Blüten einathmend, und sich an den fröhlichen sauber gekleideten Landleuten erfreuend, welche sämmtlich Herrn Wil-

liams als einen alten, lieben Bekannten achtungsvoll begrüßten, und auch von ihm Zusprüche herzlicher Wohlwollens empfingen. Endlich erblickten sie ein zwar ländliches, aber stotliches und geschmackvolles Wohngebäude, von neuen Garten-Anlagen umgeben, und durch eine edle, einfache Säulenhalle verziert. „Sehen Sie mein Haus!“ — sagte Herr Williams, darauf blühend! — „Nach einem Jahre werde ich Sie darin empfangen können. Für jetzt ist nur die Fagade vollendet. Die hintere Seite ist noch mit Baugerüsten umgeben, und das Innere zeigt nur noch rohe Wände. Ich muß Sie bitten, für jetzt mit mir in meinem vorläufigen Absteige-Quartier vorlieb zu nehmen, welches ich im Wirthshause des Orts aufgeschlagen habe. Das Haus — es heißt die Pappmütze — es ist gewiß eines der besten seiner Gattung bei London, obgleich der Art an keiner Hauptstraße liegt. Mäster Leads, der Wirth, ist indessen bemittelt, und ein Ehrenmann von altbritischem Schrot und Korn.“

Sie standen bald darauf vor einem einfachen, aber ansehnlichen Hause am andern Ende des Dorfes, von einem großen blühenden Obstgarten umgeben, das Schild, mit einer glänzend gemalten, und schimmernd vergoldeten päpstlichen Krone über der Thüre. Mäster Leads, der gepriesene Wirth, ein sehr wohlbeleibter, schon ällicher, aber noch sehr rüstiger Mann, saß in der dufenden Jasminlaube am Eingange des Gehöftes, und Betty, seine achtzehnjährige, sehr hübsche, und sehr artig, wiewohl ländlich gekleidete Tochter stand neben ihm.

Raum hatte Mr. Leads die Ankommenden wahrgenommen, als er lustig aufsprang, und Herrn Williams begrüßte.

„Sehr erfreut Sie zu sehen, Sir, in Wahrheit, sehr erfreut. — Wie war das Befinden die Woche hindurch? Sie kommen diesmal nicht allein. — Gute Bekannte aus London. Es ist Raum für Zwanzig im Hause, für Zwanzig in Wahrheit. Gentlemen, Ihr unterthäniger Diener. Was mein Haus vermag, steht so ehrenwerthen Gästen zu Diensten. Gewiß werden Sie den Thee in der Laube trinken wollen. — Ein artig Plätzchen für den Thee, in Wahrheit. — Betty, mein Kind, den Thee für Mr. Williams und die beiden Gentlemen in die Laube.“

Das Mädchen lief davon.

„Aber, was mir da beifällt, Betty — Betty! verdamm, sie hört mich nicht mehr. Ich hatte sie daran zu erinnern, daß Mr. Williams die Toasts ein wenig braun lieben. — Mit Erlaubnis, Gentlemen, ich muß ihr nach. Machen Sie es sich bequem unterdessen.“ Damit eilte der muntere Wirth in die Küche, von wo aus man ihn mit der Stentorstimme Befehle ertheilen hörte.

Die fernere Bedienung entsprach dem freundlichen und aufmerksamen Empfange. Sie war zwar im ländlichen Geschmacke, aber vortrefflich, und da Williams hier alle acht Tage einkehrte, so wurde er weniger als ein Gast, denn als ein hochgeachtetes Mitglied der Familie behandelt, die aus dem Wirth, seiner freundlichen Gattin, und der artigen, ein wenig schelmischen

Betty bestand. Williams zeigte sich in diesem beiteren Kreise in voller Liebendwürdigkeit. Harmlose Scherze wechselten mit feinen Bemerkungen über das Leben, und anziehend vorgetragenen Anekdoten und Reiseabenteuern. Unsere Landsleute verlebten einen höchst angenehmen Abend, einen durch Genuß reizender Natur und dörrlicher Sabbathstille erfreulichen Sonntag, und als sie am Montage Morgens, ganz entzückt von dieser Landpartie, mit Herrn Williams nach London zurückzukehren sich anschickten, erwies es sich, daß sie der Familie in der Pappmütze nicht minder gefallen, und sie wurden dringend gebeten, Mr. Williams an jedem Sonnabende zu begleiten.

Die Rückkehr an der Seite des neuen Freundes, denn Williams hatte die Jünglinge ganz eingenommen, war etwas still, im Gefühle der nahen Trennung. So erreichten die drei Wanderer den Sitz im herzoglichen Parke, auf welchem sie ebegestern Williams angetroffen. Hier stand er still, und sagte nicht ohne sichtbare Bewegung: „An dieser Stelle, Gentlemen, müssen wir uns trennen.“

„Warum hier?“ — fragte Eduard, — „ich dachte, Sie gingen nach London wie wir.“

„Allerdings,“ — entgegnete Williams, — „aber nicht auf dem nämlichen Wege.“

„Gönnen Sie uns, daß wir Sie auf dem Ihrigen begleiten.“

Ein seltsam schmerzliches Lächeln zuckte plötzlich durch Williams Züge. — „Nein,“ — sprach er sanft nach einer Pause, — „fordern Sie nicht von mir, was ich unter keinen Umständen gewähren kann. Hier verlassen Sie Ihren neuen Freund in Frieden: — Ihren neuen armen Freund. So lieb Ihnen meine Ruhe ist, folgen Sie mir von hier ab nicht weiter.“

„Ihren Wünschen fügen wir uns mit Achtung. Wollen Sie uns indessen Ihre Wohnung in London bezeichnen, damit wir in Ihren Mußestunden Sie dort aufsuchen können?“

„Ihr Besuch würde mir erfreulich und ehrenvoll seyn, ich darf ihn aber in London so wenig annehmen, als Ihnen meine Wohnung bezeichnen. Ich bedaure, daß dem also ist, ich kann es aber nicht ändern.“

„So bitten wir Sie um Ihren Besuch.“

„Es schmerzt mich, Ihre Einladung ablehnen zu müssen.“

„Könnten wir dann nicht an irgend einem öffentlichen Orte zu London zusammentreffen?“

„Entschuldigen Sie mich, auch das ist unmöglich.“

„So hätten wir keine Hoffnung, Sie wieder zu sehen?“

„In London bin ich für Sie, und jeden Sterblichen unsichtbar. — Lassen Sie sich indessen jeden Sonnabend an dieser Stelle um vier Uhr Nachmittags antreffen, hier werde ich Ihnen alldann nicht fehlen, und den Sonntag wollen wir in meinem Dörrchen verleben.“

Die Einladung war beiden Freunden angenehm, und bedenklich zugleich. Bedenklich, da Williams sie in einem Gasthause anständig, ja vortreflich auf seine Kosten bewirthet hatte, und ihr feines Gefühl ihnen

nicht gestattete, diese Höflichkeit ein zweites Mal in Anspruch zu nehmen. Sie zauderten deshalb mit der Antwort. Williams indes durchschaute ihre Bedenklichkeit, und befestigte sie, indem er ihre Hände ergriff und hinzusetzte: „Nicht wahr? Sie gehen in meinen Vorschlag ein; und ich unterwerfe mich bei Ihren künftigen Besuchen in unserm ländlichen Asyl völlig Ihren Wünschen und Ansichten. Auf Wiedersehen also, am nächsten Sonnabende, um vier Uhr Nachmittags, an dieser Stelle, wenn Wetter, oder anderweitige Vorfälle nicht hinderlich sind.“

Mit diesen Worten, und nach einem herzlichen Gruße, war der räthselhafte Unbekannte im Dickicht verschwunden.

Es ist leicht anzunehmen, daß die jungen Deutschen im Laufe der Woche sich in allen möglichen Vermuthungen über die eigentlichen Verhältnisse des räthselhaften Williams erschöpften, und an allen öffentlichen Orten umerspähnten, in der Absicht den Geheimnißvollen in dieser oder jener Gestalt zu entdecken. Es war aber Alles vergeblich, und die auf's Aeußerste Gespannten küßten Ruhe und Behagen ein. Sie waren indes nicht gleichen Sinnes. Eduard, der ältere, schwelgte in dem Bewußtseyn, endlich einmal aus der Flachheit des Lebens in ein rein romantisches Verhältniß geführt zu seyn, welches seinem Verstande etwas zu rathen, seiner Phantasie etwas auszubilden gewähre. Heinrich traute dagegen dem Unbekannten nicht recht. Ihm erschien es, als bedürfe ein unbesteckter Ruf und ein redlicher Lebenswandel solcher Heimlichkeit nicht, und er winkte darnach hin, daß es besser sey, sich mit einem Menschen nicht ferner einzulassen, der ein höchst geschickter Gauner, oder ein Abenteurer seyn könne. Er hielt es sogar nicht für überflüssig, einigen Bekannten von dem ungewöhnlichen Zusammentreffen mit Williams, von seinem seltsamen Wesen, und von seiner tiefen Verborgenheit in London Kenntniß zu geben. Der Erzähler wurde hierbei aber lebhaft daran erinnert, daß er nicht in Deutschland, sondern in England sey. Niemand gerieth über diese Mittheilung auch nur in die geringste Verwunderung. Es hieß: „Die Laune des Gentlemen bringe das wahrscheinlich mit sich: oder es liege wohl eine Wette zum Grunde.“

(Fortf. folgt.)

## Der Mann der Gräber.

Frau von Montespan wohnte dem Feldzuge Ludwigs XIV. gegen die Holländer, zwar nicht als Feldherr, aber doch als Geliebte dieses Monarchen bei. „Einige Tage nach unserer Ankunft in Dornich, erzählt sie, meldete man dem Könige, daß die Soldaten einen höchst gefährlichen Menschen verhaftet hätten, der beim Aufgraben alter Wasserleitungen betroffen worden sey, wo er Minen habe anlegen wollen.“

Der Mann ward gebunden und geknebelt, wie ein Verbrecher herbeigeführt; man stieß und mißhandelte ihn; er zitterte und vergoß heiße Thränen.

Es war ein Gelehrter, ein Alterthumsforscher! Er hatte bereits vor unserm Einfall eine Nachgrabung angefangen, sich aber genöthigt gesehen, dieselbe zu ver-

schieben. Jetzt hatte ihn aber seine außerordentliche Wißbegierde veranlaßt, der Nähe unserer Truppen ungeachtet, sein Werk auf's neue zu beginnen.

In einer alten Handschrift, die von Druiden auf Mönche vererbt war, hatte dieser Mann Nachweisungen in Betreff einer alten via oder römischen Landstraße gefunden, und da zu den Zeiten der Römer die Reichen und Großen immer längs der Landstraßen begraben wurden, so stellte unser Alterthümer hier Nachforschungen an, die für ihn sich in Goldminen verwandelten.

Als er dem Könige dies offenbart hatte, ließ derselbe ihn wieder in Freiheit setzen, und erlaubte ihm, in seinen Unternehmungen ganz ungehindert fortzufahren.

Einige Tage nachher bat er um die Ehre, Sr. Majestät einige Gegenstände überreichen zu dürfen; ich war gegenwärtig, und er zeigte uns seine aus den Gräbern hervorgeholten Seltenheiten. In dem Gewölbe eines von ihm erbrochenen Grabmahls hatte er eine große Urne von Alabastrer gefunden, worin man noch die verkalkte Asche des Verstorbenen sah. Neben diesem Gefäße enthielt ein anderes, welches sorgfältig verschlossen und bedeckt gewesen war, drei goldene, mit Edelsteinen geschmückte Ringe, zwei goldene Sporen, das ganze reich mit Silber und Gold belegte Gebiß eines Kriegspferdes; eine Art von Petschaft, welches beinahe ein Wappen darstellte; ein Halsband von großen, außerlesenen Perlen; ein Stilet oder einen Grabstichel zum Schreiben, und ein hundert silberne und goldene Münzen mit dem Bildnisse des Kaisers Domitian, der damals zu Rom und über die Gallier herrschte.

Nachdem der König diese Sachen einige Zeit betrachtet hatte, wandte er sich zu dem Gelehrten, mit der Frage: Ist das Alles, mein Herr? Wo haben Sie denn den Wein des Charon?

Sire, versetzte der Greis, hier sehen Sie die Flasche des Grabmahls! Sie ist noch durchsichtig! Den Wein der Ueberfahrt oder des Cocytus kann man noch sehen, aber er hat sich beinahe um ein Drittel verringert.

Mit vieler Mühe öffnete man die Flasche; der Wein war ohne Geruch, allein diejenigen, welche davon tranken, fanden ihn vortrefflich.

Als man die Urne umgekehrt hatte, um die Asche auszuschütten und einzugraben, fand man noch eine Inschrift, die der König sogleich übersetzte. Sie enthielt folgende Worte:

„Mögen die Götter, welche die Gräber beschützen, den Verlezer dieses Grabmahls bestrafen! Die Leiden und Unfälle, welche Aurelius Sylvius in diesem Leben erduldet, waren schrecklich genug! Möge er wenigstens Frieden im Grabe finden.“

Der ehrsame Alterthumsforscher bot mir sein Halsband von Perlen und einen seiner römischen Ringe an; ich verbat aber mit Schandern sein Geschenk. Er verkaufte dem Könige seine Münzen, und gestand, daß seine mehrfachen Nachgrabungen ihm bis jetzt hundert tausend Livres\*) eingebracht hätten.

\*) Nach jegigem Gelde viermal hunderttausend französische Franken.

„Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr,“ sagte der König scherzend; „die Drohung, welche ich übersetzt habe, lautet nicht tröstlich für Sie.“

„Diese Drohung wird mich in meinen wissenschaftlichen Nachforschungen nicht irre machen, Sire!“ versetzte das Stück von Gelehrten. „Charon, der schon lange reich ist, verachtet, wie man sieht, alle diese kleinen, verborgenen Schätze; mir sind sie hingegen sehr nützlich, und ich bringe sie sämmtlich in Umlauf, welches ihnen höchst nöthig ist.“

Bei meiner zweiten Reise nach Dornich erkundigte ich mich nach diesem Geizhalse; man sagte mir, und ich erzählte es dem Könige wieder, daß er in einem Grabmahle, welches er hatte plündern wollen, von Räubern überfallen worden sey, die ihn nicht allein beraubt, sondern ihn sogar in dem Grabe verschlossen hatten, um ihm, dem lebendig Beerdigten, die Begräbniskosten zu ersparen.

## Mein Ideal.

(Eingesandt.)

Wenn ich mir ein Liebchen freie,  
Muß sie fromm und artig seyn.  
Ganz der Liebe und der Treue,  
Ewig sich der Tugend weih'n.  
Liebchen muß vor allen Gaben,  
Sammethändchen voll und rund  
Und den Wuchs der Hebe haben,  
Und zum Küssen einen Mund.  
Dann auch braune Ringellocken,  
Purpurlippen, Füßchen klein,  
Stimmchen rein wie Silberglöckchen,  
Zähne weiß wie Elfenbein.  
Brust und Nacken überfliegen  
Lilienduft und Rosenthau,  
Auf der Stirne Engel wiegen,  
Neuglein haben Himmelsblau.  
Auf den Rosenwangen Grübchen  
Schmelz im Blicke, liebemild,  
Und recht herzig muß mein Liebchen  
Strahlen in der Schönheit Bild.  
Muß geschmückt mit Jugend Maien,  
Mit der Unschuld heiligem Schein,  
In des Tanzes frohen Reiben  
Königin des Balles seyn.  
Leicht dahin wie Zephyr schweben  
Im Gewand der Heiterkeit,  
Schwellend sich der Busen heben,  
Unterm rosenfarb'nen Kleid.  
Wenn ich mir ein Liebchen freie,  
Grade so, so muß sie seyn,  
Sich der Liebe und der Treue  
Und der Tugend ewig weih'n.  
Ach! wenn sie mir doch erschiene  
Dieses Mädchen meiner Wahl; —  
Ha! da sah ich Arnoldine,  
Sah in ihr mein Ideal.

# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 25. Januar 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 4.

### Der graue John.

(Fortsetzung.)

Als der nächste Sonnabend herankam, konnten die Jünglinge dem Orange, mit Williams zu einer abermaligen Landpartie zusammenzutreffen, nicht widerstehen. Sie fehlten daher um vier Uhr Nachmittags nicht an der bewussten Stelle im herzoglichen Park, wo Williams ihrer wartete, und sie mit Herzlichkeit empfing. Der Sonntag, welchen sie darauf in Mr. Leads Dorfwirthshause verlebten, war noch angenehmer als der vorige, und der Entschluß, diese harmlose Freude sich fortan in keiner Woche zu versagen, war, selbst bei Heinrich, bestimmender als alle Bedenklichkeiten.

So vergingen Monate, ohne daß Williams, oder die beiden Deutschen jemals von diesem Entschlusse abgewichen wären; ja jedes Zusammenseyn in der ländlichen Einsamkeit schien derselben, für die drei Theilnehmer an ihrem Genusse, eine neue Würze hinzuzufügen. Man konnte diese drei Männer in gewissem Sinne Freunde nennen, obgleich Eduard sich dem Räthselhaften inniger hingab. Williams gewann bei näherer Bekanntschaft immer mehr. Seine Bildung war vielseitig. Er hatte viel gesehen, erlebt, und erzählte vortreflich. Seine Beschreibungen ausgezeichneter Schönheiten der Natur, merkwürdiger Denkmäler der Kunst waren höchst malerisch. Seinen Schilderungen des Orients, besonders des Hindustan, welchen er mehrfach durchreisete, fehlte keine Eigentümlichkeit localer Färbung; seinen Darstellungen der Sitten und Gewohnheiten außereuropäischer Völker kein treffender Zug. Seine Erzählung brachte die Felsentempel von Salfette zur Anschauung, und die Bajaderen der Pagode zu Jagrenat verführten in seinen Worten. Er liebte mit Leidenschaft Muß und Poesie. Sein Vortrag auf dem Pianoforte war hinreißend, und Remble spielte den Shakspeare nicht besser, als er ihn las. Nie kam ein Wort über seine Lippen, welches wegen Rechtlichkeit seiner Grundsätze, Feinheit seiner Gefühle, und wegen seiner religiösen Richtung, hätte Zweifel aufkommen lassen. Auf die Welt und ihr Treiben mußte man ihn indeß nicht bringen. Dann offenbarte sich eine Bitterkeit, ein Menschenhaß, eine Menschen-

verachtung, in welcher er für die große und kleine, die vornehme und niedrige Welt, keine andere Bezeichnung kannte, als Pöbel (mob). Oft steigerte er solche Aufwallungen bis zum Hohne gegen alle Einrichtungen des Staates, und des geselligen Zustandes überhaupt, der nur mit völliger Erschöpfung und Verstimmung endete. Dann entwich er in die Einsamkeit des Gartens, oder des benachbarten Waldes, kehrte erst nach ein paar Stunden wieder, mild, weich, freundlich, wie ein gutartiges Kind. Seine früheren und gegenwärtigen Lebensverhältnisse, seinen Ursprung, seine Bestimmungen ließ er nie zur Sprache kommen, und machte es zur ernsten, festen Bedingung für seine Freunde, daß nie darnach geforscht werde. — „Ich bin da,“ — sagte er einst dem ausborchenden Heinrich, — „ist dieses nicht genug? — Ist es von den übrigen Menschen etwa bekannt, woher sie kommen, wozu sie eigentlich vorhanden sind, und wohin sie gehen werden? und doch muß man brüderlich sie sich gefallen lassen. Was ich für mich in Anspruch nehme, ist wenig mehr, als jedem Sterblichen obnehin eingeräumt werden muß. Müchten Sie dem, der sein eifrigstes Bestreben dahin richtet, Ihnen nicht gleichgültig zu seyn, dieses Wenige als persönliche Gunst versagen?“ — Seine Verborgenheit in London behauptete er ohne Unterlaß. Eduard ehrte seine Geheimnisse, Heinrich gab sich dagegen alle Mühe, ihm auf die Spur zu kommen, jedoch vergeblich. Einst suchte er Mr. Leads Meinung über den räthselhaften Gentleman zu erforschen. Kein Weg konnte aber weniger zum Ziele führen. Der Gastwirth sah die Sache als Gastwirth an. „Mr. Williams Weise, die Woche hindurch spurlos zu verschwinden, sey sonderbar, aber in Alt-England habe jeder das Recht, für sein Geld sonderbar zu seyn. Geld habe Mr. Williams genug, und ehrlich müsse es doch erworben seyn, da er einen ehrlichen Gebrauch davon mache. Seit vier Jahren verkehre der Gentleman auf gleiche Weise in seinem Hause, und sey der Wohlthäter der Gegend geworden. Uebrigens habe der Herr ja das beste Gut im Dorfe gekauft, baar bezahlt, und das schöne neue Haus werde ja bald fertig seyn. Er werde sich also im Orte niederlassen, und auf diese Weise werde es sich am sichersten ergeben, wie er zu beurtheilen sey.“

In der letzten Bemerkung lag einiger Trost für Heinrich. — „Ganz recht,“ — dachte er, — „wenn sein Haus fertig ist, muß sich aus dem Gebrauche, den er von selbigem machen wird, doch einiges Licht gewinnen lassen.“ Dieser Zeitpunkt konnte ohnedies nicht mehr fern seyn. Williams, der das nicht unansehnliche Ackerland seines Gutes unter Mr. Leads Oberaufsicht auf das Zweckmäßigste bewirtschaften ließ, wendete alle seine Aufmerksamkeit auf die Verzierung und behagliche Einrichtung seiner Villa. Eduard, als tüchtiger Zeichner, war ihm bei den sämtlichen Zusammenkünften hierzu behülflich. Je näher die Beendigung der Arbeiten am Hause indeß bevorstand, je sichtbar wurde eine Veränderung in Williams ganzem Wesen. Er wurde heiterer, sanfter, milder. Einst saß er mit allen Zeichen einer weichen Rührung neben Eduard auf einer Bank in einer Anlage seines Gartens, das Wohngebäude im Angesichte. „Dort,“ — sprach er gerührt, — „werde ich im Schooße der Natur die Unbilde der Welt vergessen. Dort wird meinem spätern Alter zu Theil werden, was meiner Jugend nur zu fremd geblieben ist — Sammlung, Ruhe und Theilnahme geliebter Wesen. — Aber wird die Furie, die meinen Fersen so lange gefolgt ist, auch wirklich diesen letzten Hafen meiner Hoffnung nicht betreten dürfen?“

„Mir scheint es,“ — erwiderte Eduard, — „daß Sie zu ängstlich in die Zukunft sehen. Verfolgte Sie bisher wirklich das Mißgeschick, so ist doch nichts beständig in der Welt, so wenig das Unglück als das Glück, und auf den Regen folgt unfehlbar Sonnenschein. Ohne dies hat der bescheiden Wünschende weniger zu befürchten von den dunkeln feindlichen Mächten, die schadensfroh den Uebermüthigen demüthigen, aber an dem Frommen öfter vorübergehen, den der Verlust zeitlicher Güter so tief nicht beugen kann, weil sein Vertrauen in Gott beruht, das ihn nicht sinken läßt, so erbittert auch die Feinde ihn ansprechen mögen.“

„Die Gnade Gottes ist indeß nicht größer, als seine Gerechtigkeit, und weiß ich, ob meine bisherigen Leiden, so sehr ich sie mir zu erschweren bemüht war, genügen, um die Ansprüche jener ewigen Gerechtigkeit aufzuwiegen?“

„Auch ich weiß es nicht,“ — gab Eduard zur Antwort, — „da ich Ihre Schuld nicht kenne, und auch nicht kennen lernen will. Wohl aber weiß ich, daß die Langmuth Gottes eben so groß ist, als seine Gerechtigkeit. Der himmlische Vater ist unser Richter, nicht aber unser Peiniger. Keine Faser unserer Schuld entgeht ihm, aber auch kein Grund zu unserer Entschuldigung, und seine allweise Barmherzigkeit unterläßt niemals, den Betrag der letztern von der Summe der erstern vollzählig abzuschreiben. Jeder, was er verschuldet, darf daher mit Hoffnung in die Zukunft sehen, und die Hoffnung wird um so klarer und verheißender sich enthüllen, je aufrichtiger die Reue war, welche der Büßer am Throne der Allwissenheit niederlegte.“

„Sie sind ein freundlicher Tröster,“ — sprach Williams, und drückte dem Jüngling die Hand. — „Glauben Sie indeß, daß die Selbstpeinigung die Gnadewirkung unserer Buße erhöhe?“

„Auf die Selbstpeinigung gebe ich zwar nichts, indem sie für die Besserung nicht Gewähr leistet, auf welche es allein zur Erlangung des Heils ankommt, Entweder ist die Selbstpeinigung ein frommer Stumpfer Wahn, oder ein trügendes Spiel frevelhafter Eitelkeit, welche genug zu thun glaubt, wenn sie die äußeren Zeichen recht auffallend erscheinen läßt, ohne das sündenverpestete Innere durch reblische, aber nicht in die Augen fallende Bestrebung zu heilen. Die Kasteiung ist dem wahren Christenthume auch fremd, welches rein geistig seine Anforderung nur an Verstand und Gemüth richtet, dagegen ist sie stets im Besolge eines grob sinnlichen Cultus, welcher die Schale für den Kern gibt. Der ascetische Mönch, der halbwahnsinnige Fakir, der betrügende Bonze, geißeln ihr Fleisch, betten sich auf Lager von spitzen Nägeln, und tragen glühende Kohlen auf ihrer Scheitel. Der ächte Christ kennt nur ein Läuterungsfeuer — sein Gewissen. Das Niedrigste, Erbärmlichste am Menschen ist die sogenannte Schönthuererei. Es gibt auch eine Schönthuererei mit Buße und Zerknirschung, die eine eben so arge Sünde ist als die Schuld, auf deren ursprünglichen Anlaß sie bethätigt wird; — oft noch eine viel ärgere. — Besserung, aber ohne prahlerischen Lärm und kindliches Vertrauen auf Gott, nur diese allein gewähren das zuverlässige Pfand himmlischer Vergebung.“

„Ich kann Ihrer Meinung nicht seyn,“ — sagte Williams. — „Es gibt Vergehen, welche die Selbstpeinigung rechtfertigen.“

„Ich kann mir,“ — behauptete Eduard, — „solche Vergehen nicht vorstellen, und möchte um Beispiele bitten.“

„Mir fällt eine Geschichte dieser Art bei, die ich zu Madras gehört habe.“ — fuhr Williams fort, — „und ich will sie Ihnen erzählen. Prüfen Sie dieselbe, und treten Sie meiner Meinung bei.“

„Robert S. war der Sohn eines ehemals reichen, durch Ungerechtigkeiten um sein Vermögen betrogenen Kaufmannes in Schottland, der, wegen Mangels an Mitteln, seine Studien, denen er fleißig in Edinburg obgelegen, nicht beenden konnte, sondern sich bequemem mußte, nach hundert Zurücksetzungen, die Handlung zu erlernen. Indes seine Armuth wies ihm auch hier eine untergeordnete dienende Stelle an, die sein stolzer Sinn nur mit heimlichem Ingrimm ertrug. Er hoffte in den Kolonien ein besseres Loos, und begab sich nach Jamaika, um dort sein Glück zu versuchen. Indes die kargen Mittel, die ihm in Folge einer kleinen Erbschaft von einem Seitenverwandten, zu Gebote standen, reichten nicht hin, ihm einen zureichenden Erwerb auf sicherem Wege zu verschaffen; er ließ sich daher in gewagte Geschäfte ein, verlor Alles, und sah sich genöthigt, um nur sein Leben zu fristen, in die Dienste eines reichen kinderlosen Planzers zu treten. Alle Mißhandlungen, wodurch der Uebermuth des Reichthums stolze Armuth in ohnmächtige Wuth versetzen kann, mußte der unglückliche Robert hier mehrere Jahre lang erdulden. Sein Gemüth wurde dadurch zu einem Menschenhaffe vergiftet, der um so glühender im Innern hervorwuchs, je weniger er äußerlich sich zeigen durfte. Der unmenschliche Prinzipal erlitt etliche große Verluste, die ihn in seinem Vermögen, nicht

aber in seinen Ansprüchen heruntersetzten. Eine zweifelhafte Forderung, von ziemlichem Belange, zu Boston, schien ein Hauptmittel zur Erhaltung seines Credits, und er schickte Robert nach jenem Handelsplatz, um sie beizutreiben. Dieser war wirklich so glücklich, die Summe, welche lange schon aufgegeben war, zum größten Theile zu erstreiten. Er meldete dem Prinzipal dieses glückliche Ereigniß, wofür er Dank und Lobspüche erwartete; wer schildert aber sein Entsetzen, als die Antwort seines unwürdigen Machtgebers ihn selbst mit dem entehrenden Namen eines Betrügers belegte, weil die Kosten, welche für das Geschäft aufgewendet worden, zu hoch erschienen, weil die Forderung nicht ganz erstritten war. Robert, außer sich vor Wuth, zerriß den Brief mit den Zähnen. Gleich darauf erfuhr er unter der Hand, daß sein argwöhnischer Prinzipal, durch einen andern Bevollmächtigten, einen Verhaftsbefehl gegen ihn habe auswirken lassen, der nur, wegen einer mangelnden Förmlichkeit, noch nicht gleich in Kraft treten könne. — „So ist es dennoch wahr,“ — rief er aus, — „es bleibt dem Menschen in dieser verderbten Welt keine Wahl, als zwischen dem Karren und dem Schelme. Lange genug bin ich in verachteter Ehrlichkeit der erste gewesen, nun wähle ich den letzten, und Niemand soll mich übertreffen.“ — Er nimmt das Geld seines Prinzipals, welches ihm bereits ausgezahlt worden, besteigt ein segelfertiges Schiff, und eilt nach Ostindien. Er legt dort für eigene Rechnung das fremde Gut in einem einträglichen Geschäfte an, und sein geraubter Mammon ist in wenigen Monaten verzehnfacht. Er speculirt immer kühner, und der böse Geist, dem er durch seine Unredlichkeit angehört, scheint ihn zu helfen. Bald ist er der Chef eines eigenen großen Hauses zu Madras. Reichthümer strömen von allen Seiten auf ihn ein, denn er hat den Betrug kennen gelernt, durch den, im Handel mit halbwilden Völkern, unermessliche Summen gewonnen werden, und die Bestechlichkeit der Beamten der ostindischen Compagnie macht ihm von der einen Seite jeden Vortheil erreichbar, während sie von der andern seine Menschenverachtung immer höher steigert, und seine Gefinnung von Grund aus vergiftet. Indes ist er nicht geboren, ein Bösewicht zu seyn. Bald steht er da, unermesslich reich, und unermesslich elend. Er sehnt sich nach Liebe, aber er glaubt an keine. Er verlangt nach stillen Glück, aber dem Sünder ist es unerreicher. — Einst wandelt er die große Treppe seines prächtigen Hauses herab, um seinen Palankin zu besteigen, und sich zu einem schwelgerischen Feste tragen zu lassen. Ein zerlumpter Bettler kniet auf der Marmorstufe, und jammert ihn mit englischen Worten um eine Gabe an. Er stoßt ihn mit dem Fuße fort, und spricht: „Hinweg du Hund! — Du würdest reich seyn wie ich, wenn auch du des Teufels wärest.“ — Der Bettler fährt auf bei dem Tone seiner Stimme. Er richtet sich empor, um wie ein gieriger Drache an ihn heran zu springen und ihn bei der Kehle zu packen. — „Hab' ich dich endlich, Schurke!“ — ruft er, — „gib mir mein Geld heraus.“ Aber diese Anstrengung hat die letzte Kraft des ausgehungerten, durch Krankheit verzehrten Jammerbildes erschöpft, er sinkt todt zu Roberts Füßen, und — dieser erkennt mit Schauer

seinen ehemaligen Prinzipal. — Die Hölle scheint in diesem Augenblicke angelweit vor ihm aufzugehen. Er läßt den Todten in sein Haus bringen, Aerzte herbeirufen, und — wiewohl erfolglos — die Mittel zu seiner Wiederbelebung anwenden. — Die Geschichte wird ruckbar, indes ohne Robert im Mindesten vor der Welt auszusetzen. Es wird durch die Aussage von Schiffern und andern Personen festgestellt, der Todte sey von Amerika gekommen, um in Ostindien einen Betrüger zu suchen, der ihm seine letzte Habe gestohlen. Er landete zu Bombay, wo er dem Gerüchte nach, den Gegenstand seiner Nachforschungen vermutete, und ihn nicht fand. Er wollte ihn im Innern von Indien suchen, ward von den Nabratten gefangen als Slave umhergeschleppt, gemißhandelt, bis er den Verstand verlor, und man ihn krank und erschöpft am Wege liegen ließ. Durch seltsame Fügungen seines Geschicks kam er darauf nach Madras, als ein verstandloser Bettler, und suchte sein Brod vor den Thüren, bis ihn, eben vor Roberts Hause, ein Zufall zum Ziele seiner Nachforschungen, aber auch zum Ende seines Lebens brachte. — Niemand ahnt in Robert den Verbrecher, aber ihm gehen die Augen über sich selbst auf. Kein indischer Richter kann ihn zur Rechenschaft ziehen, aber er verurtheilt sich selbst. Einige Monate brütet er im trostlosen Gefühle der eignen Verwerfung über den seltsamsten Planen zur Selbstpeinigung, aber alle scheinen ihm zu gering für sein Verbrechen. Ein alter Bramine ist sein Vertrauter, weil diese Kaste, in Folge ihrer Religionslehren, erfunderischer ist als Jemand sonst, in fanatischer Er tödtung der Sinnlichkeit, und weil im Busen dieses von den Engländern für halb wahnsinnig gehaltenen, in einer Einöde lebenden Einsiedlers das Geheimniß des Sünders vor denjenigen sicher bewahrt ist, deren Mitwissenschaft Robert zu scheuen hat. Alle Rathschläge indessen, welche der indische Weise ihm gibt, so oft das quälende Gefühl der Schuld ihn antreibt, sein Herz vor ihm auszuschütten, entsprechen seinen Absichten nicht. Einst zeigt ihm in einer glühenden Nacht ein Fiebertraum das Jammerbild seines Principals in Bettlerlumpen, Almosen einsammelnd. Als Robert, — so träumte er, — sich ihm nahen will, um eine Hand voll Rupien in seinen Hut zu werfen, stoßt ihn der Bettler zurück, mit dem Ausruf: „Du bist zu niedertechtig mich zu beschenken; aber büße so wie ich, damit Gott sich Deiner erbarme, wie er sich meiner erbarmt.“ — Der Unglückliche erwacht. Er eilt zu seinem Braminen. „Ich habe es gefunden,“ — ruft er ihm zu. — „Einen Weg der Buße habe ich gefunden, einzig, — fürchtbar. Er führt zu einem Zustande, der den meines ehemaligen Herrn in dem Maße überbietet, als vernünftiges Bewußtseyn im Leiden den Wahnsinn überwiegt.“ — Er bestellt hierauf sein Haus und alle seine Angelegenheiten in Indien auf das Klügste, so daß seine Reichthümer unter allen Umständen einem Neffen gesichert bleiben, den er in Schottland erziehen lassen, auch während einer vieljährigen Abwesenheit. Dann schiffet er sich nach Europa ein, Niemand weiß wozu, und — Niemand hat mehr etwas von ihm vernommen. — Der alte Bramine, welcher sein Vertrauter war, hat mir, — nach dem

Verlaufe vieler Jahre seit dem Verschwinden des unglücklichen Robert, — seine Geschichte, so weit sie ihm selbst bekannt war, erzählt, und Sie — mein Freund, — mögen entscheiden, ob dieselbe die Selbstpeinigung des Sünders rechtfertigt, oder nicht.“

„Diejenige Selbstpeinigung,“ — erwiderte Eduard, — „allerdings, welche aus innerer Bußfertigkeit und Reue besteht, zu welcher aber keine künstlich ausgesponnenen Pläne vernünfteln den Scharfsinnes, sondern nur Regungen eines nach Besserung strebenden frommen Herzens gehören; nicht aber die sinnliche Selbstpeinigung, welcher hauptsächlich äußere Zeichen genügen. — Wer weiß, wach' ein Leben voll Dual und Entbehrung Robert für sich in seinem Wahne gewählt haben mag; — wissen wir indessen, ob ihn dieses Leben gereinigt, veredelt und beruhigt, nicht bloß beschwichtigt hat? Jener innern Selbstpeinigung konnte Robert aber auch in seinem Pallaste, und im würdigen Gebrauche seiner Reichthümer mit dem besten Erfolge nachhängen. Man merkt, daß ein abergläubischer überspannter Götzendiener sein Rathgeber und Vertrauter gewesen, und, vor Allem, gestehen Sie, mein Freund, Ihr Robert selbst war viel weniger ein Reuiger, als — ein Sonderling, — weniger ein demüthiger Christ, der den Himmel erwerben will, als ein geängsteter Rabob, der sich vor dem Teufel fürchtet.“

Williams warf nach diesen Worten einen seltsamen Blick auf den jungen Freund, — schwieg eine Weile, sprach dann über eines andern gleichgültigen Gegenstand, und entfernte sich schon nach wenig Worten.

(Fortf. folgt.)

Liebe aus Wahnsinn und Wahnsinn aus Liebe.

In Dublin lebte vor Kurzem ein junger Arzt, welcher seines Berufs halber öfter ein Hospital zu besuchen pflegte, an welches eine Privat-Irrenanstalt dicht anstieß. Eines Tages ward er von einem klagend wehmüthigen Gesang in dem Garten des Irrenhauses aufmerksam gemacht. Aus Neugier erkletterte er die Gartenmauer, und sah unten ein wunderschönes Mädchen in trübsteinigster Geistesabwesenheit da sitzen, wie Sterne's Maria, während sie die Blätter einer Rosenknospe zu ihrem Liede zerpflückte. Als sie den Kopf in die Höhe hob, und den Fremden gewahrte, lächelte sie, und winkte ihm näher zu kommen. Nach einem augenblicklichen Besinnen sprang er von der Mauer hinab, und setzte sich neben sie hin. — Ihr Geist schien sich im Zustande der vollkommensten Simplität zu befinden. Die Zerrüttung ihrer Verstandeskräfte hatte sie zu einem vollkommenen Kinde umgeschaffen; und als sie ihr dunkles, ausdrucksvolles Auge auf das seine bestete, lächelte sie und liebte ihn, und sang aber und abermal das Lied, welches er zuvor von ihr gehört hatte. Sie forderte ihn dann auf, sie wieder zu besuchen, und stiftete ihm bald das befrigte Gefühl der Liebe ein. Die Heilung ihres Gemüths ging nun so rasch von Statten, daß dadurch die Aufmerksamkeit des Vorstehers der Anstalt rege ward. Er entdeckte und unterfagte die Zusammenkünfte; ein bestiger Rückfall in den Irrenn war die Folge des Verbots. — Man berichtete den Fall den Eltern des Mädchens, und diese

beschlossen, den jungen Mann zu bitten, die Besuche bei dem Mädchen fortsetzen zu wollen, und der Sache ihren Lauf zu lassen. Die Genesung der Kranken ging abermals so rasch vor sich, daß man bald darauf dieselbe aus der Anstalt nach Hause nahm. Der Arzt besuchte sie noch einigemal bei den Eltern, worauf er sich von Berufs wegen genöthigt sah, für einige Zeit Irland zu verlassen. Nach einer langen, durch die vorherige Erschöpfung herbeigeführten Kränklichkeit, und einer langsamen Genesung von einer Reihe von Rücksällen — wurden am Ende die geistigen Kräfte des Mädchens vollkommen wieder hergestellt.

Bei seiner Rückkehr nach Irland slog der junge Mann voll Sehnsucht nach der Wohnung des Mädchens, die ihm, ohnerachtet der langen Abwesenheit, nie aus Sinn und Gedanken gekommen war. Ihre Familie empfand für ihn die wärmste Dankbarkeit, in Rücksicht, daß er das Werkzeug der Genesung der Jungfrau gewesen; allein dem Erfolg des Wiedersehens sah dieselbe mit der peinlichsten Ungewißheit und Verlegenheit entgegen. Das Mädchen hatte seit lange schon seinen Namen nicht genannt; er schien aus ihrem Gedächtnisse entschwunden zu seyn, wie die Erinnerung auf ihren vormaligen Zustand, sammt allen dabei stattgehabten Nebenumständen; und nun war der Augenblick gekommen, wo es sich zeigen sollte, ob irgend etwas den Strom ihrer Erinnerung auf die Periode ihres zerrütteten Verstandes zurückleiten werde. — Der unglückliche junge Mann erholte sich nie wieder von den Folgen dieses Wiedersehens. Sie empfing ihn wie einen vollkommen gleichgültigen Fremden, mit aller möglichen Ruhe und kalter Höflichkeit, und konnte nur mit Mühe ihr Erstaunen verbergen über seine Aufregung und sein verzweifelndes Wesen, in das er ausbrach, als er es nur zu begründet fand, daß sie sich ihrer gegenseitigen zärtlichen Neigung nicht im geringsten mehr erinnerte. Was er auch anfangen mochte, derselben ihr ehemaliges Verhältniß ins Gedächtniß zurückzurufen — sie hörte seine deutlichen, aber ihr unverständlichen Winke mit Staunen und Ueberraschung an. Er fand daher, daß hier nichts weiter zu thun sey, als zu versuchen, ob er einen neuen Eindruck auf ihr erneutes Herz machen könne. Der Versuch mißlang, da das Mädchen einen geheimen Widerwillen gegen ihn begte. Auch heirathete sie bald darauf einen Andern. Ihr Liebhaber gerieth darüber bald in Verzweiflung, und verließ die britannischen Inseln, um als Pselhellene nach Griechenland zu gehen, wo er in dem Gefecht auf Sphacteria verwundet wurde. Die Ungeschicklichkeit eines eingebornen Wundarztes, und die ungesunde Luft von Ptilos, im Bunde mit schlechter Diät und noch schlechterer Pflege, stürzte ihn in eine auszehrende Krankheit, mit Anfällen von Irrenn untermischt, woran er endlich in Smyrna starb, mit dem Wunsche, daß ein Ring, welchen er zum Andenken seiner Mutter am Finger trug, mit ihm begraben werden möchte — so wie auch ein Medaillon, das er um den Hals gehängt und geborgen hielt, und das eine Locke von rabenschwarzem Haar einschloß, vermuthlich einst dem Gegenstande seiner zärtlichen Erinnerungen angehörig.



# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 1. Februar 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 5.

Der graue John.

(Fortsetzung.)

Der Herbst kam unterdessen heran, und Williams Landhaus war so weit fertig, um bewohnt werden zu können. Er veranstaltete an einem Sonntage ein ländliches Fest zu dessen Einweihung, bei welchem er sämtliche Dorfbewohner in der Scheune, im Hause indessen die Familie des Mr. Leads, die beiden Deutschen, den Pfarrer des Ortes, und einige gebildete Nachbarn trefflich bewirthete. Betty, Mr. Leads reizende Tochter, machte die Wirthin des Hauses, und war ganz Fröhlichkeit und Lust. Gegen Ende der Tafel erhob sich Williams, und trank mit glühenden Wangen, und einem zärtlichen Blicke nach dem Mädchen hinüber, auf das Wohl der künftigen Geblüeterin dieses Landstüßes. Was Jedermann schon seit dem Anfange des Mahles geahnet hatte, kam zur Sprache. Mr. Leads erklärte, mit behaglichem Schmunzeln, seine Tochter als Braut des sehr achtbaren Mr. Williams, der bereits am Morgen beim Vater um sie erworben, und Betty's, so wie der Eltern, herzliches Jawort erhalten habe. Zugleich bediente sich Mr. Leads, wie er sich ausdrückte, der Freiheit, die ganze Gesellschaft zur Hochzeit bei sich einzuladen, welche binnen vier Wochen in seinem eigenen Hause gefeiert werden solle.

Niemand vernahm die Kunde von dieser Hauptveränderung, welche der Sonntagsgesellschaft in der Pappmütze bevorstand, mit größerer Theilnahme als Heinrich. Nach Tische trat er zu Eduard, und sagte ihm auf Deutsch, welches Niemand sonst in der Gesellschaft verstand: „Gottlob! nun er den Liebhaber machen, und sich zum Ehemanne bequemen wird, muß er sein geheimnißvolles Treiben entweder aufgeben, oder aufklären, und man wird so oder anders den Verdacht gegen dasjenige, was er sechs Tage der Woche in tiefer Verborgenheit treiben mag, los.“ —

Eduard lächelte, und setzte entgegen: „wenn er aber dessen ungeachtet sein geheimnißvolles Treiben weder aufgibt, noch erklärt — wie dann?“ —

„Dann“ — eiferte Heinrich — „hat er den Teu-

fel im Leibe, und ich wenigstens kann nicht länger mit ihm verkehren.“

Der Erfolg zeigte, daß Eduard sich nicht geirrt habe. Williams war an jedem Sonntage der zärtlichste Verlobte bei seiner Braut, aber die Woche hindurch war er unsichtbar wie bisher. Wie er sich dieserhalb mit Betty und ihren Eltern verständigt, konnten die beiden Freunde nicht erforschen; daß aber Alle von seinen zureichenden Gründen zu so seltsamem Verfahren, und von dem wie? und wo? seiner wöchentlichen Verborgenheit nichts wußten, gestand Betty einmal selbst dem ausborschenden Heinrich, doch, wie es wenigstens schien, ohne deshalb von Neugierde geplagt zu seyn, denn das Mädchen achtete den Bräutigam wirklich, und war um so bereitwilliger, sich seinem Willen zu fügen, als das zeitliche Glück, welches sie machen sollte, für ihre Ansprüche ein sehr erhebliches war.

Das Brautpaar wurde förmlich in der Dorffirche aufgeboden: Master John Williams aus London, mit der Jungfrau Elisabeth Leads, ohne weitere Bezeichnung des Ursprungs oder der Verhältnisse des Bräutigams. Es folgte so wenig ein Einspruch, als solcher erwartet wurde. — Williams erklärte seinen Willen, der künftigen Gattin ein jährliches Einkommen festzustellen, das, unabhängig von seinem Leben, und seinen persönlichen Verhältnissen, ihren Unterhalt anständig sichere. Er verschrieb ihr daher vor Gericht sein im Dorfe angekauftes Gut, nebst Haus und allem Beilasse, als freies Eigenthum, und legte ein Kapital baar für sie nieder, welches ihr außerdem eine zureichende Rente gewährte. An seiner zärtlichen Sorgfalt für Betty, und an der Redlichkeit seiner Absichten war demnach nicht zu zweifeln.

Die Hochzeit fand am bestimmten Sonntage statt. Das Wetter war schön, warm und hell, und die alten Frauen im Dorfe prophezeiten eine glückliche Ehe. Das Fest war still, ländlich, aber beiter. Die beiden jungen Deutschen waren bei demselben zugegen. Williams Stimmung zeigte ein Schwanken zwischen Wehmuth und Freude. Betty war eine glückliche Braut.

Am Morgen nach der Hochzeit machten sich die bei-

den Freunde fast mit Tagesanbruch auf den Weg, um, eines für diesen Tag vorher anberaumten Geschäftes wegen, London früh zu erreichen. Sie vermutheten das ganze Haus, besonders das neue Ehepaar, noch im tiefsten Schläfe und schliefen sich, kaum von dem getreuen Haushunde angebellt, durch die Hintertüre, den Garten, um von dort die Straße zu erreichen. Sie hatten diese indeß noch nicht erlangt, als eine Stimme ihnen nachrief, und sie zu warten ersuchte. Es war Williams, der sich zu ihnen gesellte, und sie freundlich zur Rechenenschaft darüber aufforderte, weshalb sie diesmal seine Begleitung nach London, die sie bisher an jedem Montage angenommen hätten, verschmähen wollten?

„Weil wir als gewiß annahmen, Sie würden nun Ihre junge Gattin nicht verlassen, und Ihr Verschwinden in den Wochentagen aufgeben,“ erwiderte Heinrich gespannt.

„Im Geringsten nicht. Für's Erste bleibt Alles beim Alten,“ antwortete Williams, und das Gespräch stockte. Man erreichte stumm den Ort der Trennung, und schied dort mit nicht vielen Worten.

Williams führte wirklich seinen Vorsatz mit der bisherigen Pünktlichkeit aus, und Betty schien sich willig in diese Sonderbarkeit zu fügen, da die Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit ihres Mannes an den Tagen ihrer Vereinigung sie für die Entbehrungen so gut als möglich entschädigte, und weil der Ueberfluß, in dem sie lebte, sie zur Nachgiebigkeit stimmte gegen den Stifter ihres Glückes. Später hat sie gestanden, wie Williams es zur ausdrücklichen Bedingung des gegenseitigen Bundes gemacht, daß sie nie versuchen wolle, dem Geheimnisse seiner wöchentlichen Abwesenheit vorwiegend näher zu treten, bis die Umstände es ihm gestatten würden, ihr ganz und zu allen Zeiten anzugehören. Nun fing auch Eduard an, hinter Williams etwas Unheimliches zu ahnen. Die Jünglinge besuchten daher seinen ländlichen Zufluchtsort immer seltener, besonders da es ihnen nicht zusagte, dort seine und seiner Gattin Gassfreundschaft oft in Anspruch zu nehmen; denn auch für sie hatte, durch Williams Einrichtung in seinem dortigen Wohnsitze, das fröhlich ungewzwungene Wirthshausleben in der Papstmütze sein Ende erreicht.

Mit Anfang des nächsten Frühlings verließen die beiden Freunde ohnedies England, um sich nach Nordamerika zu begeben, wo sie zwei Jahre lebten, ohne jemals Nachricht von Williams erhalten zu haben.

Als sie nach England und London zurückgekehrt waren, verfehlten sie nicht, am ersten geschäftsfreien Sonnabend sich nach dem wohlbekanntem Dorfe zu verfügen. Sie fanden bei dem dienstfertigen Mr. Leads in der Papstmütze Alles unverändert, in Beziehung auf Williams aber Alles umgestaltet, und sie erfuhren mit wenigen Worten den schaudervollsten Ausgang der so räthselhaft mit ihm geschlossenen Verbindung der armen Betty.

Williams war länger als ein Jahr der zärtlichste, aufmerksamste Gatte für Betty, der lebenswürdigste Freund für seine wenigen Bekannten in der Nachbar-

schaft des Dorfes, ohne indessen an seiner bisherigen Lebensweise auch nur das Mindeste zu ändern. Man gewöhnte sich daran, und Niemand hatte etwas dagegen. Betty hatte ihn einst gefragt: ob er noch lange bei seiner geheimnißvollen Lebensweise bleiben werde? „Gott sey Dank, nein,“ — hatte er geantwortet, — „nur noch drei Monate, und dann werde ich Dich niemals mehr verlassen, bis mich der Tod abbrust.“ — Die junge Frau, welche ohnedies noch kinderlos war, erfreute sich an dieser nahen Aussicht; jedoch, — seltsame Beschaffenheit des menschlichen Gemüths! — bald war diese anfangs so befriedigende Verheißung der Stachel zur Erregung einer peinlichen innern Unruhe. — „Wenn er auf einmal seine bisherige räthselhafte Lebensweise aufgeben kann, welche Umstände bewogen ihn, so lange darin zu verharren, und ihre zureichenden Gründe so ängstlich, selbst vor den Blicken derjenigen zu verschleiern, welche ihm die Nächsten sind?“ — Einige Zeit trug sie diesen Gedanken mit sich herum, wurde stiller, und stiller, und Williams bemerkte, und errieth bei seiner nächsten Anwesenheit den Anlaß ihrer Bestimmung. — „Beruhige Dich, und forsche nicht ungerufen nach meinen Geheimnissen,“ — äußerte er ernst. — „Es ist ein furchtbarer Dämon, der bald seine, ihm vom Schicksal bestimmte Frist ausgelebt haben wird. Der aber, bis zum letzten Augenblicke seines Daseyns, die Kraft hat, Dich und mich rettungslos zu verderben, wenn Dein Vorwitz es wagen sollte, ihm in den Weg zu treten.“

Diese Worte spannten die Einbildungskraft zu hoch, erregten zu sehr die Neugier, als daß sie hätten zur Warnung gereichen können. — Wehe, daß der wankenden Psyche niemals die neidischen, Böses rathenden Schwestern fehlen! Betty schloß ihr, von allerhand Vermuthungen und Ahnungen getheiltes Innere zweien Freundinnen auf, an deren Treue die unerfahrene junge Frau nicht zweifelte, ob sie gleich, durch Neid angefeuert, Betty's Ruhe und Glück längst sich zur Beute erlesen, und unter falschen Vorspielungen zärtlicher Sorgfalt, denselben nachspürten mit lachender Begierde. — Die beiden Uebelwollenden beklagten erst die junge Frau von Herzen, vergossen Ströme von Thränen, und gaben ihr auf listige Weise den Argwohn, als verdeckte Williams Heimlichkeit eine Kette schauderhafter Verbrechen. Eine wollte diese, die andere jene gegründete Vermuthung über Williams eigentliche Verhältnisse gehört haben, und alle waren schwarz und trostlos wie die Nacht. Ein Herr aus der Gegend, der kürzlich zwischen Bristol und London durch einen Highwayman war beraubt worden, wollte in Williams Antlitz, daß er kürzlich in der Kirche gesehen, die Züge des Straßenräubers erkannt haben. Ein ehrwürdiger Geistlicher habe behauptet, Williams nähere sich vom Taschendiebstahl, man könne ihm nur nichts beweisen, indem er sich nie betreffen lasse, und er sey, nach einem in den französischen Blättern befindlichen Signalement, ein berücktigter, von den Galeeren zu Toulon entsprungen Verbrecher. Ob Betty etwas von diesen Neuerungen glaubte, und wie viel? steht dahin; die Gewisheit, daß solch' entehrender Verdacht hinsichtlich ih-

res Gatten rege geworden, genügte, sie zur Verzweiflung zu bringen. Was konnte es ihr helfen, daß der Austritt ihres Gemahls aus dieser verdächtigen Heimlichkeit nahe bevorstand; was geschehen war, blieb doch geschehen, und wie auch sein Betragen in der Zukunft beschaffen seyn mochte, so blieb doch ein Brandmahl auf seiner Vergangenheit, welches jeder Uebelwollende nach seinem Belieben durch böse Nachrede vergrößern, oder verewigen konnte. Die beiden Freundinnen theilten, wie sich von selbst versteht, die Ansichten der geängstigten jungen Frau von ganzem Herzen; sie hätten aber sehr unerfahren seyn müssen in der Kunst, häusliches Glück zu zerstören, wenn sie mit aufgespannten Segeln dem vollem Winde von Betty's bösen Ahnungen ohne Weiteres sich hingegeben hätten.

Es lag ihnen hauptsächlich daran, das Geheimniß vor aller Welt enthüllt zu sehn, und Betty sollte ihnen als Werkzeug dazu dienen. Sie seyen, versicherten sie, fest überzeugt, daß alle Gerüchte über Williams Lügen seyen, daß er keinesweges den Namen eines Verbrechers, sondern nur den eines Sonderlings verdiene, und daß die böse Welt am sichersten davon Ueberzeugung erhalten könne, wenn Betty, seines ausdrücklichen Verbots ungeachtet, seinen räthselhaften Schritten heimlich folge, und wider seinen Willen in sein Geheimniß eindringe. Gewiß werde sie alsdann den Gemahl gut, redlich, und unschuldig finden, und um so sicherer alles arge Gerede der Welt in der glücklichsten Ueberzeugung vom Gegentheile, das alsdann über kurz oder lang doch allgemein bekannt werden müsse, verachten.

Betty fand dieses Mittel sehr zweckmäßig, und schauderte zugleich davor zurück, — aber dieser Schauder eben hatte auch wieder etwas Lockendes. Sie verdankte ihrem Gatten Wohlstand, Lebensgenuß, und tausend Beweise der zärtlichsten Liebe und Sorgfalt; es schien also, wenn auch nicht Gegenliebe, so doch Dankbarkeit sie aufzurufen, seinen Willen bei der einzigen Veranlassung zu ehren, bei welcher er ihn jemals, im Gegensatz des übrigen, geltend gemacht. Aber es lag auch für sie gerade im Verbotenen eine kräftige Anreizung, und eine um so kräftigere, als ihre Phantasie immer geschäftiger wurde, durch Vorspiegelung höchst seltsamer und wunderbarer Entdeckungen ihre Neugier zu spannen. Sie gab sich dieser Neugier nach einigem Kampfe hin, und das Verderben ihres Gatten war beschlossen. — Was indessen geschehen sollte, mußte bald geschehen. denn Williams hatte die Aenderung seiner Lebensweise schon, als in ein paar Wochen bevorstehend, angekündigt. Der nächste Montag ward festgesetzt für die Ausführung des gefährlichen Planes.

So waren Williams und Betty noch nie zusammengetroffen als an diesem Sonnabende. Ihr Betragen, so zärtlich sie es auch einzurichten strebte, um sich nicht zu verrathen, hatte diese Spannung, welche verstellter Aeußerung jederzeit eigen ist. Seine Stimmung war ungewöhnlich weich und wehmüthig, ja man durfte sie ahnungsvoll nennen. — Es folgte ein trüber Sonntag. Man hatte bemerkt, daß Williams Auge sich häufig mit Thränen füllte, wenn er, wie er

währte, unbemerkt, seiner Gattin mit den Blicken folgte, die ausgelassen lustig schien.

Der unselige Montag war angebrochen. Williams konnte kaum enden, von Betty Abschied zu nehmen. Diese wurde dadurch erweicht, und ihr guter Geist gab ihr folgende Worte ein: „es ist eine Vorbedeutung, daß wir uns heute so schwer von einander trennen. Gehe nicht von mir, theurer John. Gib schon heute eine Lebensweise auf, die Du in Kurzem doch ablegen willst. Bleibe von heute an bei mir, und laß uns alles Gerede der Welt verachten, welche Deine Art zu seyn so arg beurtheilt.“

Williams Rührung schien einem bittern Gefühle Platz zu machen. „Thut das die Welt?“ — rief er höhnlisch, — „nun so wäre es unbillig, sie eines so feinen Genusses, als die lieblose Verläumdung ihr ist, zu berauben. Dnedies kann, darf, und will ich noch nicht, was Du forderst. Lebe wohl, theure Betty.“ — Er riß sich los, und eilte davon.

(Schluß folgt.)

### Nordpol-Expeditionen.

Bekanntlich hat noch keine der bisherigen Nordpol-Expeditionen ihren Zweck erreicht, weil jedes Fahrzeug durch die um die Polgegend gelagerten Eismassen am weitem Vordringen verhindert wurde. Nun aber soll sich ein Schiffslieutenant, welcher den Captain Parry auf seiner Expedition bereits begleitete, erboten haben, das Wagesstück zu bestehen. Er will nämlich zu Schiffe so weit als möglich vordringen, dann einen hierauf eigends eingerichteten Luftballon füllen, und die daran hängende verschlossene Gondel, welche vier Personen fassen muß, auf einen Monat mit Lebensmitteln und auch mit Wasser (?) versehen, und nun den Zeitpunkt abwarten, wo der Wind nach dem Nordpol bläst. Dann werden die Luftschiffer sich die von Howe gefundenen heizbaren Kleider anziehen, und so hoch über die höchsten Eisberge binnen ein Paar Tagen an das ersehnte Ziel schweben, und dabei von oben herab zugleich eine Uebersicht der ganzen Polargegend haben.

### Kunstreiter in Amerika.

Zwei der gewandtesten und künsten Kunstreiter befinden sich jetzt in Philadelphia. Der Eine, Ariosto Furiso, ist ein geborner Corsikaner, der Andere stammt von den berühmten Osagen ab, und führt den kurzen Namen: Nibaakogangabnaowich (d. h. Luftspringer, welcher schneller fliegt, als ein Pfeil). Unter andern merkwürdigen Kunststücken umkreisen sie in tausenden Galopp, jeder auf einem ungesattelten Pferde, die Rennbahn in entgegengesetzten Richtungen, während sie sich selbst aufs Schnellste fortwährend drehen. In denselben Augenblicke aber, wo sich beide Reiter mit Widdeseile begegnen, wechseln sie mit einer Luftschwung die Pferde, und fliegen nun, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, in der entgegengesetzten Richtung in der Kreiebahn weiter.

## Ali Pascha's Kopf.

Dr. Walch berichtet, daß der Kopf des ermordeten Ali-Pascha nach Constantinopel geschickt und dort auf einer großen Schüssel der öffentlichen Neugierde ausgestellt wurde. Da dieser Ali in ganz Europa durch seine Nichtswürdigkeit berühmter und besonders in England durch die Unterhandlungen mit dem redlichen Sir Thomas Maitland und die Stanzas „Child Herald's“ bekannt war, so glaubte ein Engländer in Stambul durch den Ankauf dieses Kopfes mit der Schüssel ein vortheilhaftes Geschäft zu machen, um ihn dann in London für Geld zu zeigen. Ein alter Freund Ali's hatte dem Nachrichten aber einen noch höheren Preis zugesagt und so wurden denn die Reste des Pascha's, seiner drei Söhne und seines Enkels, welche, dem dortigen Gebrauch zufolge, dem Alten zur Gesellschaft mit enthauptet worden waren, in ein Grabmal dicht vor den Thoren versenkt, und ihre Ruhestätte mit einer Inschrift bezeichnet.

## M o d e n.

In Paris haben die Schneider versucht, nach neuester Mode die Damen den ägyptischen Mumien ähnlich zu machen; die Schönen haben aber meist gefunden, daß ein solches Costüm ihnen nach dem Tode mehr zusagen werde als im Leben. Dies ist übrigens nur Eigenliebe, keine Furcht; denn die Pariser Damen sind so kühn, selbst von dem Teufel, d. h. dem theatralischen, eine Mode zu borgen; sie tragen jetzt Hahnenfedern auf den Hüten, was die Männer ominös finden, da bekanntlich auf ihre Kosten aller Fraueneuß ange schafft wird. Auch in England kommen diese Hahnenfedern auf den „Freischüg-Hüten“ der Damen in Gebrauch, und demnach scheint „Samiel“ der Mode-Lieferant zu seyn.

## E l i s a b e t h,

### Landgräfin von Thüringen.

Die Sonne sinkt und kühle Lüfte wehen  
Erquickung in das freundlich stille Thal,  
Der Tannenwald erglüht im Abendgold  
Und Purpurglanz bemahlt die Bogenfenster  
Der Fürstenburg mit wunderschöner Pracht,  
Die stolz und kühn auf hohem Felsen thronet,  
Ein Riesenbild aus alter deutscher Zeit!  
Hier lebt, mit hohen Tugenden geschmückt,  
Mit Schönheit der Gestalt und Seelenadel,  
Elisabeth des Landgrafen Gemahl.  
Und dankbar blickt der Thüringer empor,  
Wenn sich die holde Fürstin ihm nur zeigt;  
Denn in dem Kranze, der ihr Haupt umstrahlt,  
Glänzt auch des Wohlthuns schöne Blume noch.  
Wie nun der Abend naht und Stille sich  
Auf Feld und Hain und Fluren niedersenkt,  
Der Hirsch mit stolzer Ruh' den Wald verläßt,  
Und in den Zweigen klagt die Nachtigall;

Da öffnet sich des Schlosses Seitenpfortchen,  
Und von der Abendröthe wie verklart,  
Gebüllt in ihres Schleiers Luftgewebe,  
Tritt aus der Burg die Fürstin mit der Jose.  
Ein Körbchen trägt sie in der Hand, gefüllt  
Mit reicher Gabe für die Armen, Kranken,  
Sie eilt den Berg hinab zum Brunnen hin,  
Wo täglich sich die Thalbewohner sammeln  
Und Trost und Hilfe bei der Fürstin suchen,  
Die ihnen naht in hoher Himmels-Schönheit,  
Wie eine Gotttheit Segen nur verbreitend!  
Da tritt ihr Schwager zornig auf sie zu,  
Der Dornen nur auf ihren Pfad gestreut,  
Und fragt mit wildem zornentflamtem Blick:  
„Wo eilt ihr hin und was enthält der Korb?“  
Und zitternd, zagend, wie die Lilje bleich,  
Dann höher glühend wie die Purpurrose,  
Das fromme Aug' zur Erde hingesenkt,  
Spricht sie: „ach Herr! ich pflückte Blumen nur!“  
Doch zornig reißt er schnell das Tuch hinweg,  
Womit Elisabeth den Korb verhüllte,  
Und Blumen liegen statt des Goldes drin;  
Die strahlen ihr in wunderschönem Glanz,  
Wie keine je auf Erden blüh'n, entgegen.  
Die Fürstin hebt verklart den Blick empor,  
Es flieht die ird'sche Hobeit aus dem Herzen;  
Dann legt sie ab die reichen Prunkgewänder  
Und lebt fortan, wie eine Himmelsbraut,  
In eines Klosters friedlich stillem Raum,  
Als heilige Elisabeth verehrt!

Jahrhunderte entflohn im Lauf der Zeit,  
Und von der Fürstenburg auf steilem Fels,  
Mit ihren Thürmen, Zinnen, hohen Hallen,  
Wo einst die Herrscher Thüringens gelebt,  
Steht einsam untr der Mauern Reste noch,  
Und nur die Gule birgt sich im Gestein.  
Ein Pfeiler steht noch von dem Bogenfenster,  
Aus dem Elisabeth mit Engelsmilde  
In's freundlich stille Thal hinabgeschaut. —

Wie sie die reichen Gaben rings vertheilt,  
Und Segensfülle um sich her verbreitet, —  
Dies schöne Bild hat eine hohe Frau  
Aus deutschem Fürstenhause sich gewählt,  
Im heitern Spiele freundlich vorzustellen.  
Auch sie schmückt Seelenadel, Engelsgüte  
Und schöner noch als der Gewänder Pracht,  
Das bunte Farbenspiel des reichen Schmucks,  
Glänzt ihr verklarter Blick, womit sie rings  
So wie Elisabeth die Gaben spendet.  
Doch was im schönen Bild sie vorgestellt,  
So ist sie selbst die fürstlich hohe Frau,  
Und in dem Kranze, der ihr Haupt umstrahlt,  
Den hohen Tugenden unsterblich zieren,  
Glänzt auch des Wohlthuns schöne Blume nah.

# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 8. Februar 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 6.

Der graue John.

(Schluß)

Dieser Abschied hatte der jungen Frau ihre alten Vorsätze wiedergegeben. Sie wirft eilig ihre gewöhnliche Kleidung ab, um die einer Bäurin anzulegen. Sie nimmt einen großen Korb mit feinem, für die Jahreszeit noch seltenen Obste auf den Arm, wie es zu London von den Bäurinnen der Umgegend gewöhnlich zu hohen Preisen ausgedoten wird, und folgt Williams in so weiter Entfernung, daß sie ihn zwar nicht aus den Augen verlieren, aber nicht von ihm bemerkt oder erkannt werden kann. — Er nimmt den gewöhnlichen Weg durch den Park des Herzogs von D., aber er weicht diesmal nicht von dem großen Pfade ab, der ihn unmittelbar in die Straßen der Hauptstadt führt. Da es früh ist für London, so zeigen sich in dem Gewühle noch wenig vornehm gekleidete Personen, und Betty kann ihren Mann, ungeachtet der Menge, stets im Auge behalten. Er eilt rastlos vor ihr her, ohne sich umzusehen. Mit klopfendem Herzen folgt sie ihm von Straße zu Straße. Er scheint absichtlich ein Stadtviertel nach dem andern in Kreuz- und Quergängen zu durchwandeln, um nicht zu lange in einer Straße den Blicken der Vorübergehenden ausgesetzt zu bleiben. — Wird er nicht endlich sein Ziel finden? Ein Zehntel von London hat er schon durchstrichen. Betty achtet ihre zunehmende Müdigkeit nicht, und strengt ihre äußersten Kräfte an, ihm nachzukommen. Sie sind bereits in der City. Die Menge wogt mit betäubendem Geräusche von beiden Seiten, aber durch dieses Geräusch vernimmt Betty nur die flüchtigen Tritte ihres Gemahls, der jetzt nur wenige Ellen vor ihr geht. — Oft wird er durch den Andrang ihren Blicken entzogen, und ihre Angst steigt fast bis zur Ohnmacht. Dann sieht sie wieder seinen Oberrock von erbsfarbendem Cashmir, seinen weißen Castorhut eine weitere Strecke vor sich, und besüßelt mit der höchsten Anstrengung ihre wankenden Schritte. — Sie sind nun in der Nähe der Börse. Williams biegt nun den unbeflasteten Nebenweg ein, der zum Seitenflügel dieses Gebäudes führt, und der

am häufigsten von den vornehmeren Kaufleuten erwählt wird, um dem Pöbel an der Hauptfacade auszuweichen. Betty ist dicht hinter ihm. Aber die Straße ist mit Hunderten angefüllt, die ähnlich gekleidet sind, als Williams. Sie steht seinen Castorhut noch einmal auf-tauchen unter dunkleren Kopfbedeckungen. Zehn Schritte weiter leuchten wenigstens dreißig solcher Hüte. Ihr Merkzeichen leitet ihre Blicke nicht mehr, und Williams — ist verschwunden. Sie steht rathlos, müde zum Umstinken. Soll sie umkehren? — Ihre letzten Kräfte scheinen sie zu verlassen. Soll sie Bekannte in London aussuchen, um sich auszuruhen? — Sie hat deren wenige, Vertraute gar keine, und wie soll sie ihre Verkleidung erörtern? Zuletzt entschließt sie sich dennoch wieder zur Heimkehr, und kaum hat sie den Entschluß gefaßt, so scheinen alle ihre verlorenen Kräfte wiederzukehren, und eine unsichtbare Macht scheint sie anzutreiben, so schnell als möglich diese unheimliche, finstern Mächten geweihte Stelle zu verlassen. Sie wendet sich, da hält sie eine Obsthändlerin auf. „Wie theuer diese Pfirsiche, diese Aprikosen, diese Ananas, diese Frühkirchen? — Ich kaufe Alles.“ — Betty schwindelt es. — Soll sie den Verkauf für den annehmbaren Preis, der gleich geboten wird, verweigern, um schnell loszukommen, so veranlaßt dies Erörterungen, Aufenthalt, und ihre Verkleidung kann entdeckt werden. Sie geht den Handel ein. Die Obsthändlerin zählt nun die Früchte stückweise in ihre Körbe, jede sorgfältig untersuchend, jedes Fleckchen bekräftelnd, den peinlichen Aufenthalt durch unnützes Gewäsche verlängert. Betty steht auf Koblin. Endlich ist die lästige Käuferin fertig. Während sie nun mit eben so vieler Weiltäufigkeit sich zur Bezahlung anschickt, welche Betty ihr so gern ersparen möchte, und doch nicht anschlagen darf, hört sie dicht vor sich hin ein wildes Jauchzen der Gassenbuben: „grauer John! grauer John! — wo hast Du so lange gesteckt, Du Galgenvogel!“ Betty sieht sich um. Eine scheußliche Bettlergestalt, lahm, bucklicht, fast zusammengezogen, mit eckelhaftem Schmutz und abscheulichen Lumpen bedeckt, auf einen Straßenbesen sich stützend, steigt aus dem Kellergerstöße eines Hauses an's Tageslicht, schnecht

die Buben mit einem Besen auseinander, um die stöthigen Stellen der Straße für die Vorübergehenden rein zu fegen, und von ihnen kleine Almosen zu empfangen, die beinahe Jeder als einen hergebrachten Tribut zu entrichten scheint, und welche das gnomenhafte Scheusal mit einem widerlich krächzenden: „Lohns Euch Gott!“ in gräßlich possenbaster Demuth empfängt. Betty wird von einem unerklärlichen Entsetzen ergriffen. Die Obsthändlerin bemerkt es: „fürchtet nichts, gute Frau,“ — sagt sie, — „das ist der graue John, der für seinen kleinen Dienst seinen Pence erwartet, und längst ein Vermögen seit mehreren Jahren zusammengebettelt haben müßte, wenn er kein Pinsel wäre, denn bedenkt die Tausende, welche täglich dieses Weges gehen, und rechnet auf zehn nur einen Wohlthätigen.“

— Was frömmet es aber dem Lump, welcher dessen ungeachtet nicht so viel nachlassen wird, um sein Leihentuch zu bezahlen.“ Betty hörte diese Erläuterung nur halb, denn ein wachsendes Grauen schreckt sie hinweg, und sie eilt davon, als flasse und rase die wilde Jagd hinter ihr, um sie zu verfolgen. Wehe indessen, sie muß an dem grauen John vorüber, und kann ihm nicht ausweichen. Sie nähert sich ihm. Unwillkürlich heftet sie ihren Blick auf sein Antlitz. Auch er schlägt sein Auge zu ihr empor. Da scheint eine Zuckung elektrisch durch seine Glieder zu fahren und ihn aus der gebückten Stellung zur männlichen kräftigen Höhe empor zu reifen. Trotz der Entstellung durch kunstreich gemalte Runzeln und ungewöhnliche Nebendinge, erkennt das unglückliche Weib die Züge, den Blick ihres Gatten, und mit dem Zetergeschrei: „Williams! Williams!“ stürzt sie ohnmächtig zu Boden.

Der Vorfall wird von Hunderten gesehen. — „Was ist das?“ — heißt es — haltet den Schelm, faßt den grauen John. Er ist ein Betrüger. Er hat die Frau gemordet.“ — Alle Umstehenden stürzen auf den Verkleideten los, aber er macht sich, mit Riesenkraft seinen schmutzigen Besen schwingend, Raum, und stürzt davon. Hundert Gassenbuben ihm nach. Er wirft die Obstkörbe der Verkäuferin im Vorbeifliegen um, entledigt sich so dieser Verfolgung, da die lusternen kleinen Schelme gierig über die umherrollenden Früchte herfallen, welche die Eigenthümerin unter tausend Flüchen vertheidigte, und während diese komische Scene die allgemeine Aufmerksamkeit einen Augenblick nur von ihm abzieht, ist er in eben diesem Augenblicke spurlos verschwunden.

Betty wird aufgehoben und in ein benachbartes Haus getragen. Dort von gütigen Theilnehmenden empfangen und durch ärztliche Hülfe zu sich selbst gebracht, hat sie keinen Gedanken mehr, als ihr grenzenloses Unglück. Man ahnt zum Glück nichts von ihrer eigentlichen Beziehung zum grauen John, und sie hat so viele Geistesgegenwart, sich nicht zu verathen. Sie will nach ihrem Dorfe gebracht seyn, und man schafft ihr einen Wagen. In ihrem Hause angekommen, hat sie, selbst für ihre Eltern, nur Seufzer und Thränen. Man dringt vergebens in sie, dasjenige, welches sich begeben, bekannnt zu machen. Sie glaubt nun annehmen zu dürfen, Williams Geheim-

niß sey eine hohe, räthselhafte Sonderbarkeit gewesen, aber kein Verbrechen, und will, was sie gesehen, ewig verschweigen, in der, freilich schwachen, Hoffnung, Williams werde wiederkehren, ihre Reue sehen, ihr vergeben und nicht mehr von ihrer Seite weichen. —

Ihre Hoffnung war indeß vergeblich. Williams kehrte niemals wieder. Nach einem Jahre ließ ihr Vater seinen Schwiegersohn in Allen öffentlichen Blättern aufrufen, binnen achtzehn Monaten zurückzukehren, weil sonst die Trennung seiner Ehe stattfinden werde. — Der Aufruf blieb ohne Erfolg, und Betty wurde von dem Verschollenen geschieden. — Das Gut, welches Williams für sie gekauft, die Renten, welche er ihr festgesetzt, blieben ihr, und sicherten ihr eine für ihre Bedürfnisse überflüssige Wohlhabenheit. Ihr Glück war indessen dahin, und erst jetzt offenbarte sie die unselige Catastrophe ihres ehelichen Lebens. — So viel und bekannt ist, hat sie nicht wieder heirathen mögen, ob es ihr gleich nicht an annehmbaren Bewerbern gefehlt. Von dem grauen John war auch in London nichts mehr zu sehen, und auch für's erste nichts zu hören, bis ein Ereigniß den schon Vergessenen auf kurze Zeit wieder in Erinnerung brachte. Eine Gesellschaft zur Unterstützung stiller Armen in London hatte seit einigen Jahren jedes Quartal eine höchst ansehnliche Summe von unbekannter Hand erhalten, begleitet von einem Briefe ohne Unterschrift, worin jederzeit gebeten wurde, doch diesen oder jenen bisher noch nicht bekannten Dürftigen gefälligst zu berücksichtigen. Immer wurden diese Weisungen sehr schätzbar gefunden. Nach Ablauf des nächsten Vierteljahres, nicht sehr lange nach dem Verschwinden des räthselhaften Bettlers an der Börse ging, bei den Vorstehern der wohlthätigen Gesellschaft der gewöhnliche Beitrag in doppelter Rente ein mit folgendem Briefe:

„Dieses sind meine letzten Bettelpennige. Da ich nun auch nicht einmal ein Bettler seyn darf um Gotteswillen, so muß ich dem Verhängnisse folgen und zum Teufel fahren. Könnte das Verbrechen eines Augenblickes durch die Selbsteinigung vieler Jahre abgebüßt werden, so möchte vielleicht doch noch zur Seligkeit gelangen

der graue John.“

### Aus dem Tagebuche eines hannoverschen Offiziers.

Mitten unter den gigantischen Ereignissen, die im Anfange dieses Jahrhunderts Europa, vom Tago bis zur Rewa, erschütterten, verschwand die Begebenheit, die ich jetzt zu beschreiben versuchen werde und bei der ich Augenzeuge war, fast ganz in dem Strudel der wichtigeren, politischen Bewegungen, da Aller Augen nur an dem Heros seiner Zeit, dem allbewunderten Napoleon, hingen. Alle aber, die das Schicksal bestimmt hatte, eine Rolle in diesem unglückseligen Trauerspiel zu übernehmen, bewahren gewiß, gleich mir, das Andenken daran ihr ganzes Leben hindurch. Dergleichen Zeuge der blutigsten Schlachten, da ich Vittoria

und Waterloo gesehen, hat nie ein Vorfall mich lebhafter angeregt und meinen Stand mich fast verwünschen lassen, als die Empörung des Regiments Froberg zu Malta gegen das Ende des Jahres 1807.

England fühlte damals die Nothwendigkeit, die nicht zureichende Rekrutirung für seine Lands- und Seemacht weiter als über die Grenzen der brittannischen Inseln auszudehnen, und beauftragte daher einen französischen Naenten, einen treuen Anhänger der Bourbonn, einige Regimenter für den Dienst der Inseln des mittelländischen Meeres anzuwerben. Dieser, ganz für dergleichen Unternehmungen geeignet, richtete sein Augenmerk besonders auf die Albanesen, einen verkäuflichen aber höchst kriegerischen Stamm, die, gleich den Schweizern, ihr Blut nach ihre Treue dem Meistbietenden vermieteten, und es gelang ihm in der That, in unglaublich kurzer Zeit ein Regiment anzuwerben, welches aus Griechen, Albanesern, Slavoniern und andern Bergvölkern der europäischen Türkei bestand und mit der Garnison der Insel Malta vereinigt wurde. Man legte es in das Fort Ricusoli, welches mit dem ihm gegenüber liegenden Fort St. Emdo den Eingang des Hafens verteidigt, am Ende einer schmalen Landzunge liegt und nur durch diese mit der Insel zusammenhängt. Hier nun sollte es vollständig einexerziert werden, und man vertheilte zu diesem Zweck die meisten der deutschen Offiziere, nebst einer genügenden Zahl englischer Unteroffiziere, bei demselben, um es in möglichst kurzer Zeit so weit auszubilden, daß es mit den geübten englischen Truppen vereint wirken konnte. Man glaubte als das einzige Mittel, den wilden, an Freiheit gewöhnten Charakter der Neu-Angeworbenen zu bändigen, Strenge anwenden zu müssen, und verdoppelte die bei der englischen Armee eingeführten körperlichen Züchtigungen bei dem kleinsten Versehen.

Was wir Alle leider fürchten mußten, geschah wirklich. Aufgereizt durch die Züchtigung eines ihrer Kameraden, der durch die leidenschaftliche Hitze eines englischen Sergeanten vielleicht mehr gestraft wurde, als er es verdiente, versagten die Soldaten ihren Offizieren den Gehorsam. — Strenge schien unserm Kommandeur das Sicherste in einer so gefährlichen Krisis. Man wandte sie an, wollte auf's Neue züchtigen — aber, was war die Folge? — Der Obrist und dreizehn Offiziere wurden auf das Gräßlichste ermordet, wir andern aus dem Fort gestossen und die Thore hinter uns geschlossen.

Kaum hatten wir das Lager der englischen Truppen erreicht, als die um uns her in die Erde schlagenden Kanonenkugeln von dem Beginnen und Verhaben der Meuterer das deutlichste Zeichen gaben. Der General Vernon, der während der Abwesenheit des Oberbefehlshabers auf Malta kommandirte, ließ das Fort sogleich von seinen Truppen eng einschließen, vermied einen Sturm, der zu viel Menschen gekostet, aller Wahrscheinlichkeit nach auch nichts gefruchtet haben würde, und begnügte sich, den Belagerten alle Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden. Die Aufreißer hatten aus kluger Vorsicht einige Artillerie-Offiziere im Fort zurück-

behalten, die sie jetzt durch fürchterliche Mißhandlungen zwangen, ihre Geschütze zu richten, um ihren Freunden und Waffenbrüdern den Tod zuzusenden; aber es dauerte nicht lange, so brachen Zwistigkeiten unter den Meuterern aus, welche das ganze Regiment in verschiedene Parteien theilten, die sich auf das bitterste anfeindeten, um so mehr, als die Magazine des Forts nur auf kurze Zeit Lebensmittel enthielten und jede Partei sich bei der Austheilung derselben zurückgesetzt glaubte. Fortwährende Schlägereien, der rohe Uebermuth der Rädeleführer und das Entsetzliche ihres ganz Zustandes machten bald eine kleine Höhle aus dem Fort, in welchem jetzt nur noch 153 des Regiments zurückblieben, indem sich die Uebrigen der Gnade des englischen Generals unterwarfen. Die Zurückbleibenden aber machten bei weitem den besseren Theil des Regiments aus. Man kannte ihre Hartnäckigkeit, ihren wüthenden Durst nach Rache, und man zitterte vor der Verzweiflung dieser Bösewichte, die sich schon um deswillen länger zu halten gewiß waren, als die Lebensmittel jetzt unter eine kleinere Zahl vertheilt wurden, und ihre Zänkereien und Schlägereien untereinander ebenfalls aufgehört hatten, da alle Albanesen und Slavonier das Fort verließen und nur Griechen in ihm zurückgeblieben waren. Täglich sah man ihre wüsten, verfürten Gesichter mit dem langflatternden Lockenhaar, das unter ihren Kappen hervorsah, über die Mauern blicken, und einzelne wohlgezielte Schüsse auf unser Lager oder die Linien der Betten zunächst des Forts richten, bis endlich durch den kühnen Versuch des Capitains Collins, von den Marine-Truppen, es in einer Nacht gelang, die, wie es schien, ganz sorglos gewordenen Meuterer zu überraschen und sich Meister aller Außenwerke zu machen, ehe die Besatzung sich verteidigen konnte. Einhundert vierunddreißig fielen in unsere Hände, die Uebrigen blieben bei dem Sturm und nur sieben der Ersten unter ihnen, die den ganzen Aufruhr als Rädeleführer bisher geleitet, gelang es, sich in das auf der äußersten Spitze des Felsens gelegene Pulver-Magazin zu retten, das freilich durch nichts als seine Mauern vor unsern Kugeln geschützt war, aber, da es eine ansehnliche Quantität Pulver enthielt, an und für sich selbst zur furchtbarsten Waffe in den Händen der Bösewichte wurde.

Die Drohungen der Meuterer, das Pulver-Magazin in die Luft zu sprengen, wenn man sie nicht ungestraft nach Griechenland abziehen ließe, wurden, auf den Befehl unsers kommandirenden Generals, der unerbittlich auf unbedingter Unterwerfung bestand, nur mit verachtendem Schweigen beantwortet, während dessen aber alle Zubereitungen zu den Hinrichtungen gemacht, die in Folge eines eben so kurzen als blutigen Standrechtes jetzt unter den Augen der in ihrem letzten Zufluchtsort eingeschlossenen Verbrecher stattfinden sollten. Der Eindruck, den diese furchtbare Sentenz des Kriegsgerichts auf die Bewohner der Insel machte, in welcher seit zwanzig Jahren keine Todesstrafe an einem Soldaten, in Folge eines Standrechtes, vollzogen worden, war unbeschreiblich, und die große Zahl der Verbrecher ließ alle bis zum Letzten glauben, der Ge-

meral drohe nur mit dieser unerhörten Strenge, ohne daran zu denken, daß der Ausspruch eines englischen Kriegsgerichts selbst vom Könige nicht umgestoßen oder auch nur gemildert werden kann. Wirklich ging die Execution vor sich; aber nie werde ich dies fürchterliche Schauspiel vergessen, bei dem mich das schreckliche Loos traf, das Piquet der besten Schützen zu kommandiren, welches den zur Kugel verurtheilten Auführern den Tod geben sollte. Einer nach dem Andern knieten diese Unglücklichen vor der offenen Grube nieder, die bald ihre kalten Leichname aufnehmen sollte, und mußten die fleinlichen Vorbereitungen des Austheilens der scharfen Patronen, des Ladens, des Anschlagens der Gewebre mit ansehen, bis das tödtliche Blei in ihre Brust schlug und sie rücklings hinab in ihr Grab stürzten. Einhundert und zwei und zwanzig Mal mußte ich die furchtbaren Worte: „Schlagt an! gebt Feuer!“ wiederholen, und mit jedem Kommando ein Leben vernichten. Der Letzte dieser ungeheuren Zahl kann nicht in größerer Todesangst, nicht in größerer Pein geschwebt haben, als ich bei dieser kalten, höllischen Schlächterei. Mit festem Schritt traten die Meisten auf den von Blut schwimmenden Platz; mit unverkündenen Augen sahen sie in die Mündungen, ihr unvermeidliches Schicksal erwartend, und gingen mit einem Fluche gegen ihre Mörder aus der Welt. — Furchtbar klang die eintönige Stimme des Korporals in meine Ohren, der die Namen der Verurtheilten so ruhig ablas, als wenn es beim Appell gewesen wäre. Immer wieder knallten die Büchsen, und wieder mußte ich kommandiren: „Geladen!“ — immer wieder stand ein neues Schlachtopfer vor der Grube, und immer zerschmetterte mein Kommando: „Feuer!“ — Brust und Kopf der Elenden, so daß Gehirn und Blut oft weit umher spritzten. Nie werde ich die furchtbare Ruhe eines Slavoniers vergessen, der, seine Pfeife rauchend, auf den verbängnißvollen Platz trat, und dort beinahe fiel, indem das viel geronnene Blut den Boden schlüpfrig gemacht hatte. Mit einer unerschütterlichen Kaltblütigkeit stieß er mit dem Fuße die Stücke der Hirnschädel fort, die ihm im Wege lagen, um sich fest zu stellen und die Todeskugel besser erwarten zu können. — Und doch traf diese Unglücklichen ein besseres Loos als die zum Strange verurtheilten übrigen Zwölf. Die Ungeschicklichkeit der Henkersknechte und der nachlässige Bau des Galgens, der zwei Mal unter der Last der Gehängten zusammenbrach, vermehrte die Todesqualen der Unglücklichen bis zur Verzweiflung, so daß alle Umstehenden, von Unwillen ergriffen, sich von diesem gräßlichen Schauspiel abwandten. Nur der kommandirende General sah mit festem Auge auf die Mezelei, bis auch der Letzte sein Leben ausgehaucht hatte. Mittags um 12 Uhr war die Execution zu Ende. Die Sonne schien lachend auf den Platz, wo sie stattgefunden, und spiegelte sich in dem kleinen Strome Blutes, der von der übervollen Grube nach dem Meere abfloß. — Nachmittags gegen 5 Uhr, als man eben beschäftigt war, angelöschten Kalk in die Grube zu werfen, um diese dann auszufüllen, kam die Antwort der im Pulver-Magazin eingeschlossenen sieben Meuterer zurück, und da der kommandirende General

auf's Neue ihre angebotene Capitulation ausgeschlagen hatte und unbedingte Unterwerfung auf Gnade oder Ungnade verlangte, schwuren sie, wenn bis 9 Uhr Abends nicht die Erlaubniß zu ihrem freien Abzug eintreffe, sich mit dem ganzen Fort in die Luft zu sprengen. Es erfolgte keine Antwort — Alles zitterte; — der Dampf des mit Wasser gelöschten Kalks wirbelte hoch in der Luft — die Unglücklichen sahen ihr Schicksal vor Augen, denn der Wind spielte mit den Leichnamen ihrer hingerichteten Kameraden — große Schaaren von Raubvögeln umkreisten ihr sicheres Opfer — und der wüthendste Hunger zerriß ihre Eingeweide. — Da, als von der Stadtkirche die große Glocke des Maltbeseher-Ordens Neun schlug — flog das Fort in die Luft. Eine ungeheure Rauchsäule — eine Erschütterung wie von einem Erdbeben und — die Elenden waren nicht mehr.

### A n e k d o t e n.

Aus Mangel an Personale mußte einem Anfänger eine bedeutende Rolle zugetheilt werden. Mit zagenem Gemüthe kam dieser in die Garderobe, fleidete sich an, hatte aber seine Uhr vor sich liegen, und je näher der Zeiger der siebenten Stunde kam, desto kürzer wurde sein Athem, desto ängstlicher schlug sein Herz. — „Kann ich anfangen lassen?“ fragte der eintretende Regisseur? „D ich bitte Sie um alles in der Welt, warten Sie noch!“ rief der Aengstliche — „lassen Sie mich nur erst auszittern!“

Ein Taugenichts, dem der Anfangsbuchstabe R seiner Relegations-Urkunde auf dem Rücken unauslöschlich eingepfist war, begab sich in das Ausland, und wußte durch schlaue Künste die Stelle eines Erziehers in einem vornehmen Hause zu erlangen. Zufällig übertrassete der Herr den Mentor beim Ausziehen der Kleider und rief erzürnet: „Schurke gebrandmarkter! Du konntest es wagen, mein Haus zu beschimpfen?“ „Warum denn Ew. Gnaden beschimpfen? das R ist ja mein Junstzeichen. Ich war einmal Rosoglio-Brenner.“

### Ein Sonderling

zu Cambridge hat eine der sonderbarsten Sammlungen aufzuweisen, nämlich eine Kollektion von Locken, die er von schönen Mädchen und Frauen erhalten. Er ist gesonnen, diese Damenhaare mit der Zeit in Tuch, und dieses in Kleidungsstücke verwandeln zu lassen, um sich in seinen alten Tagen noch mit diesen Locken zu erwärmen, welche in jüngern Jahren sein Herz in Flammen setzten.

### Biertrinken in England.

Ein Professor der Statistik zu London hat berechnet, daß in der Taverne von Holborn in einem Monat so viel Bier getrunken wird, als nöthig, um ein Einienischiff von 74 Kanonen flott zu machen.



# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 15. Februar 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 7.

### Der Einsiedler.

Von Julius Moses.

1.

Einsam saß Manfred, Herzog von Leon, mit seinem Weibe im großen Saale seiner Burg. Wenn nicht dann und wann ein tiefer Seufzer seine männliche Brust gehoben hätte, so wäre sonst alles todtenstill gewesen. — „Manfred“, sprach endlich sein edles Weib, „warum bist Du so düster? Glaube mir, ich fühle so sehr, wie Du, den Schmerz um unsern Sohn. Habe ich doch Tage und Nächte lang gejammert und geweint, Monate lang mich gekümmert, und sieben Jahre für seiner Seele Ruhe gebetet, bis auch meine Seele Ruhe wieder fand!“ — Der Herzog drückte ihre Hand, und entgegnete noch viel finsterner, als er vorher war: „Nicht um diesen, den ein schöner Tod in seinem Blute auf das Blachfeld legte; nicht um den andern Sohn, der im Meere ertrauf; nicht um unsern Erstgeborenen, der als Kind vom Thurme stürzte, das sein schönes Haupt am Felsen zersplitterte, traure ich wie ein weiblicher Mann, sondern vielmehr über den bösen Geist, der nicht von uns läßt, bis er mich und mein Geschlecht von der Erde vertilgt hat. Sieh, und dies ist mein Gram, daß ich weiß, warum es so mit mir geschieht, sieh, dies ist mein Harm, daß ich meinen Vater im Zorn erschlagen habe, als er mich in seiner Trunkenheit mit dem Fuße von sich stieß, und dies ist mein Elend, daß ich nun hier und dort verdammt seyn muß. Erblickst Du dort an der Wand die zwei rothen Flecke, welche sich nicht vertilgen lassen? Weib, kennst Du die Schrift, welche gegen die verfluchte Hand zeugt?“ — „Mein Gott!“ jammerte sie, „warum denkst Du wieder und immerfort an dieses Unheil! Du hast ja gebichtet und gebüßt, hat Dir die Kirche doch Deine Sünde vergeben!“ — „Dennoch, dennoch“, stöhnte der Herzog, „bin ich wie ein ärgerer Kain, von dem der Fluch des Herrn nicht weicht!“ — „Vertraue auf Gott!“ flüsterte weinend sein schönes Weib; „Du weißt ja, daß ich ein Unterpand seines Segens unter meinem Herzen trage!“ — Der Herzog zog sie jetzt an seine Brust und küßte sie sehr bewegt. „Wenn Du mir aber von Trost und Heil sprichst“, erinnerte

er, „warum sehe ich denn zuweilen Deine holden Augen thränenroth? Warum stehst Du denn so oft gedankenschwer auf dem Söller und starrst hinans in das Endlose?“ — „Ich will Dir, mein Herr und Gemahl, ja Alles entdecken, denn es drängt mich, Trost zu suchen!“ — „Schütte Dein Herz aus“, ermunterte der Herzog; „wolle nicht stärker seyn, als ich, der ich Dir Alles sage, was mich quält!“ — Da erzählte sie: „Wenn ich jetzt zuweilen traurig bin, so geschieht dies wegen eines Traumes, welcher mir in jeder Nacht wiederkehrt. Sobald ich im ersten Schlummer liege, dünkt es mir, als stünde ich beim Aufgang des Frühroths in einem großen Garten, und pflegte eine hohe weiße Lilie. Je näher der Tag kommt, desto schöner erblüht sie und verbreitet weit um sich her den lieblichen Duft; sobald aber der erste Sonnenstrahl auf die Blume fällt — es ist wunderbar zu sehen — da ist sie auf einmal ein weißer Schmetterling, der schnell die Schwingen hebt und verschwindet.“ — Während die Herzogin, an die Brust ihres Gemahls gelehnt, dieses erzählte, seufzte er tief betrübt und sprach wie in Gedanken: „Wie schlimm ist es, wenn der Sünder an Gottes Gnade verzweifeln muß!“

Als einige Zeit darauf dem Herzog ein schönes Töchterlein geboren ward, ließ er alle Sterndeuter, Zauberer und weise Männer in seinem Reiche zu sich berufen, erzählte den Traum, welcher so oft sein Weib beängstigt hatte, und beehrte ihn binnen drei Monaten gedentet. Als die Zeit verstrichen war, traten die Traumdeuter vor ihn hin, und der Eine deutete und sagte:

„Wird ein Mann um die Jungfrau frei'n,  
So wird sie dem Tode verfallen seyn!“

Ein Anderer sprach:

„Mit einem Könige wird sie ziehen,  
Vor Dir und Deinem Kummer fliehen;  
Dann wird die Liebe sie verderben,  
Sie eines frühen Todes sterben!“

Und ein Dritter raunte:

„In kurzer Lust, in langer Pein  
Wird kurz des Kindes Lieben und Leben seyn!“

Da ward der Herzog zornig, sprang auf und sagte: „Und wenn Gott und alle Heiligen es wollten, so soll mein Willen doch noch stärker seyn, und keine

Macht, keines Mannes Liebe und Gewalt, Niemand, außer der Tod, soll mir mein Kind entreißen!"

2.

So geschah es, daß Herzog Manfred auf einem steilen Felsen, welcher in einem wüsten Walde, wohin noch keines Menschen Fuß vorher gedrungen war, verborgen lag, einen festen Thurm zu erbauen, und dessen Eingang mit zwölf eisernen Thoren zu bewahren befohl. Als der Thurm fest und herrlich erbaut, und die Zimmer darinnen mit allem Schmuck und Zierrath, prächtigen Gefäßen und allem Nothdürftigen versehen waren, ließ er sich von den Bauleuten einen schweren Eid leisten, nie von dem Thurme zu erzählen oder den Weg dahin Jemand zu bezeichnen; dann aber sperrte er sein Kind, welches er Lila nannte, mit zwölf dienenden Frauen hinein. Er selbst verschloß die Thore und trug den Schlüssel dazu stets an einer Schnur auf seiner Brust. Sechzehn Jahre lang ritt er jede Nacht mit zwei stummen Dienern dahin, und brachte selbst Alles, was die Thurbewohner gebrauchten. Unterdeß war Lila zur schönsten Jungfrau angewachsen. Schlank und zart war ihr Leib, weiß und rosig zugleich ihr Antlitz, dunkelblau strahlend waren ihre Augen, langes braunes Haar fiel lockig ihr um den Nacken und über den Busenschleier, der das schönste werdende Geheimniß züchtig verhüllte. Keine der Frauen durfte und wagte es, ihr von Liebe zu sagen und vom Manne. Als ihr aber eine dieser Dienerinnen die Harfe lehrte, da ward es in ihrem Herzen so rege und lebendig, und eine süße geheime Angst bemästete sich ihrer Seele. Oft weckte sie jetzt am kleinen Fenster ihres Gemaches und sah schwermüthig hinaus in die weite Ferne, zu den grünen Auen mit den dunkeln Bäumen, hinüber zu den Thälern mit den klaren Bächen, zu dem fernen Gebirge mit den blauen Gipfeln, und weinte oft und lange, ohne zu wissen, warum. Stunden lang sah sie den Schwalben zu, die unten an dem Vorsprunge der Mauer nisteten; wie das eine Vögelein brütete und das andere umherflog und fliegen fing, bis endlich beide die zwitschernden nackten Jungen äßten, und wie dann endlich, wenn der Sommer vorüber war, ein ganzer Schwarm sich im fröhlichen Lärm aufschwang und weithin durch die dunkelblaue Luft fortzog. Oft streckte sie die Arme aus und seufzte: „Ach, nehmt mich mit, ihr kleinen Genossen dieses Thurmes, fliegt nicht so allein und laßt mich hier trostlos!" — So stand Lila einft und sang zur Harfe:

„Ihr Blumen unten im grünen Thal,  
Kennt mir, was quälet mein Herz?  
Ihr munteren Vögelein allzumal,  
Nun singt mir von meinem Schmerz.“

Auf einmal kam ein großer Falke gezogen, flog näher und flatterte endlich zu ihr zum Fenster hinein. Sie setzte den schönen zahmen Vogel auf ihre Hand und liebte ihn. Als bald hörte sie etwas rufen und pfeifen. Sie sah hinaus, und ein Jäger, jung und schön, stand unten am Thurme, zu welchem jetzt der Falke niederschoss und sich auf dessen Schulter setzte. Kaum hatte die Jungfrau den Jüngling erblickt, so bebte sie scheu und erschrocken zurück. „D verbirg Dich nicht!" rief er ihr zu, „Du Licht meiner Seele! Wie ist es möglich, daß Du, Holdselige, hier auf diesem

wüsten Felsen, in diesem Thurme, weilen kannst? Blick hervor, Du liebliche Blume, laß' Dich erleben, verbirg' Dich nicht wieder auf immer vor meinem Blick!" — Aber so sehr der Jüngling auch flehte und bat, so konnte er das Fräulein doch nicht bewegen, wieder an das Fenster zu kommen; denn schüchtern borchte es zwar hinter dem Fensterrahmen auf die Worte des Jünglings, aber dennoch hielt es ein sonderbares Bangen zurück, von Neuem hinaus zu schauen.

Als Lila nichts mehr hörte, drückte sie ihr heißes Gesicht an die kalte Steinplatte, auf welcher das Fenster stand, und große, heiße Thränen fielen aus ihrem schönen Auge.

3.

Als nun die fürstliche Jungfrau am andern Morgen von ungefähr an's Fenster ging und hinaus sah, erblickte sie wiederum unten vor dem Thurme den schönen Jüngling. Brennend heiß schauerte es ihr durch alle Glieder. Sie bebte zurück, indem sie ihr Gesicht in die weißen Hände verbarg. „So warst Du doch kein Traum, kein Trug meines Auges!" rief der Fremdling. „Wär' ich doch so glücklich, daß Deiner Augen klare Himmelssterne mir nur einmal freundlich leuchteten! Sprich, ob ich Dir dienen kann mit Gut und Blut! denn unmöglich scheint es mir, daß Du freiwillig in diesem Thurme der Einöde verbannt lebst!" — Da hob die Jungfrau ihr Antlitz; als aber ihr Auge seinen suchenden Blick traf, ward ihr so sonderbar bang, daß sie wie abwehrend die beiden schneeweißen Arme vor sich hin streckte und zurückwich. Am folgenden Morgen trieb sie von Neuem die unnennbare Sehnsucht wieder an das offene Fenster, und, o der freudigen, schreckhaften Ueberraschung! — der Jüngling stand wieder dicht unter ihrem Fenster am Thurme. Lange starrte er sprachlos empor zu ihr, während sie im seligen Vergessen ihrer selbst sich mit dem, von wechselnden Wellen des Blutes gerötheten Antlitz weit vorbeugte. Endlich flüsterte er mit sanfter Stimme, vor welcher die Jungfrau leise erbebte, zu ihr empor: „Holde Jungfrau, rührt Dich nicht die Qual meines Herzens? oder sagt Dir noch nichts der Frühling, der hier unten im Morgentau funkelt, und die Knospen schmeichelnd zu Blumen auseinander lockt? nichts die Zweige, die sich mit jungen Blättern flüsternd in Wohlgerüchen baden und küssend einander sich zuneigen? und der Nachtigallen lange, sehnsuchtsvolle Klagen, sprechen sie Dir, Du lieblichste der Frauen, nichts von dem Geheimniß der süßen ängstlichen Wonne der Liebe? Sehnst Du Dich nicht heraus zu den grünen Gezelten des Waldes?" — „Wohl", flüsterte jetzt das schüchterne Kind, „möcht' ich zu Dir kommen, fremder Mann; aber der Thurm ist verschlossen, und die Frauen, die würden es nicht leiden!" — „Und was solltest Du denn verborgen haben?" erwiderte schnell der Jüngling, „daß Du ausgestoßen bist von aller Welt, daß Dein Fuß Dich nicht heraustragen darf in das Freie und Weite, an die Brust eines Mannes, den Du auf immerdar beglücken könntest?" — „Ich weiß es nicht, Du holder Mann!" sprach Lila, zärtlich bewegt, hinunter zu ihm; „denn so lange ich sinne und denke, so lange ich lebe und leide, bin ich hier im

Thurme, und darf nicht hinaus, wo die muntern Vögel  
lein schwafeln und singen, und die stinken Rehe im  
Walde grasen!“ — „Und wer ist es denn, der Dich,  
Du reizende Gestalt, also quält, und Dich in den  
Martern des Gefängnisses so lange schon eingeschlossen  
hält?“ rief er wiederum, und bitter erzürnt. — „Dies  
ist“, entgegnete sie, „ein alter Mann, der ist so fin-  
ster, doch recht gut mit mir, der nennt mich sein Kind  
und Lila, der kommt gar oft und bringt mir schöne  
schöne Sachen, und süßen Kuchen; dann kam auch  
früherhin manchmal ein langes, bleiches Weib, die sag-  
te auch zu mir: liebes Kind! und weinte gar oft mit  
mir; die kommt nicht mehr und ist nun oben, wo die  
Sterne so hell und langsam herumgehen. Ich mußte  
zu ihr „Mutter“ sagen. Und wer bist Du denn, Du  
guter, fremder Mann?“ — „Wie ist mir!“ seufzte  
der Jüngling; „ach, Du wundersame, verbannte Jung-  
frau, ich bin König zu Navarra, und heiße Rüdiger;  
doch was weißt Du von Königs und Kronenlast! Kann  
ich Dich denn nicht erretten aus Deinem Kerker, hol-  
des, gefangenes Kind?“ — „Rüdiger, so heißt Du?“  
sprach das selige Mägdlein; „Rüdiger? Ja, wenn ich  
mit Dir gehen könnte hinüber über die Thäler und über  
die Berge, da drunten Blumen pflücken und auf dem grün-  
en Rasen recht lange laufen und springen, so wär' ich  
froh, und ganz froh. Aber nun darf ich nur manchmal ein  
sganz klein wenig um den Thurm, wenn es Nacht ist, mit  
den Andern gehen! — „Wohl denn!“ sprach der Jüng-  
ling; „wenn Du wieder einmal außerhalb des Thurmes  
geführt wirst, dann komm' ich zu Dir!“ — „Ach, Du  
Lieber, das ist nicht möglich!“ jagte die Jungfrau;  
„denn mein Vater mit zwei großen schwarzen Män-  
nern bewacht uns jedesmal!“ — „Und wann ist denn  
diese Zeit, daß Du heraus kommst?“ fragte er. —  
„Nur wenn Neumond oder Vollmond ist!“ erzählte sie.  
— „Nun so kommst Du heute Abend herunter!“ flü-  
sterte er freudig empor. „Wenn nun also das Thor  
Deines Kerkers aufgethan wird, dann werse, wie zu-  
fällig im Scherze, an der Stelle, wo ich jetzt stehe,  
drei Steine hinunter; hörst Du dann drei Mal eine  
Amsel pfeifen, dann rufe laut: Hilf mir, Mutter, Mut-  
ter! — und springe dann schnell herunter über die  
Felsblöcke, denn unten bei der hohen alten Cypresse  
erwarte ich Dich. Vertraue mir! nie und nimmer  
werd' ich Dich verlassen! — So lebe denn unterdessen  
wohl, meine Lila, heute Abend, wenn der Vollmond  
über dem Walde steht, bin ich bei Dir!“ — Lila nickte  
bejahend, und König Rüdiger verschwand in den Büschen.

4.

An der Ecke eines Waldes, in einer armseligen  
Köhlerhütte, saß ein munterer Knappe mit übereinan-  
dergeschlagenen Armen und piff ein Lied, wozu sein  
Gefährte, ein alter Ritter, welcher auf einem Stroh-  
bündel im Winkel lag, mit beiden Füßen, daß die lan-  
gen Eyporen klangen, den Takt schlug.

„Ich habe des langen Bartens recht satt“, meinte  
der Alte, „und was mich ärgert, ist eben diese Aben-  
thuer-sucht unsers Herrn. Wie ein schneller Jäger  
streift er durch die Wälder. Knappe, mer! auf mein  
Wort, und laß Dein verwittertes Dudeln; mir abut,  
es endet nicht gut mit dieser Jagd. Wie wir dort

oben die lange Strafe herunterzogen, und im tausend-  
stimmigen Geschrei Schwärme von seltenen Vögeln  
dem Walde zustiegen, war es nicht, als riss' ein böser  
Geist seinen kostbaren Falken, den er ja leider immer  
bei sich hat, dem Schwarme nach, und ihn, den Herrn,  
hinterdrein? Was wird die Königin Mutter sagen,  
wenn sie hört, daß er das Geleit allein nach Leon  
schickte, um seine Braut, die schöne Schwester Herzog  
Manfred's, nach Pamplona zu führen, damit er un-  
terdeß einem Vorkuhd ungestört nachschleichen kann.  
Ich möchte meinen Kopf vor Zorn an die Wand ren-  
nen! — Sechs Tage liegen wir nun hier wie wegge-  
worfenen Ruffschalen, indes er den ganzen Tag bis  
spät in der Nacht im Walde bleibt, und dennoch erst  
eine wilde Taube gefangen hat, die noch obendrein  
dürr war wie ein Lederriemen.“ — „Gestrenger  
Herr!“ unterbrach der Knappe den redseligen Ritter,  
„laßt ihn doch seyn! Ich meine nur so für mich, daß,  
wenn unser Schifflein auch einmal auf den Sand ge-  
laufen ist, es doch nicht lange dauere, daß es wieder  
flott wird, dann treiben wir es so flott als vorher.  
Wahr ist es, hartes Brod und Ziegenmilch ist jetzt un-  
ser einziges Labfal, und stattliches Bohnenstroh unser  
Lager; aber, was gilt die Bette! zur Fastenzeit laß  
ich mir diese magern zu fetten Tagen umdispensiren!“  
— Während diese Beiden noch so sprachen, trat schnell  
Rüdiger herein, und rief ganz erbigt: „Die Rosse vor,  
Knappe! es gilt jetzt eine wunderherrliche Jagd! ein  
schneeweißes Rehlein steht im Walde!“ — Rasch wa-  
ren die Rosse gezäumt, und die drei Reiter eilten  
durch den Wald hindurch, bis sie zu einer großen  
Haide kamen. Hier ließ König Rüdiger die Rosse  
halten, und sprach zu seinem alten Fechtmeister, dem  
Ritter: „Euch übergebe ich die Obhut über die  
Rosse, und Ihr versagt mir gewiß den Gefallen nicht;  
Du aber, lustiger und listiger Knappe, lege Deinen  
Panzer, Blechhaube und Schwert ab, denn Deine gan-  
ze Tapferkeit wird nur in Fechtspringen bestehen müs-  
sen.“ — „Wenn dem so ist,“ meinte der Ritter miß-  
gelaunt, „so hüte ich allerdings hier lieber die Rosse,  
als unbändige Gefellen!“ — Der Knappe that nach  
seines Herrn Befehl, und sprang jetzt leichtfüßig  
neben ihm her, half getreulich Aeste abbauen, und Kno-  
ten in die Zweige knüpfen, damit sie bei dem hellen  
Vollmondschein den Weg zu ihren Rossen wiederfinden  
müchten. Schon dämmerte der Abend, als sie unten  
am Fuße des Felsens, worauf der Thurm stand, in  
welchem Lila gefangen saß, ankamen. Kaum hatten  
sie sich verborgen, als sie ganz nahe an sich vorbei die  
Schritte dreier Männer hörten. Hastig schnalzte Rüdiger  
den Gürtel, worin seine drei Dolche steckten, fes-  
ter, und athmete schneller. Hell und freundlich bob  
sich jetzt der Vollmond über den Wald empor, und  
nicht lange darauf hörten sie oben vom Thurme her-  
unter den Klang der geöffneten Thore. — „Nun, treu-  
er Knappe!“ ermahnte leise Rüdiger; „sey besonnen  
und wacker, und wenn wir unglücklich wären, verrathe  
mich nicht. Wenn jetzt ein Fräulein den Felsen her-  
unter kommt, und ich mit ihr entfliehe, dann rufe,  
sobald Du die drei Männer uns verfolgen siehst: Lila,  
wir sind verloren! — und so springe bald rechts,

bald links im Walde durch die Büsche und rufe nur immer: Lila, wir sind verloren! — bis Du sie ganz irre und abgelenkt hast vom wahren Wege. Am Morgen gehe nur dem Sonnen-Aufgang zu, und findest Du die Haide nicht mehr, wo unsere Kofse der Ritter Stadtschwert bewacht, so komm' nur wieder beim nach Leon, wo Du mich in Maya, meinem Lustschlosse, finden wirst, dann sollst Du redlich belohnt werden. Hier hast Du unterdeß dieses Gold, damit Du Dir Brod kaufen, und hier dieses Dolch, damit Du Dich wehren kannst; jetzt aber halte Dich still!“ — Kaum verstrichen wenige Augenblicke, so flog ein Stein den Felsen herab in die Büsche, nun ein anderer und jetzt ein dritter, da pffiff Rüdiger drei mal den Amfelfruf, und froch sammt dem Knappen aus den Büschen hervor. Auf einmal hörte er den lauten Ruf: „Mutter, Mutter, hilf mir!“ — Zu gleicher Zeit sprach Lila, wie ein aufgeschrecktes Reh, herunter, und schon hielten sie die Arme Rüdiger's umschlungen: „Komm, komm, meine holde Braut, es gilt kein Weilen!“ — und alsbald hob der kräftige Mann die leichte süße Bürde empor und trug sie schnell durch die Büsche hindurch: denn schon kamen die drei Männer mit funkelnenden Schwerdtern, die im Mondenschein wie feurige Zungen anzusehen waren, schnell nach, und der Eine unter ihnen rief: „Kind, mein Kind, was ist Dir? Lila, mein Kind!“ — Aber jetzt rief fern von ihnen der Knappe: „Lila, wir sind verloren!“ — und die Verfolger eilten diesem Rufe nach, während auf der entgegengesetzten Seite Rüdiger und Lila durch den Waldesgang dahin eilten, und nun bald westwärts, bald südwärts weit in der Ferne den Ruf des listigen Knappen: „Lila, wir sind verloren,“ — mit geheimen Schauern hörten.

5.

Wie endlich Rüdiger und Lila nur noch des Waldes Geflüster und heimliches Rauschen, aber keines Menschen Stimme mehr vernahmen, da hatten sie sich auch ganz vom bezeichneten Gang, den Rüdiger nehmen wollte, verirrt. Lila war so ermüdet, daß sie kaum mehr gehen konnte, und dennoch ward der Wald immer verworrener. Alte halb vermoderte Baumstämme, und dann wieder wildes Rosengesträuch bedeckten sie, weiter in der Nacht vorzudringen. Rüdiger breitete seinen Mantel auf dem weichen Moose aus, und so lagerten sie sich. Ihr schönes Haupt an die Brust des geliebten Mannes gelehnt, seufzte das liebe Fräulein in süßer Angst. Jetzt hob Rüdiger ihr schönes Kinn empor, tief hinein in den Rosenkela ihres Mundes sog sich der erste Kuß ihrer Liebe im langen, zuckenden Feuer, und über Rüdiger's Wange rollte eine heiße große Thräne, welche nicht er geweint hatte. Oben über ihnen in dem Wipfel einer alten Eiche girte eine Turteltaube im Traume, und ein leuchtender Johanniskäfer streifte neugierig mit seinem grünen Schein an ihnen vorüber. Leise erzählten sich flüsternd die zarten Blätter der Bäume umher von seliger Liebeslust. In den Kastanienblüthen schwebte die warme süße Mitternacht, und säte weiche Blätter herunter zu dem Lager der Liebenden. Plötzlich aber hörten sie wieder in der Ferne rufen: „Meine Tochter, Lila,

mein Kind, warum hast du mich verlassen!“ — Da begann Lila zu schluchzen, und ängstlich laufend verbergte und umhüllte Rüdiger ihr Gesicht mit seinem Mantel, bis ihre Seufzer verhallten. So saß er lange, das Haupt des Mägdeleins an seiner Brust, bis er nichts mehr hörte. Wie schnell waren die Stunden der kurzen Sommernacht vergangen! Der Morgenstern, der schnelle Bote des Tages, fuhr über die Bäume empor, die Morgenröthe stieg bräutlich über den ganzen Osten, und Alles brannte schon in der goldenen Gluth. Da merkte Rüdiger, wie noch so sanft seine schöne Gefährtin schlief. Ueber sein Haupt herunter neigte ein Rosenstrauch einen Zweig mit unzähligen aufschwellenden Knospen, und zwei früh-erblühte Rößlein lagen abgebrochen auf dem Schooße seiner Geliebten. Schnell weckte er die liebliche, welche vor seinen Küffen fröhlich erschrak. Bald fanden sie jetzt den bezeichneten Pfad wieder, und kamen nach kurzer Frist auf der Haide an, wo der alte Ritter auf einem Steine, in Gedanken versunken, saß, und der stinke Knappe, der schon längst sich wieder eingefunden hatte, den Kopf auf einen Sattel gelegt, ruhig schlief, während ganz nahe dabei die drei Kofse graseten. Schnell waren diese gefangen und gezäumt. Rüdiger hob auf seinen hohen Kenner die schöne Braut, schwang sich selbst hinauf, umschlang sie mit dem rechten Arm, und über die frischbetaueten Fluren flogen pfeilschnell die rüstigen Reiter. Gleich erreichten sie den Strand des bysantischen Meeres; bald war ein Schiffer gefunden und bedungen. Kaum aber waren sie vom Lande gekloffen, so erschienen oben auf der Höhe viele Reiter, welche hinunter zum Strande des Meeres eilten. Als sie vergebens den Schiffer zugerufen hatten, zu landen, flog ein Pfeil dem Schiffe nach, der tief in den Mastbaum hinein fuhr; aber nun gewannen schon die glücklichen Räuber das offene Meer, und schnell trieb der frische günstige Wind in die Segel hinein, so daß sie bald die Küste und die Verfolger aus dem Gesichte verloren hatten. Als sie endlich nichts mehr sahen, als den blauen Himmel und die dunkelgrünen Wogen, ergriff Rüdiger die Zither des Schiffers, welche auf dem Verdeck lag, spielte und sang:

Frische Wogen, Morgenluft!  
 Weiße Wölfschen, Morgenduft!  
 Meeres-See, wie prangt dein Haas!  
 Schöne See, so komm heraus!  
 In dem großen Wasserfaß,  
 Delphin, sprühe deinen Strahl!  
 Heil'ger Delphin, tauche vor  
 Durch der Fluthen blaues Ther!  
 Und du Böglein in der Luft,  
 Das so schön und wonnig ruft,  
 Flieg herunter auf den Mast,  
 Sey uns ein willkommen'ner Gast!  
 Frühlingsweben, Frühlingschein,  
 Steig' in unsern Nachen ein!  
 Denn willkommen ist, was liebt,  
 Was dem Leben Liebe gibt.  
 Meeresluft auf Wogenbahn,  
 Hauch' das Schiffein liebend an!  
 Silberwölfschen, wie so heil,  
 Welle, wie enteilst du schnell!

(Schluß folgt.)

# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 22. Februar 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 8.

### Der Einsiedler.

(Schluß)

6.

Bald erreichten die Flüchtlinge die Küste von St. Jean de Luz, und kamen noch gegen Abend nach Navarra, in Rüdiger's Königreich. Lieblich lag ein schönes Schloß vor ihnen, am Fuße der Pyrenäen, und schaute einladend und schimmernd aus dichtbelaubten Eichen hervor. „Wie ist es hier so schön!“ sprach Lila. — Wenn es Dir hier gefällt“, erwiderte Rüdiger, „so ist es mir sehr lieb; denn dies ist mein Jagdschloß Maya, wo wir viele glückliche Tage, geliebt es Gott, zusammen verleben werden!“ — Wie freute sich Lila, als sie unter blühenden Bäumen auf der blumigsten Matte einen sanft ausschlingelnden Fußpfad, wie in ein Feenland, zum Schlosse hinauf wandelten. Ummäblig tauchte die Abendsonne nieder in das rothauflammende Meer, welches die fernen Küsten von Frankreich bespülte; hoch oben auf den Schneekuppen der Pyrenäen lag ein blendender Feuerglanz, welcher tiefer unter in's Gelbe und endlich in das Blaugrüne sich verlor. Um die angestrahelten Dolden des blauen Himmels, welcher zu Lauben hie und da eingestochten war, schwärmten Nachtschmetterlinge. Selig, wie ein Kind, breitete Lila die Arme aus, weinte und lachte, hüpfte und jubelte, bis sie endlich unter den Küffen des Mannes, welcher ihr Herz und die Welt ihr erschlossen, sich erröthend wiederfand. Welche selige Stunden verträumten sie in dieser freundlichen Gegend an den Ufern der silberhellen Bidossoa! Wie hob die Freiheit und die Liebesgluth des Frühlings Ma's Brust in dem ersten heißen Entzücken der ersten Liebe! Wie die Biene honigsaugend an der Rose hängt, so hing Rüdiger mit ganzer Seele an diesem schönen Welbe. Als aber die Rosen in dem Garten verblühten, und die Nachtigallen nicht mehr sangen, begann er manchmal um die Zukunft Sorge zu tragen. Wohl wußte er, daß er verlobt war mit der Schwester des Herzogs, welche er freilich noch nicht gesehen hatte; wohl wußte er, daß es die Wohlthat seines Reiches galt, den Leonischen Herzogsbut zu seiner Krone zu gewinnen; dann

auch, daß auf jeden Fall die Verlobte seiner in Pamplona harren würde, und endlich doch seine Mutter die Stelle seiner glücklichen Einsamkeit erfahren müsse. — Als er eines Tages in solchen Gedanken in dem nahe liegenden Garten sich erging, traten auf einmal vier Männer vor ihn hin. „Herr!“ begann der Eine, „wir sind im Namen Navarra's zu Euch gesendet, um Euch zu erinnern, daß Ihr unser König und mündig seyd, das Scepter selbst zu führen nach Eurer Väter Weise. Gott verlieh uns das Heil, daß der alte Zwiespalt, welcher zwischen Navarra und Leon seit langer Zeit gehegt ward, durch Euch auf immer beigelegt seyn soll. Ihr habt um des Herzogs Schwester gefreit, und der stolze Herr freute sich, Euch mit sich verbunden zu wissen. Elvira, die fürstliche Jungfrau, ist in Pamplona mit großem Hab' und Gut und noch größerer Milde unter dem Jubel Eurer Bürger eingezogen, während Ihr, der Verlobte, Euch verbirgt und Euch den schlimmsten Gerüchten preisgibt. Nun, Herr und König! sind wir abgesendet, Euch aufzufordern, mit uns heim zu ziehen, damit der Unwille der Großen und der Kleinen Euch nicht gefährden möge, so wie wir wünschen, daß Ihr Euren Ruhm stets makellos erhalten werdet.“ — Wie die Abgeordneten so sprachen, war alle Farbe aus dem Gesicht des königlichen Jünglings entwichen. Fest und krampfhaft drückte er die verschlungenen Hände an sein schmerzgefülltes Herz. — „Herr!“ begann ein Anderer zu sprechen, „sagt Euch wie ein Mann! Ein König gehört nicht sich und seiner Liebe, er gehört dem Volke an, er, der Erstgeborne des Schicksals, der mit dem Goldreife auf dem Haupte sich selbst hingibt zum Opfer für sein Volk!“ — Während dessen führte der Dritte ein hohes weißes Ross vor, und mehr hinaufgehoben, als daß der Jüngling hinauf gestiegen war, zogen die Reiter freudig von hinnen, ihren König in ihrer Mitte. Lila war eben in den Garten herunter gekommen, als sie das Wiehern der Rosse hörte, und sah jetzt nur noch in der Ferne die liebenden Männer, unter welchen hoch der schlanke Königs-Jüngling auf seinem weißen Rosse hervorragte. Bewußtlos sank sie in das Gras. Als sie erwachte, stand der alte Ritter, welcher mit ihr noch

Maya gekommen war, vor ihr. „Rüdiger, wo bist du?“ seufzte sie. — „König Rüdiger ist für Euch verloren! Nach Navarra zu seinem Volke und seiner Braut ward er beschieden!“ — Da begann die Jungfrau bitterlich zu weinen, und rief: „Wie kann ich mich trennen von dir, treulos und dennoch geliebter Mann? Nein! — Zu dir, zu dir! — und sollte ich auch, dir unbekannt, nur zu deinen Füßen sterben können!“

7.

An dem Abhange eines Hügel's raskete König Rüdiger mit seinen Begleitern, und sah traurig mit verschränkten Armen in die Gegend hinaus, wo in blauer Ferne die Thürme Pamplona's am Himmel, wie weiße Wölkchen, standen. Eben kam auf einem Maulthier den Hügel herunter gezogen ein brauner Einsiedel-Knabe, eine Harfe hing an seiner Seite herab. „Gottesmutter segne Euch, edle Herren!“ grüßte der Einsiedel mit dumpfverhallender Stimme. — „Dank' Euch schön, frommer Einsiedel!“ entgegnete Rüdiger. „Ey, haltet bei uns an, und so Ihr wollt, spielt uns irgend ein Liedlein auf, das auf dieser traurigen Fahrt meine Seele erquickt!“ — Da griff der Knabe in das Saitenspiel und sang mit leiser Stimme:

„Ich komm' von dort, wo traurig und im Leide  
Ein Fräulein weilt und ruft: Mein Roderich,  
Ach sprich, was riß dich doch von meiner Seite!  
In solchem Grame harret es in dem Garten,  
Vergeblich ruft es seinen Namen aus,  
Vergeblich steht es, dort ihn zu erwarten  
Es blüht kein Blümlein dort bei jenen Mauern,  
Es singt kein Vögel mehr auf dürrem Zweig;  
Denn Alles wehlt und schweigt bei reinem Trauern.  
Zwei ew'ge Thränen seine Augen drücken,  
Und dennoch kann es weinen, weinen nicht;  
Denn aller Trost muß in der Pein ersticken  
Zwei ew'ge Thränen in den trüben Augen,  
Auf heißen Sand gestreckt den schönen Leib,  
Wächst' dort das Fräulein seinen Schmerz verbauchen.“

Wunderbar fühlte sich Rüdiger von diesen Worten bewegt. „Brüderlein, holdseliger Knabe!“ sprach er; „Du erscheinst mir wie ein Gottesengel auf dieser Fahrt. Wenn es Dir gefällt, so bleibe bei mir, und singe mir nur von Zeit zu Zeit dieses Lied vor; wüßtest Du, warum mich dieser Wehruf schmerzlich erquickt! Bleibe bei mir, Du, der Du mir ein trauriger Bote des vergangenen Lenzes seyn wirst!“ — Der Einsiedel nickte mit dem Haupte, und wendete das Gesicht, eine Thräne zu verbergen, welche in seinem Auge zu zittern begann. So ritten denn diese Beiden zusammen, der hohe ritterliche König und das demüthige Brüderlein, welches nichts sprach, außer dann und wann eine Strope aus dem Liede vom verlassenen Fräulein. Schon zogen sich die Begleiter Rüdiger's zurück, denn der Knabe kam ihnen unheimlich und geistesverwirrt vor. — Am nächsten Abend gelangten sie endlich nach Pamplona. Ernst ward Rüdiger von seiner Mutter begrüßt. „Mutter“, sprach er, „ich bringe Dir und der Krone ein schweres Opfer; doch des Himmels Wille geschehe! Willst Du mir aber gefällig seyn, so nimm hier diesen Knaben, den Einsiedel, recht wohl auf in

unserm Schlosse!“ — „Der fromme Bruder soll mir willkommen seyn!“ sprach zu dem schüchternen Knaben die königliche Frau, welche des Sohnes Hand ergriff, und ihn in den kerzenhellen Saal hinein führte. — In hoher Schönheit saß die Fürstin Elvira auf einem goldenen Thronstuhl, und die edelsten Frauen des Landes standen rings umher. Als Rüdiger sie erblickte, bebte er im freundigen Schrecken zurück; denn vor sich wählte er Lila zu sehen, nur fürstlicher und herrlicher als sonst. Er sank vor ihr nieder auf die Kniee, und küßte ihre zarte Hand; sie hob ihn auf und bewillkommte ihn mit hohem Wohlgefallen, das ihr der erste Anblick des schönen Mannes einflößte.

8.

Fröhlich wogte die festlich gepuhte Volksmenge Pamplona's in dichtem Gedränge durch die, mit tausend Blumen-Guirlanden und langen rothseidenen Teppichen geschmückten Häuser-Reihen unter feierlichem Gelächte zum alten ehrwürdigen Dom. Auf einmal schwiegen die Glocken und die Hymnen-Gesänge, indem ein in Gold und Silber prangender Herold dem jänkzenden edelste Fürstin mit dem Könige und dem Schicksale Navarra's verbunden habe. Laut donnerte der Freudenruf des Volkes empor, während das hohe Paar unter dem seidenen Baldachin aus dem Dome vortrat, begleitet vom Erzbischof und den Großen des Reiches. Hinter dem Könige wankte ein schlichter Einsiedel-Knabe einher, das Haupt fast ganz verbüßelt, und Niemand merkte sein Herzeleid und seine Thränen. Freiwilling bildete sich im versammelten Volke eine weite Gasse vor dem Brautzuge, welcher auf blumenbestreutem Wege hinauf zur königlichen Burg ging. Dort ward das Herrscher-Paar vom Herzog Manfred, welcher eben angekommen war, bewillkommnet. O schöner Augenblick, wo im Namen der Völker zu Leon und zu Navarra beide Herren sich umarmten und sich ewiges Bündniß angelobten. Bei der Tafel, welche lässlich prangte voll herrlicher Gefäße und der ausgesuchtesten Gerichte, saß Alles in lauter Fröhlichkeit. Nur der Einsiedel-Knabe, welcher auch jetzt bei dem Könige saß, war still, als gar nichts und trank nur ein klein wenig Wein. „Wie war Dein Lied, brauner Einsiedel?“ fragte jetzt leise Rüdiger, und der Knabe sang leiser und wie mit halbgebrochener Stimme:

„Zwei ew'ge Thränen seine Augen drücken,  
Und dennoch kann es weinen, weinen nicht,  
Denn aller Trost muß in der Pein ersticken.“

„Einsiedel“, rief Herzog Manfred; „Ihr singt ja mit so heiserer Stimme Euer Liedlein, als ständet ihr auf einem Kirchhofe! Stimmt etwas Lustiges an, was das Herz erfreuen mag!“ — Rüdiger aber hob sein Kelchglas empor und sprach: „Friede und Freude allen gebrochenen Herzen und bekümmerten Seelen!“ und Herzog Manfred nahm auch seinen Becher und sprach: „Wohl, und ich trinke Verzeihung meiner Tochter zu, die mich zu Tode betrübt hat, die ich vergeblich dem Schicksal abtrogen wollte und im Thurm gefangen hielt! Schlimmes Kind, Gott vergebe Dir, so wie ich wünsche, daß er nimmer meiner Schuld gedenke!“ —

Thränen fielen in den funkelnden Wein, und er trank ihn aus bis auf den letzten Tropfen. König Rüdiger erschrak vor diesen Worten des Herzogs so sehr, daß er das Kelchglas fallen ließ, welches auf den Marmorplatten in Stücken zersprang. Der Einsiedel aber stand auf und wankte von hinten. Unten in dem Garten hinter dem Schlosse warf sich der braune Knabe in das hohe Gras, neben sich legte er die Harfe, und fing nun an zu jammern und zu klagen: „Weinet mit mir, ihr duftenden Blumen, die ihr so schwer euer Hauptlein neigt, und ihr Bäume flüstert lange Lieder von der verrathenen Liebe! und ihr Halme, und du Gras flüstere von meinem Wehe; denn Alles ist hin und Alles verloren! — Daß ich geboren ward zu kurzer Freude und langer Pein! Weine nicht zu laut, thränenstimmernde Quelle! — daß nicht die Leute hören von meiner Qual. Fliehet hoch auf, ihr Vögelin, zu den Wolken, damit ihr nichts höret von meinem Herzeleid!“ — Wie im Wahnsinne rang er die Hände und rief einmal um das andere:

„Zwei ew'ge Thränen in den trüben Augen,  
Auf heißen Sand gestreckt den schönen Leib,  
Nicht! dort das Fräulein seinen Schmerz verhauchen.“

Da begannen die Geister der Luft leise in den Saiten der Harfe zu tönen, zu klingen und zu singen wie von schöner fernher Zeit, und vom langen Troste über den Sternen nach allem Leid auf dieser Erde, das des Menschen arme Seele peinigte und lange quälte. Tief verhüllte in seine Wehmut der wunderbare Einsiedel das Haupt, und legte es weit zurück auf das grüne sammetne Rosenkissen, seinen Blick zu dem Himmel aufwärts gefehrt, wo oben verborgen in der tiefsten Bläue eine Lerche im langen Wirbel hing und in ihrem Singen kein Ende fand.

9.

Als endlich die Abenddämmerung kam, und die Wolken über dem Einsiedel in blendender Gluth standen, da vernahm er, wie im süßen Liebesgespräche Rüdiger und Elvira heran kamen. „Brüderlein“, rief er, „stehe auf und komm mit uns!“ — Da stand der Einsiedel auf und ging gesenkten Hauptes mit seiner Harfe nebenher. Zu einer traulichen Laube, unter blühenden Orangenbäumen versteckt, führte Rüdiger die schöne Braut. Vor dem Eingange setzte sich der Einsiedel und zerflüchte gedankenschwer die Blumen, welche rings umher standen. Süßes Fußgeflüster säuselte in der Laube, sonderbar fremd mischte sich ein langer schmerzlicher Seufzer des Einsiedel-Knaben dazwischen. Leise mit bebender Stimme sang er:

„O Jungfrau dort in Deinem schweren Leide,  
Was harrest Du noch und stehst um den Tod?  
Ob selbst ihn Dir, daß solche Qual nun scheide!“

„Singe mir nur“, rief der König, „singe mir, wunderbarer Einsiedel da draußen, von dem alten Liede, das mich doch nicht verlassen wird!“ — und der Knabe sang wieder und wiederum abgerissene Stellen seines Liedes. Dunkler wob jetzt die Nacht ihre Schleier und wie tausend freundliche Augen schauten an dem tief dunkelblauen Himmel die ewigen Sterne tröstend

hervor. Fernher, wie Meeresgetön, hallte aus der Stadt der Lärm der fröhlichen Menge. Der Mond, der schönste Genosse der Nacht, schimmerte perlenweiß durch die weinenden Cypressen. Da begann die schöne Königin den liebesglühenden Gemahl zu fragen: „Rüdiger, sprich, liebst Du mich nun wirklich und ewig treu? Bringst Du mir auch Deine ungetheilte Liebe, und hast Du wirklich nie zuvor ein anderes Weib geliebt?“ — Rüdiger entgegnete in wilder Hast der Leidenschaft: „Elvira, Dich liebe ich, und über Alles! Verflucht sey die Stunde, wo ich ein anderes Weib umfing!“ — Ueber den Knaben kam jetzt ein unfäglicher Schmerz, krampfhaft faßte seine Hand die Saiten der Harfe, daß sie in gellenden Tönen zerrissen, und er selbst fiel mit lautem Schrei über die Harfe gestreckt hinüber. Erschrocken sprang der König vor und rief: „Frommer Bruder, was ist Dir?“ — Er gab keine Antwort. Rüdiger ergriff seine Hand, und siehe! der räthselbaste Knabe war gestorben. „Ach, daß Du todt bist, mein junger Freund!“ seufzte der König, nahm ihn selbst auf den Arm und trug ihn in das Schloß hinauf. Schrecken und Trauer ergriff alle Gäste. Wie der Arzt kam und die Kappe dem Einsiedel vom Haupte zog, fielen lang und aufgelöst dunkle Locken über die Schultern herab. Als er einen Schwamm, mit köstlichen Wassern gefüllt, nahm und das erstarrte Gesicht überstrich, verging die braune Farbe, und ein schneeweißes lebloses Mädchen-Antlitz kam zum Vorschein. Um den Nacken der Leiche lag eine güldene Kette. Rüdiger stand bewegungslos, an einen Pfeiler gelehnt, bleicher noch, als die Leiche, während er auf sie seinen Blick stier gebestet hatte. Der Arzt nahm die Kette, überreichte sie freundlich lächelnd dem König Rüdiger, und wisperte: „Scheint der Siegelring, welcher an dieser Kette befestigt ist, Euch nicht einigermaßen bekannt zu seyn?“ — Rüdiger nahm die Kette und den Ring, stürzte aber in demselben Augenblick neben der Leiche nieder, unter dem Ausruf: „Eila, und dennoch auf ewig!“ — Als man ihn emporbob, sah man auf seiner Brust über dem Herzen den Griff seines Dolches empor stehen. Die ganze Versammlung brach in einen langen Schreckensruf aus, wovon das ganze Schloß wiederhallte. — Alabald eilte Herzog Manfred herein, und kaum hatte er die Leiche des Mägdleins geschaut, so warf er sich neben sie, küßte sie und jammerte: „Tochter, meine Tochter, muß ich Dich so wiederfinden? Daß Du die Schuld Deines Vaters tragen mußt, ein unschuldiges Opferlamm! Ach, so ist mein Geschlecht vor mir vergangen, wie Spreu im Winde. Mein Gott, vergib mir meine Missethat!“ — Ein Sarg und ein Grab nahm die beiden Leichen auf. Dieselben Mauern, welche vor drei Tagen die Feste hochzeitlicher Lust sahen, waren nun stumme Zeugen von der Vergänglichkeit menschlicher Freuden und Leiden. — Elvira nahm den Schleier und betete ihr Lebelang für die Seelen der Verschiedenen. Herzog Manfred aber fand drei Jahre darauf einen schönen Heldentod in einer Schlacht, welche er mit dem Kaliphen zu Saragossa hielt.

## Aus einer alten Bestallung.

In dem Werke: „Zur Geschichte Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's II., Könige von Preußen, von Dr. Fr. Cramer“ (Hamburg, bei Hoffmann und Campe) findet man folgende Stelle aus einer vom 19. Januar 1732 datirten Bestallung des Grafen Stein als Vice-Präsident der Akademie der Wissenschaften zu Berlin: „Daferne auch der Vice-Präsident, Graf von Stein, besondere Umstände oder Veränderungen in dem Laufe des Gestirns anmerken sollte, zum Exempel, daß der Mars einen freundlichen Blick in die Sonne geworfen hätte, oder daß er mit dem Saturno, Venere und Mercurio im Quadrat stände, oder auch, daß der Zodiacus, wie bereits zu des Campanella Zeiten angemerket worden, sich noch weiter aus dem Gleise begeben und verrücken, oder auch, daß ein Wirbel des Himmels den andern, nach des Cartesii principii, abschleifen und verschlingen wollte, und daher eine übermäßige Anzahl von Cometen oder Schwanzsternen zu vermuthen wäre, so hat er, der Vice-Präsident, Graf von Stein, ohne den geringsten Zeitverlust, mit den übrigen Sociis darüber zu conferiren, und nicht allein auf die Ergründung solcher Unordnungen, sondern auch auf Mittel und Wege, wie denselben am besten abzuwehren, sorgfältig bedacht zu seyn; und ob es zwar durch den Unglauben der Menschen dahin gediehen, daß die Kobolde, Gespenster und Nachtgeister dergestalt aus der Mode gekommen, daß sie sich kaum mehr sehen lassen dürfen, so ist dennoch dem Vice-Präsidenten Grafen von Stein, aus dem Praetorio und anderen bewährten Autoribus zur Genüge bekannt, wie es an Nachtmähren, Bergmännlein, Drachenkindern, Irwischen, Nixen, Wehrwölfen, verwünschten Leuten und anderen dergleichen Satansgesellschaften nicht mangelte, sondern, daß deren eine große Anzahl in den Seen, Pfuhlen, Morästen und Heiden, Gruben und Höhlen, auch hohen Bäumen verborgen liegen, welche nichts als Schaden und Unheil anrichten, und wird also der Graf von Stein nicht ermangeln, sein Neuestes zu thun, um dieselben, so gut er kann, auszurotten, und soll ihm ein jedes von diesen Unthieren, welches Er lebendig oder todt liefern wird, mit sechs Thalern bezahlt werden.“

## Austern auf Bäumen.

In Südamerika, auf einem Arme des Flusses Tomboy, pflückt man die Austern von den Bäumen. Das Ufer des Flusses ist nämlich mit einer Baumart bewachsen, deren Zweige auch im Wasser anwachsen. Bei jeder Fluth werden sie 6 bis 7 Fuß hoch vom Wasser bedeckt, und tritt dann die Ebbe wieder ein, so sind die Aeste mit tausenden von Austern übersät.

## Der selbstarbeitende Karren.

Hr. Brach in Philadelphia hat einen Karren erfunden, der, durch eine Vorrichtung in einem der Räder, welches hohl ist, die Erde ausgräbt und sie sich aufladet. Mehrere solcher Karren werden bei Errichtung einer Eisenbahn in der Nähe von Philadelphia benutzt.

## Die Liebes-Nacht.

Durch die Straßen von Cordova  
Eilet, von der Nacht verhüllt,  
In der Hand die liebe Laute,  
Don Garcias, lieberfüllt.

Und den leise stieb'nden Schritten  
Eilt voraus des Sängers Blick  
Nach der Villa Säulendache,  
Wo sein horrt der Liebe Glück.

Da am hundertfüß'gen Dome,  
Der Cordova's Mauern zielt,  
Faßt ihn der Banditen Rotte,  
Von dem Bräutigam geführt.

Schwerter blinken, Dolche zücken  
Auf die unbewehrte Brust,  
Die mit selbigem Entzücken  
Schwelgt in der Erwartung Lust.

„Ha, was wollt Ihr, lieben Leute?  
Bitt' Euch, laßt mich ziehen heut'.  
Die Geliebte harret meiner,  
Hab' zum Sterben keine Zeit!“

Und die Hand, die wohl der Laute  
Süßen Ton zu locken weiß,  
Führt des Schwerdtes mächt'ge Streiche,  
Daß die Funken sprühen heiß.

Drei verwundet er; entfliehend  
Läßt die feige Schaar ihn zieh'n,  
Und beflügelt eilt er weiter —  
Sinkt zu ihren Füßen hin.

Und vom hohen Söller winket  
Liebend ihm die zarte Hand;  
Liebend lächeln Abendlüfte  
Um das schneeige Gewand.

Und der Bäume leis' Geflüster  
Sprich vom süßen Minneglück,  
Sternlein schauen liebeathmend  
Nieder mit dem than'gen Blick.

Rose hebt den vollen Busen,  
Duf't'ger Blätter lieb' umstrickt,  
Weilchen in dem schwell'nden Rasen  
Liebeschmachtend aufwärts blickt.

Doch vom hohen Söller winket  
Ihm die zarte Hand binab,  
Lange Trennung ihm gebietend,  
Lange Trennung — bis an's Grab.

Und des Sängers Lippen singen  
Treuer Liebe Scheidesang;  
In des Morgens grauem Dämmern  
Treuer Liebe Lied verklang.

Zaudernd durch die öden Straßen  
Zieht der Sängler langsam hin,  
Und die Thräne in dem Auge  
Kündet den gebroch'nen Sinn.

Da am hundertfüß'gen Dome  
Lauert sein der Mörder Schaar;  
Schwach vermag er nur zu kämpfen,  
Beut die Brust den Dolchen dar.



# Blätter

tür

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 1. März 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 9.

### L a m a n g o.

#### Wahre Begebenheit.

Der Schiffskapitän Ledoux war ein guter Seemann. Er hatte als bloßer Matrose angefangen, und war dann Untersteuermann geworden. Bei der Schlacht von Trafalgar zerschmetterte ihm ein Balkenstück die linke Hand. Er ward amputirt und mit guten Zeugnissen verabschiedet. Die Ruhe stand ihm jedoch nicht an, und da sich wieder eine Gelegenheit für ihn darbot, trat er als Unterlieutenant in den Dienst eines Corsarenschiffes. Das Geld, welches ihm einige Prisen einbrachten, setzte ihn in den Stand, sich Bücher anzukaufen, und die Theorie der Schiffahrt, deren Praxis er bis dahin bloß vom Grund aus kannte, zu studiren. Mit der Zeit ward er Kapitän eines Corsaren-Luggers mit 3 Kanonen und 60 Mann Bewaffnung, und er seht noch unter den Küstenschiffen von Jersey im lebhaftesten Andenken. Der Friede brachte ihn zur Verzweiflung. Er hatte während des Krieges sich ein kleines Vermögen erworben, das er auf Unkosten der Engländer noch zu vermehren hoffte. Jetzt mußte er seine Dienste friedlichen Kaufleuten anbieten; da er jedoch als ein entschlossener und erfahrener Mann bekannt war, vertraute man ihm gern ein Schiff an. Als der Negerhandel verboten ward, und man, um ihn zu treiben, nicht bloß die Wachsamkeit der französischen Douaniers hintergehen mußte, was eben nicht schwer war, sondern auch den englischen Kreuzern entweichen, was sich weit gefährlicher zeigte, ward Ledoux ein kostbarer Mann für die Handelsleute mit Ebenholz\*).

Ganz verschieden von den meisten Seeleuten, die lange, wie er, auf untergeordneten Stellen sich befanden, besaß Ledoux durchaus nicht jene tiefe Scheu gegen alle Neuerungen, und die Anhänglichkeit an den gewohnten Gang, welchen solche Menschen dann nur zu oft in höhere Grade mitbringen. Er war im Gegentheil der erste, der seinem Schiffeigner den Gebrauch der eisernen Gefäße für den Wasserbedarf anempfahl. Auf seinem Schiffe waren die Handschellen und Ketten,

deren die Negerfahrzeuge in Menge bedürfen, nach einem neuen Systeme fabricirt und sorgsam gefirnisset, um sie gegen den Rost zu verwahren. Was ihm aber unter den Sklavenhändlern die größte Ehre brachte, war der Bau einer zu diesem Handel bestimmten Brigg, den er selbst leitete, ein trefflicher Segler, lang, schmal, wie ein Kriegsfahrzeug, und doch im Stande, eine sehr große Menge Neger zu fassen. Die Hoffnung nannte er das Schiff. Er ordnete an, daß die schmalen Zwischendeckel nur drei Fuß vier Zoll Höhe hätten, indem er behauptete, daß dieser Raum den Sklaven von anständigem Wuchse immer noch erlaube, bequem zu sitzen. Und wozu brauchten sie denn zu stehen? „Wenn sie in den Kolonien seyn werden,“ pflegte er zu sagen, „werden sie nur zu viel auf ihren Füßen seyn müssen!“ — Die Schwarzen, mit den Rücken nach der Schiffsverkleidung in zwei Parallellinien sitzend, ließen zwischen ihren Füßen noch einen Raum, der bei allen andern Negerfahrzeugen zum Durchgange diente. Ledoux fand es sehr aus, in diesem Zwischenraume wieder andere Neger anzubringen, die perpendicular zu jenen erstern lagen. Auf diese Art enthielt sein Schiff ein Duzend Neger mehr als jedes andere von derselben Größe. Eigentlich hätte man auch noch mehr hineinbringen können, aber man muß doch menschlich seyn und einem Neger wenigstens fünf Fuß in der Höhe und zwei Fuß in der Breite verstatten, um sich während einer Ueberfahrt von mehr als 6 Wochen rühren zu können; „denn,“ — sagte Ledoux, „um diese liberale Maßregel zu rechtfertigen, zu seinem Schiffeigner, — „diese Neger sind doch am Ende auch Menschen, wie die Weißen.“

Die Hoffnung fuhr eines Freitags von Nantes ab, an einem für abergläubische Leute mithin bemerkbaren Tage. Die Inspektoren, welche die Brigg sorgfältig untersuchten, entdeckten die sechs großen Kästen mit Ketten und Handschellen und jenem eisernen Geschmeide, das man, sonderbar genug, in Frankreich „Eisenstangen der Gerechtigkeit“ nennt, glücklicherweise nicht. Auch verwunderten sie sich eben so wenig über die ungeheuren Wasservorräthe auf der Hoffnung, die doch ihren Papieren nach nur an den Senegal schiffen sollte,

\*) So nannten sich die Negerhändler selbst.

um Holz und Elfenbein dort zu holen. Die Ueberfahrt ist freilich nicht lang, aber Vorsicht kann bei alledem nicht schaden. Wenn nun eine lange Windstille einträte, wo sollte man Wasser genug hernehmen?

Also eines Freitags fuhr die Hoffnung, mit allem Nöthigen gehörig ausgerüstet, ab. Ledoux hätte es zwar gern gesehen, wenn die Masten etwas stärker gewesen wären, doch hatte er, so lange er das Schiff befehligte, nicht Ursache, darüber zu klagen. Die Ueberfahrt bis an die afrikanische Küste war schnell und glücklich. Er warf im Flusse Joale in einem Augenblicke Anker, wo die englischen Kreuzer gerade nicht im Angesichte dieser Küste waren. Die dortigen Mäuler kamen sogleich an Bord. Der Moment konnte nicht günstiger gewählt seyn. Tamango, ein berühmter Krieger und Menschenverkäufer, hatte eben eine große Zahl Sklaven an die Küste getrieben, und schlug sie sehr billig los, da er wußte, daß er Kraft und Hülfsmittel genug besitze, um den Platz schnell damit wieder zu versehen, sobald diese Gegenstände seines Handels selten zu werden anfangen.

Ledoux stieg an's Land und machte Tamango seinen Besuch. Er fand ihn in einer Strohütte, die man für ihn in der Eile errichtet hatte, bei ihm seine beiden Weiber und einige Unterkaufleute und Sklaventreiber. Tamango hatte sich zum Empfange des weißen Kapitäns herausgeputzt. Er hatte einen alten blauen Uniform-Rock an, auf dem sich noch die Korporalgalonirung befand. Auf jeder Schulter jedoch hingen zwei goldene Epauletten an demselben Knopfe, wovon die eine vorn, die andere hinten herabhing. Da er kein Hemde anhatte, und der Rock für einen Mann von seinem Wuchse etwas kurz war, so erblickte man zwischen den weißen Umschlägen desselben und den weißleinewandenen Hosen einen beträchtlichen Streifen schwarzer Haut, der einem breiten Gürtel glich. Mitteltst einer Schnure hing ihm ein großer Kavalleriefäbel an der Seite, und in der Hand hielt er eine schöne englische Doppelflinte. In diesem Aufzuge glaubte der afrikanische Krieger an Eleganz den vollendetsten Stutzer von Paris oder London auszustechen.

Kapitän Ledoux betrachtete ihn eine Zeitlang schweigend, während Tamango sich wie ein Grenadier, der vor einem fremden Generale die Revue passirt, aufrechtete und sich des Eindrucks zu erfreuen schien, den er auf den Weißen hervorbrachte. Als ihn nun Ledoux mit Kennerniene eine Zeitlang angesehen, wandte er sich zu seinem Begleiter, und sagte diesem: „Das ist ein Bursche, den ich, wenn ich ihn glücklich nach Martinique brächte, dort um wenigstens 1000 Thaler verkaufen könnte.“

Man setzte sich nun, und ein Matrose, der die wolofische Sprache ein wenig verstand, diente als Dolmetscher. — Nachdem die ersten Höflichkeitsbezeugungen vorüber waren, brachte ein Schiffsjunge einen Korb mit Branntweinflaschen. Man trank, und der Kapitän schenkte Tamango, um ihn gut gelaunt zu machen, eine schöne kupferne Pulverflasche mit Napoleons Brustbild en Relief. Das Geschenk ward mit gehöriger Dankbarkeit angenommen, man ging aus der Hütte und setzte sich nun in den Schatten, den Branntweinflaschen gegen-

über. Jetzt gab Tamango das Zeichen, die Sklaven, die er zu verkaufen hatte, vorzuführen.

Sie erschienen in einer langen Reihe, von Ermtung und Schrecken gebeugt, denn jeder hatte den Hals in einer über sechs Fuß langen Gabel stecken, deren beide Enden nach dem Nacken hin durch ein Querholz geschlossen waren. Wenn es vorwärts geht, so nimmt einer der Führer den Styl der Gabel des ersten Sklaven auf die Schulter, dieser, den des unmittelbar darauf folgenden, der zweite trägt die Gabel des dritten Sklaven und so alle folgende. Will man anhalten, so stößt der erste in der Linie das spitze Ende des Hefts seiner Gabel in die Erde, und die ganze Colonne bleibt so stehen. Man kann leicht denken, daß es Niemanden, der einen großen Block von sechs Fuß Länge am Halse trägt, einfallen kann, unterwegs zu entlaufen.

Bei jedem männlichen oder weiblichen Sklaven, der vor ihm vorüberzog, zuckte der Kapitän mit den Achseln, fand die Männer häßlich, die Frauen zu alt oder zu jung, und beklagte sich über die Entartung der schwarzen Racen.

„Alles wird doch schlechter,“ — sagte er. — „Sonst war das ganz anders. Die Frauen waren fünf Fuß sechs Zoll groß, und vier Männer hätten allein die Windspille einer Fregatte gedreht, um den großen Anker zu lichten.“

Indessen traf er doch mitten unter diesem Tadel eine vorläufige Auswahl der kräftigsten und schönsten Schwarzen. Für diese konnte er den gewöhnlichen Preis zahlen, aber wegen der übrigen verlangte er einen gewaltigen Nachlaß. Tamango vertheidigte seinerseits seinen Vortheil, rühmte seine Waare und sprach von der Seltenheit der Menschen, und den Gefahren solches Handels. Er schloß damit, einen gewissen Preis für die Sklaven im Ganzen zu verlangen, die der Kapitän mit an Bord nehmen wollte.

Sobald der Dolmetscher Tamango's Vorschlag in's Französische übersetzt hatte, stellte sich Ledoux, als wolle er vor Verwunderung und Unwillen zu Boden fallen, murmelte dann einige gräßliche Flüche und stand auf, als wolle er mit einem so unbilligen Menschen jeden Handel abbrechen. Jetzt hielt ihn Tamango zurück, und gelangte endlich mit Mühe dahin, ihn wieder zum Sitzen zu bringen. Eine frische Flasche ward angestochen und die Unterhandlungen begannen von Neuem. Nun kam die Reihe an den Schwarzen, das Anerbieten des Weißen toll und unverständig zu finden. Man schrie, man stritt lange, man trank unmäßig viel Branntwein, aber der Branntwein brachte eine ganz verschiedene Wirkung auf die beiden unterhandelnden Parteien hervor. Je mehr der Franzose trank, je mehr ging er mit seinem Gebote zurück; je mehr aber der Afrikaner zu sich nahm, je mehr ließ er von seinen Forderungen nach. So ward man endlich, als der Flaschenkorb geleert war, einig. Schlechte Baumwollenzeuge, Pulver, Feuersteine, drei Fätschen Branntwein und 50 in schlechtem Zustande sich befindende Flinten erhielt der Schwarze für 160 Sklaven. Der Kapitän schlug, um den Vertrag zu bestätigen, mit Tamango, der mehr als halb betrunken war, ein, und

alsbald wurden die 160 Sklaven unter die französischen Matrosen gesteckt, die sich beeilten, ihnen ihre hölzernen Säbeln abzunehmen, um ihnen eiserne Handschellen und Fußketten dafür anzulegen, was ein deutlicher Beweis des Uebergewichts der europäischen Civilisation ist.

Es blieben nun noch gegen dreißig Sklaven übrig; Kinder, Greise und schwache Weiber. Das Schiff war voll.

Tamango wußte nicht, was er mit diesem Ausschusse anfangen sollte, er bot ihn also Stück vor Stück dem Kapitain für eine Flasche Brantwein an. Das Anerbieten war verführerisch. Ledoux besann sich, daß er bei einer Oper, deren Vorstellung er in Neapel beigewohnt, eine Menge dicker und fetter Leute sich noch habe in's Parterre drängen sehen, ob dies gleich schon voll gewesen, die doch noch alle, in Folge der Eigenschaft des menschlichen Körpers, sich zusammendrücken zu lassen, Platz gefunden hatten. So kaufte er denn noch 20 der dünnsten von diesen 30 Sklaven.

Nun forderte Tamango nicht mehr als ein Glas Brantwein für jeden der zehn Uebrigbleibenden. Ledoux überlegte bei sich, daß Kinder in den Dilligencen nur einen halben Platz einnehmen und bezahlen. Er nahm also noch drei Kinder, erklärte aber dann, daß er nun auch nicht einen einzigen Schwarzen mehr unterbringen könne. Als Tamango sah, daß ihm noch 7 Sklaven über'm Halse blieben, ergriff er seine Flinte und legte auf ein Weib an, daß am vordersten stand. Es war die Mutter jener drei Kinder. „Kaufe sie,“ — rief er dem Weißen zu, — „oder ich schieße sie nieder! Ein Glas Brantwein, oder ich drücke los!“ — „Was zum Henker soll ich nur mit ihr anfangen?“ antwortete Ledoux. — Tamango schoß und die Sclavin sank todt zur Erde. — „Jetzt einen Andern!“ schrie Tamango, und zielte auf einen ganz gebrechlichen Greis: „Ein Glas Brantwein, oder —“ Eine seiner Frauen fiel ihm hier in den Arm, und der Schuß ging fehl. Sie erkannte in dem Alten, den ihr Gemahl tödten wollte, einen Guisnot oder Magier, der ihr einmal prophezeit hatte, daß sie werde Königin werden.

Tamango, den der Brantwein wüthend gemacht hatte, gerieth jetzt ganz außer sich, als er sah, daß man sich seinem Willen entgegensezte. Er schlug seine Frau mit dem Flintenkolben, und wandte sich dann zu Ledoux: „Da nimm sie, ich schenke Dir das Weib!“ — sagte er. Sie war hübsch. Ledoux betrachtete sie lächelnd, nahm sie dann bei der Hand und entgegnete: „Für die werde ich schon noch ein Plätzchen finden.“

Der Dolmetscher war ein Mensch. Er gab Tamango für die noch übrigen sechs Sklaven eine Dose von Pappé. Dann ließ er diesen ihre Säbeln abnehmen und sie hingeben, wohin sie wollten. Sie zerstreuten sich auch sogleich, dieser dahin, jener dorthin, nicht ohne die größte Verlegenheit, wie sie wieder in ihr mehr als 100 Meilen von der Küste entlegenes Vaterland zurückkommen wollten.

Unterdeß nahm der Kapitain von Tamango Abschied, und beschäftigte sich mit der eiligsten Einschiffung seiner Ladung. Es wäre unflug gewesen, länger

am Ufer zu verweilen. Die Kreuzer konnten sich wieder sehen lassen, und am folgenden Morgen wollte er in See seyn. Tamango streckte sich auf's Gras in den Schatten und schlief seinen Brantweinrausch aus.

Als er wieder aufstand, war das Boot schon unter Segel, und fuhr den Fluß hinab. Er fragte, nach von der gestrigen Schwelgerei etwas benebelt, nach seiner Frau Aylche. Man antwortete ihm, daß sie das Unglück gehabt habe, ihm zu mißfallen, und daß er sie daher dem weißen Kapitain geschenkt habe, der sie sogleich mit sich an Bord genommen. — Bei dieser Nachricht schlug sich Tamango wild bestürzt vor die Stirn, nahm dann seine Flinte und lief, da der Fluß viele Biegungen bis zum Meere hatte, auf dem geraden Wege zu einer kleinen Bucht, die von dem Einmündplazze ungefähr eine halbe Stunde entfernt war. Da hoffte er das Boot, dessen Fahrt die Krümmungen des Flusses aufhalten mußten, noch anzutreffen, ehe es noch zur Brigg gelangt sey. Er täuschte sich nicht. In der That hatte er noch Zeit, sich in einen Kahn zu werfen und das Regerschiff zu erreichen.

Ledoux staunte, ihn zu sehen, noch mehr aber, ihn seine Frau zurückfordern zu hören. „Geschenkt ist geschenkt!“ antwortete er ihm, und wandte ihm den Rücken. Der Schwarze bestand darauf, und bot den größten Theil der Sachen dagegen, welche er für die Sklaven bekommen hatte. Ledoux lachte und versicherte, daß Aylche eine sehr gute, liebe Frau sey, und er sie behalten wolle. Nun vergoß der arme Tamango einen Strom von Thränen, und stieß ein so heftiges Schmerzgeschrei aus, als ob ihm ein körperliches Leid zugefügt werde. Bald warf er sich auf dem Boden des Schiffes umher, und rief nach seiner theuren Aylche, bald stieß er den Kopf an die Seitenwände, als wolle er sich umbringen. Der Kapitain blieb stets gleichgültig dabei und zeigte nur auf das Ufer, um anzudeuten, es sey nun Zeit, daß er sich entferne. Tamango blieb aber. Er bot selbst seine goldenen Spauletz, seine Flinte und seinen Säbel. Alles umsonst! (Fortsetzung folgt.)

### Zauberkraft der Klapperschlange.

Ein Reisender in Süd-Carolina hatte Gelegenheit, zwei Mal Zeuge der sogenannten Zauberkraft der Klapperschlange zu seyn. Einmal hörte er ein solches Thier klappern, bemerkte jedoch, als er es erblickte, daß es nicht seine Person, sondern ein Beuteltier im Auge hatte. Er wollte die Schlange schießen, beobachtete sie aber weiter, da sie zu klappern aufhörte. In diesem Augenblick, wo ihm das Beuteltier zu Gesicht kam, hob sich dies aus seiner geduckten Stellung hervor, und machte den Versuch, sich durch eine Bewegung rückwärts zu entfernen. Es erfolgte aber augenblicklich ein zweites Klappern, und das Beuteltier duckte sich wieder. Diese Vorgänge ereigneten sich mehrmals, so daß endlich das letztere völlig erschöpft zu seyn schien. Als sich die Schlange ihrer Beute näherte, und sie eben verschlingen wollte, schoß sie der Beobachter. Sie blieb sogleich todt. Ob eine Kugel (das Gewehr war mit zwei geladen) auch das Beuteltier getroffen, konnte der Schütze nicht angeben, aber er bemerkte keine

Verletzung an dessen Leibe, und es war todt, als er es aufhob.

Der Schmetterling und die Wunderblume.  
Fabel.

Sich auf lauen Lüften wiegen,  
Die um Blütenzweige spielen;  
Sich an Blumenfelde schmiegen,  
Und die Brust im Thauw fühlen,  
War mit jeder neuen Sonne  
Eines Schmetterlinges Wonne.  
Wenn durch goldne Morgenröthe  
Sich der junge Tag verkündet,  
Und im stillen Strom des Lethe  
Spurlos nächtlich' Träumen schwindet,  
Hebt er sich auf zarten Schwingen  
Seinen Schönen Lob zu bringen.  
Sich dem Kelch' der Anemonen,  
Wo er sanft geruht, entwindend,  
Senkt er sich auf Blütenkronen  
Aller Art, nie Ruhe findend.  
Tulpe, Veilchen, selbst die Rose  
Sah'n ihn treulos ihrem Schooße.  
Wer mag alle Blumen nennen,  
Die er sich zur Lieb' erkoren?  
Wer die Schmeichelworte kennen,  
Die er oft an sie verloren?  
Zärtlich steht er hier um Liebe,  
Zieh'n ihn dorthin seine Triebe.  
Flatternd noch in stolzem Wahne,  
Brüstend sich mit eitler Ruhme,  
Daß er nie Gefahren ahne,  
Sah er eine Wunderblume,  
Die in seinem armen Herzen  
Weckt der holden Liebe Schmerzen.  
Reicht mir aus kastal'scher Quelle  
Einen Trank, ihr holden Mufen!  
Daß nur hohe Dichtung schwelle  
Meinen tief bewegten Busen;  
Daß ich doch in rechter Weise  
Diese Wunderblume preise.  
Ausgeschmückt mit allen Gaben,  
Die Natur sonst einzeln spendet,  
Steht sie herrlich und erhaben,  
Ueber all' an Reiz vollendet,  
Süßen Duft um sich verbreitend,  
Aller Herzen zu sich leitend.  
Zartes Roth der holden Rose  
Und der Lilie weißer Schimmer  
Schmückt sie, und aus ihrem Schooße  
Strömen Wonnedüfte immer,  
Wie von Nellen und Narzissen  
Und von Veilchen sie entfließen.  
Wie die Nachtwiol' im Dunkeln  
Süßen Duft um sich verbreitet,  
Wenn die goldnen Sternlein funkeln  
Und der Mond durch Wölkchen gleitet,  
So auch duftet jene Blume  
Unbelauscht zu stillem Ruhme.

Doch wenn strahlend durch den Aether  
Phöbus seine Kasse lenket,  
Hier als Freund, dort als Verräther  
Haß und Gunst partbeißisch schenket,  
Zeigt die schöne Blum' ohn' Tadel  
Hehrer Kaiserkronen Adel.

Hingerissen von Entzücken,  
Daß die Blum' in mir erregt,  
Schwindet fast aus meinen Blicken  
Er, der mich zum Lieb' bewegt.  
Schmetterling dein tändelnd Herz  
Fliehet fortan verubhten Scherz.

Denn als er die Blum' erblickt,  
Faßt ihn namenloses Wehe,  
Seinem Kreise ganz entrückt  
Fesselt ihn jetzt ihre Nähe;  
Doch ihr nah'n, ihr zu entfliehen,  
Ist vergeblich sein Bemühen.

Und er fühlt mit tiefem Leide,  
Daß er unwerth ihrer Liebe,  
Nicht durch äußeres Geschmeide  
Wecken kann verwandte Triebe  
Bei der holden Blume. Klagen  
Muß sie ihr Gehör versagen;

Denn aus dunkeln Blütenzweigen  
Flöhet sonst die Nachtigall,  
Und sie muß sich dorthin neigen,  
Läuschen ihrem süßen Schall,  
Der mit zauberischen Tönen  
Weckt in ihr der Liebe Sehnen.

Da schickt er zu Zeus sein Flehen,  
Bittet heiß um höhere Gaben,  
Als in äußerem Land bestehen,  
Bittet brünstig und erhaben.  
Doch allgütig hört Kronion  
Auf des armen Dulders Ton.

Milde strahlt sein Antlitz nieder  
Und er spricht mit hoher Würde:  
Wird dir nun dein zart Gefieder  
Plötzlich zur verhassten Bürde?  
Sey fortan ein kühner Har,  
Breite aus dein Flügelpaar.

Dir nicht blüht die Wunderblume,  
Nur dem Säng' zum Gewinne.  
Auf! entfalte denn zum Ruhme  
Starke Schwingen und entrinne  
Deinem Schmerz, im Sternenzelt  
Such dir eine neue Welt.

Und er wird ein kühner Har,  
Breitet aus sein Flügelpaar,  
Schwingt sich auf zum Sternenzelt,  
Schafft sich eine eig'ne Welt.  
Doch im höchsten Schwung und Ruhme  
Kehrt nach jener Wunderblume  
Stets sein sehnsuchtsvoller Blick  
Sehnsuchtsvoller noch zurück.

# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 8. März 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 10.

Tamango.

Wahre Begebenheit.

(Fortsetzung)

Während dieser Unterhandlungen (zwischen dem Kapitain Ledour und Tamango wegen Rückgabe der Frau des Letztern) sagte der Lieutenant der Hoffnung zum Kapitain: „Es sind uns diese Nacht drei Sklaven gestorben; wir haben also Platz. Warum nehmen wir denn da diesen kräftigen Burschen nicht mit, der mehr werth ist als jene Drei zusammen?“ Ledour überlegte, daß Tamango wenigstens um 1000 Thaler sich verkaufen lasse, daß diese Reise, die sich bereits so vorthellhaft für ihn anfangte, seine letzte sey, daß er dann sein Glück gemacht habe, und da er somit den Sklavenhandel aufgeben werde, es ihn wenig kümmern, ob er an der Küste von Guinea einen guten oder schlechten Nachruhm hinterlasse. Uebrigens war das Ufer ganz einsam, und der afrikanische Krieger ihm folglich ganz allein anheim gegeben. Es handelte sich jetzt bloß darum, ihm seine Waffen wegzunehmen, denn gefährlich wäre es gewesen, die Hand an ihn zu legen, während er noch in deren Besitze war. Ledour ließ sich also dessen Flinte geben, unter dem Vorwande, sie zu untersuchen und zu prüfen, ob sie so viel werth sey als die schöne Aylche. Während er die Schloßer probirte, ließ er absichtlich das Pulver aus der Pflanze fallen. Andererseits handhabte der Lieutenant Tamango's Säbel, und als dieser sich auf solche Art entwaffnet befand, machten sich zwei handfeste Matrosen über ihn, warfen ihn rücklings auf den Boden, und fingen nun an, ihn zu knebeln. Der Widerstand des Schwarzen war heldenmüthig. Als er von seiner ersten Bestürzung sich erholt hatte, kämpfte er, trotz seiner unvorthellhaften Lage, lange Zeit gegen die beiden Matrosen. Mitteltst seiner ungeheuren Muskelkraft gelang es ihm, sich empor zu arbeiten. Mit einem Faustschlage schmetterte er den Mann nieder, der ihn am Kragen hielt, ein Stück seines Rocks ließ er in den Händen des andern Matrosen, und so stürzte er wie ein Wüthender auf den Lieutenant los, um diesem

seinen Säbel zu entreißen. Der Lieutenant hieb ihm damit nach dem Kopfe, und brachte ihm eine breite, aber nicht tiefe Wunde bei. Tamango stürzte noch einmal zurück. Jetzt band man ihm schnell Hände und Füße. Während er sich dabei immer noch vertheidigte, stieß er ein Wüthgeschrei aus; als er aber sah, daß jeder Widerstand vergebens sey, schloß er die Augen und bewegte sich nicht mehr. Nur sein heftiges und schnelles Athemholen zeigte, daß er noch lebe.

„Alle Wetter!“ — rief der Kapitain Ledour, — werden die Schwarzen, die er verkauft hat, nicht lachen, wenn sie ihn nun auch als Sklaven sehen. Da werden sie nun wohl begreifen, daß es eine Versehen gibt!“ Unterdeß lag der arme Tamango in seinem Blute. Der mitleidige Dolmetscher, der Tags vorher sechs Sklaven gerettet hatte, trat zu ihm, verband seine Wunde, und sprach ihm ein paar Trostworste zu. Daß er ihm etwa sagen konnte, wer mag's wissen? Doch blieb der Schwarze stumm wie ein Leichnam. Zwei Matrosen mußten ihn wie einen Waarenballen auf's Zwischendeck, dahin, wo er liegen sollte, tragen. Zwei Tage lang verschmähte er Essen und Trinken, und man sah ihn kaum die Augen öffnen. Seine Mitgefangenen, ehemals von ihm verkauft, erblickten ihn mit einer Art von dumpfem Staunen jetzt unter sich. So viel Furcht flößte er ihnen noch jetzt ein, daß nicht ein einziger es wagte, des Elendes dessen zu spotten, der das ihrige verursacht hatte.

Die Hoffnung entfernte sich unter Begünstigung eines frischen Landwindes schnell von der afrikanischen Küste. Schon unbesorgt wegen der englischen Kreuzer, dachte der Kapitain jetzt nur an den ungeheuren Gewinn, den er in den Kolonien, wohin sich der Lauf des Schiffes richtete, machen wollte. Sein Ebenholz erhielt sich ohne Abgang. Keine ansteckenden Krankheiten. Höchstens zwölf Neger, und noch dazu die Schwächsten waren vor Hitze gestorben. Das war eine Kleinigkeit. Damit seine Menschenladung so wenig als möglich von den Beschwerden der Ueberfahrt leide, war er so vorsichtig, seine Sklaven täglich auf's Verdeck gehen zu lassen. Der Reihe nach bekam der dritte Theil dieser Unglücklichen eine Stunde Zeit, um seinen Vor-

rath an frischer Luft für den ganzen Tag einzuathmen. Ein Theil der bis an's Kinn bewaffneten Schiffmannschaft bewachte sie dann, damit kein Aufruhr sich entspinne. Manchmal ergöhte die Claven ein Matrose, der die Violine spielen konnte, mit einem Concert. Dann war es sonderbar mit anzusehen, wie sich alle diese schwarzen Gestalten nach dem Musikus hinwendeten, nach und nach den Ausdruck dumpfer Verzweiflung verloren, grotesk lachten und in die Hände klatschten, wenn es ihnen ihre Ketten erlaubten. — Leibesbewegung ist zur Gesundheit nöthig, daher war es auch eine der Gesundheits-Maafregeln des Kapitäns, seine Claven oft tanzen zu lassen, so wie man Pferde, die man auf eine lange Ueberfahrt einschiffet, courbettiren läßt. „Allons, meine Kinder, tanzt, macht euch lustig!“ rief ihnen der Kapitain mit einer Donnerstimme zu, während er mit einer ungeheuren Heßpeitsche klatschte; und auf der Stelle tanzten und sprangen die armen Neger.

Eine Zeitlang hielt Tamango's Verwundung ihn im untern Raume zurück. Dann erschien er auf dem Verdecke, und sein Erstes war dort, indem er den Kopf stolz unter der furchtsamen Menge der übrigen Claven erhob, einen traurigen, aber ruhigen Blick auf die unermessene Wasserfläche, welche das Schiff umgab, zu werfen. Dann legte er sich auf den Boden, oder ließ sich vielmehr darauf hinstinken, ohne sich nur die Mühe zu geben, seine Fesseln so zu ordnen, daß sie ihm weniger unbequem wären. Ledour, der am Hinterkastell saß, rauchte ruhig seine Pfeife. Neben ihm stand Ache, ohne Fesseln, in einem eleganten blau-cottonenen Kleide, an den Füßen allerliebste Marokkin-Pantoffeln, und in der Hand einen Präsentirteller mit Liqueuren haltend, bereit, Ledour einzuschenken. Es war deutlich zu sehen, daß sie bei dem Kapitain in hohen Gnaden stand. Ein Schwarzer, der Tamango haßte, reizte diesen durch ein Zeichen auf, dorthin zu blicken. Tamango wendete den Kopf, ward Ache gewahr, stieß einen Schrei aus und stürzte, indem er heftig aufsprang, nach dem Hinterkastelle zu, ehe sich die wachhabenden Matrosen einer so schrecklichen Verletzung aller Schiffsdisciplin widersehen konnten. — „Ache!“ — rief er mit Donnerstimme, und Ache stieß einen Schrei des Schreckens aus, — „glaubst du denn, daß es im Lande der Weißen keinen Mama-Jumbo gibt?“ — Schon liefen die Matrosen mit aufgehobenen Stöcken herbei, aber Tamango kehrte mit gekreuzten Armen, gleichsam unempfindlich, ganz ruhig auf seine vorige Stelle zurück, während Ache, in Thränen schwimmend, durch jene geheimnißvollen Worte wie versteinert schien.

Der Dolmetscher erklärte Ledour, wer dieser furchtbare Mama-Jumbo sey, dessen bloßer Name so vielen Schrecken verursacht.

„Es ist dies,“ — sagte er, — „der Knecht Kuprecht der Neger. Wenn ein Neger Furcht hegt, seine Frau mache sich dessen schuldig, was den Frauen in Afrika so gut wie in Frankreich manchmal zur Last fällt, so droht er ihr mit dem Mama-Jumbo. Ich selbst habe diesen gesehen, und begreife nun die ganze

List, aber die Neger — sie sind zu einfältig, die begreifen es nicht. — Stellen Sie sich nur vor, daß eines Abends, während die Frauen tanzten, oder wie sie in ihrem Kauderwelsch sich ausdrücken, einen folgar machten, man auf einmal aus einem kleinen, sehr dichten und düstern Gehölze eine sonderbare Musik ertönen hörte, ohne daß man Jemand gesehen, der sie machte. Alle Musiker waren im Gebüsche versteckt. Sie hatten Rohrflöten, hölzerne Tambourins (balatos) und aus halben Kürbissen gemachte Guitarren. Alles das spielte ein Musikstück, daß man hätte närrisch werden mögen. Kaum hatten aber die Frauen dieses gehört, als sie zu zittern anfangen, und davon laufen wollten. Die Männer hielten sie zurück. Die Weiber wußten nur zu gut, was sie auf dem Gewissen hatten. Plötzlich kam aus dem Gehölze eine große weiße Gestalt heraus, hoch wie unser Fockmast, mit einem Kopfe dick wie eine Tonne, Augen, groß wie Klüßlöcher, und einem feuerspeienden Rachen wie der Teufel. Diese Gestalt schritt ganz langsam vorwärts, nicht weiter als bis eine halbe Kabeltaulänge vom Busche. Die Frauen schriegen: „Da ist Mama-Jumbo!“ Sie kreischten wie Austerweiber. Jetzt sagten die Männer zu ihnen: „Allons, Ihr Wetterweiber, gesteht, ob Ihr immer treu gewesen seyd oder nicht. Wenn Ihr lügt, so frist Euch der Mama-Jumbo mit Haut und Haar.“ — Nun gab's allerdings welche darunter, die treuherzig genug waren, ihre Sünden einzugestehen, und dann schlugen die Männer freilich darauf los, wie auf altes Eisen.“

„Und wer war denn die weiße Gestalt, der Mama-Jumbo?“ fragte der Kapitain.

„I nun, ein Gaukler in ein weißes Tuch gehüllt, der auf einem hohen Stocke einen großen ausgehöhlten Kürbis trug, in welchem man ein Licht angezündet hatte. Es kostet nun eben nicht viel Geistesaufwand, um die armen Schwarzen anzuführen. Bei alle dem ist aber doch der Mama-Jumbo eine gute Erfindung, und ich wollte, meine Frau glaubte auch daran.“

„Was die meinige anlangt,“ — entgegnete Ledour — „so fürchtet sie sich zwar nicht vor dem Mama-Jumbo, aber desto mehr vor meinem spanischen Kobre, und weiß übrigens, wie es ihr ergehen würde, wenn sie mir einen Streich spielte. Was aber den närrischen Kauz dort betrifft, der vom Mama-Jumbo phantastete, so sagt ihm, daß er sich zusammennehmen und der jungen Frau da keinen Schrecken einjagen soll, oder ich wollte ihm den Rücken so anmutzig kipeln, daß seine schwarze Haut roth aussehen sollte, wie frischer Rosibeeff.“

Mit diesen Worten begab sich der Kapitain in seine Kajüte, ließ Ache rufen, und versuchte sie zu trösten. Aber weder seine Liebesungen, noch selbst die Schläge, die er anwendete, — denn man verliert doch am Ende auch die Geduld — konnten die schöne Negerin beruhigen. Verdrießlich stieg der Kapitain wieder auf's Verdeck, und zankte mit dem wachhabenden Offizier wegen des Manöuvres, das dieser eben befehligte.

In der Nacht, während die ganze Equipage des Schiffs in tiefem Schlafe lag, hörte die Wache zuerst einen ernsten, feierlichen, klagenden Gesang, der vom Zwischendeck her ertönte, und dann einen fürchterlichen Aufschrei eines Weibes. Gleich darauf hallte die rauhe Stimme von Ledour, fluchend und schwörend, und der Lärm seiner schrecklichen Heppetsche durch das ganze Schiff wieder. Einen Augenblick nachher war Alles wieder still. Tags darauf zeigte sich Tamango auf dem Verdeck mit blutrünstigem Gesichte, aber mit eben so entschlossener und stolzer Miene als zuvor.

Kaum hatte ihn Nyche erblickt, als sie vom Hinterkastele, wo sie neben dem Kapitän saß, in größter Hast zu Tamango lief, sich vor ihm niederstürzte und mit dem Ausdrucke der tiefsten Verzweiflung ihm zurief: „Verzeihe mir, Tamango, verzeihe mir!“ — Tamango sah sie eine Minute lang starr an, dann, als er sah, daß der Dolmetscher nicht zugegen war, sagte er zu ihr bloß: „Eine Feile!“ und legte sich nieder auf's Verdeck, ihr den Rücken zuebrechend. Der Kapitän verwies Nyche ihr Betragen heftig, gab ihr sogar einige Backenstreiche und verbot ihr, mit ihrem vorigen Manne zu sprechen, dachte jedoch auch nicht im entferntesten an den Sinn der kurzen Worte, welche sie gewechselt hatten, und fragte sogar nicht darnach.

Unterdessen ermahnte aber Tamango, der zu den übrigen Sclaven gesperrt war, diese Tag und Nacht, einen mutigen Versuch zu wagen, um ihre Freiheit wieder zu erhalten. Er stellte ihnen die kleine Anzahl der Weißen vor, und ließ sie die immer mehr abnehmende Aufmerksamkeit ihrer Wächter bemerken. Dann sagte er, ohne sich klar darüber auszudrücken, daß er Mittel finden werde, sie in ihr Vaterland zurückzuführen, rühmte seine Kenntniß verborgener Wissenschaften, auf welche die Schwarzen sehr viel halten, und drohte denen, die sich weigern würden, ihn in seinem Unternehmen zu unterstützen, mit der Rache des Teufels. Bei diesen Anreden bediente er sich bloß des Dialekts der Peuler, den fast alle Sclaven verstanden, der Dolmetscher aber nicht kannte. Der Ruf des Redners, die Gewohnheit der Sclaven, ihn zu fürchten und zu gehorchen, kamen seiner Beredtsamkeit wunderbar zu statten, und die Schwarzen drangen in ihn, lange zuvor, ehe er noch selbst sich im Stande glaubte, ihre Befreiung in's Werk zu setzen, den Tag dazu anzuberaumen. Er antwortete den Verschworenen auf eine unbestimmte Weise, daß der Tag dazu noch nicht gekommen sey, und der Teufel, der ihm im Traume erscheine, ihn noch nicht davon unterrichtet habe, daß sie sich aber Alle bei'm ersten Zeichen bereit halten sollten. Indeß ließ er jedoch keine Gelegenheit unbenutzt, um Erfahrungen über die Wachsamkeit seiner Wächter anzustellen. — Als einmal ein Matrose seine Flinte an die Brustlehne des Verdeck's gestellt hatte, und sich damit unterhielt, einer Schaar fliegender Fische zuzusehen, die dem Schiffe folgte, nahm Tamango dessen Flinte und exercirte damit, indem er mit grotesten Geberden die Bewegungen der Matrosen nachahnte, die er ihnen abgelauscht hatte. Nach einigen Augenblicken nahm man ihm die Flinte wieder ab, er

hatte aber doch so viel daraus gelernt, daß er nach einem Schießgewehr greifen könne, ohne auf der Stelle Verdacht zu erregen, und wenn die Zeit kommen würde, sich eines solchen zu bedienen, so solle ihm Keiner so leicht es wieder aus den Händen reißen.

Eines Tages warf ihm Nyche einen Schiffszwieback hin, und machte ihm ein Zeichen dazu, daß nur er verstand. Der Zwieback enthielt eine kleine Feile. Von diesem Werkzeug hing der glückliche Ausgang der Verschwörung ab. Tamango hütete sich wohl, die Feile seinen Gefährten sogleich zu zeigen, als aber die Nacht angebrochen war, begann er unverständliche Worte zu murmeln, die er mit sonderbaren Geberden begleitete. Nach und nach trieb er es bis dahin, ein heftiges Geschrei auszustößen. Hörte man die verschiedenen Abwechslungen seiner Stimme, so mußte man glauben, er sey in lebhaftem Gespräche mit einer unsichtbaren Person. Alle Sclaven zitterten, denn Niemand zweifelte daran, daß jetzt der Teufel in ihrer Nähe sey. Tamango beendete endlich diesen Auftritt, indem er ein Freudengeschrei ausstieß. „Kameraden,“ — rief er — „der Geist, den ich beschworen habe, hat mir endlich das zugestanden, was er mir versprochen, und ich halte hier in meinen Händen das Werkzeug unserer Befreiung. Jetzt kostet es nur noch ein wenig Muth, und unsere Banden sind gesprengt!“ — Nun ließ er seine Nachbarn die Feile anrühren, und so grob auch seine Lüge war, fand sie doch bei diesen höchst ungebildeten Menschen Glauben.

Nach langem Erwarten brach endlich der große Tag der Rache und der Freiheit an. Die Verschworenen hatten sich durch einen feierlichen Schwur untereinander verbunden, und ihren Plan nach reifer Ueberlegung entworfen. Die Verwegensten, Tamango an der Spitze, sollten, wenn sie ihrer Reihe nach auf's Verdeck gelangten, sich der Waffen ihrer Wächter bemächtigen, und andere dann in die Kajüte des Kapitäns dringen, um sich in den Besitz der dort befindlichen Flinten zu setzen. Diejenigen, denen es gelungen, ihre Fesseln durchzuheulen, sollten den Angriff beginnen; aber trotz der angestrengten Arbeit mehrerer Nächte war der größte Theil der Sclaven noch außer Stande, energischen Antheil an der Ausführung zu nehmen. Dabe erhielten denn drei handfeste Schwarze den Auftrag, den Mann zu tödten, der die Schlüssel zu den Eisen in der Tasche trug, und dann die noch gefesselten Gefährten sogleich zu befreien.

An diesem Tage war Ledour gerade, ganz gegen seine Gewohnheit, von allerliebster Laune. Er schenkte einem Schiffsjungen die Strafe, der die Peitsche verdient hatte, er machte dem Offizier der Wache sein Kompliment wegen seines Manöuvre's, erklärte der Schiffsmannschaft, daß er mit ihr zufrieden sey, und kündigte ihr an, daß jeder derselben auf Martinique, wo sie sehr bald ankommen würden, eine Gratifikation erhalten solle. Alle Matrosen faßten diesen angenehmen Gedanken freudig auf, und überlegten schon bei sich, wozu sie diese Gratifikation anwenden wollten. So dachten sie denn eben an Brantwein und die farbigen Frauen von Martinique, als man Tamango

und die anderen Verschworenen auf's Verdeck steigen ließ.

Diese hatten sorgfältig ihre eisernen Fesseln auf eine solche Art durchseilt, daß man dies nicht sehen, sie aber doch mit der geringsten Anstrengung dieselben vollends zerbrechen konnten. Uebrigens ließen sie die Ketten so stark ertönen, daß man dem Gehöre nach hätte glauben sollen, es seyen deren noch einmal so viel. Nachdem sie nun eine Zeitlang die frische Luft eingeathmet hatten, nahmen sie sich alle bei den Händen, und fingen an zu tanzen, während Tamango den Kriegsgefang seiner Familie \*) anstimmte, den er vor dem sang, ehe er in's Treffen ging. Als der Tanz eine Zeitlang gewährt hatte, legte sich Tamango, als sey er sehr erschöpft, der Länge nach zu den Füßen eines Matrosen hin, der sich nachlässig auf die Brustwehr des Schiffes stützte. Alle Verschworene thaten dasselbe, so daß jeder Matrose von mehreren Schwarzen umringt war.

Jetzt stieß plötzlich Tamango, der unterdessen leise seine Ketten vollends gelöst hatte, einen lauten Schrei aus, der als Signal dienen sollte, zog den Matrosen neben dem er lag, kräftig bei den Beinen zur Erde, setzte ihm den Fuß auf den Leib, entriß ihm seine Flinte, und tödtete sogleich mit derselben den wachhabenden Offizier. In demselben Augenblicke ward jeder Matrose von der Wache auf gleiche Weise angegriffen, entwaffnet und auf der Stelle erwürgt. Von allen Seiten erhob sich Kriegsgeschrei. Der Unterbootsmann der die Schlüssel zu den Ketten hatte, fiel mit zuerst. Nun überschwemmte eine Masse von Negern das Verdeck. Wer nicht Waffen finden konnte, ergriff die Stangen der Winden, oder die Ruder der Schaluppe. Von diesem Augenblicke an war die europäische Schiffsmannschaft verloren. Doch stellten sich noch einige Matrosen auf dem Hinterdecke den Negern entgegen, aber es fehlte ihnen an Waffen und Entschlossenheit. Ledoux lebte noch, und hatte seinen vollen Muth behalten. Als er bemerkte, daß Tamango die Seele der Verschwörung sey, so hoffte er, wenn er diesen tödten könne, mit den Uebrigen leicht fertig zu werden. Er stürzte ihm also mit dem Säbel in der Hand entgegen, und rief ihn laut herbei. Auch Tamango eilte auf ihn zu. Er hatte eine Flinte am Ende des Laufes gepackt, und bediente sich ihrer als Keule. So fanden sich die beiden Anführer auf einer der Laufbrücken, welche vom hintern zum vordern Verdeck führen. Tamango schlug zuerst los, der Weiße aber entging durch eine geschickte Bewegung diesem Schlage, so daß der Flintenschuß, als er mit Gewalt auf die Balken schlug, zerbrach, und die Flinte selbst Tamangos Händen entfuhr. Er war nun ohne Waffe, und Ledoux hob mit einem Lächeln teuflischer Freude den Arm, um ihn zu durchbohren. Aber Tamango war so gewandt wie die Panther seines Vaterlandes. Er stürzte sich in die Arme seines Gegners, und erfaßte die Hand, welche den Säbel hielt. Der Eine wendete alle Kraft an, seine Waffe zu behaupten, der Andere, sie ihm zu ent-

reißen. In diesem furchtbaren Kampfe fielen sie endlich Beide nieder, aber der Afrikaner lag unten. Da würgte Tamango, ohne sich entmuthigen zu lassen, seinen Gegner mit aller Kraft, und biß ihm mit solcher Heftigkeit in die Kehle, daß das Blut wie unter den Zähnen eines Löwen daraus hervorquoll. Der Säbel entglitt der erschlaffenden Hand des Kapitäns, Tamango ergriff ihn, stand dann mit blutendem Gebiß auf, stieß ein Triumphgeschrei aus, und durchbohrte den schon halbtodten Feind vollends mit wiederholten Stichen.

Der Sieg war nun nicht mehr zweifelhaft. Vergebens suchte die kleine Zahl von Matrosen, die noch übrig geblieben war, das Mitleid der Empörten anzuflehen; Alle, mit Ausnahme allein des Dolmetschers, der ihnen nie etwas zu Leid gethan hatte, wurden unerbittlich niedergehauen. Der Lieutenant starb rühmlich. Er hatte sich nach hinten bis zu einer der kleinen Kanonen, die man herumdrehen konnte, und welche mit Kartätschen geladen waren, zurückgezogen. Mit der linken Hand richtete er das Geschütz, und mit dem Säbel in der Rechten vertheidigte er sich so gut, daß er eine Menge Neger auf sich herbeizog. Nun drückte er die Kanone los, und ihre Ladung machte eine breite Gasse in der dichten Menge, in welcher Todte und Sterbende gedrängt lagen. Einen Augenblick darauf ward er in Stücke gehauen.

(Schluß folgt.)

### Wirthsspekulation.

Ein Gasthausbesitzer am Rhein hatte einen ganz originollen Plan erfunden, damit die Tanzlustigen während der Faschinszeit seiner Küche und seinem Keller einen bedeutenden Zuspruch schenkten. Er veranstaltete nemlich eine Reihe von Ballfesten, welche um 7 Uhr Abends ihren Anfang, und um 5 Uhr Früh des andern Tages ihre Ende nahmen. Mit der Tanzbelustigung stand eine Restaurations-Lotterie in Verbindung. Die Gäste mußten nicht nur Eintritts, sondern auch Austrittspreise entrichten, und zwar nach folgender Ordnung:

Eintrittspreis um 7 Uhr . . .	— fl. 10 fr.
— — — 8 — . . .	— " 20 "
— — — 9 — . . .	— " 30 "
— — — 10 — . . .	— " 40 "
— — — 11 — . . .	— " 50 "
— — — 12 bis 5 Uhr . . .	1 " — "
Austrittspreis — 7 — 12 — . . .	1 " — "
— — — 1 Uhr . . .	— " 50 "
— — — 2 — . . .	— " 40 "
— — — 3 — . . .	— " 30 "
— — — 4 — . . .	— " 20 "
— — — 5 — . . .	— " 10 "

Die Restaurations-Lotterie wurde um 12 Uhr eröffnet. Für ein Loos wurde der Betrag von 2 fl. erlegt. Die Hälfte der Abnehmer erhielt Gewinne, nemlich jeder Einzelne ein Gedeck zu 4 fl. im Speisesaal. Dieser Plan soll dem Unternehmer goldene Früchte getragen haben.

\*) Jeder Neger-Anführer hat seinen eigenen.



# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 15. März 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 11.

Tamango.

Wahre Begebenheit.

(Schluß.)

Als der Leichnam des letzten Weißen, zerstückt und verstümmelt, in's Meer geworfen worden war, hoben die Schwarzen, nun gesättigt von der Rache, die Augen zu den Segeln des Schiffes empor, die von einem frischen Winde geschwellt, immer noch ihren Unterdrückern zu gehorchen, und die Sieger, unerachtet ihres Triumphes, zum Lande der Knechtschaft hinzuführen schienen. So ist denn also so gut wie nichts gethan, dachten sie traurig, und wird uns dieser große Fetisch der Weißen wieder in unser Vaterland zurückbringen, uns, die wir das Blut seiner Herren vergossen haben? — Einige sagten, Tamango werde ihn zum Gehorsam nöthigen. Mit großem Geschrei ward also Tamango herbeigerufen.

Tamango beeilte sich nicht, heranzukommen. — Man fand ihn in der Kajüte stehend, eine Hand stützte er auf den blutigen Säbel des Kapitäns, die andere streckte er, zerstreuten Blicks, seiner Frau Ayche hin, welche, vor ihm knieend, sie küßte. Die Freude des errungenen Sieges minderte eine düstere Unruhe nicht, welche sich in seiner ganzen Haltung kund gab. Weniger roh als die übrigen, fühlte er das Gefährliche seiner Lage besser.

Er erschien endlich auf dem Verdeck, indem er sich viel ruhiger stellte, als er war. Gedrängt durch hundert wirre Stimmen, den Lauf des Schiffes zu leiten, näherte er sich mit langsamen Schritten dem Steuerruder, gleich als wolle er nur noch ein wenig den Augenblick verschieben, der für ihn und die Andern über die Ausdehnung seiner Kräfte entscheiden sollte.

Im ganzen Schiffe gab es keinen Schwarzen, so albern er auch war, der nicht den Einfluß bemerkt hätte, den ein gewisses Rad und eine vor diesem stehende Büchse auf die Bewegungen des Schiffes gezeigt hätten, aber stets hatte in diesem Mechanismus etwas ungemein Geheimnißvolles für sie gelegen. Tamango untersuchte die Boussole lange Zeit, und bewegte die

Lippen dazu, als lese er die darauf verzeichneten Züge. Dann legte er die Hand an die Stirn, wie Jemand, der eine Rechnung im Kopfe vornimmt. Alle Schwarzen umgaben ihn mit offenen Mäulern, die Augen auf ihn starrend und angstvoll jede seiner kleinsten Bewegungen beobachtend. Endlich gab er mit jener Mischung von Furcht und Vertrauen, welche die Folgen der Unwissenheit sind, dem Rade des Steuerruders einen beständigen Druck.

Wie ein edles Roß, das sich unter den Sporen eines ungeschickten Reiters bäumt, bewegte sich die schöne Brigg, die Hoffnung, bei diesem unerhörten Manöuvre hoch empor auf den Bogen. Man hätte sagen mögen, sie wolle sich voll Zorn mit ihrem unwissenden Piloten dann in den Abgrund stürzen. Das nothige Verhältniß zwischen der Richtung des Steuers und der Segel war plötzlich aufgehoben worden, und das Schiff neigte sich so heftig auf eine Seite, daß man hätte glauben sollen, es werde untergehen. Seine langen Segelstangen tauchten sich ins Meer. Mehrere Neger wurden umgeworfen, Einige fielen sogar über Bord. Doch bald erhob sich das Schiff stolz wieder gegen die Wellen, als wolle es noch einmal mit der Zerströrung kämpfen. Der Wind ward heftiger, und mit einem Male fielen unter furchtbarem Getraße die beiden zertrümmerten Maste einige Schritte vor der Brücke nieder, indem sie das Verdeck mit Trümmern und wie mit einem schweren Netze von Stricken bedeckten.

Die erschrockenen Neger flüchteten sich unter die Luken, und stießen ein Schreckengeschrei aus; da jedoch der Sturm nun keinen Widerstand mehr fand, erhob sich das Schiff und ließ sich jetzt langsam durch die Wellen schaukeln. Da stiegen die Herzhaftesten wieder auf das Verdeck, und befreiten es von den darauf zerstreuten Trümmern. Tamango stand unbeweglich, stützte sich mit dem Ellbogen auf das Compaßhäuschen, und verbarg das Gesicht in dem gebogenen Arme. Ayche war bei ihm, wagte es aber nicht, ein Wort an ihn zu richten. Nach und nach näherten sich die Schwarzen. Es entstand ein Gemurmel, das sich

bald in einen Sturm von Vorwürfen und Schimpfreden verwandelte.

„Treuloser! Betrüger!“ riefen sie ihm zu. — „Du bist an allem unserm Elende Schuld. Du hast uns an die Weißen verkauft, und nun hast Du uns wieder gezwungen, uns gegen sie zu empören. Du hattest uns Deine Kenntnisse gerühmt; Du hattest uns versprochen, uns wieder in unsere Heimath zu bringen. Wir haben Dir geglaubt, wir Unbesonnene! Und jetzt standen wir auf dem Punkte sämmtlich umzukommen, weil Du den Fetisch der Weißen beleidigt hast.“

Tamango erhob stolz das Haupt, und die Schwarzen, die ihn umgaben, traten schüchtern zurück. So ergriff er zwei Flinten, gab seiner Frau ein Zeichen, ihm zu folgen, und ging mitten durch die Menge, die vor ihm Platz machte, nach dem Bordrtheile des Schiffes zu. Da bereitete er sich von leeren Tonnen und Brettern eine Art Wall, und setzte sich mitten in diese Verschanzung, woraus die Bajonette seiner beiden Flinten drohend hervorsahen. Man ließ ihn in Ruhe. Unter den Empörern weinten Einige, Andere hoben die Hände zum Himmel, und rufen ihre und der Weißen Fetische an. Einige von diesen lagen auf den Knien vor der Boussole, deren stete Bewegung sie bewunderten, und flehten diese an, sie in ihr Vaterland zurückzuführen, Andere aber warfen sich in dumpfer Abspannung auf das Verdeck. Mitten unter diesen Verzweifelten heulten und schrieen erschrockene Weiber und Kinder, und vierzig Verwundete flehten um Beistand, den ihnen Niemand gewähren konnte.

Pötzlich erschien ein Neger auf dem Verdeck. Sein Gesicht strahlte von Wonne. Er kündigte an, daß er den Ort entdeckt habe, wo die Weißen ihren Branntwein verborgen hätten, und seine Freude, wie sein ganzes Ansehen zeigte, daß er schon einen Versuch damit gemacht habe. Diese Nachricht brachte einen Augenblick das Geschrei der Unglücklichen zum Schweigen. Sie liefen in die Branntwein-Niederlage und tranken sich voll. Eine Stunde darauf sah man sie auf dem Verdeck tanzen und lachen, und sich allen Ausrufungen der größten Trunkenheit überlassen. Das Gemurre und Stöhnen der Verwundeten begleitete ihre Tänze und Gesänge. So verging der übrige Theil des Tages und die ganze Nacht. —

Beim Erwachen am andern Morgen neue Verzweiflung. Während der Nacht war eine große Menge der Verwundeten gestorben. Das Schiff schwamm, von ihren Leichnamen umgeben, einher. Das Meer ging hohl und der Himmel war trübe. Man hielt Rath. Einige Anfänger in der Magie, die aber vor Tamango es nicht gewagt hatten, von ihren Kenntnissen zu sprechen, boten nach der Reihe ihre Dienste an. Man versuchte mehrere gewaltige Beschwörungen. Bei jedem unnützen Versuche nahm die Entmuthigung zu. Endlich sprach man wieder von Tamango, der noch nicht aus seiner Verschanzung herausgegangen war. Er war doch jedenfalls der Klügste von Allen, und konnte sie allein aus der schrecklichen Lage retten, in welche er sie versetzt hatte. Ein Greis nahte sich ihm

mit Friedensanträgen. Er bat ihn, vorzukommen und guten Rath zu geben. Tamango aber, unbeugsam wie Coriolan, war taub bei ihren Bitten. Während der Nacht hatte er mitten in der Unordnung sich einen Vorrath von Zwieback und Salzfleisch verschafft. Er schien entschlossen, in seiner Zurückgezogenheit allein zu leben.

Noch war Branntwein da. Mindestens vergaß man durch ihn Meer und Sklaverei und nahen Tod. Man schlief, man träumte von Afrika, man sah die Gummibäume, die strohbedeckten Hütten, die Baobab's, deren Schatten ein ganzes Dorf bedeckte. Die Orgien des des vorigen Tages begannen wieder. So ging es mehrere Tage hinter einander fort. Schreien, heulen, sich die Haare ausraufen, dann sich betrinken und schlafen, das war ihr Leben. Mehrere starben von übermäßigem Trunke, Andere stürzten sich ins Meer oder erdolchten sich.

Eines Morgens trat Tamango aus seiner Festung vor, und ging nahe bis an den Stumpf des großen Mastes.

„Sklaven,“ — sagte er — der Geist ist mir im Traume erschienen, und hat mir die Mittel entdeckt, Euch von hier hinweg und in Euer Vaterland zu führen. Euer Undank verdiente, daß ich Euch verliesse, aber ich habe Mitleid mit diesen weinenden Weibern und Kindern. Ich verzeihe Euch; hört mich!“

Alle Neger beugten ehrfurchtsvoll das Haupt, und drängten sich näher zu ihm.

„Die Weißen,“ — fuhr Tamango fort — kennen allein die mächtigen Worte, durch welche diese großen hölzernen Häuser gelenkt werden, wir aber können nach Belieben seine leichten Barken handhaben, die denen unsers Landes gleichen.“ — Hierbei zeigte er auf die Schaluppe und die andern Boote der Brigg. — „Laßt uns sie mit Lebensmitteln anfüllen, sie besteigen und nach der Richtung des Windes fortrudern. Mein Herr und der Eure wird ihn nach unserm Lande zu wehen lassen.“

Man glaubte ihm. Nie gab es noch einen unstinnigern Plan. Da sie den Gebrauch der Boussole nicht kannten, mußten sie in einer unbekanntem Weltgegend nur auf's Ungewisse umherirren. Seinen Ideen aber nach bildete er sich ein, daß, wenn sie nur gerade vor sich hin ruderten, sie am Ende ein von Negern bewohntes Land finden würden, denn die Schwarzen besäßen ja die Erde, und die Weißen lebten auf ihren Schiffen. So hatte er seine Mutter sprechen hören.

Alles war sehr bald zur Einschiffung in Ordnung; jetzt fand es sich aber, daß nur die Schaluppe und ein Boot im Stande waren, Dienste zu leisten. Beide waren zu klein, um ungefähr 50 noch lebende Neger zu fassen. Man mußte also alle Verwundete und Kranke zurücklassen. Der größte Theil derselben flehte, sie zu tödten, ehe man sich von ihnen trenne.

Die beiden Fahrzeuge, die man mit unsäglicher Mühe, flott gemacht und völlig überladen hatte, verließen bei stürmischem Meere, das in jedem Augenblicke sie zu verschlingen drohte, das Schiff. Zuerst entfernte sich das Boot. Tamango und Nyche befanden sich in

der Schaluppe, die, bei weitem schwerfälliger und beladener, sehr weit zurückblieb. Noch hörte man das Klagegeschrei einiger Unglücklichen, die man an Bord der Brigg zurückgelassen hatte, als eine hohe Welle seitwärts die Schaluppe faßte und sie mit Wasser füllte. Nach weniger als einer Minute, sank sie unter. Das Boot sah ihr Unglück, und dessen Ruderer verdoppelten ihre Anstrengungen, um nicht genöthigt zu werden, einige Schiffbrüchige aufzunehmen. Fast alle, die sich in der Schaluppe befunden hatten, ertranken. Nur ein Duzend konnte das Schiff wieder erreichen. Unter diesen waren Tamango und Nyche. Als die Sonne unterging, sahen sie das Boot am äußersten Horizonte verschwinden. Man hat nie erfahren, was aus ihm geworden ist.

Warum soll ich den Leser mit den Abscheu-erregenden Beschreibungen des gräßlichsten Hungers ermüden? Ungefähr zwanzig Personen auf einem engen Raume, bald vom tobenden Meere herumgeschleudert, bald von glühender Sonne gebrannt, stritten sich täglich um die geringen Ueberbleibsel ihrer Vorräthe. Jedes Stück Zwieback kostete einen Kampf, und der Schwächere starb, nicht weil der Stärkere ihn tödtete, sondern weil er ihn sterben ließ. Nach einigen Tagen blieb niemand Lebendes mehr am Bord der Hoffnung als Tamango und Nyche.

Eines Nachts war das Meer heftig bewegt, der Wind wehte mit Ungeßüm, und die Dunkelheit war so groß, daß man auf dem Hintertheile des Schiffes nicht das Vordertheil erkennen konnte. Nyche lag auf einer Decke in der Kajüte des Kapitäns, und Tamango saß zu ihren Füßen. Beide schwiegen schon seit längerer Zeit, da rief auf einmal Nyche: „Tamango, Alles, was Du leidest, leidest Du meinerwegen.“ — „Ich leide nicht“ entgegnete er trüßig, und warf die Hälfte des Zwiebacks, der ihm noch übrig geblieben, auf die Matratze neben Nyche's Haupt hin. — „Behalte es für Dich,“ — sagte sie, indem sie saß den Zwieback zurückschob — „ich habe keinen Hunger. Warum denn auch noch essen? Ist meine Stunde nicht gekommen?“ — Tamango stand, ohne ihr zu antworten, auf, begab sich schwankend aufs Verdeck, und setzte sich an den Stumpf eines abgebrochenenen Mastes. Sein Haupt hing auf die Brust, er pfiß das Kriegsglied seiner Familie. Plötzlich ließ sich durch das Losen des Windes und des Meeres ein lauter Schrei vernehmen. Ein Licht ward sichtbar. Er hörte andere Stimmen rufen, und ein großes, schwarzes Schiff glitt pfeilschnell neben dem seinen vorbei, so nahe, daß die Segelstangen ihm über den Kopf hinweggingen. Er sah nur zwei Gestalten, welche eine Laterne, die am Mast hing, beleuchtete. Diese stießen noch einen Schrei aus, und dann verschwand ihr Schiff, vom Winde fortgetrieben, in der Finsterniß. Unbezweifel hat die Matrosenwacht das schiffbrüchige Fahrzeug erblickt, aber der heftige Wind sie verhindert, sich darauf zuzuwenden. Einen Augenblick nachher sah Tamango einen Kanonenblitz, und hörte den Knall, bald darauf den Blitz einer andern Kanone, aber den Knall hörte

er schon nicht. Dann sah er nichts mehr. Am andern Morgen kein Segel am Horizonte. Tamango warf sich wieder auf sein Lager und schloß die Augen. Seine Frau Nyche war in dieser Nacht gestorben.

Ich weiß nicht, wie lange Zeit nachher eine engl. Fregatte, die Bellona, das Gerippe eines entmasteten Schiffes erblickte, das, dem Anscheine nach, ohne Besatzung war. Eine Schaluppe enterte es, und fand in ihm eine todte Negerin und einen so entfleischten und abgemagerten Schwarzen, daß er einer Mumie gleich. Er war ohne Bewußtsein, jedoch noch ein Lebensfunken in ihm. Der Schiffschirurg behandelte ihn sorgfältig, und als die Bellona in Kingston landete, befand sich Tamango wieder vollkommen wohl. Er mußte seine Geschichte erzählen, Was er davon selbst wußte, theilte er mit. Die Pflanze auf der Insel begehrt, daß man ihn als einen rebellischen Neger aufhängen solle; der Gouverneur aber, ein menschlicher Beamter, interessirte sich für ihn und fand sein Vergehen verzeihlich, weil er sich doch eigentlich nur des Rechts der Selbstvertheidigung bediente, und diejenigen, die er umgebracht hatte, nur Franzosen waren. Man behandelte ihn daher wie die Neger, die man am Bord eines aufgebrauchten Neger Schiffes findet. Man gab ihm die Freiheit, das heißt, man ließ ihn für die Regierung arbeiten, er hatte aber doch täglich 6 Sous und freie Kost. Tamango war ein sehr schöner Mann. Der Oberste des 75. englischen Regiments sah ihn und nahm ihn als Bäckenschläger in seine Regiments-Musik. Er lernte ein wenig Englisch, sprach aber nie. Statt dessen trank er fürchtbar viel Rum und Tafia. — Er starb im Hospital an einer Brustentzündung.

### Kampf zweier entgegengesetzten Winde.

Ueber das seltene Schauspiel eines Kampfes zweier entgegengesetzten Winde gibt ein H. Capitän, welcher im September auf einer Fahrt von Neu-Orleans nach Californien begriffen war, folgende merkwürdige Data.

„Es hatte ein Paar Tage ziemlich stark aus Süden geweht, als plötzlich im Norden Wolken aufstiegen, und man von daher, an der Bewegung des Wassers, einen ebenso raschen Wind kommen sah. Die Wellen schäumten und tobten bald aus beiden entgegengesetzten Weltgegenden wie furchtbares Kriegsgemümel; aber dazwischen war eine Strecke von etwa fünfzig Faden Breite und einer unabsehbaren Länge nach Osten und Westen völlig neutral, und genoß der Ruhe und Stille des Friedens. Hier trieb kein Lüftchen die heitere Spiegelfläche. Nach einiger Zeit entschied sich der Sieg für den Nordwind, und er trieb den neutralen Streif vor sich her gegen uns zu, die wir noch immer eben so starken Südwind hatten, wie zuvor. Bald gelangten wir nun selbst in die Windstille, und sahen, während wir nicht segeln konnten, das Wüten des Windes auf beiden Seiten. Eine Viertelstunde ungefähr genoßen wir dieses seltsamen Anblicks, da er

reichte uns der immer stärker heranrückende Nordwind,  
und führte uns schnell unserem Ziele zu.“

### Für Jagdfreunde.

Eine in Baltimore erscheinende Zeitschrift für Jagd-  
liebhaber erwähnt in einer ihrer letzten Nummern eines  
Jägers, der ein Paar Raben so gezähmt hatte, daß  
sie ihm auf seinen Streifzügen wie ein paar Hunde  
folgten und auf sein Pfeifen sehr gehorsam hörten.  
Beim Angeln saßen sie neben ihm und griffen die Fi-  
sche, die sich etwa von der Angel losmachen wollten,  
bestig an, als ob sie ihrem Herrn beistehen wollten.  
Auf dem Lande waren die beiden Raben ihrem Herren  
gewöhnlich voraus und warteten auf ihn, wenn sie  
an einen Kreuzweg kamen. Flog ein Vogel vorüber,  
so schienen sie immer Lust zu haben, ihn anzugreifen.

Ein Mann, der bereits 24 Jahre verheirathet war,  
aber, wie allgemein bekannt, in einer unglücklichen Ehe  
lebte, wurde von Jemand darauf aufmerksam gemacht,  
daß ja nun sein silbernes Hochzeitsfest bevorstände.  
Jener indes erklärte, daß er es nicht feiern würde.  
Als der Freund nun sagte, er sollte es doch seiner  
Kinder und der Welt wegen wenigstens thun, erwie-  
derte der Ehemann: „Ei, so warte ich lieber noch 6  
Jahre, da kann ich ja dann meinen dreißigjähri-  
gen Krieg feiern!“

In einer Stadt, in welcher unlängst die vielen  
Theaterfreibillete eingezogen wurden, las man Tags  
darauf in der Zeitung: „600 quiescirende Freibillete,  
an ein klatschendes Leben gewöhnt, suchen in ge-  
bildeten Kaffee- und Theezirkeln ein anständiges Unter-  
kommen.“

Ein Krämer in einer kleinen Stadt war allge-  
mein unter dem Namen „der kleine Schelm“ be-  
kannt. Einem Fremden, der ihn ziemlich unbescheiden  
nach dem Grunde dieses Spottnamens fragte, gab er  
zur Antwort: „Da alle meine Nachbarn große Schel-  
me sind, so ist mir nur der Beiname des kleinen  
Schelms geblieben.“

### Der Freundschaft Heimathland.

Was ist der Freundschaft Heimathland?

Ist's Türkenland?

Ist's Perserland?

Ist's wo Tiranny zu Throne sitzt,

Woll Rache stets das Auge blizt?

O nein, o nein, o nein!

Ihr Heimathland kann da nicht seyn.

Was ist der Freundschaft Heimathland?

Ist's Frankenland?

Ist's England?

Ist's wo die Mode streng regiert,

Verstellung Haß und Neid gebiert?

O nein, o nein, o nein!

Ihr Heimathland kann da nicht seyn.

Was ist der Freundschaft Heimathland?

Ist's Ungarland?

Ist's Schwedenland?

Ist's wo man Gold in Menge gräbt,

Und doch in steter Mißgunst lebt?

O nein, o nein, o nein!

Ihr Heimathland kann da nicht seyn.

Was ist der Freundschaft Heimathland?

Ist's Böhmenland?

Ist's Sachsenland?

Ist's wo das Karlsbad Heilung bringt?

Man vom Gebirg Reichthum erzwingt?

O nein, o nein, o nein!

Ihr Heimathland muß näher seyn.

Was ist der Freundschaft Heimathland?

Ist's Hannoverland?

Ist's Schweizerland?

Wo früh die Hölde froh ertönt,

Der Hirt sich nach den Triften sehnt?

O nein, o nein, o nein!

Dies schöne Land muß näher seyn.

Was ist der Freundschaft Heimathland?

Sollt's näher seyn?

Sollt's Deutschland seyn?

Ist's wo der Rhein die Grenz' bewacht,

Und Frohsinn uns entgegen lacht?

Ah ja, am Rhein, am Rhein,

Da muß man ihm schon nahe seyn.

Was ist der Freundschaft Heimathland?

Ist's Kölnerland?

Ist's Ahdnerland?

Ist's wo man frohe Lieder singt,

Der Thalka gerne Opfer bringt?

O ja, am Rhein, am Rhein!

Da muß man ihm schon nahe seyn.

Was ist der Freundschaft Heimathland?

Ist's Crefelderland?

Ist's Dülkenerland?

Ist's wo man Kranke sorgsam pflegt,

Dem Bubea um die Ohren schlägt?

Ah ja, ach ja, ach ja!

Jetzt sind wir ihm gewiß schon nah.

Was ist der Freundschaft Heimathland?

So nenne mir

Dies schöne Land,

Wo Seelanadel hoch beglückt,

Und Bruderliebe uns entzückt,

Dahin, dahin, dahin!

Wöcht ich so gern, ihr Freunde, zieh'n.

Was ist der Freundschaft Heimathland?

So sagt's mir doch,

Sollt's S. . . . . n seyn?

Wo man in schöner Eintracht lebt,

Und deutsche Treu' im Auge schwebt!

O ja, o ja, o ja!

Dies schöne Land, hier ist es ja.

(Eingesandt.)

# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 22. März 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 12.

### Die Hochzeit auf der neuen Ansiedlung.

Robert Wilson, ein junger mannhafter Pflanzer aus Salem, war, nachdem er sich ein eigenes Besitztum im Urwalde, nahe bei Dover in New-Hampshire geschaffen, im Begriffe, seine Marie als Weib heimzuführen.

Seine neuerbaute ländliche Wohnung war völlig von der wilden Natur umgeben; die himmelhohen Bäume schüttelten ihre lustigen Häupter, als trösteten sie dem winzigen Sterblichen, der sich hier eine Herrschaft anmaßte, wo sie seit Tausenden von Jahren ungestört gegreint und geblüht hatten. Tief in diesen finstern alten Forsten lauerte oft der tückische Wilde, furchtbarer und blutdürstiger als selbst der brüllende Löwe und der schleichende Tiger. Doch Robert blickte ruhig über das Waldmeer hin und gedachte ohne Furcht der Indianer. Er hatte ein leichtes Herz, einen starken Arm, eine scharfe Art und ein sicheres Gewehr, und der Mühen und Gefahren, welche sich auf den Pfad seines Lebens lagerten, achtete er so wenig, als des hemmenden Distelgestrüpps auf seinem Wege nach der Kirche. Ein Jahr war verflossen seit dem Tage, da er den ersten Streich in dem Forste geführt, und bereits begann sein Besitztum das Ansehen einer Meierei zu gewinnen. Im Umkreis von zwanzig Acres waren alle Bäume verschwunden, die Stumpfe fast alle ausgegraben, und die Fläche mit einer üppigen Erde bedeckt. Da stand der goldene Weizen, der bärartige Roggen und das Korn so hoch und so aufrecht wie eine Grenadier-Kompagnie; am Boden wuchsen Kürbisse und Melonen in der Hitze des Augusts ihrer Reife entgegen. Auf einer sanften Anhöhe in der Mitte der Pflanzung stand die kleine Behausung. Gerne möchte ich sie eine Hütte nennen, weil so für manche Leserin meine Erzählung einen romantischeren Reiz gewänne; aber der Wahrheit gemäß muß ich bekennen, daß sie, obgleich hübscher und wohllicher als manche Hütte in der Wirklichkeit, nicht ganz dem Bilde einer Hütte entsprach, wie es sich die Einbildungskraft so gerne malt. Es war ein Gebäude, vier und zwanzig Fuß lang und zwanzig Fuß breit, aus zierlich behauenen Balken errichtet und von drei kleinen Glasfenstern

beleuchtet. Auf jeder Seite des ländlichen Wohnsitzes erhob sich ein hoher Heuschreckenbaum, und mehrere kleinere standen vorne; der Ansiedler hatte sie absichtlich zur Fierde stehen lassen; wilde Rosenbüsche und andere blühende Gesträuche waren entweder nicht ausgeerntet, oder von Robert hierher gepflanzt. Dichte finstere Forste begränzten den Gesichtskreis ringsum; nur von der Vorderseite des Hauses aus war die Lichtung bis an den Cochecho fortgeführt, dessen glänzende Wasser in den Sonnenstrahlen tanzten und das Auge erquickten, wenn es auf dem melancholischen Halbdunkel der Wildniß verweilt hatte.

Wer an die Wohnsitz der Bequemlichkeit und des Reichthums gewohnt ist, dem hätte dieser Aufenthalt in der Wildniß ein trauriges Gefängniß geschienen; für Robert aber, der ihn die Schöpfung seine Hände nennen konnte, war er ein kleines Paradies; und wenn erst sein Theuerstes ihn mit ihm theilte, so würde er ihn nicht für den stattlichen Pallast in Boston vertauschen.

Der hochzeitliche Tag rückte endlich herbei. Längst hatte ihn Robert als ein Fest ungetrübter Bounne im Geiste voraus genossen. Marie aber befiel oft, wenn auf ihre Hochzeit angespielt ward, eine sonderbare Bangigkeit; nicht als ob sie der Verbindung abgeneigt gewesen wäre, sie liebte Robert mehr als Alles auf Erden, noch traute ihr vor der Wildniß, in der sie wohnen sollte, denn man hatte seit langer Zeit nichts von Indianern gehört. Sie wußte den Grund ihrer trüben Stimmung selbst nicht anzugeben. Aber woher kommt es, daß das Gemüth zuweilen eine Angst befüllt, die keine Anstrengung des Geistes, keine Gründe der Vernunft zu verschweigen im Stande sind.

Es wurden große Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen, die bei Mariens Oheim, Kapitän Waldron, gefeiert werden sollte. Drei Uhr Nachmittags war die Stunde der Vermählung; es folgte ein festliches Mahl, und darauf sollte die Gesellschaft, so weit die Pferde reichten, das junge Paar nach seiner Wohnung begleiten. Ehrn John Keyner vollzog die Trauung, und die ganze Hochzeitgesellschaft setzte sich an eine lange Tafel, auf welcher ein ungeheurer indianischer Pudding

auf einer mächtigen Zinnplatte dampfte. Dann wurden Roostbeef, Lammfleisch, Wildpret und viele andere gute Sachen aufgetischt, woran sie sich um so mehr erlabten, je seltener der Genuß derselben für sie war. Aber sie hatten keinen Wein noch andere starke Getränke in jenen Tagen, denn was wir erzählen, ereignete sich vor fast hundert Jahren; der Wirth fühlte daher keine Belegenheit, daß er keine anzubieten hatte, und seine Gäste keine Unlust, sie entbehren zu müssen.

Roberts' Richtung war dreiviertel Stunden vom Hause Kapitän Waldrons entfernt. Der Weg war demnach eben nicht weit, aber er führte durch lauter Wildniß, und war nur in so weit gebahnt, als die Bäume niedergehauen waren. Kein Wagenrad war je über den rauhen Weg gegangen, was jedoch nicht bedauert wurde, da man zu jener Zeit in jener Gegend noch keinen Karren zu Gesicht bekommen hatte. Die Herren bestiegen ihre munteren Pferde, jeder Ritter nahm seine Dame hinter sich, und so begann die Cavalcade unter dem Freudenruf und den Glückwünschen der aus Mangel an Pferden zurückbleibenden Gäste, den Bräutigam mit der Braut an der Spitze. Munter und rasch ging es dahin, bis sie den Schlangenspfad im Forste erreichten, wo ein langsamerer Schritt nothwendig ward; aber Roberts' Kopf, des Wegs gewohnt, trabte rasch voran, so daß es bald die übrige Gesellschaft ziemlich weit hinter sich ließ.

Ehe man die Richtung erreichte, führte der Weg nah am Flusse vorbei, und man mußte einen hohen Felsen umgehen, der den Pfad sehr einengte. Kaum bog Robert um den Felsen, als Marie einen Schrei ausstieß, und von ihrem Sitze entweder fiel oder geworfen ward, indem das Pferd im selben Augenblick vorwärts sprang. Während Robert seiner Gattin zurief, und das Pferd zu zügeln versuchte, feuerte ein Indianer hinter dem Felsen vor; die Kugel traf das Pferd, das sich bäumte, vorne in die Brust, es schlug über und fiel auf den Reiter.

Den Knall der Flinte beantwortete die Hochzeitgesellschaft mit lautem Geschrei; nicht als ob sie die Ursache des Schusses oder seine Folge geahnet hätte, sie glaubte, Robert habe sein Haus erreicht, und feure als Freudenzeichen seine Flinte ab. Wer vermöchte aber ihre Bestürzung und ihr Entsetzen zu schildern, als sie Robert scheinbar leblos auf dem Boden ausgestreckt, und mit dem Blute des sterbenden Thieres bedeckt sahen, das sie für sein eigenes hielten, und Marie nirgends zu finden war. Nie sind die Schläge des Unglücks überwältigender, als wenn sie uns mitten im sicheren Glücksgenuß treffen. Von der erst noch lustigen Gesellschaft vernahm man jetzt nichts denn Wehklage um die Leidenden und Verwünschungen der Feinde; denn über die Urheber des Unglücks konnte man keinen Augenblick im Zweifel seyn; aber die Männer waren alle unbewaffnet, und konnten daher nicht versuchen, durch Verfolgung der Indianer Marien zu retten. Als sie sich überzeugt hatten, daß Robert noch lebe, trugen sie ihn nach der Wohnung Kapitän Waldrons zurück, von wo er so eben erst, strahlend in Jugend und Freude, ausgezogen war.

Da ward diese Nacht in Dover an keinen Schlaf gedacht; die Bewohner schienen von panischem Schrecken ergriffen; man drängte sich in die beständigsten Häuser zusammen, und die Mütter drückten ihre Kinder fester an die Brust, wenn sie, in athemlosem Schrecken laufend, oft den verstohlenen Tritt der Wilden zu hören wäbhten, und, zitternd vor Todesangst, jeden Augenblick das furchtbare Mordgeheul der Barbaren erwarteten. Doch die Nacht ging ohne Störung vorüber, und die glänzende Morgen Sonne hatte bald die Schrecken ihrer Einbildungskraft verschucht. Robert hatte sich von seinem Falle fast ganz erholt; seine Wange war zwar blaß, aber der finstere Ernst in seinem schwarzen Auge verrieth, daß sein männlicher Geist nicht gebrochen sey. Sein Entschluß war gefaßt, sein Weib aufzusuchen, und mehrere junge Männer erbaten sich, da sie sahen, daß sein Vorsatz unabänderlich fest stand, ihn zu begleiten. Sie kehrten an den Unglücksfelsen zurück, und verfolgten die Spur der Indianer ein Strecke weit in den Wald; aber bald verloren sich alle Merkmale. Nach mehrstündigem eifrigem Suchen gesellte sich zu ihnen ein betender Indianer, wie man die bekehrten Eingebornen nannte. Mendowit hatte sich längst in der Ansiedlung der Kolonisten in Salem zum Christenthum bekehrt; er hatte von Roberts' Vater manche Wohlthaten genossen, und Robert seit seiner Kindheit lieb gehabt. Vor kurzem war er nach Dover gekommen, und beschäftigte sich mit Jagen und Fischen in der Nähe von Roberts' Lichtungsplatz. Nach kurzem Suchen fand Mendowit die Fährte der Indianer; sie waren, nachdem sich die Hochzeitgesellschaft entfernt hatte, auf ihren eigenen Fußstapfen zurückgekehrt, hatten sich eine Zeitlang auf dem schmalen Pfade gehalten, und sich endlich in die Wildniß geschlagen. Nach etwa drei Meilen entdeckte man ihre Lagerstätte. Mendowit untersuchte sie genau, so wie auch die Richtung welche die Wilden genommen hatten. „Wie viel sind ihrer?“ fragte Robert. „Zwei außer der Gefangenen,“ antwortete Mendowit. Robert erblaste, als er umherblickte, und an einem Busche ein Stück Spizzen und Seidenflor flattern sah, die, wie er wußte, zu Mariens Hochzeitgewand gehört hatten. Er nahm es heraus, steckte es in den Busen, und fragte Mendowit, wohin er glaube, daß die Indianer ihren Rückzug genommen hätten? „Es sind Mohawks,“ erwiderte jener; „ich kenne sie an ihren Moccasins, sie kehren zu ihrem Stamm an dem großen Flusse oder den Seen zurück.“ — „Das sollen sie nicht!“ rief Robert, auf den Boden stampfend; „ich will sie verfolgen, ich will Marie retten, oder mit ihr sterben! Mendowit, Ihr kennet die Pfade in den Wäldern; wollt Ihr mit mir gehen?“ und nun zählte er ihm die Geschenke auf, die er bekommen sollte, eine Flinte, Pulver u. s. w. „Sie werden durch die verborgenen Pfade des Agiokotschuk gehen,“ bemerkte der Indianer nachdenklich. „Wir können sie einholen, bevor sie die weißen Gebirge erreichen!“ versetzte Robert lebhaft. „Ihr sollt die beste Flinte haben, die ich in Boston aufreiben kann, Mendowit, und mein Horn, mit Pulver gefüllt, und ein neues Messer!“ Dies waren starken Versuch-

ungen für den Indianer, aber eine noch mächtigere war der Haß, den er gegen die Mohawks trug. Rache ist eine unauslöschliche Leidenschaft in eines rothen Mannes Brust. Mendowit war ein Christ, so weit er es seyn konnte, ohne aufzuhören, Indianer zu seyn. Die neue Lehre vermochte seine frühern Vorurtheile nicht zu vernichten, noch seine herrschende Leidenschaft zu besiegen. Jetzt hatten die Mohawks einen christlichen Freund beleidigt, und die Befriedigung seines Hasses schien ihm eine christliche Tugend. Allein ein Umstand stand seinem Entschlusse, Robert zu begleiten, im Wege. Mendowit schloß, die Indianer würden ihren Rückzug über die sogenannte Notch (Kerbe) der weißen Berge nehmen, und vor diesem Paß hatte er eine abergläubische Furcht. Aber Robert bot alle seine Beredtsamkeit auf, ihn zu überzeugen, daß sie die Mohawks einholen müßten, bevor sie den Agiofotshuf erreichten, so daß Mendowit endlich einwilligte.

Die Sonne ging so eben unter, als sie ihre Verabredungen getroffen hatten. Die Spur der Indianer während der Nacht zu verfolgen, war unmöglich, und Robert war nun, da es ihm möglich schien, Marie wieder zu gewinnen, verständig genug, dem Rathe seiner Freunde zu folgen und den Morgen zu erwarten. Fast die ganze Nacht brachte er mit Vorbereitungen zu seinem Abenteuer zu, oder hörte die Rathschläge seiner Begleiter an. Einige suchten den jungen Ehe- mann von dem gewaltsamen Versuch zur Befreiung seiner Gattin abzurathen, weil sie behaupteten, daß die Indianer, wenn sie angegriffen würden, ihre Gefangenen stets zu ermorden pflegten. So hielten sie es für's Beste, einen Gesandten an die Mohawks abzufertigen, die sich ohne Zweifel willig finden lassen würden, sie gegen ein Lösegeld frei zu geben. Robert schauderte bei dem Gedanken, daß seine Unbesonnenheit seiner Gattin den Tod bringen könnte; allein ihre Befreiung gegen ein Lösegeld war ungewiß, und ihre Erlösung konnte sich lange verzögern. Dagegen hoffte er, seine Feinde unversetzens zu überfallen, Marien zu befreien, an sein Herz zu drücken, und ihren süßen Dank aus ihrem lieblichen Munde zu vernehmen. Als dies Bild in den lebendigsten Farben vor seine Seele trat, fuhr er von seinem Sitze auf, und stürzte fort, um zu sehen, ob noch kein Dämmerlicht den jungen Morgen verlinde. Es tagte, und völlig gerüstet, der Indianer mit seiner Flinte und seinem Tomahawk (Streitart), Robert mit einer Doppelflinte, einem Schwert und Munition, und Jeder mit einem Bündel Mundvorrath und Erfrischungen für Marie, gingen sie auf ein Unternehmen aus, das ohne Zweifel mit mehr wirklichen Gefahren verbunden war, als die Abenteuer mancher stolzen Ritter, deren Thaten in Legenden gepriesen, und auf den Wappenschilden ihrer Nachkommen zur Schau gestellt werden. Gewiß, der Ruhm hängt weit mehr von den Umständen, als von der innern Größe der Thaten ab. Hätte Robert in den Tagen des Ritterthums gelebt, sein Muth und seine Ausdauer hätten ihn zum besungenen Helden gemacht.

(Schluß folgt.)

## Eine ungläubliche Geschichte.

(Aus dem Briefe eines schottischen Kolonisten auf dem Vor- gebirge der guten Hoffnung, des Herrn Mitchell, aus dem Novemberheft von J. v. Blackwoods Magazin, im Auszuge.)

Herr Mitchell hatte in der Kolonie seine junge Frau und seinen Sohn, Namens Wilhelm, bei sich. Wilhelm war eilf Monate alt, als ihre kleine Ansiedlung zu Van der Creef in einer Nacht von einem Haufen Pavianen (Drang-Utang's, Pongos) überfallen wurde, die jedoch auf dem Rückzuge einen jungen Pavian verloren. Zwei Tage nachher trug ein Drang-Utang, der sich in dem Garten versteckt gehalten hatte, den jungen Wilhelm fort, schwamm durch den Fluß, und erreichte ungeachtet der augenblicklichen Verfolgung, mit seinem Raube sicher den Wald. Drei Monate nachher wurde auch Herr Mitchell's Gemahlin vermißt, und ein starker Verdacht fiel deshalb auf einen eingebornen Häuptling, welcher schon früher, nach afrikanischer Sitte, dem Herrn Mitchell für deren Besitz ein Gebot gethan hatte. Es sollten eben drei Kompagnien vom 72. Regimente aufbrechen, um den vermeintlichen Räuber exemplarisch zu bestrafen, als ein Kaffernslave, der einem der Ansiedler gehörte, aussagte, daß er gesehen, wie die Frau von einem Haufen Pavianen geraubt worden wäre; er hätte diese traurige Nachricht absichtlich bis jetzt verschwiegen, um Herrn Mitchell, da dessen Gemahlin doch verloren sey, damit nicht noch mehr zu betrüben.

Zwei Jahre waren vergangen, ohne daß Herr Mitchell etwas von seiner Agnes oder seinem Sohne vernommen hatte. Im nächsten Frühjahr (1825) erfuhr man in der Kolonie von zwei Weibern, welche auf dem Gebirge im Innern des Landes Früchte gesammelt, daß sie dort in der Gesellschaft von Pavianen einen weißen Knaben gesehen hätten. Es geschah sogleich ein Aufgebot, und nach Verlauf einer Woche kam man in den bezeichneten Distrikt. Die dortigen Eingebornen beschwerten sich bitter über eine Ansiedlung von Pavianen, die bald ihr ganzes Land in Beschlag nehmen würden, denn der große Geist habe denselben eine Herrin aus dem über der Sonne befindlichen Lande gesendet, welche diese Ungeheuer in allen menschlichen Verrichtungen unterrichte. Die Eingebornen schlossen sich der Expedition an, und bald war das ganze Pavianlager völlig umzingelt. Alle Pavianen waren gleich bewaffnet, schnitten jedoch betrübte Gesichter; auf ein Kommandozeichen griffen Alle zu den Waffen, und bildeten einen dichten Kreis um ihr Lager und ihre Herrin! die Stärksten männlichen Geschlechtes vornehin, und die Weibchen hintenhin postirt.

Herr Mitchell, welcher in der Hoffnung, seine Gemahlin zu erblicken, einen Hügel bestiegen hatte, von wo er das ganze Lager übersehen konnte, rief dieselbe mehrere Male bei ihrem Namen. In Zeit von fünf Minuten warfen diese brutalen Krieger ihre Waffen weg, zogen sich zurück, und machten ihm Platz, um sich der Herrin — seiner geliebten Agnes — nähern zu können. Diese eilte mit ihrem Sohne Wil-

halm an der Hand ihrem Gemahl entgegen. Das Kind hatte ein gesundes und schönes Ansehen und trug eine Pelzschürze; doch zeigte es sich so furchtsam, daß es bei seinen freundlichen Gespielen, den Pavianen, Schutz suchte.

Frau Mitchell legte es ihrem Gatten an's Herz, wie lieb es ihr seyn würde, wenn sie von den Thieren in Frieden scheiden könnte, und machte, nachdem sie ihren ganzen Vorrath von Früchten, Kräutern und Wurzeln gleichmäßig unter dieselbe vertheilt hatte, in einer, mit lebhaften Gebehrden begleiteten Rede den Pavianen ihre Absicht, sie zu verlassen, verständlich. Ein großes Wehklagen war die Antwort, und viele der Pongos legten die Hände der Frau und ihres Kindes auf ihre Köpfe. Agnes zog sich jedoch unter dem Schutz ihres Mannes und der mitgebrachten Hülfe zurück, doch konnte sie es nicht hindern, daß sie drei Tage lang von einem großen Haufen der größten Paviane begleitet wurde, die täglich Deputirte abschickten, um zu sehen, ob sie sich noch wohl und unversehrt befände.

Die Erzählung der Frau Mitchell ist der wunderbarste Theil der Geschichte. Ihrer Aussage zufolge scheint folgender Umstand diese Geschöpfe bewogen zu haben, sie zu stehen und bei sich festzubalten. Die Paviane leben in abgesonderten Stämmen und sind einem Oberhaupte und dessen Unterhäuptern unterworfen. Bei dem oben zuerst angeführten Ereignisse wären sie im Begriff gewesen, die Gärten zu berauben, bei welcher Expedition sie auch den einzigen Erben ihres Anführers mit sich geführt hätten, indem sie aus Furcht vor einem Ueberfall nie einen von dessen Familie zurückließen. Dieser junge Pavian war nun gerade derselbe, welcher bei jener Gelegenheit getödtet worden war; und da seine Mutter, über diesen Unfall ganz untröstlich geworden, so hatte sich der alte Anführer selbst die Nacht aufgemacht, um auf irgend eine Weise seines Sohnes wieder habhaft zu werden. Da er denselben nicht auffindig machen konnte, so ergriff er an dessen Statt den Knaben Wilhelm und brachte ihn der Mutter. In dieser Zeit lernte er das Laufen und schien auch das Sprechen versuchen zu wollen, indem er jede Stimme, die er hörte, die der Thiere so wie die der Vögel, nachahmte.

Die Paviane, denen es leid that, daß sie ihm keinen Unterricht im Sprechen ertheilen konnten, saßen nun den Entschluß, auch des Kindes Mutter zu stellen, damit dasselbe einen Lehrer bekäme. Dieser Plan wurde auch mit der diesen Thieren eigenthümlichen Geschicklichkeit und Behendigkeit ausgeführt. An einem schönen Vormittag drangen sie in das Haus, banden Frau Mitchell, und trugen sie ohne entdeckt zu werden, sanft in den Armen fort. Auf dem Wege erzeugten sie ihr alle nur erdenkliche Sorgfalt, reichten ihr Früchte und Wasser; trotz allem dem war Frau Mitchell der Verzweiflung nahe, als endlich aus einem Haufen spielender Paviane der kleine Wilhelm ihr entgegen sprang. Agnes sah sogleich ihren Liebling unter ihre Obhut; bald darauf gaben ihr die Paviane zu verstehen, daß

nur ihr Wille das einzig geltende Gesetz des Stammes seyn sollte; und während ihres gezwungenen Aufenthaltes unter diesen Geschöpfen wurde ihr nie etwas, ihre Rückkehr ausgenommen, verweigert.

Frau Mitchell kann die Gelehrigkeit, die Großmuth, die Nächsten- und Elternliebe dieser unvernünftigen Thiere nicht genug loben, so wie sie mehrere Beispiele von deren unwiderstehlicher Stärke zu erzählen weiß. Sie glaubt jedoch annehmen zu müssen, daß dieser Stamm der vornehmste unter den übrigen der Race sey. Auch Herr Mitchell erkärt, daß er dieselbe Meinung von diesem Paviangeschlecht während seines Aufenthaltes in der Kolonie gehegt habe. Sie leben nur von Früchten, Wurzeln und Vegetabilien, und verabscheuen jede animalische Speise.

(Herr Pringler, welcher im Juvennil Keepsake for 1830 Anekdoten von südafrikanischen Pavianen mittheilt, sagt unter andern: Man erzählt sich auf dem Cap eine Geschichte, die man dort allgemein für authentisch hält, wo eine Partie dieser hundsköpfigen Paviane — völlig arglose und gutmüthige Geschöpfe — aus einem in der Nähe der Capstadt gelegenen Meierhofe ein Kind weggeführt, und dasselbe nur dann erst zurückgelassen haben, nachdem sie den ganzen Tag über die furchtbaren Abgründe des Wynberg-Gebirges von Menschen und Hunden verfolgt worden. Das wieder erhaltene Kind sey ganz unversehrt gewesen.)

### Heldenmüthiger Entschluß.

Als der Schwedenkönig Hake in der Schlacht zu Fryriswall, um das Jahr 525, von seinen Feinden überwunden und fast tödtlich verwundet worden, beschloß er, sein Leben auf eine ruhmwürdige Weise zu enden und zu verhindern, daß seine Leiche nicht in die Hände seiner Feinde falle.

Er ließ daher die Leichen der vornehmsten Krieger seines Heeres auf ein großes Schiff bringen, dann dessen Segel aufspannen, sich darauf tragen, und sodann das Schiff in Brand stecken.

So ging er mit vollen Segeln mit dem hellbrennenden Schiffe in die offene See und ward nie wieder gesehen.

### Merkwürdiger Armeebefehl.

Dieser ist von Suwarow (1799) an den General-Quartiermeister Chasteler, und lautet wie folgt: — Man muß angreifen! Blankes Gewehr, Bajonet, Säbel! — Keinen Augenblick verlieren! Alles zu Boden werfen! Alles nehmen! Alles auf der Ferse verfolgen, bis auf den letzten Mann! — Schäfersunde — Angriff! — Nur nichts Kleinliches! — Fort mit der Pedanterie! — He Chasteler! Soviel Treffen, als das Terrain verlangt! — Ihre Eintheilung ist vortrefflich! — Gott behüte Sie! —



# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 29. März 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 13.

### Die Hochzeit auf der neuen Ansiedlung. (Schluß.)

Robert und sein Begleiter betraten jetzt den tiefen Wald, und drangen, den Spuren ihrer Feinde nachgehend, Anfangs mit möglichster Eile vor. Bald aber hemmte Mendowit seinen rastvollen Schritt, und stellte Robert vor, daß die beiden Mohawks vielleicht Greifwachen eines größern Truppes seyen, und man Vorsicht anwenden müsse, um nicht unversehens in einen Hinterhalt zu fallen. Roberts Ungeduld hätte sich nie dieser Beschränkung gefügt, wenn er ein Mittel gewußt hätte, den Schritt Mendowits zu beschleunigen; so aber sah er sich genöthigt, seiner Weisung zu folgen. Vorsichtig durchzogen sie die alten Forste, in welche sich noch nie der Fuß eines Weißen gewagt haben mochte. Tiefe Stille ringsum, nur von Zeit zu Zeit durch den plötzlichen Schrei eines einsamen Vogels unterbrochen, oder von einem Rauschen im trocknen Laub; dann hielten die Wanderer plötzlich in athemlosem Schweigen, bis ein Hirsch, dem sie keine Kugel nachzusenden wagten, über ihren Pfad weg in das Dickicht gegenüber schoß. Während ihrer Wanderung lastete auf Robert ein unerträglich quälendes Gefühl, weit peinlicher, als wenn er gewußt hätte, daß Marie nicht mehr sey. Der Schmerz, welchen sie fühlen mußte, schwebte in so schreckhaften Bildern seinem Geiste vor, daß jeder Laut ihn aufzufordern schien, zu ihrer Rettung fortzueilen, und die beständigen Hindernisse, die ihre Schritte hemmten, erfüllten ihn mit einer Wuth, der er fast nicht Meister wurde. Seine Ungeduld erregte große Verwunderung bei Mendowit, welcher mit der größten Kaltblütigkeit die zum Einholen ihrer Feinde erforderliche Zeit, und den Vorsprung, den sie gewonnen, berechnete. Dies wäre ein Leichtes gewesen, wenn die Mohawks gradeaus gegangen wären. Allein sie hatten, wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß sie verfolgt würden, mannigfache Vorsichtsmaaßregeln ergriffen. Oft waren sie gleich den Füchsen rückwärts gegangen, ein ander Mal, den Lauf eines Baches verfolgend, lange in dem Wasser fortgewatet, und hatten überhaupt ihre Fußstapfen so verwirrt, daß nur der Scharfsinn eines rothen Mannes sich zurecht finden konnte.

Diese Vorsicht überzeugte Mendowit, daß keine bedeutende Anzahl Indianer in der Nähe sey, und am Morgen des vierten Tages kündigte er an, daß sie jetzt nächstens Marie zu Gesicht bekommen würden. Sie nahen sich jetzt den Gebirgen, und Mendowit schien sehr zu wünschen, daß sie die Indianer noch einholen möchten, bevor sie die zu der Noth führende Schlucht erreichten. Durch die Fußstapfen überzeugten sie sich, daß Marie nicht mehr ging, wahrscheinlich nicht mehr gehen konnte. Robert zitterte, und faßte kramphast seine Flinte, sein wirres Auge forschte ringsum, eine Bestätigung seiner Besorgnisse zu finden; doch selbst der Anblick ihres verstümmelten Körpers hätte die Angst seines Herzens nicht steigern können. Das Wetter, das, seit sie Dover verlassen hatten, ungewöhnlich trocken und warm gewesen, änderte sich nun plötzlich, und es war, als hätten sie eine andere Himmelsgegend betreten. Dichte, finstere Wolkenmassen umlagerten die Gebirge, umzogen bald den ganzen Horizont, und nächtliche Finsterniß hatte sie mit einem Mal umfangen; ein heftiger Wind erhob sich, und tobte mit der Gewalt eines Orkans daher. Es brauchte keine starke Phantasie, um sich einzubilden, die alten Wälder stöhnten ahnungsvoll einem Schreckniß entgegen. Die Stämme der höchsten Bäume erzitterten, und ihre lustigen Häupter beugten sich zur Erde. „Wir müssen umkehren,“ sprach Mendowit, stille stehend. „Wir holen sie nicht mehr ein. Den verborgenen Pfad Agiofotschus darf Mendowit nicht betreten.“ — „Ihr müßt,“ entgegnete Robert ernst, den Grund seiner Zögerung mißverstehend, „aber Ihr braucht nicht zu sechten. Zeigt mir die Mohawks, und wären ihrer zweihundert, ich will Marie erretten!“ Ein lichter Blickstrahl unterbrach ihn; die Berge, ihre hohen Häupter, die zum Himmel reichten, ihre gährenden Abgründe, die ungeheuern Felsen, die hier in den Tiefen wurzelten, dort in den Räumen der Lüfte schwebten, und auf die Häupter der tief unten Wandelnden herabzustürzen drohten, die schwarzen Baumkolossen, mit ihren Wurzeln und Fibern in die Risse der Abgründe geflochten, Alles war auf einen Augenblick vom glänzendsten Lichte beleuchtet. Ein fürchterbarer Donner Schlag folgte; sein

Echo tönte erschütternd durch die bebenden Gebirge, und in Strömen stürzte der Regen nieder.

Umsonst versuchten sie in dem heftigen Sturm und Regen weiter zu kommen. Mendowit winkte nach der westlichen Seite des Bergs, an der sie standen, und begann hastig hinanzusteigen. Robert folgte; der Pfad war gefährlich, und erforderte viele Vorsicht; allein der Indianer schien bekannt in der Gegend, und sie gelangten endlich in eine Art von Höhle an der Seite des Abgrundes. Der Sturm tobte fort; es war, als sey Luft, Feuer und Wasser losgelassen, die Erde in ihren Grundfesten zu erschüttern. Die Blitze, die zu einem Feuermeere verschmolzen, das furchtbare Rollen des Donners, der Regen, der sich in Strömen aus den Wolken ergoß, das Heulen des Sturmes, der durch die Gebirgspässe tobte, das unaufhörliche Krachen der stürzenden Felsen und Bäume, Alles vereinigte sich in einem Auftritt von gräßlicher Erhabenheit, den die Seele fühlen, aber keine Feder beschreiben kann. In diesem Schiffbruch der Natur gedachte Robert nicht der eigenen Gefahr; sein einziger Gedanke war sein Weib. Bei jedem neuen Ausbruch des Sturmes seufzte er: „Guter Gott, wo ist jetzt Marie?“ bis seine Kniee bebten, und große Schweißtropfen auf seinem blassen Gesicht standen. Dann rannte er wieder nach der engen Oeffnung der Höhle mit gerungenen Händen, und schaute hinaus, ob der Sturm sich nicht lege, trat wieder in das hinterste Dunkel zurück, und warf sich verzweiflungsvoll auf den seuchten Felsen nieder, schloß die Augen, und suchte sich aller Gedanken zu entschlagen. So brachte er die Stunden bis nach Mitternacht hin, als sich, während der Sturm sich ein wenig gelegt hatte, ein seltsames Geräusch hören ließ. Es war kein Schrei oder Ruf einer Menschenstimme, kein Geheul eines wilden Thieres, sondern ein tiefer unheimlicher Ton, der gleich einer Warnung eines überirdischen Wesens dem Zuhörer durch Mark und Gebein drang. Robert fuhr auf; ein lichter Blitzstrahl zeigte ihm, daß auch Mendowit sich vom Boden ausgerichtet hatte; die Hände sanken ihm kraftlos an der Seite nieder, und sein Gesicht verrieth einen Grad von Schrecken wie er bei einem rothen Manne selten ist. „Es ist die Stimme des Abamotscho!“ sprach der Indianer in leisem, zitterndem Tone. „Ich habe sie schon einmal gehört. Es ruft nach einem Opfer!“ — „Wo ist er?“ fragte Robert, sein Schwert ziehend. „Es ist der Geist des finstern Landes!“ entgegnete Mendowit, und duckte sich furchtsam nieder. „Er herrscht über diese Gebirge; er schreitet im Sturme daher, und wen er sich ausersieht, der kann dem Verderben nicht entrinnen. Roberts ganze Seele war bisher so sehr von Marie und ihrer Rettung erfüllt, daß kaum ein Gedanke an ein anderes menschliches Wesen in ihm aufstieg. Nun aber, da der schreckliche Laut ihn aufgeschreckt, erwachte seine Neugierde, zu erfahren, was den Indianer so sehr bewege, und was es mit dem Agiofotschuk für eine Bewandniß habe. Nach einem tiefen Seufzer sprach Mendowit: „Diese Gebirge gehören dem bösen Geist Abamotscho. Er begünstigte von jeher die Mohawks, und bahnte ihnen einen Pfad, indem er das Gebirge

spaltete, als sie vor den Pfeilen Tufenschosens, des großen Sachems der Massachusetts, flohen. Der böse Geist saß auf einem hohen Felsen, auf der höchsten Spitze des Gebirgs, und winkte den Mohawks vorüberzuziehen, indem er die Hand auf die Brust legte. Sie gehorchten, und wurden gerettet; als aber Tufenschosen folgen wollte, streckte der Geist seinen Arm aus, und große Steinblöcke und Bäume rollten über die Krieger herab, daß alle, außer dem Anführer, zu Grunde gingen. Dies geschah viele, viele Monate, ehe die weißen Männer in's Land kamen; aber keiner unserer Krieger wagte sich nach dem Agiofotschuk, um die Gebeine der Erschlagenen wegzubringen. Endlich ward mein Vater Sachem der Massachusetts. Es war ein großer Häuptling; sein Stamm war zahlreicher als die Blätter in dem Sommerforst; tausend Krieger folgten ihm, und er sagte, er wolle die Gebeine seiner Väter zurückbringen. Er rief seine junge Mannschaft auf, und nahm mich mit, auf daß ich die Pfade der Wälder kennen lernte. Ich war damals noch ein Kind, konnte noch keines Kriegers Bogen spannen; aber es ging ja nicht in den Kampf.“

Er schwieg, und Robert merkte an dem Tone seiner Stimme, daß sich schmerzliche Erinnerungen aus frühen Jahren seinem Geiste aufrängten. Nach wenigen Augenblicken fuhr er fort: „Wir kamen an den Agiofotschuk. Der Sturm brüllte so laut, wie Ihr jetzt hört, und in eben dieser Höhle brachte mein Vater mit mir die Nacht zu. Wir hörten die Stimme des Abamotscho. Am Morgen sahen wir ihn auf seinem Felsen sitzen. Er winkte uns mit dem Arme, daß wir gehen sollten. Ich sah es, und zitterte; aber mein Vater wollte nicht gehen; er durchsuchte Alles ringsum; allein die Gebeine unserer Väter waren verschwunden. Wir kehrten zu unserm Stamme zurück; aber der böse Geist hatte uns seinen Fluch nachgeschickt. Eine Seuche raffte unsere junge Mannschaft hin; die Mohawks skalpirten unsere Greise und unsere Kinder, mein Vater fiel durch ihre Pfeile. Ich rächte seinen Tod, allein ich konnte den Untergang meiner Nation nicht abwenden. Drei Mal reiste ich an den Agiofotschuk, um den Abamotscho zu versöhnen; wir beteten zu dem Ketan, da wir zu Hause waren; es half nichts.“

Mendowit schwieg wieder, und Robert, der mit gespannter Aufmerksamkeit die Erzählung angehört hatte, fragte, wo die Ueberreste seines Stammes wohneten? „Junger Mann,“ erwiderte Mendowit, mit Schwermüthiger, aber majestätischer Miene sich erhebend, während der Blitz seine hohe Gestalt und die grauen Locken beleuchtete, „junger Mann, einst führte ich ein Heer, zahlreicher als die Bäume des Forstes dort. Ich war Häuptling einer mächtigen Nation, jetzt wohnt Mendowit allein. Ich bin der letzte meines Stammes!“ Er schwieg und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Roberts Leben war mühevoll, aber glücklich gewesen; sein Sinn war heiter und leicht, und selten hatte seine Einbildungskraft auf den dunkleren Schatten des menschlichen Lebens verweilt. Ihm, dem lebensfrohen Jünglinge, war es, als sey die Erde nur

für das Glück des Menschen geschaffen, als könne sein Daseyn nie ein Ende nehmen. Seit wenigen Stunden erst hatte er harte Lehren über die Eitelkeit und den Unbestand aller Dinge dieser Welt erhalten. Da draußen raste der zerstörende Sturm, und zermalmte die Werke der Natur, und hier saß Mendowit, ein Bild des tiefsten Jammers. Robert setzte sich nieder, und während das Bild des wechselnden menschlichen Geschickes so lebendig und düster vor seiner Seele aufstieg, und der Gedanke an das eigene Elend sich damit verschmolz, entstürzte ein Thränenstrom seinen Augen. Es waren nicht Thränen selbstischen Kummers; er weinte über das Elend, dem der Sterbliche anheimfällt, und unmerklich ging sein Geist auf die Uebertretungen über, die solche Strafen nothwendig machen. Nie hatte er ein so demüthiges Gebet zu dem Allmächtigen geschickt, der allein zu dem Traurigen sagen kann: „Friede sey mit dir!“ und zu dem Stürme: „Verstumme!“ Eine süße Ruhe senkte sich endlich in Roberts Gemüth, das Bewußtseyn, daß Alles sich zum Besten kehren werde, und er sank in einen tiefen Schlaf, aus dem er von Mendowit geweckt werden mußte.

Es war früh am Morgen; der Sturm hatte aufgehört, und sie eilten aus der Höhle sich umzusehen. Ein dichter Dunst stieg wie Rauch von den triefenden Wäldern und dem nassen Erdrich unter ihnen und um sie her auf, und verbarg größtentheils die Verheerungen, welche der Sturm angerichtet hatte. Die Wolken trieben langsam, an den Seiten des Gebirges hin, immer noch die hohen Gipfel verbüllend; aber sie trugen nicht mehr die drohenden Farben der verflorzten Nacht; sie hatten sich entleert, und ihre leichteren Falten wickelten sich allmählig vor der steigenden Morgensonne auseinander. Der Wind hatte sich völlig gelegt, und kein Laut, als das feierliche, eintönige Brausen eines fernen Wasserfalls, unterbrach die Stille der Natur. Robert verglich die tiefe Ruhe umher mit dem wilden Aufruhr der Elemente, dessen Zeuge er erst noch gewesen, da rührte ihn Mendowit an die Schulter. Er blickte um sich und sah das verzerrte Gesicht des Indianers auf ein hohes Gebirge gerichtet, das sich in weiter Entfernung vor ihnen erhob. Auf seinem Gipfel lag eine schwarze Wolke, und eben der Anblick dieser Wolke war es, was Mendowit so sehr entsetzte. „Das ist Abamotscho!“ sprach er mit gedämpfter hohler Stimme, und wirklich gehörte nur wenig Einbildungskraft dazu, um eine menschliche Gestalt von gigantischen Verhältnissen zu erkennen. Das finstere Gesicht, gegen eine Wolke von lichterer Farbe gekehrt, ward von der Seite gesehen; eine Verlängerung, die für einen Arm gelten konnte, streckte sich weit hin, und dann fiel eine unförmliche Masse, die der Indianer ein Gewand nennen mochte, herab auf das Gebirge. „Euer böser Geist,“ sagte Robert, halb lachend, indem er bald seinen Führer, bald die Wolke betrachtete, „hat, wie mir dünkt, eine gar große häßliche Nase.“ — „Still!“ unterbrach ihn Mendowit; der Theil, welcher den Arm des Geistes bildete, begann sich langsam nach der Hauptmasse der Wollen

zu bewegen, und ihr auf eine Art sich einzuverleiben, daß man dem Indianer wohl verzeihen konnte, wenn er glaubte, Abamotscho habe seine Hände über der Brust gefaltet. Mendowit hielt während der Bewegung der Wolke den Athem an, und der tiefe Athemzug, nach welchem er lebhaft ausrief: „Abamotscho ist veröhnt! wir können ungehindert weiter!“ glich dem eines ertrinkenden Mannes, wenn er sich wieder über das Wasser emporgerungen hat.

Nachdem sie eilig Erfrischungen zu sich genommen, stiegen sie den Waldpaß hinan. Der Sturm hatte alle Spuren der Mohawks verwischt; allein es gab keinen anderen Pfad, als diesen; wer einmal den Engpaß betreten hatte, mußte ihn verfolgen. Jetzt erst gewahrte Robert die Verheerungen des Sturms. Ihr Weg wurde sehr beschwerlich durch umgerissene Bäume, herabgestürzte Felsstücke, tiefe Wasserlöcher, rauschende Cascaden, die aus den Seiten des Gebirgs hervorschoffen und den Safo schwellten, bis sein trübes Gewässer beinahe das ganze Thal überfluthete. Mehr denn eine Stunde waren sie still und vorsichtig fortgeschritten, als Mendowit plötzlich anhielt und Robert zuflüsterte: „Ich rieche Rauch von einem Feuer.“ Zugleich ließ er sich auf Hände und Kniee nieder und kroch so sachte vorwärts, als die Kaze, wenn sie ihre Beute umschleicht. Mehrere Kuthen vor ihnen lag ein ungeheurer, von dem letzten Sturm entwurzelter Baum; hinter diesem versteckt, richtete sich Mendowit halb auf und erblickte durch die Zwischenräume der Wurzeln das Thal. Sogleich gab er Robert ein Zeichen, herbeizukommen. Dieser kroch gleich seinem Führer vor und erblickte in geringer Entfernung vor sich — Marie. Sie saß mit den beiden Mohawks unter einem abschüssigen Felsen, dessen Überhang ihr einziger Schutz gegen den Sturm gewesen war. Die Indianer hatten ein Feuer angezündet, und theilten sich so eben in ihr rohes Mahl. Sie waren mit dem Rücken Robert, mit dem Gesichte der Gefangenen zugekehrt, die, in Häute gebüllt, sich an ein Felsstück lebnte. Eben als Robert hinblickte, reichte einer der Mohawks ihr einige Speise hin. Sie enthüllte ihr Haupt, und lohnte mit einer Bewegung der Hand den Bissen ab. Ihre Wangen war so bleich und ihr Gesicht so eingefallen, daß Robert meinte, sie müsse jetzt vor seinen Augen verschwinden.

Roberts Herz pochte, das Blut stieg ihm zu Kopf und seine Augen rollten umher, um einen Vortheil zu erschauen, bevor er sich auf seine Feinde stürzte. In diesem Augenblick erhoben die Mohawks ein schreckliches Geschrei, sprangen auf und rannten auf ihn zu. Er erhob seine Flinte, aber Mendowit ergriff ihn an der Schulter, warf ihn zurück und rief zu gleicher Zeit: „der Berg! der Berg.“ Robert blickte auf und sah die furchtbaren, mehr denn tausend Fuß hohen Bergwände in rollender Bewegung. Zunächst dem höchsten Gipfel, demselben, auf welchem Abamotscho gesessen, hatte sich durch die heftigen Regengüsse die Erde abgelöst. Ein unbedeutender Anstoß, vielleicht das plötzliche Hervorbrechen einer Quelle am Berg, hatte die Masse in Bewegung gesetzt. Je weiter sie

herabkam, desto schneller, furchtbarer schoß sie dahin, die ältesten Bäume entwurzelnd, die größten Felsen zertrümmernd, und riß Alles mit einer Gewalt und Schnelligkeit mit sich fort, die keine menschliche Schranke hemmen, der keine irdische Macht widerstehen konnte.

Ein Blick sagte Robert, daß Marie verloren, keine Rettung denkbar sey. „Aber ich will sterben mit ihr! Marie, meine theuerste Marie!“ rief er, auf sie zustürzend. Sie enthüllte ihr Haupt, machte eine Bewegung aufzustehen, rief: „Robert!“ und lag in seinen Armen. — „O Marie! müssen wir sterben?“ — „Wir müssen! Wir müssen!“ sagte sie, voll Entsetzen auf das rollende Gebirge starrend. „Warum, warum kamst Du?“ Er antwortete nicht, sondern drückte sie, an den Felsen gelehnt, fester an die Brust, während sie, den Arm um seinen Nacken geschlungen, in einen Strom von Thränen ausbrach, und ihr Haupt an seinen Busen lehnd, schluchzte, wie ein Kind. Er neigte sein Gesicht auf ihre kalte, nasse Wange und flehte um Erbarmen zu Gott. In diesem furchtbaren Augenblicke durchbedte die Herzen der Liebenden ein Gefühl wilder Freude bei dem Gedanken, daß sie nimmer getrennt werden sollten. Der Bergsturz kam näher; das Gebirge zitterte, und der Boden dröhnte wie bei einem Erdbeben. Ein Staub- und Steinregen verdunkelte die Luft, wie ein Wirbelwind fuhr es an ihnen vorüber, das Krachen und Brausen war schrecklicher als der lauteste Donner. Es mochte eine, es mochten zwanzig Minuten vergangen seyn — denn für die Liebenden gab es keine Zeit — da schaute endlich Robert in der Todtenstille, welche dem Aufruhr folgte, um sich, und sah, daß der zerstörende Sturm vorüber war. Er war vorüber, und hatte das Thal, weiter als das Auge reicht, mit Trümmern bedeckt. Granitmassen, ganze hoch aufgehäuft, das Bett des Safo überschüttet, und der Zug des Bergsturzes bot ein furchtbares Schauspiel dar. Bloß ein kleines Plätzchen war verschont, und hier stanz Wälder hatten sich mit dem Schutt des Gebirges ringsum den unversehrt, geschirmt von seiner Hand, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, in inniger Umarmung Robert und Marie, neben ihnen Mendowit, der krampfhaft seine Flinte haltend, wie ein Rasender um sich schaute. Unwillkürlich war er Robert nachgezweilt und so dem Tode entronnen. Die Mohawks lagen ohne Zweifel in dem Bergfall begraben, denn sie kamen nicht wieder zum Vorschein.

Die Männer machten für Marie eine Sänfte, sie trugen sie darauf bei Tag und Roberts Brust schirmte sie bei Nacht, bis sie Dover erreichten.

Robert und Marie lebten lange und glücklich an den Ufern des Cohecho. Bei allen spätern Angriffen der Indianer auf Dover blieben sie unangefochten, und ihre innige Zärtlichkeit, welche selbst das hohe Alter nicht schwächte, schrieb man oft den Gefahren zu, welche sie mit einander bestanden hatten. Mendowit hielt sich für seinen Antheil an dem Abenteuer reichlich belohnt. Außer einem gezogenen Gewehr, Pulver und einem Messer, besaß er die beiden Flinten

der Mohawks, die er als Trophäen nach Dover gebracht hatte. Bis an das Ende seiner Tage erfreute er sich der Freundschaft und des Schutzes von Robert und Marie, und als er in jenen letzten kalten Schlummer fiel, der früher oder später die Augen Aller schließt, welche unter der Sonne wohnen, ließen sie ihn mit Ehren zur Erde bestatten, und ihre Thränen fielen bei dem Andenken an seine Freundschaft.

### Kuriose Berechnung.

Zu Paris ist unlängst in zwei Oktavbänden eine „Physiologie der Heirath“ erschienen, worin angeblich „unparteiisch-philosophische Betrachtungen über Glück und Unglück der Ehe“ angestellt werden. Der Verfasser bezeichnet sich mit „H. B., ein Unverehelichter.“ Das Buch hat einiges Aufsehen gemacht, und es findet sich darin unter Andern Folgendes. Der Verfasser entwirft nämlich ein statistisches Tableau Frankreichs, wonach 15,000,000 Frauen auf dasselbe kommen. Von dieser Zahl zieht er zuerst 5,000,000 weibliche Individuen ab; diesen Unglücklichen, deren Gesicht von der Sonne verbrannt, die mit Lumpen bedeckt und fortwährend zur Erde gebückt, eggen, Aehren lesen, Hanf brechen, die Klüpe tragen — will er nicht den Namen Weib zugestehen, da dieser Name nur Jenen zukommt, welche Liebe einflößen können und bei denen vornehme Erziehung, Müßiggang und hinlängliches Vermögen die Macht der Phantasie entwickelt haben. Wenn es also wahr ist, daß es in Frankreich 18,000,000 Arme, 10,000,000 Wohlhabende und 2,000,000 Reiche gibt, so existiren nur 6,000,000 ehrbare Frauen (nach der Benennung des Hrn. H. B.), welche 6000 Francs Einkünfte in Paris oder 1000 Thaler Einkünfte in der Provinz haben. Von diesen 6,000,000 „ehrbaren“ Frauen ziehe man noch 2,000,000 für alte Frauen und 2,000,000 für kleine Mädchen ab, 100,000 für Budkige, eben so viel für Kranke u. s. w., und es bleiben am Ende 1,000,000 verheirathete Frauen, mit denen die neumodischen Herren des Eölibats sich beschäftigen können. — Dasselbe Calcül auf die männliche Bevölkerung angewandt, gibt 3,000,000 dieser Herren des Eölibats, „die sich nur damit beschäftigen, das Portrait irgend eines Chemanns zu verdrängen.“ Auf jeden dieser lebenswürdigen Taugenichtse drei Abenteuer gerechnet — und das ist doch wohl gering angenommen — macht eine Summe von 9,000,000 Abenteuer, und nur 1,000,000 ehrbarer Frauen ist vorhanden! —

### E p i g r a m m.

(Aus einem alten Manuscript.)

Des Schelmen Auge wird hinter ihm seyn,  
Als hol' ihn von dorten der Galgen ein;  
Derweile fehlt ihm nach vornhin der Blick,  
Und eh' er ihn siehet, so fühlt er den Strick.

# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 5. April 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 14.

### Der Rubinenring.

Flora, die schöne Stickerin, erhob sich eben von dem großen Rahmen, an dem sie mit einem Heer von Schülerinnen an der goldenen Stickerei einer Hof-Uniform arbeitete. Eisenblätter und Lorbeerzweige waren bereits unter der kunstfertigen Hand aufgeblüht, als der Guckguck an der Wanduhr, der den Kindern so besonders wohlgefiel, sechsmal aufschrie und also das Ende der Tagesarbeit verkündigte, wie sein Waldbrüderchen draußen in der Natur den Frühling, und plötzlich die blonden und schwarzen, braunen und rothen Mädchenköpfe von den Sigen sich erhoben, die Werkzeuge schnell beseitigend, und in ungestümem Treiben nach Hüten und Handschuhen, Tüchern und Arbeitsfäden umher suchten, während die Lehrerin ihr kunstvolles Werk aufzubewahren bedacht war. Ihre Mutter, Frau Sorning, ermahnte zur Ordnung und zur Stille, und öffnete, beides herbei zu führen, die Thür, aus der die entlassene Jugend jetzt heraus strömte, wie Vögel aus einem geöffneten Käfig.

„Gott sey Dank!“ sagte sie, endlich wär's wieder einmal auf eine Woche überstanden, und morgen der Ruhetag des Herrn. Es ist mir lieb, daß der Vater noch nicht da ist; das Begräbniß muß freilich heute lange dauern, da es weit in der Vorstadt ist, und so habe ich noch Zeit, den erquicklichen Sonnabend-Trank zuzubereiten, zu dem er die Kuchen bringen wird.“

Mit diesen Worten holte sie einen ganzen Napf goldfarbener Südländfrüchte herbei, und begann sie zum Punsch zu bereiten, zu dem schon das Wasser im Theekessel lustig sang und brodelte. — Herr Sorning nämlich war wohlbestellter Grabebitter und Zeremonienmeister der Stadt, und brachte als Erwerb und Honorar seines Amtes häufig Citronen mit nach Hause, wie sie gewöhnlich als Schmuck vornehmer Leichenbegleitungen dienen, und seine häusliche Ehehälfte wußte dieses revenant bon — mit den Franzosen zu sprechen — vortrefflich zu benutzen. — Flörchen hatte sich jetzt auf's Sopha geworfen, die schönen schwarzen Gluthaugen mit der kleinen zierlichen Hand bedeckt, als sollten sie ruhen von ihrer Anstrengung und die strahlenden Blicke in die Tiefe der Brust zurückwerfen; und es schien, als wolle sie der ambrosische Duft, der durch das niedere Zimmer wallte, narrotisch einschläfern, da

wachte sie die Mutter mit der leisen Frage: wird er auch kommen Flörchen?

Das Mädchen fuhr auf, wie aus düstern Träumen, die Hand sank von den Augen, und, als sie aufblitzten, flog ein dunkler Purpur über die Wangen, indes warf sie die Oberlippe des Korallenmundes ein wenig trotzig auf, berührte mit der Fußspitze den Boden und antwortete ohne aufzublicken: vielleicht!

„Wie? — vielleicht?“ sagte die Mutter verwundert, ohne sich jedoch in ihrem Gebräu hören zu lassen, das jetzt die Porzellanterrine mit erfreulicher Fülle umsping, „ist das Alles, was du seit acht Tagen von ihm weißt? — Als vor zwanzig Jahren — geliebt's Gott zu Pfingsten sind es ein und zwanzig! — dein Vater zu mir auf die Freit kam...“

„Da gab's andere Sitten, wie jetzt andere Zeit!“ fiel Flörchen ihr verdrießlich in's Wort! „ich möchte,“ setzte sie langsam und gedehnt hinzu, „doch nur in aller Welt wissen, wie Sie, Mama, an der Bewerbung — eines Grabebitters Gefallen finden, und ja es muß wahrhaftig einmal heraus, ihn sogar heirathen konnten!“

„Was? wie?“ rief Frau Sorning erschrocken, und die Presse entglitt ihrer Hand, „bist du von Sinnen, Mädchen? mir eine so gotteslästerliche Frage zu thun? mich, ihre Mutter, warum ich ihren ehelichen Vater geheirathet habe! Und da gebe einem doch der grundgütige Gott Geduld! — Warum, Flora, warum, frage ich dich, willst du denn den wilden, sonder- und wunderbaren Menzchen, den Kork, heirathen, der gar nichts ist, kein Amt, keinen Stand, kein Brod und keine Heimath hat — heb?“

„D das ist immer noch besser,“ antwortete das Mädchen gereizt, „als das finstere, entseßliche, traurige Amt des Vaters!“

„Nu, das sehe ich doch wahrhaftig nicht ein!“ versetzte Frau Sorning jetzt ruhiger, und setzte bei der Rede ihr Geschäft ununterbrochen fort. „Es sind in der Regel doch nicht die schlechtesten Menschen, die sich mit dem Tode, so lange sie leben, bekannt und vertraut machen, und ein Klemchen, das ein sicheres, ehrliches Brod gibt, immer besser als solch zweckloses in Tag hinein leben, bei dem nichts Gutes herauskommt. So oft habe ich dies schon erzählt, wie ich zu deinem Vater und er zu seiner Stelle kam. Er war ein blut-

armer Studiosus, ich — eine eben so arme Spitzenwäscherin; mich ernährte meine Arbeit, ihm sollte die seinige erst in Zukunft wuchern; da aß er oft mit meiner Mutter und mir unser bißchen erworbenes Brod und es schmeckte uns beiden wie Manna, denn die Liebe verfürzte es. Da kam der Krieg, das Studiren hörte auf, und das Spitzenwaschen auch, denn man hatte keine mehr; aber die Krankheit, die Noth, das Begraben ging an, und zu dem Allen fehlten hülfreiche Hände. Die Mutter und ich wir warteten Kranke, und als nun deines Vaters Vorgänger, der wackere Thomas, nicht mehr fertig werden konnte mit Grabebitten und Leichenbegräbnissen, da half ihm dein Vater. Als er endlich selbst des letzten Liebesdienstes bedurfte, da fragte der wohlthätige Rath deinen Vater, ob er das einträgliche Amt des alten Thomas annehmen wolle? — Und dein Vater bedachte sich nicht lange, denn nun hatte er ja Brod für die Mutter und für mich, denen es jetzt oft fehlte, und wir reichten einander über den Grabhügeln die Hände! Es hat uns noch nie gereut, so wie deinen Vater nicht, daß der Stolz ihn nicht blendete, und er alle Tage sein memento mori hat, aber auch zu leben für sich und die Seinigen. Daher ich dir rathe will, Flörchen, behalte deine naseweisen Bedenlichkeiten und Fragen für Dich, und laß sie deinen Vater nicht hören, sonst möchte er dem Kork einmal im Unwillen die Thüre zeigen und ein böser Handel daraus entstehen!“ Die stark tönende Hausschelle verkündigte jetzt des Vaters Heimkunft, und rasch aufspringend vom Sopha, ging das nun ganz veränderte Mädchen ihm mit freundlicher Miene entgegen.

Herr Sorning war in zeremonienmeisterlicher Amtskleidung, warf aber jetzt den schwarzen Mantel über seiner Tochter Arm, die ihn behülflich umkränzelte, und legte ein großes Paket Kuchen vor seiner Gattin auf den Tisch.

„Guten Abend, Flore — guten Abend, Mütterchen!“ sprach er lächelnd, „da hast du die heutige Ausbeute! — Gott sey Dank!“ fuhr er fort, sich bequemer machend, „das war kein betrübtes Begängniß! Der alte Graf Rohrscheit hatte lange genug der Welt zur Last gelebt, und den lachenden Erben sah man keinen Jammer an; da soll mir heute der Punsch auch recht gut schmecken; à propos Flörchen, ich begegnete Kork auf dem Heimwege, er kann heute nicht zusprechen, und wird die neuen Zeichenmuster erst morgen mitbringen!“

Flora erschrak sichtbar, und das Weh sehlgeschlagener Erwartung schien durch sie hinzuzucken; die Mutter, die ihren Gatten herzlich begrüßt hatte, warf ihr einen verweisenden Blick zu, und sich fassend, sagte sie: „Was er nur denkt! ich brauche die Muster ja, um sie morgen für die Arbeit der Mädchen vorzurichten!“

„Mich gemahnt's,“ sagte der Vater, sich gemächlich in den Lehnstuhl an den Tisch setzend, während seine Frau vor ihm auftrat, was sie bereitet hatte, und er mitbrachte, er aber mit Behaglichkeit zulagte, „als ob dieser Mensch — gar nichts dächte. — Das rauscht und fährt nur so durch's Leben, ohne Zweck, ohne Bestimmung, ohne Arbeit! denn das bißchen Zeichnen, das er mehr wegen Flörchens Muster treibt, ist ja so viel als nichts. Er könnte Alles und will Nichts, er fängt viel an und leistet wenig. Zur Beharrlichkeit fehlt ihm die Dauer, zur Beschäftigung der Fleiß,

er zieht vor, müßig zu seyn, und Müßiggang ist aller Laster Anfang und des Teufels Ruhebänk!“

Weinend ging Flora hinaus; besänftigend sagte die Mutter: „Ei, ei, Vater, du brichst dem Mädchen das Herz! Du weißt, sie hängt nun einmal an dem Kork, ist unser einziges und ein fleißiges Kind, das mit ihrer Geschicklichkeit einen ganzen Haushalt ernähren kann; laß sie doch gewähren!“

„In ihr Unglück rennen!“ rief Sorning. „Eben weil sie das ist, soll sie auch einen wackern Mann bekommen, keinen Schlendrian, der unedel genug wäre, sich von dem Fleiß seiner Frau ernähren zu lassen, der im Stande ist, sein Brod zu verdienen wie sie. Wahrhaftig, fängt der junge Mensch nicht bald etwas Dr- dentlicheres an, wenigstens wenn's nun seyn muß, meinetwegen als Zeichenmeister, so darf er auf Flörchens Hand nicht rechnen; lieber gebe ich sie dem Todten-gräber, der doch ein thätiger Mann ist, und sein Gewerbe treibt.“

„Wie du nur so entseßlich sprechen kannst, Alter! hu, mir grauset!“ antwortete sie, sich schüttelnd. Da rief das Dienstmädchen hastig zur Thür herein: „Mamsell Flörchen sind ohnmächtig worden, auf der Hausthur, sie führten den Mosje Kork vorbei auf die Frohnveste!“

„Gerechter Gott!“ schrie die Mutter herausstürzend, Sorning aber blieb scheinbar ruhig sitzen, zitterte aber wie ein Blatt. „Dumme Streiche über dumme Streiche!“ brummte er, wußt's lange, daß es so ablaufen würde. Treibt sich mit niederlichem Gesindel herum, da kann's nicht anders kommen! Besser jetzt eine Ohnmacht, als hernach ein lebenslanges Herzeleid! Doch ausgehen will ich, und ein wenig nachforschen, wie das gekommen seyn mag, das thue ich des Kindes wegen!“ setzte er hinzu, fuhr in seinen Ueberrock und ging auf einer andern Seite hinaus.

Draußen auf der Gasse stürzte sein Freund, der Küster Schnörkel, mit einem kreideweißen Gesicht auf ihn zu, faßte seine Hand, und fragte mit hastiger Theilnahme:

„Wißt ihr's schon Gevattersmann? — weiß es Flörchen? weiß sie?“

Sorning schnitt ein verdrießliches Gesicht, und antwortete: „Ja das will ich ja eben von Euch erfahren, was es für einen Höllenspektakel gibt?“

„O weh! so soll ich der erste seyn, Euch zu sagen? — Nun lieber Gott! Ihr wißt ja, an dem Kork ist von Kindheit an nicht viel Apartes gewesen, als das hübsche Antlitz und die Heldenfigur, mit der er Komödie spielen könnte und in die sich die Jungfer Pathe...“

„Zur Sache! zur Sache!“ rief Sorning, „wollt Ihr mich bei gelindem Feuer braten? Der Bursche ist mir gerade nicht ans Herz gewachsen, aber er ging bei mir aus und ein. Was ist's denn nun auch am Ende so Großes?“

„Großes? — I du mein grundgütiger Gott! wenn das nichts Großes ist! denkt Euch um Gotteswillen, Gevatter, der gottlose Mensch, der Kork, er hat sich in der Jakobskirche einschließen lassen, in der wir diesen Nachmittag erst den hochseligen Grafen Rohrscheit in seine Ahnengruft beigesezt haben, um — denken einer den Frevel! — diesen oder die Kirche zu bestehlen.“

„Ihr faßelt, Herr Gevatter! was in aller Welt

sollte die Mumie der verblühten Erzellenz dem Kork, der nicht einmal Arzt ist, ob er gleich in Alles pfuscht? Und wer sagt Euch denn, daß er gerade hat solche böse Absichten ausführen wollen? —

„Wer? wer? — mein dümmster Schuljunge! und daß der ihn hat finden müssen, der sonst keine Note auf dem Blatte und keinen Buchstaben im A b c finden kann, ja, Herr Gevatter, das sage ich, ist Gottesfinger. — Ich schickte nämlich Bastein, um mir den Schlüssel zu holen, der an der einen Kirchthür stecken geblieben war, da fällt's dem dummen Kerl ein, noch einmal den Kopf durch die Thür zu stecken, weil er mich das hat thun sehen, ehe ich zuschliesse, und da steht er Licht in der Gruft der eben beigefestigten Erzellenz! — Er ergreift ganz natürlich das Hasenpanier, kommt zitternd wie Espenlaub und ohne Schlüssel zurück, und behauptet: die Erzellenz gehe in der Kirche um! Ob ich nun gleich solch albernes Geschwätz nicht glaube, kam mir doch das Ding verdächtig vor; ich rufe zwei tüchtige Polizeidiener und wir begaben uns in die Kirche. Was finden wir, Herr Gevatter? was denken Sie? die Gruft geöffnet, unten eine Blendlaterne, die das Entsetzlichste grausenhaft beleuchtet, den Sargdeckel abgeworfen, knieend neben dem Todten — den Kork, der weder sah noch hörte, und eben im Begriff war, von der Leichenhand einen Ring von Rubinen in Herzform herunter zu ziehen, den der hochselige Graf mit ihm zu beerdigen befohl. Ist das nicht abscheulich, entsetzlich, gräuelhaft? Was konnte anders auf den Frevel folgen, als Strafe? Sie führten ihn in die Frohnveste; nun er aber bekennen soll, ist er stumm wie ein Fisch, trotzig obendrein, und kein Mensch kann klug aus ihm werden.“

„Sonderbar!“ sagte Sorning nach einigem Nachdenken, „und doch wollte ich mein Leben verwetten, er ist unschuldig! Hier müssen andere Dinge zum Grunde liegen. Darf man ihn sprechen?“

„Euch, Gevatter, wird das wohl unverwehrt seyn; man weiß ja, wie es mit Kork und Eurer Tochter steht. Ei, ei, meine hübsche, liebe, geschickte Jungfer Pathe! Daß sie sich auch von diesem Satanas mußte blenden lassen!“

„Nichtet nicht, so werdet Ihr auch nicht gerichtet! und somit Gott befohlen, Gevattermann!“ sagte Sorning, und ohne auf des Küsters Kopfschütteln zu achten, wandte er sich der Frohnveste zu und drängte sich durch den zusammengelaufenen Volkshaufen, der neugierig die Mauern anglozte, hinter denen der Verklagte verschwunden war, in das Innere des verräuchernten Gefängnisses. Ohne Mühe erlangte er die Erlaubniß, Kork zu sprechen; er fand ihn an den Fußblock geschlossen, hinbrütend in schrecklicher Verzweiflung, mit wild empor gesträubtem Haar und dem stieren Blick des Wahnsinns. — Dem ehrlichen Vater brach das Herz! Er war der Geliebte seines Kindes, und er wußte jetzt selbst, daß er ihm theuer war!

„So muß ich Sie finden, Herr Kork?“ sprach er mit sanfter, wehmüthiger Stimme; aber der Unglückliche blickte nicht auf, sah und hörte nicht.

„Herr Kork,“ begann Sorning auf's neue, „werfen Sie doch nur einen Blick auf mich; ich habe eine Tochter, Sie liebten sie einst, ich sah es ungern! Jetzt, Sie sind unglücklich, und der Gram um Sie wird mein Kind tödten — darum — im Komme vom Flörchen!“

Kork zuckte zusammen bei diesem Namen, er stieß einen schmerzlichen Seufzer aus, endlich reichte er Sorning die Hand mit abgewendetem Gesicht, und stammelte: „Sagen Sie ihr — so wahr ein Gott über uns ist! — ich bin schuldlos!“

„Gott sey gepriesen!“ sprach Sorning aus der Tiefe seiner Brust, „ich hoffe es; ob Sie gleich oft leichtsinnig, öfters nehmen Sie mir's nicht übel, ein Tagedieb waren; wer kein Amt, kein Gewerbe, keine Kunst treibt, der fällt leicht eher in die Stricke des Argens, als derjenige, der das verächtlichste Geschäft betreibt. Aber wie ist das nun zu beweisen, daß Sie schuldlos sind? Was hatten Sie denn, Gott verzeih mir, bei der alten Erzellenz unter der Erde zu thun, in die wir sie erst gebettet hatten? Warum ließen sie den Todten nicht ruhen, wie sich's gehört und gebührt? Antwort junger Mann, es ist Flörchens Vater, der dich fragt, und er fragt dich vor der Allgegenwart Gottes, was wolltest du bei dem Todten?“

„O mein Gott!“ stieß der Jüngling überwältigt aus: „Er war mein Vater!“

„Was hör ich!“ rief Sorning überrascht: Ist's möglich?“

„Es ist!“ sagte Kork geht feierlich und gefaßt: „Ihnen schwör' ich's bei seinem und meiner armen Mutter Schatten, ich bin der Sohn des vornehmen Mannes, der das schöne unerfahrene Mädchen aus niederem Stande betrog, der mich absand, ehe ich das Licht sah, der mir nichts hinterließ als die Schmach der unehelichen Geburt. Dieses Brandmal an der Stirn, fand ich kein Amt, keinen Stand, kein Gewerbe, und nur das regellose, wüste, zwecklose Umbertreiben drückender Geschäftslosigkeit. Und dennoch, getränkt mit den Reuethränen meiner unglücklichen Mutter, waltete sein Blut in meinen Adern, und es drang beiß zu meinem Herzen, als er starb. Er hat mich nicht gekannt, nicht gesehen, nicht geliebt! aber da ich ihn vor Gottes Richterstuhl wußte, und so unbedauert, so ungeliebt gestorben sah, da trat die Natur in ihre Rechte, ich mußte mich ihm nahen, der mich verstoßen hatte, ich mußte wenigstens einmal im Leben seine Hand an meine Lippen drücken, war es auch nur seine Todtenhand. Deswegen ließ ich mich in der Gruft verschließen, die ich ja von innen öffnen konnte; und als ich nun die erstarrten Züge und den Ring von Rubinen erblickte, von dem meine Mutter sagte, sie habe ihn an seinen Finger gesteckt und er bedeute ihr blutendes, gebrochenes Herz, da überfiel mich eine unnennbare Sehnsucht, von allen Schätzen und Gütern meines Vaters nichts mein zu nennen, als diesen Ring. Und als ich ihn abnehmen wollte, da ward ich entdeckt.“

Seine Stimme brach, und fast unvernehmlich schluchzte er noch heraus: „und der Ehrlose ist nun auf immer entehrt!“

Sorning fühlte sich namenlos erschüttert; ein so kindliches Herz konnte unmöglich in der Brust eines Verbrechers schlagen, und ihm war, als habe ihn eine höhere Macht zur Vertheidigung des bedauernswerthen Jünglings berufen. Er ergriff seine Hand, drückte sie mit Wärme und fragte: „Kork, willst du mir von nun an unbedingt vertrauen, und dich nicht mehr, wie du wohl in deinem Wahn gethan hast, meiner schämen, weil ich ein Gewerbe treibe, das der Sinnlichkeit nicht

anspricht? Willst du, Grafenkind, willst du wirklich mein Sohn werden?"

„Gott im Himmel!“ rief der Jüngling auf: „Ob ich will? O, edler Mann, Sie sammeln feurige Kohlen auf mein Haupt, wenn Sie sich meiner annehmen und meine Unschuld verteidigen; Flörchen, das fühl' ich wohl, darf und kann ich nicht mehr begehren, da Ihnen der Makel meiner Geburt bekannt ist, und doch ist Flörchen mein Himmel und meine Seligkeit!“

„Vor allen Dingen fasse Muth, mein Sohn, laß mich auf den Beweis deiner Unschuld bedacht seyn, und vorzüglich zu Flörchen zurückkehren, der der Kummer über Dich sonst das Herz bricht! So lebe wohl, bis auf's Wiedersehen.“

Sorning verließ ihn mit diesen Worten und eilte nach Hause, wo Herzeleid seiner wartete. Dienstoffertige Geister, die oft, wenn sie etwas Schlimmes zu berichten haben, mit der Schnellpost eintreffen, boten Flörchen und ihrer Mutter nicht nur berichtet, was geschehen war, sondern auch das Schwarze kohlenschwarz gemacht. Korf war wenigstens ein Straßen- und Kirchenräuber, und nur allzugewiß lieferte er in Kurzem der Schaulust des Publikums das anmutbige Spektakelstück der öffentlichen Hinrichtung; dazu beklagte man das halbtodte, ganz vernichtete Mädchen mit fast schadenfrohem, wenigstens demüthigendem Mitleid, denn mehrere hatten ihr früher die Liebe des schönen, gebildeten jungen Mannes beneidet, und das waren grade die, so ihn jetzt durchaus mit Höllensfarben anstrichen. Endlich ward es der Mutter zu toll, sie öffnete die Thür, wie sie es bei dem Schwarm von Flörchens Schülerinnen zu thun pflegte, bat, die kranke Tochter in Ruhe zu lassen, und jagte höflicher Weise die lästigen Besucher hinaus; aber als sie zu Flora zurückkehrte und die blühende Rose in eine weiße geknickte Lilie verwandelt, wieder ohne Besinnung vor sich erblickte, da brach auch ihr das Herz, und die Hände faltend, betete sie: „Herr! geh nicht mit ihr in's Gericht! vergib dem jugendlichen Unverstand und Hochmuth, mit dem sie sich an ihrem Vater versündigte, als sie seinen Stand verachtete! Ich weiß wohl, daß sie deshalb so hart büßen muß, aber sie ist doch sonst eine so gute Tochter! Vergib ihr, mein Gott, wie wir ihr vergeben!“

Da kehrte ihr Mann zurück, und erhört sah sie ihr Gebet; Flörchens Geist kehrte zurück in den Armen ihres Vaters, der ihr tausendmal die bleichen Wangen küßend, wiederholte, daß Korf unschuldig sey, und über seine Ankläger triumphiren werde; daß er sich seiner jetzt annehmen, und ihn wie seinen Sohn betrachten wolle. Sanft strömten nun Flörchens Thränen, und rissen in ihrem Strom von dem verwundeten Herzen den Todespfeil; aber daß es ihr Vater war, der ihr so das Leben wiedergab und der Schutzengel ihres Geliebten ward, den sie im Uebermuth ihres Mädchenstolzes so hoch über diesen erhaben geglaubt hatte, das fuhr ihr wie ein Stachel in die Wunde, und reuig küßte sie die Hand ihres wackern Vaters, als wäre er ein Fürst gewesen; als er sich aber in seiner menschenfreundlichen Eil fortmachte, um für Korf zu wirken, da schenkte ihr die vernünftige Mutter die Moralpredigt nicht, und erinnerte sie an das vierte Gebot und dessen unausbleiblichen Fluch

oder Segen, bis die Thränen der Reue auch den letzten Kossflecken von des Mädchens schneereinem Gemüth vertilgt hatten.

Sorning eilte zu der Obrigkeit, die ihn als einen rechtschaffenen Mann kannte, und fand zu seiner großen Freude in Korf's Vertbeidigung schon vorgearbeitet. Sein Zeugniß und der Bericht, den er von Allen abstattete, was der Jüngling ihm eröffnet hatte, stimmten vollkommen mit dem überein, was der Geschäftsführer des verstorbenen Grafen Kobrscheid von der testamentarischen Verfügung desselben zu Gunsten des Zeichenmeisters Franz Korf bekannt gemacht hatte. In der Reue der letzten Stunden hatte dieser seinen Sohn als einen solchen anerkannt, ein anständiges Kapital hinterlassen, und ausdrücklich den Rubinenring in Herzform ihm als einziges Andenken an seine Mutter vermacht; da aber das Testament später eröffnet ward, hielt man sich an seinen früher oft ausgesprochenen Willen, den Ring ihm mit in's Grab zu geben. Jetzt ward es dem Sachwalter, den Sorning annahm, leicht, den Gefangenen zu vertbeidigen, und Korf kam mit der Gefängnißstrafe, die seiner willkürlichen Handlung zuerkannt ward, durch, und ward übrigens für schuldlos erkannt, so wie berechtigt, den Namen Kobrscheid zu führen; auch mußte man den Rubinenring herbeischaffen und ihn ausliefern, den er für seine Braut, als das Liebste, was er besaß, bestimmte.

Wer vermöchte den Augenblick zu beschreiben, als Vater Sorning den befreiten, gerechtfertigten und in Dank zerfließenden Jüngling aus seiner Haft abholte und ihn zu seiner Tochter führte! als Franz vor seiner Geliebten niedersank und demüthig bekannte, daß er ihrem Vater seine Ehre verdanke; als Sorning Flörchens Hand in die des Jünglings legte, und seine Kinder segnend an sein ehrliches Herz preßte; als die entzückte Mutter Freude weinend, in die Worte ausbrach: „Der Herr läßt uns nicht versucht werden über unser Vermögen, und so fern der Morgen ist vom Abend läßt er unsere Missethat von uns seyn!“ Wer gern auch unter ein niedriges Dach einkehrt, wahre Menschenfreunde zu sehen, der weile hier und mische sich nach Gefallen die Farben eines so lieblichen Bildes!

Bald darauf schrie abermals der Guckuck an der Wanduhr die sechste Stunde eines freundlichen Sommertags aus, und die Punschbowlen, diesmal von den frisch erkaufte Südländfrüchten gefüllt, dampften unter hohen Gebirgen von Mandeltorten und Zuckerkuchen empor in aromatischem Wohlgeruch, und statt der Blumen des Stiekrabmen blühten in wundervollen Kränzen all und überall die Rosen und Lilien des Gartens. Der Fußboden war festlich mit lieblichen Blüten bestreut, hohe Oleander flüsterten an der Thür, und statt der ausgelassenen Mädchenschaar trat herein, — ein junges, vom Altar zurückkehrendes Paar — eine blühende Flora, und ein herrlicher Jüngling. Ihnen folgten, Hand in Hand, nach Stand und Würden angethan, die beiden Alten, und ihre Kinder umfassend, sprachen sie aus vollem Herzen: „Der Herr segne Euren Eingang, segne und behüte Euch! Amen.“



# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 12. April 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 15.

### Der letzte Bootsmann \*).

Ich schiffte mich vor einigen Jahren zu Pittsburg, am Bord des Dampfbootes, nach Cincinnati ein; mehr in der Absicht, mich von der Möglichkeit einer schnellen Rückreise stromaufwärts zu überzeugen, als um eines Geschäftes, oder auch nur einer Lustparthie willen. An den Ufern des Ohio geboren, erinnerte ich mich aus früherer Zeit nur der Canoes der Indianer, welche ihre Ladungen von Häuten und Bärenfett jährlich nach Fort Pitt brachten. Später sah man das flache Boot von Kentucky, welches jedoch nur mit dem Strom fahren konnte, und nach einem Zwischenraume von mehreren Jahren wurden endlich das Kielboot auf dem Ohio, und die Wasserpost auf dem Mississippi zu Gunsten des aufkeimenden Handels mit dem Westen eingeführt.

Zur Zeit meines Ausfluges nach Cincinnati hatte das Dampfschiff noch wenige Rückreisen nach Pittsburg gemacht; man verzweifelte gewöhnlich an der Ausführbarkeit eines solchen Unternehmens. Der Geist war an die Umänderung der Dinge, die sich im Westen vorbereitete, noch nicht gewöhnt. Selbst jetzt, da diese völlig zu Stand gekommen, blicken wir noch mit Erstaunen auf sie zurück.

Der raube Sohn unserer Wälder — der Mensch, der unter Allen am Wenigsten mit Sinn für das Schöne ausgestattet ist, und mit gedankenlosem Blick das reizendste Gemälde anstarrt, mit Apathie die lieblichste Melodie hören würde — der sich gleichgültig von einem Werk des sinnreichsten Mechanismus wegwände, — wird über die Gewalt und Majestät des Dampfbootes, wie es, nur von eigener Kraft bewegt, auf den Wellen daherschwimmt, betroffen. Er harret am Ufer, wo es vorbei muß, und folgt seinem schnellen, fast zauberähnlichem Lauf, mit stiller Bewunderung. Und wirklich haben uns die Dampfmaschinen in fünf Jahren zu einem Stand der Dinge geführt, für welchen, ohne sie zu erreichen, nach dem gewöhnlichen Gang der Begebenheiten, ein Jahrhundert nöthig gewesen wäre.

\* Erzählung aus: The western souvenir, a christmas and new years gift for 1829, edited by J. Hall; einem in Amerika herausgegebenen Taschenbuch.

In der alten Welt wird ein denkender Reisender durch Ruinen und Monumente eines hingeschwundenen Glanzes, eines untergegangenen Ruhmes, am Meisten in Anspruch genommen. Die zerbrochenen Säulen von Zadmor, die gestaltlosen Ueberreste von Babylon bieten endlosen Betrachtungen reichen Stoff. Nicht so im westlichen Amerika! Hier sieht der Fremde mit Verwunderung die reisende Schnelligkeit, mit welcher Städte aus Wäldern emporsteigen, und die Barbarei sich vor der Kunst und höherer Sitte zurückzieht. Der Gedanke, welcher uns hier am Meisten interessirt, ist nicht, wie das Land in früherer Zeit beschaffen gewesen sey, sondern was in Zukunft das Schicksal desselben seyn möge.

Während wir jedoch dem heitern Schauspiel entlang fuhren, drang sich mir eine Betrachtung auf, welche die frohe Stimmung, in der ich mich befand, bedeutend minderte. Sie wurde durch den Anblick der Ruinen des einst glänzenden Landhauses Blenerhasset veranlaßt. Ich hatte dort ein Paar glückliche Stunden verweilt, als es noch der Lieblingsplatz des feinen Geschmacks und der Gastfreundlichkeit war; als eine liebenswürdige und schöne Frau einen Zauber um daselbe verbreitete, der es so anlockend, wenn auch nicht so gefährlich, als die Insel Calypso's machte, als sein freigelegter und gebildeter Besitzer jeden Fremden, welcher einigen Anspruch auf Kunst oder Wissenschaft hatte, dorthin wie nach einer Heimath zog. — Ich sah es dann später wieder unter unglücklichen Verhältnissen, als der Eigentümer in einem Anfall täuschender Spekulation von diesem irdischen Paradies geschieden war, um einem Abenteuerer zu folgen. Eine Bande landstreichender Soldaten hatte Besitz von dem Hause genommen. Alles, was Kunst und Geschmack beigetragen, um dasselbe auszuschnücken, verschwand unter den Händen dieser Vandalen; und das schöne Gebäude, das an Majestät einem Pallast ähnlich gewesen war, und dessen Erbauung ein ganzes Vermögen gekostet hatte, wurde in Einer Nacht zu einem Bild der Zerstörung umgewandelt. Die Kamine waren noch einige Jahre zu sehen, als ein einsames Denkmal ihres zum Thoren gewordenen Herrn, und deuteten dem Wanderer die Stelle an, wo einst der Tempel der Gastfreundschaft stand. Treibholz überdeckte die Lustgärten, und

die massiven behauenen Steine, welche sonst die Säulen des Thorwegs bildeten, lagen in wilderer Zerstreuung umher, als die Trümmer einer ägyptischen Nekropolis.

Als wir Pittsburg verließen, war die Vegetation noch ziemlich zurück; aber wie wir den Strom mehr hinabkamen, machte sich ein Unterschied in dieser Beziehung bemerkbar, der aus der bloßen Differenz der Breite kaum hinlänglich erklärt werden konnte. Ich hatte das Nämlche schon auf frühern Reisen wahrgenommen, aber nie war es mir so auffallend geworden, als dies Mal. Die alte Art, mit dem langsamen flachen Boot zu reisen, schien für jenen Wechsel der Jahreszeit die nöthige Dauer zu gewähren; jetzt aber brachten uns wenige Stunden unter einen ganz verschiedenen Himmelsstrich. Wir begegneten dem Frühling mit all' seinem lachenden Gefolge von Blumen und Wiesengrün, das eilig von Süden her uns nahte. Der Stachdorn, die Baumwollenstaude, der Mastholder hatten in diesen Gegenden bereits das prächtige Gewand des Sommers angethan. Tausend Abwechslungen des Blumenreichs breiteten einen lustigen Teppich über die lüppigen Ufer des Stroms. Die dichten Wälder hallten von den Tönen des Flügelvolkes wieder, indem jeder Sänger sich anstrengte, es seinem Nachbar, wenn nicht an Melodie, wenigstens an Lärm zuvorzutun. Immerhin hatten wir zwar die Region der Papageien noch nicht erreicht, aber der helle Pfiff des Cardinals wurde heinabe aus jedem Busch gehört, und der Kagenvogel suchte mit seinem gewöhnlichen Eifer der Kraft des höher begabten Spottvogels gleich zu kommen.

Nach wenigen Stunden gelangten wir zu einer jener Untiefen, die man unter dem Namen: „holzige Plätze,“ kennt. Sie lag unmittelbar über Letarts Fall. Unser Boot, dem Treibrad des Steuermannes gehorsam, machte eine anmuthige Beugung gegen die über dem Fall gelegene Insel, welche es umkreiste, indem es sich so dem Holz näherte. Wie das dumpfe Brüllen des gejagten Tigers prallte der Ton des ausziehenden Dampfes von Wald und Hügeln zurück, als wir dem Ufer nahe kamen. Die Wurzel eines unter dem Wasser verborgenen Baumes hinderte das Fahrzeug, sich dem Gestade, so weit als nöthig, zu nähern, und es bedurfte der Stangen, um eine andere Lage zu gewinnen.

„Zurück! Ihr dadrüben, und anders angefangen!“ rief eine Stimme vom Ufer her. „Werft die Haken weit aus, und zieht an, oder Ihr lauft auf einen Buckel!“

Dies war eine Sprache, welche wir auf dem Ohio längst kannten — eine Probe vom Dialekt der Kielbootdmänner. Der Sprecher ward alsbald von einem Duzend Stimmen auf dem Verdeck begrüßt, und ich erblickte in ihm einen alten Bekannten, der mir von meinen Knabenjahren her gar wohl erinnerlich war. Er stand ruhig an eine große Buche gelehnt, und indem er mit dem linken Arm nachlässig eine Flinte an die Seite drückte, stellte er eine Figur dar, welche Salvator Rosa unter Tausenden als Vorwurf für seinen wilden

Pinsel ausgewählt haben würde. Die Größe des Mannes war nahe an sechs Fuß; alle Körperverhältnisse vollkommen harmonisch, und auf herkulische Kraft deutend. Ein Fremder hätte ihn unbedünkt für einen Mulatten genommen, so sehr hatten Sonne und Wetter seine Hautfarbe umgeändert; und wäre die feine europäische Linie in seiner Haltung nicht gewesen, so konnte er leicht für den Kriegshauptling irgend eines mächtigen Stammes gelten. Obwohl wenigstens fünfzig Jahre alt, war sein Haar schwarz wie Rabensfedern. Auf dem Leib hatte er ein rothflanelles Hemd, über welchem ein blauer, mit weißen Fransen verzierter Mantel hing. An den Füßen trug er Halbstiefel; und ein breiter lederner Gurt, an welchem ein großes Messer in einer Scheide angehängt war, umschloß seine Lenden.

Sobald das Dampfboot still hielt, sprangen die Reisenden aus der Kajüte an's Land. Als ich eben das Ufer hinaustieg, kam mir die beschriebene Gestalt entgegen, und bot mir die Hand.

„Wie steht's, Mike?“ sagte ich.

„Wie geht's, erwiderte der Bootsmann, indem er mir die Hand mit einem Druck zusammenpreßte, den ich nur der Gewalt einer Schmiedezange vergleichen kann. „Freut mich Euch zu sehen!“ fuhr er in seiner abgebrochenen Weise fort. „Ich gebe nach einem Zinntopfschießen, um ein Maas frei! Und ihr sollt Richter seyn.“

Ich verstand Mike mit einem Mal, und würde bei jeder andern Gelegenheit Einspruch gethan, und die schwierige Richterstelle über Schützenkunst von mir abgewendet haben. Aber ich war von ein Paar Engländern begleitet, welche die große Tour machten, und Post durch die vereinigten Staaten reisten, um ein Buch von Bemerkungen über unsere Sitten und Gebräuche auszufertigen. Auch befanden sich unter den Reisenden einige Bewohner Philadelphia's und Baltimore's, die sich nichts denken konnten, was Chesnut- oder Howard-Street gleichförmig, und ihr hohes Mißfallen zu erkennen gaben, daß sie nicht in jedem Dorf Trüffeln und Austern aufzutreiben vermochten. Mein Nationalstolz war angeregt, und ich beschloß ihnen eine Gelegenheit zu geben, einen Löwen des Westens — denn dieses war Mike unbestreitbar — in seiner ganzen Glorie zu sehen. (Schluß f.)

## Der Henker.

Skizze aus dem spanischen Kriege.

Die Glocke der kleinen Stadt Menda schlug Mitternacht, als Viktor, ein junger französischer Offizier, auf die Terrasse des hochgelegenen Gartens trat, von wo er das Städtchen, das fruchtbare Thal und das Meer übersehen konnte. Im hellerleuchteten Schlosse tobte der Jubel des Festes, das der Besieger, Marquis Leganes, den Offizieren des hier stationirten Bataillons gab; Viktor allein entzog sich der rauschenden Lustbarkeit, suchte den Trost der Einsamkeit und die erfrischende Nachtluft. Er war Bataillons-Chef und hier aufgestellt, die verdächtigen Bewegungen der Spanier zu beobachten; — den tapfern, sorglosen Jüngling über-

fiel zum ersten Mal in seinem Leben die Gewalt der Leidenschaft für ein weibliches Wesen; — Klara's Augen hatten sein Herz getroffen, und ohne Hoffnung sah er zu der Tochter des reichen, stolzen Granden empor, der in ihm den Niedriggeborenen, den Fremdling und den Krieger Napoleons hassen mußte. Den Tag über hatte er sich meist den Träumereien des ihm so neuen Gefühls überlassen, der Hauch der Nachtluft erfrischte seine matten Lebensgeister, und er raffte sich auf, um seine kriegerischen Pflichten zu erfüllen; denn obwohl Alles ganz ruhig schien, und der Marquis ihm mit der größten Freundlichkeit begegnete, so vergaß er nicht der Warnung, dem lächelnden Wirth am wenigsten zu trauen.

Wie er an den Rand der Terrasse trat, erblickte er unten das Städtchen erleuchtet, und doch hatte er befahlen, Feuer und Licht zur gewöhnlichen Stunde zu löschen, und hatte nur das Fest im Schlosse gestattet, weil gerade der Tag des heiligen Jakob eintrat. Mit jugendlicher Ungeduld stieg er eine Mauerlücke hinab, um selbst nachzusehen, was dies zu bedeuten habe. Da war es ihm, als hörte er den Kies der Gängänge unter leichten Frauentritten knistern. Er drehte sich um, und konnte nichts wahrnehmen, aber sein Blick fiel dabei zufällig auf die See und auf weiße Segel, die im Mondschein glänzten. Wenn ihm nicht der Schimmer des Mondlichtes ein Blendwerk vormalte, so mußten dies englische seyn; in diesem Augenblicke rief eine raube Stimme seinen Namen, — es war einer seiner Leute oben auf der Terrasse.

„Sind Sie's, mein Kommandant?“

„Ja. Was soll's?“ entgegnete Viktor leise, als ob er Gefahr fürchtete.

„'s ist nicht richtig. Darf ich reden?“

„Sag', was du weißt.“

„Eben ging ich einem Kerl nach, der aus dem Schlosse mit einer Laterne schlich, beim Mondschein braucht kein ehrlicher Christ eine solche Leuchte. Er eilte zu einem Haufen von Reisigbündeln, und —“

Ein schreckliches Geschrei unterbrach plötzlich den Erzähler, der ausleuchtende Schein einer lodernden Flamme von Stroh und Reisig erhellte mit einem Male die Gegenstände, gleich darauf geschah ein Schuß, und der arme Grenadier stürzte zu Viktor's Füßen. Gleich darauf ward es im Schlosse ruhig und dunkel, nur leises Wimmern und einige Signalschüsse, die von den Schiffen dem Feuerzeichen antworteten, unterbrachen die schauerliche Stille, und zum ersten Male in seinem Leben empfand Viktor ein Gefühl wie Furcht; er verstand auf den ersten Blick das furchtbare Ereigniß, seine Soldaten waren ermordet, und er selbst, wenn er auch sich rettete, entehrt.

Eine weiche Hand faßte die seine, und Klara stand neben ihm.

„Fort“ flüsterte sie ihm zu, „dort bei der Ecke finden Sie ein Pferd.“

Viktor starrte die Erscheinung an, doch bald trieb ihn die Liebe zum Leben auf, und er entfloh in der ihm angewiesenen Richtung. Bald hörte er Klara ihren Brüdern zurufen, die Verfolger stürmten hinter

ihm her und ein paar Kugeln sausten an ihm nah vorbei, doch glücklich fand er das Pferd, und der rasche Andalusier trug ihn wohlbehalten ins Hauptquartier, das er in wenigen Stunden erreichte.

Viktor stürzte athemlos ins Zimmer, wo der General eben mit seinem Generalstab bei Tisch saß.

„Ich bringe Ihnen meinen Kopf und die Nachricht von der Landung der Engländer,“ rief er dem General zu und erzählte sein Abenteuer. Die Zuhörer erblaßten und schwiegen; endlich sagte der General:

„Sie sind mehr unglücklich als strafbar. Wenn der Marschall auch so denkt, so werden Sie nicht die Verrätherei der Spanier büßen.“

„Aber der Kaiser?“

„Der würde Ihnen freilich das Leben absprechen; — doch, wir werden sehen. Jetzt kein Wort mehr, als von der Rache.“

Eine Stunde darauf war schon ein Regiment Fußvolk, eine Abtheilung Kavallerie und Artillerie auf dem Marsch, den General und Viktor an der Spitze. Die Soldaten, racheschnaubend ob dem Tod ihrer Genossen, legten den ganzen Weg im Sturmschritt zurück und kamen in unglaublich kurzer Zeit zu Menda an, trotz des Hindernisses, daß unterwegs einige Ortschaften in Aufruhr gefunden wurden; man schloß sie, und decimirte die Einwohner.

Die Engländer hatten ihre Landung nicht bewerkstelligt, — niemand wußte, weshalb, und Menda, ihrer zu voreilig gehofften Hülfe beraubt, ergab sich ohne Schwertstreich; diejenigen, welche die Franzosen ermordet hatten, stellten sich freiwillig, um für Leben und Eigenthum ihrer Mitbürger Schonung zu erkaufen, und der General versprach die Unschuldigen zu schonen, wenn ihm die Bewohner des Schloßes, vom Marquis bis zum letzten Knecht, nebst diesen Mördern übergeben würden. Dies ward angenommen, die Stadt mußte eine große Brandschatzung zahlen und die Schlachtopfer wurden ausgeliefert. Der Marquis ward mit den Seinen in den nämlichen Saal gesperrt, in welchem der verhängnißvolle Ball stattgefunden hatte, und mußte aus dem Fenster mit ansehen, wie auf der Terrasse zweihundert Spanier erschossen wurden. Der General schlug sein Hauptquartier im Schlosse auf und traf alle Anstalten, die Küste zu sichern, dann ließ er den Scharfrichter aus der Stadt kommen und einige Galgen auf der Terrasse errichten.

Viktor erschien vor ihm und bat ihn, mit wankender Stimme, ihm einige Bitten vortragen zu dürfen. Der General lächelte spöttisch und winkte ihm zu sprechen.

„Der Marquis bittet Sie, ihm und den Seinen nicht den gemeinen Tod durch den Strang zuzuerkennen.“

„Sie sollen durch das Schwert sterben.“

„Er bittet ferner, ihn und die Seinen der Bande zu entledigen, — sie versprechen, keinen Versuch zur Flucht zu machen, — und ihnen den Trost der Religion nicht zu verwehren. Dann bietet er alle seine Güter für das Leben seines jüngsten Sohnes, damit sein Name nicht aussterbe.“

„Nur das Letzte kann nicht seyn,“ rief der General, „sterben müssen sie alle, und die Güter gehören ohnedieß dem König. — Doch halt, es wäre Schade um den Verräthernamen: derjenige von den Söhnen soll Leben und Güter behalten, der an den andern den Henker macht. Ich will doch sehen, wie weit ein Spanier es bringen kann.“

Damit ging er und ließ Viktor wie versteinert stehen, setzte sich mit den Offizieren zu Tisch und alle ließen sich's munden, — nur einer fehlte in dem fröhlichen Kreis. Viktor eilte in den Saal, wo er den Marquis mit seiner Frau, zwei Töchtern und drei Söhnen fand; er löste selbst ihre Bande; kein Blick dankte ihm, und vergebens suchten seine Augen den Augen Klara's zu begegnen. Sie schien ihm reizender als je, und er konnte den Gedanken nicht fassen, daß in einer Stunde diesen schönen Formen der edle Geist entfliehen sollte.

Endlich fragte sie ihn, welche Nachrichten er brächte? Er seufzte und startete ihre drei Brüder an. Der älteste, Juanito, etwa 30 Jahr alt, war nicht groß und schön, aber seine Bewegungen waren edel, — der Ausdruck seines Gesichtes war stolz und höhnisch, doch in seinem gewöhnlichen Betragen fehlte nicht die echtspanische Ritterlichkeit. Der zweite, Philipp, ein Jüngling von 20 Jahren, glich seiner Schwester Klara; der jüngste Raphael, ein Kind von 8 Jahren, trug die ersten Züge seines Vaters, durch die lieblichste Schönheit verklärt.

Endlich vertraute Viktor der schönen Klara den Ausspruch des Generals, und diese flüsterte ihn schauernd, doch ruhig dem Vater zu.

Der Marquis rief mit fester Stimme und ohne Miene zu verziehen Juanito zu sich hin, und hieß ihn schwören, er wolle seinem letzten Befehl Folge leisten. Im Herzen der Mutter keimten neue Hoffnungen auf, aber ein Wort des Marquis zerstörte sie wieder.

Juanito hörte und sprang auf wie ein gereizter Löwe. Dann schüttelte er den Kopf, sank auf seinen Stuhl zurück und startete seine Aeltern mit trocknen, glanzlosen Augen an.

Klara kniete vor ihm nieder, schlang die Arme um seinen Hals und sprach: „Von deiner Hand wird mir der Tod süß seyn, der mich von dem Gedächtniß meiner Schwäche befreien soll.“ Ein Feuerblick auf Viktor erhellte wie ein Blitz die Nacht ihres stolzen Herzens. Sie hatte geliebt, gewankt und überwunden.

„Sey muthig,“ rief Philipp, „und erhalte unsern Stamm.“

„Ich befehle,“ donnerte der Marquis mit aller Kraft seiner klangvollen Stimme. Dann sank er seinem Sohn zu Füßen: „Wenn Du ein Spanier, wenn Du mein Kind bist, so erfülle meine Bitte.“

Viktor konnte diese Szene nicht länger mit ansehen und eilte fort.

Eine Stunde darauf rasselten die Trommeln, die Soldaten schlossen einen Kreis um die Terrasse; in der Mitte stand ein Block, auf dem ein blankes Schwert bligte; an den Galgen hing die Dienerschaft des Schlosses, und zwischen den Soldaten befanden sich die angesehensten Einwohner der Stadt, um auf Be-

fehl des Generals die Hinrichtung der Familie Leganes anzusehen.

Aus dem Saale tönte der Jubel der zehenden Offiziere in die Todesstille herüber. Alle Blicke wandten sich nach dem Schlosse, aus dem die edle Familie fest und ruhig auf die Terrasse schritt; alle mit heiterer Stirne bis auf einen; nur Juanito wankte an der Seite des Priesters mit irrem Blick. Der Henker sah gleich, daß dieser ihm sein Amt abzunehmen komme, und machte ihm mit dem grinsenden Lächeln eines Todtenkopfes Platz.

„Habt Mitleid mit meinem wankenden Muthe,“ sprach Klara und kniete nieder, „laß mich die Erste seyn.“

Viktor drängte sich eilig in den Kreis:

„Wenn du meine Gattin werden willst, schenkt Dir der General das Leben.“

Klara sah Juanito an, er verstand den Blick und ihr Haupt rollte zu den Füßen des Freiers hin. Die Marquise seufzte, kaum hörbar; und dieß war das einzige Zeichen von Theilnahme, das man sah oder hörte.

„Jetzt ich,“ rief der kleine Raphael.

„Du weinst, Marquita?“ sprach Juanito zu der jüngern Schwester.

„Ach, nur um Dich, guter Juanito, nicht um uns.“

Als die Häupter der Kinder gefallen waren, trat der Marquis vor und rief mit lauter Stimme und in stolzer Stellung: „Spanier, ich gebe diesem, meinem Sohn, meinen väterlichen Segen. — Haue nun zu, Marquis, ohne Furcht, denn Du bist ohne Tadel.“

Und der Sohn — schlug.

Jetzt nabte die Mutter, da kreischte Juanito auf, daß selbst die Krieger zitterten:

„Sie hat mich gefängt.“

Die Marquise sah seine Verzweiflung, trat schnell entschlossen zu dem Rand der Terrasse und stürzte sich hinab; ein Schrei der Bewunderung entfuhr den Zuschauern; Juanito sank bewusstlos nieder.

Man sagt, Juanito soll selbst nach der Rückkehr der alten Dynastie nimmer wieder froh geworden seyn, und sich, nachdem er das Vermächtniß seines Vaters, für die Dauer seines Namens zu sorgen, erfüllt, in ein Kartheuserstift zurückgezogen haben, wo er noch lebt. Viktor fand auf Leipzigs Feldern den ersehnten Tod.

### Eine Aeußerung von Talleyrand.

Als Ludwig XVIII. vor seiner Restauration in St. Ouen war, sprach er mit Talleyrand vom Gehalt des Senats, und meinte, das sey doch nicht allzu theuer. Hierauf las er ihm die constitutionnelle Charte vor, die er den Franzosen zu geben gedenke. Endlich sagte Talleyrand: „Wenn ichs frei gestehen darf, Sw. Majestät, so finde ich eine Lücke in der Verfassung.“ — „Und welche? Sprechen Sie frei!“ — „Sire, es ist kein Gehalt für die Mitglieder der Deputirtenkammer bestimmt.“ — „Freilich nicht! denn ihr Geschäft soll gerade darum so ehrenvoll seyn, weil sie nichts dafür bezahlt erhalten.“ — „Ja, Sire, unentgeltlich, unentgeltlich. . . das wird viel kosten.“

# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 19. April 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 16.

### Der letzte Bootsmann.

(Schluß.)

Mife, gefolgt von mehreren seiner Bekannten, ging uns zu einer Gruppe Buchen nicht weit vom Landungsplatz voraus. Ich lud meine Reisegefährten ein, das Schauspiel mit anzusehen. Als wir an der besagten Stelle ankamen, zog eben ein breiter stierhäuptiger Bootsmann, in ein Jagdhemd gekleidet — aber baarsfuß — in welchem ich einen jüngern Bruder Mife's erkannte — eine Linie mit seiner Zehe. Nachdem er etwa 60 Fuß fortgeschritten war, wandte er sich um, kehrte das Gesicht gerade gegen seinen Bruder, nahm einen zinnernen Becher, der an seinem Gürtel hing, und stellte ihn sich auf den Kopf. Obwohl ich die Scene vorausgewußt, war mir doch, ich gesteh' es, während dieses stillen Vorspiels nicht wohl zu Muth. Aber ich hatte nicht viel Zeit, mich in Gedanken zu verlieren, denn Jener rief laut:

„Voran, Mife! Mach', daß wir die Maas bald haben!“

Meine Reisegenossen schienen, sobald sie nur von dem ersten Erstaunen sich erholt hatten, die Sache verhindern zu wollen. Aber Mife zog den linken Fuß zurück, und legte die Flinte auf den Kopf seines Bruders an. In dieser wagerechten Stellung blieb das Gewehr mehrere Sekunden so unbeweglich, als schlug kein Puls in dem Arm, der es festhielt.

„Hebe dein Rohr was niedriger, Mife! oder Du wirfst die Zehe bezahlen müssen!“ rief der unerschreckbare Bruder.

Ich weiß nicht, ob der Rath befolgt wurde; aber in demselben Augenblick tönte der Knall der Flinte gellend wieder, und der Becher flog dreißig bis vierzig Ellen fort. Ein Schrei des Erstaunens erhob sich unter den Fremden, welche sich vordrängten, und wetteifernd zu sehen bemühten, ob der tollkühne Bootsmann wirklich unbeschädigt sey. Er blieb so bewegungslos, als ein Mann von Stein. Nicht einmal geblinkt hatte er, als die Kugel den Becher, zwei Zoll hoch über seinem Schädel, durchfuhr.

„Mife hat gewonnen!“ rief ich, und meine Entscheidung war das Signal, welches nach Schützenbrauch Jedem erlaubte, seine Stellung zu verlassen. Die Bootleute schienen von der Sache nicht mehr in Anspruch genommen, als hätte es sich um eine ganz gewöhnliche Wette gehandelt; sobald mein Urtheil ausgesprochen war, liefen sie zu ihrem Fahrzeug zurück, indem sie mich und meine Freunde einluden, Theil am Gelage zu nehmen. Wir lehnten dies ab, und sagten den gedankenlosen Burschen Lebewohl. Wenige Minuten nachher sahen wir ihr Boot im Strome wirbeln — Mife's riesenhafte Gestalt, wie er das Steuerruder lenkte; die Andern vorn an der Kajüte Platz nehmend, welche beinahe die ganze Länge des Schiffchens überdeckt, und Handelswaaren von der größten Kostbarkeit enthielt. Beim Abstoßen stießen sie das wilde Geschrei der Indianer ertönen, worauf sie in eine Art unzusammenhängenden Kundengesang ausbrachen, der also begann:

Wacker an's Ruder von Buchenholz!  
Wir kommen nicht vom Flecke,  
Den Weg hinab nach Shawneetown  
Ist's eine weite Strecke.

In ein Paar Augenblicken kam das Boot in den Letarts-Fall, und verschwand hinter demselben mit der Schnelligkeit eines arabischen Renners.

Unsere Reisenden kehrten zu dem Dampfschiff zurück, in Betrachtung über das eben Gesehene verloren, und kein Zweifel, daß die Geschichte tausendmal erzählt worden ist, mit allen Erweiterungen und Beisägen, die einem Mann, der seine Tour gemacht hat, nöthig dünken!

Mife Fink kann als der vollkommenste Repräsentant einer Menschenklasse gelten, die jetzt verschwunden ist, vormals aber eine so ausgesprochene Eigenthümlichkeit hatte, als nur immer die Zigeuner in England, oder die Lazzaroni in Neapel. Die Zeit ihrer Existenz erstreckte sich nicht über das Drittheil eines Jahrhunderts. Sie begann mit der Einführung des Handels auf den Gewässern des Westens, und endigte mit dem um sich greifenden Gebrauch der Dampfboote.

Es liegt etwas Unerklärbares in der Tatsache, daß es Menschen gab, die für gewöhnlichen Lohn die geordnete und ruhige Beschäftigung mit dem Ackerbau liegen ließen, um eine Lebensart zu ergreifen, die sich vor allen andern durch die größten Fähigkeiten und Entbehrungen auszeichnete. Der Beruf eines solchen Bootsmanns schien auf Zerstörung der Gesundheit, auf Abfürzung des Lebens ordentlich wie berechnet. Führen sie Stromaufwärts, so war die Reise eine ununterbrochene Kette von Mühsalen, welche durch den schneckenähnlichen Lauf, worin sie fortrückten, noch peinlicher wurde. Man stieß das Boot mit gegen die Schultern gestemmt Stangen fort; eine Verfahrungsart, wobei die ganze Kraft und Geschicklichkeit des Menschen in Anwendung kam; und wirklich, wenn die Bootsmänner auf dem zu entgleiten strebenden Schiffen arbeiteten, und mit den Köpfen beinahe den Boden berührten, wurde der Zuschauer an den Stier erinnert, der sich vor einem überladenen Karren hin und her müht. Die Körper, um der leichtern Bewegung willen, trotz der vom Fluß aufsteigenden Kühle, bis an die Lenden entblößt, waren der Gluth des Sommers und dem Regen des Herbstes ausgesetzt. Nach des Tages harter Mühe nahmen sie ihr „Vollés“ d. h. ihre Ration Branntwein; und hatten sie ein armseliges Abendmahl von halb verbranntem Fleisch und halb gebackenem Brod hinabgeschlungen, so warfen sie sich, ohne irgend eine Hülle, auf's Verdeck, und schliefen, bis des Steuermanns Ruf sie zum Morgenschnäpschen einlud. Nichts desto weniger bot das Leben eines Bootsmanns so unwiderstehliche Reize, als nur immer durch die glänzendsten Illusionen der Schaubühne hervorgezaubert werden können. Söhne verließen die sichern Pachtböfe ihrer Väter, und Lehrlinge entflohen aus dem Dienst ihrer Meister. Es lag etwas Verlockendes in dem Gedanken: „den Fluß durchzumachen;“ und der angehende Bootsmann, der zum ersten Mal eine Ladung von Neu-Orleans weggeschafft hatte, fühlte den ganzen Stolz eines jungen Kaufmanns, welcher von der ersten Reise nach einem englischen Seehafen zurückkommt. Durch ein enges Zusammenhalten hatten sie eine Art von eigenthümlichem Jargon gebildet; und durch die beständigen Rekreieren mit den „Landhockern“ und der Mannschaft auf andern Booten gewannen sie eine Fertigkeit und einen Witz in Scheltworten, der höchst ergötzlich anzuhören war. Die häufigen Kämpfe, worein sie mit den Bootslenten aus andern Gegenden des Flusses und mit den weniger civilisirten Bewohnern des untern Ohio und des Mississippis verwickelt wurden, verlieh ihnen jenen kriegerischen Ruhm, welcher sie selbst in Europa bekannt machte.

Den also bemannten Booten vertrauten unsere Kaufleute kostbare Ladungen an, ohne Versicherung, und gegen keine andere Garantie, als den Empfangschein des Steuermanns, der kein Eigenthum hatte, als sein Fahrzeug; aber nur selten wurde dieses Vertrauen mißbraucht.

Unter diesen Menschen galt Mike Fink viele Jahre hindurch als ein anerkannter Führer. Von der Natur mit den Geisteseseigenschaften begabt, die ihrem Besitzer

Gewicht verschaffen, würde er ein angesehenes Mitglied jeder Gesellschaft geworden seyn, unter welche sein Loos ihn geworfen hätte. Bei einer Gestalt, welche das Ebenmaß eines Apolls mit den Gliedern eines Hercules vereinigte, besaß er riesenhafte Kräfte, und von einem frühen Alter an gewöhnt, alle Gefahren eines Grenzgewohners zu bestehen, zeichnete er sich durch die verwegenste Kühnheit aus. Jeder Pächter am Ohio suchte sich auf guten Fuß mit Mike zu stellen, sonst gab es keine Sicherheit für seinen Hof. Oft unternahm dieser bei Nacht, wenn seine ermatteten Gefährten schliefen, einen Nebenzug von 5 bis 6 Meilen in der Munde, und kehrte vor Tages Anbruch mit Beute beladen zurück. Am Ohio war er bei seinen Genossen unter dem Namen „Schnapptäube“ bekannt; am Mississippi hieß er „die Schnecke.“

Schon in einem Alter von 17 Jahren beurkundete sich Mike's Charakter, indem er sich unter die Scouts aufnehmen ließ, ein irreguläres Jägercorps, das an der nordwestlichen Grenze von Pennsylvania gebraucht wurde, die Indianer zu bewachen, und von jedem versuchten Einfall derselben alsbald Nachricht zu geben.

Um diese Zeit lag Pittsburg an der äußersten Grenze der weißen Bewohner, und die Jäger dehnten ihre Streifereien gewöhnlich auf 40 bis 50 Meilen nach dem Westen zu aus. Sie gingen immer einzeln, lebten nach Art der Indianer, und wurden wirklich in jeder Beziehung, nach Gewohnheiten, Geschmack und Gefühl vollkommen Eins mit den rothen Männern der Wildniß. Dabei aber ward ein fortwährender Grenzriegel unterhalten, und der Jäger sah es für eben so ehrenvoll an, die Hirnschale eines Shawnee mit nach Hause zu bringen, als die Haut eines Panthers. Sie blieben ganze Wochen in den Wäldern, indem sie geröstetes Korn statt des Brodes genossen, die Flinte aber für den Bedarf an Fleisch gutstücken mußte — und schliefen des Nachts ruhig in ihre wollene Decke gehüllt.

Unter dieser Schaar gelangte Mike, obwohl kaum den Kinderjahren entrückt, zu einem Ruf von Kühnheit und List, welcher das Ansehen, worin seine sämtlichen Kameraden standen, noch weit übertraf. Tausend Sagen zeugen von der Unerforschtheit seiner Seele, besonders prägte sich eine derselben, die er selbst mit Stolz erzählte, meinem damals jugendlichen Gedächtniß unverlöschbar ein. Er war draußen auf den Hügeln von Mahoning, als er, um mich seiner eigenen Worte zu bedienen, „Spuren sah, daß Indianer um den Weg seyn müßten.“ Er bemerkte nämlich den frischen Eindruck eines Halbsteifels im Grase, und fand Tropfen eben vergossenen Thierblutes im Gebüsch. Er war auf seiner Hut, hielt sich längere Zeit im tiefsten Dickicht der Haselstauden und Brombeeren verborgen, und schoß mehrere Tage hindurch die Flinte nicht ab. Hiebei nährte er sich kümmerlich von geröstetem Korn und von geklopftem Fleisch, welches er sich schon bei seinem Eintritt in den Wald zubereitet hatte. Er machte bei den Behörden keine Anzeige, weil er mit völliger Gewißheit unterschied, daß die

Feinde nur aus einer kleinen Jagdpartie bestanden, welche von den Allegbany's zurückkehrte.

Als er eines Morgens mit dem leisen Tritt einer Fäße umherschlich, erblickte er einen schönen Rehbock, welcher etwa 600 Fuß von ihm entfernt, die jungen Sprossen abwaitete. Die Versuchung war zu stark für den Waidmann; er beschloß auf jede Gefahr hin einen Schuß zu thun. In größter Stille näherte er sich; aber im Augenblicke, wo er den Fleck erreichte, von welchem aus er seiner Beute gewiß zu seyn glaubte, ward er einen großen Wilden gewahr, der, in gleicher Absicht mit ihm, von einer andern Seite her kam. Mike schlüpfte mit der Schnelligkeit eines Gedankens hinter einen Baum, und harrete, den Blick fest auf den Jäger geheftet, geduldig des Ausgangs. Nach wenigen Minuten hielt der Indianer in einer Entfernung von 50 Schritten, und legte auf das Thier an. Unterdeffen hatte Mike sein Gewehr auf den Wilden gerichtet, und im nämlichen Moment, wo der Rauch aus der Flinte des Letztern hervordrang, flog Fink's Kugel durch die Brust des rothen Mannes. Er stieß einen Schrei aus, und stürzte zugleich mit dem Bock todt nieder. Mike lud seine Flinte von neuem, und blieb noch einige Minuten in seinem Dickicht, ihm abzuwarten, ob etwa noch mehrere Feinde vorhanden wären. Dann näherte er dem gefallenen Wilden, und nachdem er sich versichert hatte, daß kein Leben mehr da sey, wandte er sich zu dem Bock, und schnitt diejenigen Stücke aus, welche am leichtesten weich zu schlagen waren. —

Unterdeffen füllte sich die Gegend nach und nach mit weißen Bewohnern, und innerhalb weniger Jahre zogen sich die rothen Menschen beinahe sämmtlich gegen die Seen, und an den Mississippi zurück. Die Scouts wurden nun aufgelöst, hatten aber Sitten angenommen, welche sie untauglich für die civilisirte Gesellschaft machten. Einige gingen zu den Indianern; andere, aus eben dieser Vorliebe für ihre gewohnte herumziehende Lebensart, gesellten sich zu den Bootleuten, welche damals gerade aufzugen, zu einer eigenthümlichen Klasse sich auszubilden. Zu Letzteren gehörte unser Held, dessen Talente sich bald kund gaben; und viele Jahre lang war Mike Fink so gefeiert auf den Strömen des Westens, als er es in den Wäldern gewesen.

Ich theilte meinen Reisegefährten die voranstehende Erzählung mit, als wir bei Mondenlicht auf dem Berdeck saßen und den herrlichen Wasserspiegel zwischen Letart und dem großen Kanhawa eilig durchschnitten. Es war eine von den schönen Nächten, welche jeden Gegenstand in hinlänglichem Licht sehen lassen, um Gefahr zu vermeiden, und dennoch eine gewisse Illusion erschaffen, die der Phantastie freien Spielraum gibt. Die Begränzung der Uferhügel verlor ihre Härten gänzlich; und das ferne Bellen des Haushundes vom Ufer her, das ruhige Geplätscher der einsamen Tauchente, vermehrten den Eindruck des stillen Schauspiels. Unter seinem Zauber flogen die Stunden der Nacht rasch vorbei, jedem Moment eine neue Scene für unsere Reisende gewährend, gleich dem muthwilligen Wech-

sel des Kaleidoscops. Am folgenden Nachmittag langten wir bei der schönen Stadt Cincinnati an, welche im Lauf von 30 Jahren sich von einer Reihe Soldatenhütten zu einem Glanz erhoben hat, der sie mit jedem Handelsplatz am Meeresufer bald in Eine Linie stellen wird.

Einige Jahre nach der Zeit meines Besuchs in Cincinnati riefen mich Geschäfte nach Neu-Orleans. Am Bord des Dampfbootes, worauf ich mich zu Louisville einschiffte, fand ich in dem Piloten einen von den Männern, die vormalig Patrone oder Führer der Kielboote gewesen waren. Ich ließ mich mit ihm in ein Gespräch über seine ehemaligen Berufsgenossen ein.

„Sie sind nach allen Gegenden zerstreut,“ sagte er. „Einige Wenige, die Kenntniß genug besaßen, sind Piloten auf Dampfschiffen geworden. Viele haben sich zu den Händlern geschlagen, welche über die Felsengebirge gehen; Einige haben sich als Pächter gesetzt.“

„Was ist,“ fragte ich, „aus meinem alten Freund Mike Fink geworden?“

„Mike wurde mit den Waffen in der Hand getödtet,“ erwiderte der Pilote. „Er hatte mehrere annehmlische Vorschläge auf Dampfboote zurückgewiesen. Er sagte, er könne das Zischen des Dampfs nicht leiden, und müsse Raum zur Stange haben. Er ging nach Wissuri, und schoß etwa ein Jahr darauf nach dem Zinnbecher, hatte aber sein Korn zu hoch genommen. Dann richtete er zu niedrig, und traf seinen Gegenpart durch den Kopf. Ein Freund des Gefallenen, der vermuthete, es sey nicht ehrlich hergegangen, schoß Mike durch's Herz, eh' dieser Zeit hatte wieder zu laden.“

Mit Mike Fink erlosch der Geist der Bootsmänner.

## Fido und Bianco.

So heißen zwei berühmte Gelehrte aus dem Pudelgeschlecht, welche gegenwärtig in der Straße de l'Equiquier zu Paris das Staunen und die Bewunderung der Welt in Anspruch nehmen, in einem bei Hundern noch nie erlebten Grade. Der eine ist nun fünf Jahre alt, der andere erst zwei. Fido trägt einen schneeweiß wolligen Pelz mit schwarzem Behang — (d. h. Ohren) und Bianco einen eben dergleichen, nur mit zwei kleinen schwarzen Flecken auf dem Rücken zur Auszeichnung. Bianco besitzt alle die Genialität, Munterkeit und den Leichtsinu eines Gymnastasten in Prima — Fido ganz den Ernst und die Würde eines sechszigjährigen Professors auf der Universität zu Astrachan meinerwegen. Bianco kommt wohl eines Tags weiter als Fido; — vor der Hand ist aber Fido der geschicktere; indes er hat den Vorzug der Jahre und der Erfahrung voraus vor Jenem.

Bianco und Fido haben bereits die Bewunderung und den Beifall vieler Allerhöchsten Höfe und Personen eingeerntet. Sie hatten die Ehre vorgestellt zu werden Ihren Majestäten den Königen von Neapel, Sardinien und Frankreich, Ihren Königlichen Hoheiten dem Großherzoge von Toskana und der Frau Herzogin

von Berry, welche sie sämmtlich mit Lob und Bonbons überschütteten. -- Gefeiert auf Italiens klassischem Boden — trieb dieselben der Ruhmesdurst nach Paris, wo jedem Genie und Talent erst der Münzstempel der Aechtheit aufgedrückt werden muß, wenn dasselbe gültigen Cours erhalten soll überall, wo die Sonne der Civilisation leuchtet. Sie werden dahin nicht vergeblich gewandert seyn, und bevor kurze Tage vergehen, wird ihr Renommée erschallen bis an die Enden der bekannten Welt, wohin die sechszig Pariser Zeitungen und Journale dringen, in denen ohne Zweifel die Thaten und Werke dieser interessanten Quadrupeden eingeregistrirt seyn werden. Und es ist keine unfruchtbare Bewunderung, welche sie anregen in der kunsttünigen Weltstadt; die Freigebigkeit des Pariser Publikums hat bereits zum Lohn des Vergnügens, welches sie ihm gewährten, reichlich für die Zukunft des gelehrten Paares gesorgt, was in Deutschland sonst nicht jedem armen Hunde von Genie widerfährt.

Bianco gefällt sowohl um seiner Anmuth als um seines Geistes willen; Fido hingegen überrascht mit der Tiefe seines Verstandes, und der Mannigfaltigkeit seiner erworbenen Kenntnisse. Fido versteht sechs Sprachen, was selbst bei dem französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten nicht der Fall seyn soll. Nur der verstorbene Herzog von Bridgewater soll im Stande gewesen seyn, auf die an ihn gerichteten Fragen englisch, französisch, italienisch, lateinisch, deutsch, und griechisch antworten zu können, wie Fido. Man fragte diesen letzteren: „wie heißt Rom auf italienisch?“ und Fido schrieb nieder: Roma. Man sagte zu ihm: „Uebersetze das französische Mouchoir (Schnupftuch) ins Englische.“ Und er schrieb nieder: „handkerchief.“ Er schrieb es zwar, nach der neuen, noch nicht allgemeinen Methode des Sprachreinigers Marle ohne „h“; die Anhänger der alten Schreibart reklamirten aber dagegen. Man brachte Bianco herein; dieser betrachtete das von seinem Kameraden schlecht orthographisch geschriebene Wort, schüttelte den Kopf darüber, complettirte es, und sprang freudebellend davon, glücklich wie ein Schüler des gegenseitigen Unterrichts, dem es gelungen, seinen Monitor zurechtzuweisen.

Das Alles ist ziemlich erstaunend, aber es kommt noch besser. Eine gedruckte Tafel, in sechs Kolonnen abgetheilt, ward unter die Anwesenden distribuirte. Die Tafel enthielt, in den sechs Sprachen, welche Fido versteht, Fünfzig Worte mit eben so viel Nummern bezeichnet. Man fragte nun zum Beispiel den Wunderhund: „Welches ist das italienische Wort, das auf der Tafel unter No. 20 bezeichnet steht? Er schrieb sogleich: Dio. „Wie heißt das französische Wort unter No. 38? — Er schrieb Venus. Gibt es wohl viele Menschen, welche ein so gutes Gedächtniß haben als dieses wunderbare Vieh?

Das jedoch ist noch nichts; außerdem, daß er sich, wie die bekannten Kanarienvögel und andere Kunstthiere bei, in einem Wort mehrmals vorkommenden, Buchstaben zu helfen weiß, indem er entweder den fehlenden aus der schon hingesezten Reihe heraushebt, um

selben auf die neue Stelle zu setzen, oder solchen mit Vellen von seinem Herrn verlangt, und sich keineswegs mit einem falschen betrügen läßt — so versteht er sich eben so gut auf die Geometrie. Er wird keineswegs ein Trapez für ein Rectangulum (ungleiches Viereck für ein Rechteck) nehmen. Die Arithmetik hat für ihn nicht die mindeste Schwierigkeit. Er numerirt, addirt, subtrahirt, dividirt, trotz des geübtesten Cassires des Hauses Rothschild und Compagnie, und schreibt seine Zahlen logisch hin, das heißt: er beginnt mit den Einheiten; fügt dann die Zehner daran, dann die Tausender u. s. w. Man nannte ihm die Zahl 1099, welche keine Köchin niederzuschreiben im Stande gewesen wäre, hätte sie nicht wenigstens sechs Monate nach der Methode Jacolot studirt — und er warf sie hin, ohne sich einen Augenblick zu besinnen.

Fido und Bianco spielen auch zusammen Whist. Sie können dem geschicktesten und erfahresten Spieler Trost bieten; sie kennen die Spielregeln so genau, daß sie sich nie einen Fehler zu Schulden kommen lassen. Sie marquiren sich die Points des Spiels, und fordern oder versagen Karten mit einer überraschenden Klugheit und Combinationsgabe. Was war der berühmte Hund Munito gegen diese zwei großen Geister unter den Hunden? Und doch war Munito ein Hund von großen Verdiensten.

## A n e k d o t e.

(Ganz an der Zeit.)

Ein Schuhmacher in Paris kam zu dem Marquis von L..., und brachte ihm ein Paar neue Stiefeln.

Der Marquis äußerte seinen Unwillen, daß er darauf so lange habe warten müssen.

„Verzeihen Sie, mein Herr Marquis!“ entschuldigte sich der Schuhmacher: „die Wahlgeschäfte haben mir so viel Zeit geraubt!“

„Wie, mein Herr, Sie sind ein Wähler?“

„Zu dienen. Ich zahle über tausend Franken Steuern; ich bin sogar wahlfähig.“

„Sie sind wahlfähig? Sagen Sie mir, lieber Mann, wenn auf Sie die Wahl fiel, auf welche Seite würden Sie sich setzen?“

„Auf welche? Das ist keine Frage — auf die rechte!“

„Auf die rechte? Das ist brav! Das macht Ihnen Ehre. Und warum denn, wenn ich fragen darf?“

„Weil ich nicht Verstand genug habe, auf der linken zu sitzen.“

Noch eine merkwürdige Aeußerung Talleyrand's.

Ueber das Streben des heutigen Ministeriums sagte er: „Wie das doch wunderbar geht! Man will die Revolution vermeiden, und thut recht wohl daran. Nehme man sich nur in Acht, daß die Kutsche nicht auf die andere Seite fällt, denn es ist gewaltig schmutzig.“

Ein Schüler übersetzte einst aus Cäsars Commentare: Caesar venit in Gallia summa diligentia: Cäsar ist nach Gallien gekommen mit der Schnellpost.



# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 26. April 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 17.

### Mexikanische Räuber.

Vor ungefähr einem Jahre wurden mehrere Reisende, die sich von Mexiko nach der Küste begaben, überfallen und, mit Ausnahme eines Einzigen, ermordet. Die englischen Journale erzählten damals diese Begebenheit. Wir geben hier den Bericht des Herrn Dickson, der, mit Wunden bedeckt, auf bewundernswürdige Weise dieser Mehelei entging, und so eben seine schrecklichen Empfindungen während eines ewiglangen Tages der Angst, den er gewissermaßen zwischen Leben und Tod zubrachte, mittheilt.

„Wir waren auf dem Wege nach der Küste begriffen und der Wagen rollte in einer Art von Hohlweg, der von hohen Bäumen beschattet wurde, dahin. Von meinen Reisegefährten schlief einer nach dem andern ein; auch ich genoss endlich der Ruhe, der vollkommenen Vergessenheit. Plötzlich aus dem Schlaf durch den Knall von Feuegewehr vor unserm Wagen aufgeschreckt, griff ich instinktmäßig nach den neben mir befindlichen Sattelpistolen und sprang von meinem Sitz auf. Ein, zwei, drei, ein halb Duzend bewaffneter und maskirter Reiter hatten uns im Nu umzingelt und brüllten: „Alto! cojos!“ (Ergebt euch, Hunde!) „Dho!“ rief ich, meine Pistole abdrückend; der Vorderste der Bande wankte und fiel; sein sich bäumendes Pferd schoß mit leerem Sattel wie ein Pfeil an dem Wagen vorüber. „R...“, rief ich meinem Gefährten zu, „der Eine hat sein Theil; jetzt auf die Andern!“ und noch waren die Worte nicht meinen Lippen entflohen, als schon ein zweiter Räuber das Schicksal seines Kameraden theilte. Einen Augenblick sah ich sie sich in den Sätteln niederdrücken; doch bald streckte eine zweite Salve von R...s Partei, die gleichfalls die Räuber angegriffen hatte, noch zwei nieder. Der ganze Wagen war voll Pulverdampf; ich holte eine andre Pistole aus einer der Taschen; denn wir waren gut vorbereitet. Kein Wort wurde gewechselt, ein fürchterlich-ängstlicher Augenblick! Jetzt stürzte sich eine ganze Masse von bewaffneten und verummten Reitern auf uns, die Luft mit gräßlichem Gebäl und fürchterlichen Flüchen erfüllend. „Jetzt, R...!“ rief ich; „ste überwält-

gen uns, aber sie sollen es theuer bezahlen!“ — „Um's Himmelswillen, schießen sie nicht!“ rief mir R... zu, „oder wir sind verloren!“ In diesem Augenblick wurden die Wände des Wagens durch eine Karabiner-Salve in tausend Splitter zerstückt. Man hörte nur einen verworrenen Lärm von ausgestoßenen Schreien und Pferdegetrappel; und nur unbestimmte Gestalten schwammen vor unsern Augen. Immer noch bligte es, bald vor, bald hinter uns, bald zur Linken, bald zur Rechten auf; wir hörten durcheinander fluchen, jammern, seufzen, schreien, und zuweilen wurden die Figuren der Räuber durch den Dampf sichtbar. Jedesmal, wenn einer von ihnen durch unsern Feuerrain fiel, verdoppelte sich die Heftigkeit ihrer Flüche. In Rauch eingehüllt, das eine Knie auf den Sitz gestützt, meinen Karabiner in der Hand, blieb ich unbeweglich, ohne daß es mir möglich war, etwas zu sehen, und halb erstickt vom Dualm. Einen Augenblick war Alles still, doch nur sehr kurze Zeit, kein Geräusch ließ sich hören — der Wind verjagte den Rauch, der den Wagen anfüllte, und ihre Säbel und Lanzen glänzten in der Sonne.

O welcher Augenblick! Noch fühle ich jene schreckliche Empfindung; das Blut gefror mir in den Adern, der Karabiner entfiel meinen Händen. Unschlüssig hob ich ihn wieder auf und blickte um mich; meine Augen fielen auf R... und ich zitterte vor Schreck: aus einer klaffenden Kopfwunde floss das Blut in Strömen hervor. „Guter Gott!“ rief ich, und die Waffe entsank auf's Neue meinen Händen, „R...!“ Er antwortete nicht. Es schien schon alles Leben aus ihm gewichen und das Blut rieselte über sein blaßes Antlitz. Er war rückwärts auf seinen Sitz gefallen und hatte fast das Ansehen eines Lächelnden. Armer Freund! — er war todt. Ich riß mein Halstuch ab und band es ihm um die Stirn, vermeinend, so das Blut gestillt zu haben. Ach! es drang durch den Verband und floss mit erneuerter Heftigkeit. Ich fühlte, daß meine Kräfte mich verließen; gebrochenen Herzens wandte ich mich ab, wankte und fiel rücklings nieder; die Kälte des Entsetzens war mir bis in's Herz gedrungen.

„Picaro, cojo!“ schrie einer der Banditen, indem

er mit seinem Säbel an den Wagenschlag gegen mich stieß, — „deine Waffen, Cojo!“ — Ich erhob machinesmäßig meinen Carabiner, um ihm denselben zu geben, denn ich fühlte mich zur Vertheidigung gänzlich unfähig. Während ich mit erhobenem Arm, ihm die Waffe hinhielt, traf mich etwas in die Seite; ich hörte eine Feuergewehr-Salve und fühlte einen plötzlichen Stoß in die Brust, wonach ich wie ein Ball gegen die Decke des Wagens aufflog; beim Niederstürzen fiel ich auf die Seite, und krümmte mich auf dem Rissen in einem Zustande von unaussprechlichem Leiden. Ich glaubte eine Kugel im Körper zu haben und vermutete, daß die Räuber von Neuem Feuer geben würden, wenn sie mich auf meinem Sitz bemerkten; ich hatte deshalb die Geistesgegenwart, mich unter die Körper meiner Gefährten fallen zu lassen und blieb dort einige Minuten liegen, fast erstickt aus Mangel an Luft und im stechendsten, schrecklichsten Schmerz. — Alle Räuber umgaben schweigend den Wagen; die Vorhänge der Kutschenschläge wurden heruntergelassen; die Maulfessel setzten sich in Bewegung. Sie thaten jedoch kaum einige Schritte, als der Wagen, durch den steinigten Weg aufbehalten, schon wieder still stand. Die Räuber stiegen vom Pferde; einige versuchten den Wagen durch ihre körperliche Hülfe vorwärts zu bringen, andere über den Aufenthalt wüthend, fingen an auf die Postknechte zu schimpfen. Einen von ihnen, mit Namen Juan, hörte ich rauhen Tones sagen: „Abajo, con il cojo!“ (Nieder mit dem Hunde!) — ich hörte Gegengeklirr und ein tiefes Stöhnen. — Endlich gelang es ihnen, den Wagen über die steinige Stelle fortzuschaffen und er rollte nun rasch, ohne weitere Unterbrechung, auf den Wald zu. — Ich war in die Brust verwundet worden, und der Schmerz schien sich auf einer Stelle zu concentriren, so daß ich geglaubt hätte, nur einen heftigen Stoß mit irgend einer stumpfen Waffe erhalten zu haben, wenn ich nicht den Schuß hätte fallen hören. Einige Minuten fehlte mir der Athem gänzlich und ich strengte mich ungeheuer an, um wieder Luft zu schöpfen; je weiter aber der Wagen fortrollte, um so mehr fingen meine Lungen an, sich zu erweitern, und der Schmerz wurde nach und nach weniger stechend. Zum ersten Mal betrachtete ich die ganze Gefahr meiner Lage und versuchte mit Vorsicht um mich her zu sehen. Zuerst fielen meine Augen auf den armen N... Er war ganz todt; die Erschütterung des Wagens hatte ihn etwas aus seiner ersten Lage gebracht. Ich wandte mich mit Schrecken nach Juan N...; schwer hob sich seine Brust; das Blut entströmte seinem Körper aus sieben bis acht Wunden, seine Augen waren geschlossen; ich beobachtete ihn fortwährend. Bald wurde sein Athemholen fast unmerklich; die Augen öffneten sich halb, — der Athem stand still. — Der ganze Boden des Wagens war von Blut überschwemmt, worin sich meine Hände und Knie badeten; auch ich verlor viel Blut durch meine Wunden, und drückte, um es zu stillen, einen Theil meiner Bekleidung darauf. Die Frauen, welche mit uns waren, und die nicht verwundet schienen, bemerkten in diesem Augenblick, daß ich mich bewegte, und baten mich um

Gottes Willen mich nicht zu rühren. Ich blieb unbeweglich, ihre Gebete anhörend, auch ich versuchte zu beten. Längst vergessene Worte entflohen verwirrt meinen Lippen, aber mein Herz war nicht mit ihnen; — vergebens strengte ich mich an, zu beten; ich fing einmal um's andere an, und brachte doch nur leere Worte ohne Gefühl hervor, so daß ich es endlich in Verzweiflung aufgab. — Und doch kam ich nochmals darauf, und versuchte das Vaterunser herzusagen; aber kaum waren die ersten Worte von meinen Lippen, als ein plötzlicher Stoß des Wagens eine schmerzhaft empfindung in meinem ganzen Körper hervorbrachte, und ich in Schreck und Verzweiflung versiel. „Ich kann nicht, ich will nicht, ich wage nicht zu sterben!“ seufzte ich innerlich; und zugleich begann ich an alle mögliche Mittel der Rettung zu denken. Fast war ich entschlossen, meine Dienste den Mördern anzubieten, als der Wagen still hielt. Der ganze vergangene Auftritt erschien mir, wie ein schreckliches, verworrenes Bild. Die Vorhänge wurden aufgezo gen, und eine rauhe Stimme brüllte: „Sind sie alle todt?“ — „Si, Senor“ erwiderte weinend und zitternd eine Dame, „Si, Sonor, son todos muertos!“ (Ja Herr, sie sind alle todt!) „Ach, haben Sie Mitleiden mit uns, bon caballero; Gnade, Gnade!“ Die Vorhänge wurden mit Heftigkeit wieder heruntergelassen, und dieselbe schreckliche Stimme befahl, schneller vorwärts zu eilen. Ich zitterte wie Espenlaub und glaubte schon in meinem Körper den rachedürstenden Stahl des Räubers zu fühlen, der da fragte, ob wir auch alle todt wären. Wir eilten schnell dem Walde zu; nur der Galopp der Räuberpferde unterbrach die Stille. — „Ich kann mich todt stellen!“ sagte ich zu mir, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen. „Sie glauben mich ermordet wie die Andern, und wenn sie weg sind, kann ich mich so lange fortschleppen, bis ich Hülfe finde.“ Diese Idee festhaltend, ergriff ich convulsivisch das von N...s Blut durchnäßte Halstuch, tauchte es in den Pfuhl von schon halb dickem Blute, das den Wagen anfüllte und beschmierte mir Gesicht und Hände damit; durch die Austrennung rieselte das Blut von Neuem aus meiner Seite hervor. Ich hielt beide Hände gepreßt darauf und besudelte auch noch hiemit mein Gesicht und meine Haare. Ueberzeugt, jetzt genugsam entsetzt zu seyn, daß die Räuber mich für todt halten könnten, verhielt ich mich unbeweglich, außer, wenn ich von Zeit zu Zeit versuchte, meine Wunde zu schließen, indem ich meine Kleider darauf drückte; dieß gelang mir bald beinahe gänzlich, denn ich fühlte nur dann und wann einzelne Tropfen daraus hervorquellen. Ich erwartete mit der schmerzlichsten Angst den Augenblick, der über mein Schicksal entscheiden sollte; endlich ertönte der Ruf: „Halt!“ und die Räuber stiegen von den Pferden. — „Stellt die Wachen aus!“ schrie einer mit lauter Stimme, „sehet nach, ob der Hauptmann schon zurück ist, und die Andern schnell an den Wagen, das Gepäck und die Körper zu plündern!“ Jetzt dachte ich: Muth, nur auf einige Augenblicke Geistesgegenwart, und ich bin gerettet. Einer von ihnen ergriff mich. Er faßte mich bei den Haaren,

die lang und lockig waren und stuchte — ich blieb unbeweglich wie ein Leichnam, aber es war eine schreckliche gräßliche Anstrengung; denn während die eine Hand mein Haupthaar festhielt, hält die andre die Spitze eines Dolches auf meine Brust, bereit, bei den geringsten Lebenszeichen ihn in meinen Körper zu versenken. Für den Augenblick schien er mit dem Examen zufrieden, denn er hob mich auf, und fing an das Geld und die Kostbarkeiten zu suchen. Er fand einige Stücke in meinen Kleidern und suchte nach meinem Gürtel, worin die Reisenden gewöhnlich ihre Baarschaften haben. Hier hatte ich eine Gelegenheit zu atmen; ich that es, aber so sanft, so leise, daß der Räuber es nicht bemerkte. Da er aber den Gürtel nicht fand, auf den er gerechnet hatte, so murmelte er eine Verwünschung, gab mir einen heftigen Schlag in's Gesicht, nahm mich bei den Beinen und warf mich aus dem Wagen auf den Rasen. Mein Kopf schlug gewaltig auf die Erde; aber, ganz von meiner Idee erfüllt, ließ ich meine Glieder fallen, als wenn sie alle Bewegung, alles Leben verloren hätten. Sogleich umringten mich die Räuber: „Es un Ingles cojo! (es ist ein englischer Hund!)“ sagte der Eine, mit einer Art Triumph, indem er mich mit dem Fuße umkehrte. „Un Ingles?“ fragte ein Anderer. „Maldito herege (verwünschter Kezer!) er scheint gänzlich todt.“ — „Das wird ihn lehren, Feuer zu geben!“ sagten einige Andre lachend. Während sie sprachen, wurden die Körper der Uebrigen aus dem Wagen und über mich hingeworfen, so daß ich fast von Leichnamen verdeckt wurde, deren Blut über mich hinfloß. Sie machten sich jetzt rasch an das Ausräumen des Wagens, Aufbrechen der Koffer, und in einigen Augenblicken waren Kleider, Wäsche u. s. w. um sie her zerstreut. Ich hatte meine ganze Geistesgegenwart, und zitterte unwillkürlich, indem ich die große Zahl der Räuber sah. Funfzehn oder sechzehn waren mit der Plünderung des Wagens und Gepäcks beschäftigt; ich sah Einen von ihnen meinen Mantelsack leeren, und eins nach dem andern meiner brillanten mexikanischen Kleider, nachdem er es beesehen, fortwerfen, wo jedes sogleich von verschiedenen Händen aufgehoben wurde. Indeß fuhr derjenige, der meinen Mantelsack hielt, in seinen Nachforschungen fort; er fand einige seltene Goldproben, die ich mir in den Bergwerken verschafft hatte, und warf sie, nach flüchtigem Besehen fort; endlich kam er auch an den doppelten Boden, fand aber nur eine geringe Anzahl von Dollars. Nicht mit Worten vermag ich seine Wuth und seine Verwünschungen bei seiner getäuschten Hoffnung wiederzugeben. Er lief abermals zum Wagen. Alles durchstöbernd und nach Gold suchend. Zwanzig Leute ungefähr waren unter den Bäumen zerstreut, die Pistolen im Gürtel, die bloßen Säbel an der Handwurzel durch schwarzelederne Riemen befestigt; ein Haufen noch Anderer hielt zu Pferde im Schatten der Pinien. Auf einem lichten, tief gelegenen Ort des Waldes, wo nur einzelne Bäume standen, bemerkte ich zwölf Pferde, auf welche die Körper der im Kampf gefallenen Räuber quer über gebunden waren. Vier Räuber gingen, den Säbel in der Hand, vor zwei Bäumen auf und ab, an welche

man die Frauenzimmer befestigt hatte, während sieben oder acht Andere die beiden jungen Postillone an die Räder des Wagens fest banden. Die Meisten trugen Masken; Einige hatten sie abgenommen und schienen falsche Bärte zu haben; ihr ganzes Wesen war wild und schrecklich. Endlich waren sie mit Plündern fertig, schienen jedoch mit ihrer Beute wenig zufrieden, und hatten, nach einzelnen Worten, die sie fallen ließen, mehr erwartet. Einige Reiter sprengten heran, und riefen mit lauter Stimme: „Hat Jemand den Hauptmann sagen hören, daß wir hier warten sollen oder uns zerstreuen, um nach dem Lager zurückzukehren?“ — „Nein“, schrie Jemand dicht neben mir, der das Gepäck zu bewachen schien: „Wir müssen seine Rückkehr abwarten, er kann nicht mehr lange zögern.“ — „Wo hat er seinen Bruder hingbracht?“ fragte der Erste wieder; „war er denn schwer verwundet?“ — „Er erhielt eine Kugel in den Kopf und muß jetzt lange todt seyn. Der Hauptmann ist gewiß nach der nächsten hacienda geeilt, um ihm Hülfe zu verschaffen; er muß aber nun bald kommen!“ — „O jala, warum ist er nicht hier! dieses verdammte Schießen wird gewiß alle Truppen in Acajete aufstöbern; wir werden die Soldaten über den Hals kriegen!“

Alles wurde wieder still; ich hörte nur das Geräusch der hin und hergehenden Schildwachen und das Flüstern der Räuber. Als das Gestüchel sich mir näherte, hatte ich die Augen geschlossen; als ich hörte, daß sie sich etwas entfernten, wagte ich es, sie wieder zu öffnen; ich sah nach dem Orte hin, wo die todtten Körper auf die Pferde gebunden waren, und erstaunte über die große Anzahl der Getödteten; denn kaum war von unserer Seite so viel Mal geschossen worden, als ich Leichname sah. Ich vermutete, daß sie in dem Getümmel sich gegenseitig getroffen hätten. Meine Betrachtungen wurden durch eine Schildwache unterbrochen, die in vollem Galopp mit dem Ruf ankam: „Zu Pferde! zu Pferde! die Soldaten von Acajete sind im Marsch begriffen und durchstreifen schon den Wald; wir sollten schon fort seyn!“ — „Wie begierig lauschte ich, erwartend, sie würden sogleich gehorchen. Eine plötzliche Freude zitterte durch alle meine Nerven in dem Augenblick, wo ich sie zu Pferde steigen hörte. Aber sie machten keine Miene, sich zu entfernen. „Wir müssen den Hauptmann abwarten; er wird bald hier seyn!“ schrieen mehrere Stimmen neben mir. — „Gut!“ antwortete der eben Angekommene; „habt ihr Alles geplündert? Was machen wir mit diesen todtten Körpern?“ — „Laß' sie liegen, wo sie sind.“ — „Es ist doch sonderbar“, sagte der Eine, „daß wir so wenig Geld bei diesen Engländern gefunden haben.“ — „Warum siehst Du nicht nach?“ erwiderten einige Andere lachend; „Du wirst nichts Großes mehr finden. Auf jeden Fall aber erinnere dich, daß wir theilen.“ — Einer oder Zwei stiegen vom Pferde. Ich schloß schnell die Augen und erwartete mit klopfendem Herzen ihre Annäherung. — „Erst müssen wir uns versichern, ob sie nicht noch etwas an ihrem Leibe haben“, sagten sie, die Leichen von N... und von M... aufhebend; „wir wollen sie ausziehen.“ — Dies war bald gesche-

ben und ich schauderte in Erwartung, daß sie zu mir kommen würden. Ich zitterte davor, sie möchten noch Leben in mir entdecken; denn mein Athem war mir schwerer, kürzer geworden, und ich konnte kaum hoffen, daß es mir gelingen würde, mir ihn zu verhalten.

Einer von ihnen ergriff mich, um mir die Uniform abzureißen. Durch den Vutoerlust war ich so schwach geworden, daß mir widersuhr was ich gefürchtet hatte: ich konnte nicht umhin, Athem zu holen. Der Ganner bemerkte es sogleich; er fuhr auf und stieß einen Schrei der Ueberraschung aus. An diesem Schrei erkannte ich, daß ich entdeckt war; ich öffnete die Augen, und sah ein wildes Gesicht, mit schwarzem Backenbart, über mich gebückt. „Holla“, schrie er, und ein rohes Lächeln überzog seine Physiognomie, „hier ist einer von den Cojos, der noch lebt!“ „Teufel!“ schrienen die Andern, und umringten mich, mit Blicken von Wuth und Siegesstolz mich anstierend. Ich sprach kein Wort, ohne Bewegung erwartete ich jeden Augenblick den Tod. Ich hatte nicht mehr Kraft genug zu jenem heftigen Verlangen nach dem Leben, wußte übrigens auch, daß ich nur umsonst um Gnade flehen würde. „Fluch dem Kezer!“ sagte Einer von ihnen, sich mit der Lanze nach mir bückend. Ich zitterte, und drehte mich durch heftige Anstrengung um, etwa so, daß die Waffe neben mir in die Erde glitt. — „Hombre! hombre!“ schrie ein Räuber, „no le matas el pobre!“ (Camerad, tödte den armen Teufel nicht!) „Maldito heroge!“ rief der Andre; laß mich ihn todt machen; wir haben durch ihr verwünschtes Feuer genug von unsren Kameraden verloren.“ „Nein! hombre, dejalo (Kamerad, laß ihn); wir haben ihrer wohl genug gemordet, um den Ort zu heiß zu machen; es wäre gesündigt, dejalo sera menos escandolo.“ Die letzten Worte schienen einige Wirkung zu thun, und ich gewann wieder etwas Hoffnung, als das Geräusch eines raschen Galopp's meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war der Hauptmann. „Hamonos pronto!“ schrie er, „schnell fort; dies verdammte Schießen hat alle Uniformen an's Tageslicht gebracht.“ — „Hier ist noch Einer von den Engländern lebendig“, sagte einer von der Bande, „was sollen wir mit ihm machen?“ — „Lebendig?“ wiederholte der Hauptmann, indem er vom Pferde stieg. „Wer ist es?“ — „No sabemos.“ (Wir wissen nicht.) — Ich sah ihn auf mich zu kommen; er zog sein langes Messer aus seinem hirschledernen Stiefel, zögerte einen Augenblick, indem er bei der Kammerfrau vorbeiging, die an einen Baum gebunden war; er schrie ihr wüthend zu: „Ist es einer von denen, die Feuer gegeben haben?“ — „Si Sennor“ (ja, Herr), erwiderte diese, den Kopf verlierend, und von dem Anblick des Banditen erschreckt. — „Ha le cojo!“ marmelte er, und sprang auf mich zu. Auf mein: „Quartel por el amor de dios!“ (Um Gottes Willen, Pardon!) rief er: „Bitte die Hölle um Pardon!“ indem er den Dolch auf meine Kehle zuckte. Ich versuchte, mich zu erheben, wankte, und auf die Seite zurückfallend bedeckte ich mich mit den Händen und Armen. In dem Augenblick setzte er mir das Knie auf die Brust und sein Messer drang

durch meine rechte Hand mir in die Brust. Ich sah das Messer wieder aus meiner Hand hervorziehen, es schimmerte vor meinen Augen, ein Blutstrahl sprügte hervor, und der mörderische Stahl stieß noch einige Mal auf mich los. — Ich erinnere mich noch dunkel, daß wir uns rangen; dann wurde Alles finster, verworren; — ich verlor die Besinnung. (Schluß. f.)

## Die englischen Landleute und Pächter.

Wenn die englischen Landleute zum Wochenmarkte nach einer nahen Stadt sich begeben, sieht man die Dörferinnen mit langen Kattunkleidern, darüber einen scharlachrothen Mantel von feinem Tuche, geschmückt, und das Gesicht durch moderne schwarze oder weiße seidene, oder auch feine Strobbüte geschützt. Daß bei diesem Anzuge keine schwere Lasten getragen werden, läßt sich vermuthen. Höchstens erblickt man einen zierlich geflochtenen Korb am Arme. Die übrigen Sachen werden auf Wagen zu Markte geführt. — Die Männer tragen einen Frack von feinem Tuche und elegantem Schnitte, und darüber einen sauberen leinenen Ueberwurf. Bei der Feldarbeit versehen sich Männer und Frauen mit starken ledernen Handschuhen. Deshalb werden hier plumpe und harte Hände selten bemerkt werden.

Die Pächter (farmer) erscheinen in der Kleidung und mit dem Anstande der höhern Klassen in Deutschland auf den Märkten. Sie kommen zu Pferde oder zu Wagen, bringen die Proben ihrer ländlichen Erzeugnisse mit sich, und schließen darüber mit den Käufern Verträge. Diese Pächter, wenn nicht gar zu schlimme Zeiten eintreten, und die Gutsherren nicht gar zu hart und habgüchtig sind, bilden einen ungemein glücklichen Stand. Im Genuße der Stille und der Annehmlichkeiten des Landlebens, sind sie doch auch nicht von den Vergnügungen der Städte geschieden, die sie durch ihre leichten Fuhrwerke leicht erreichen, so wie sie sich ebenfalls dadurch in geselliger Verbindung mit ihren Nachbarn erhalten können. Musik und Blumenzucht dienen vorzüglich zur Verschönerung des Landlebens, und insbesondere die jungen Leute werden dazu angeleitet. So fließen die Tage in Gesundheit, Frieden und Wohlbehagen hin.

## A n e k d o t e.

Unlängst wurde in einer Gesellschaft von der merkwürdigen Erscheinung der beiden zusammengewachsenen Siamesen gesprochen. Im Laufe des Gespräches fragte eine Dame einen Advokaten: was da zu thun wäre, wenn einen von den beiden Siamesen die Lust zu heirathen anwandeln würde. Nach einigem Ahselzuden entgegnete jener: „Gnädige Frau! da müßte schon vor der Hochzeit eine Scheidung vor sich gehen.“

# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 3. Mai 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 18.

### Mexikanische Räuber.

(Schluß.)

Nur durch ein dunkles Gefühl, ähnlich den Träumen des Wahnsinns, wurde meine lange Bewußtlosigkeit unterbrochen. Langsam und stufenweise erhielt ich meine Sinne wieder; erst schwammen dunkle oder helle Bilder vor meinen Augen; dann erinnerte ich mich verworren an schreckliche Figuren, die mit mir kämpften und mich erstickten; entsetzliches Geschrei und fürchterliches Getöse hallte in meinen Ohren wieder, mich betäubend. Ein Gefühl von Schwere erstickte mich; dann wurde von Neuem Alles Chaos und Finsterniß. Wie ich endlich aus diesem Zustande von Gefühllosigkeit zu mir kam, ist mir unmöglich zu sagen; aber ich erinnere mich vollkommen, daß ich meine Blicke umherschweifen ließ, ohne etwas zu sehen, und daß ich, meine Augen mit Anstrengung erweiternd, immer von einer Art dicken Nebels umgeben schien; nach und nach konnte ich endlich die nahen Gegenstände unterscheiden. Ueber mir sah ich endlich einen undurchdringlichen Körper, aber es dauerte lange Zeit, ehe ich erkannte, es sey der Wagen. Ich wußte nicht, wo ich war. Ohne mich rühren zu können, blickte ich umher und bemerkte die dunklen Pinien, den schwarzen Hintergrund des Waldes, die traurigen Lücken desselben. Plötzlich war's, als zerriß ein Schleier, der bisher meine Sinne verdeckte: die schreckliche Scene trat mir ganz neu vor die Augen; ich keuchte, und der Athem schien mir auszugehen. Guter Gott, welche schreckliche Lage! — Zum ersten Mal empfand ich einen brennenden Durst; es war mir, als ob mein Mund in Feuer stände und meine zitternden Lippen bewegten sich, um nach Wasser zu verlangen. Aber die Sprache fehlte mir. Ich versuchte eine Bewegung zu machen — nicht möglich; ich war wie an die Erde genagelt. Ich konnte nicht Arme, nicht Kopf, nicht ein Glied bewegen. Dieser Zustand dauerte vielleicht nur einen Augenblick, aber für mich war es eine Stunde. Da ich aus der Stille, die rings um herrschte, schloß, die Räuber seyen fort, so machte ich noch einen Versuch zu sprechen, aber die Worte erstarben auf meinen Lippen. Ich hatte keinen Gedanken weiter, als an den brennenden, schrecklichen Durst, der mich verzehrte. Endlich, nach meh-

rerer Versuchen, konnte ich artikulierte Laute hervorbringen und in einigen abgebrochenen Worten Wasser verlangen. „Hombre“, sagte ich langsam und machte zwischen jedem Worte eine Pause — „Hombre — gebt mir — Wasser um der heiligen Jungfrau willen!“ — Niemand antwortete. „Ist Niemand da — um mir — Wasser“, murmelte ich noch einmal voll Verzweiflung. „Callate! schweigt!“ flüsterte eine Stimme dicht neben mir, „sie sind noch nicht fort!“ — „Wahrhaftig nicht!“ schrie eine Stimme, und drei Räuber, die hinter dem Wagen hervorkamen, fragten: wer gesprochen habe? — „Ich!“ antwortete derjenige, welcher mich schweigen hieß. — „Nein, es war ein Anderer. Nun schnell, wer? pronto!“ — Es ist einer von den Engländern, der sich beklagt.“ — „Was?“ schrieen sie, noch am Leben? El cojo tien mas vidas qui un gato!“ (er hat ein zäheres Leben als eine Katze!) Der Eine von ihnen kam mir ganz nahe, und aus seiner drohenden Stellung schloß ich, daß er mich erdolchen würde. „Erbarmen!“ murmelte ich und fand einige Worte, um ihn anzuflehen. „Laßt mich sterben — ich habe nur noch so kurze Zeit zu leben, nehmt Alles — Alles — aber ach! laßt mich ruhig sterben!“ — „Warum hast Du Dich vertheidigt, verdammter Thor?“ — Ich antwortete nicht. Einer von ihnen sagte lebhaft: „Ihr müßt noch mehr Dublonen irgendwo haben. Wo sind sie? Wir wissen, daß Du noch welche hast; sprich, oder ich gebe Dir den Rest!“ In dem Augenblick fiel mir ein, daß ich mein Gold und Silbergeld an verschiedene Stellen vertheilt hatte, um im Unglücksfall doch etwas zu retten. Ein kleiner Reisefack, der unter dem Teppich verborgen war, enthielt an zwanzig Dublonen. Dieser konnte bei der Plünderung des Wagens übersehen worden seyn. Ich sagte also, es sey noch Geld da. — „Wo? wo denn?“ schrieen sie, „adonde esta?“ — „Aber werde ich auch verschont?“ — „Ja, ja, ja! Schnell, wo ist das Gold?“ „Schwört mir bei der heiligen Jungfrau, daß Ihr mir das Leben schenken wollt!“ — „Wir schwören!“ — Sie entdeckten den Sack mit einiger Schwierigkeit, und leerten ihn, ohne das Gold zu finden. „Wo ist es, Bube? Du hast gelogen!“ schrieen sie drohend. — „Nein“, murmelte ich, „in einer Rolle — die Dublonen.“ — Sie ergriffen ihre Beute, sprangen

zu Pferde: „Adios, buen viage a los infiernos!“ (Adieu, glückliche Reise zur Hölle!) so galoppirten sie eilig davon und bald verhallte der Hufschlag ihrer Pferde in der Entfernung.

Noch immer rief ich nach Wasser; doch machte es mir große Mühe einige Worte hervorzubringen, die Stimme, die mir zuerst geantwortet, und die dem einen der Postillone angehörte, erwiderte: „Ich kann Ihnen nicht helfen, ich bin mit beiden Armen an die Achse des Rades gebunden. Wir müssen die Soldaten abwarten. Die Banditen sind fort; sie wagten nicht, länger hier zu bleiben.“ — Jetzt erst bemerkte ich, daß ich seitwärts und mit der Brust grade gegen das Hinterrad lag, das mir, bei der geringsten Bewegung des Wagens nach vorwärts, über den Leib gehen mußte. „Gott!“ stöhnt' ich „wenn die Maulthiere sich rühren, werd ich gerädert!“ — „Seyn Sie nur ruhig, Sie haben nichts zu fürchten; die Thiere gehen nicht vom Fleck.“ — Die schrecklichsten Qualen durch den brennendsten Durst leidend, blieb ich nun unbeweglich liegen. Endlich hörte ich Pferdegetrappel auf dem Boden erschallen, das sich mehr und mehr näherte. Mein stockender Athem wurde freier, mein Herz von Hoffnung belebt. „Ich werde nicht sterben“, — sagte ich mir selbst — „nein, — die Truppen von Acajete kommen!“ — Die Menge von Erinnerungen, die plötzlich meine Seele erfüllte, ließ mich für den Augenblick jeden Gedanken an Gefahr und selbst an den schneidenden Durst vergessen. Aber der Schall hörte plötzlich auf. Kälte, Durst, Schrecken, Verzweiflung bemächtigten sich meiner aufs Neue; alle Festigkeit, alle Geistesgegenwart wich aus meiner Seele. Die Schatten des Abends wurden länger; vergebens schweiften meine Blicke unter den dunkeln Bäumen nach Hülfe umher. Ich fühlte die ganze Bitterkeit einer erst erweckten und dann gekäuschten Hoffnung. Plötzlich hör' ich abermals Pferdegalopp, Geschrei und Musketenschüsse die Luft erfüllen. Ein zahlreicher Haufe unordentlich marschirender Soldaten und Indianer kommt auf den Ort zu, wo wir uns befinden und ein Wagen fährt schnell bei uns vor. „Cassai!“ schrie der Vorderste, uns bemerkend, „was Teufel ist das?“ — „Que es este?“ schriem ihrer Seite die Soldaten, von den Pferden springend, und den Postillon und die Weiber losbindend. — „Ach, es sind Engländer, Narren, die sich wahrscheinlich vertbeidigt haben und auch“ — „Sie werden wohl alle todt seyn;“ unterbrach ein Anderer den Sprecher. „Hatten sie viel Geld bei sich? Haben sie welche von den Räubern geködter?“ — „Ja. — „Han matado algunos“ — „Aber haben ihre Kameraden die Körper mitgenommen?“ — Ich versuchte zu sprechen; doch die zahlreichen Ausrufungen, wie: „Schöne Beute! — die glücklichen Schurken! — Oh, sie haben sie gut bezahlt! — Diese Engländer haben teuflermäßig gefochten!“ — und dann wieder lautes Gelächter, unaufhörliches Gelächter, unaufhörliches Fragen und Antworten, verhinderten mich lange Zeit, mich hören zu lassen. Endlich that ich in meiner Angst so, als murmelte ich ein Gebet, um einen „padre“ zu haben. — „Dolla!“ schrie als bald eine Stimme, „es lebt noch Jemand, und will einen Priester haben.“ „Nicht möglich“, erwiderte

eine andere, „alle Engländer sind Heiden.“ — „Es ist nicht wahr“, bemerkte eine dritte, „es sind Ketzer.“ — „Ganz recht“, erwiderte die zweite, „alle Heiden sind Ketzer.“ — „Es muß doch wohl ein Christ seyn“, sagten sie dann unter sich. „Wir wollen ihn unter dem Wagen hervorziehen.“ „Cardado“, sagte ich stehend, nehmen Sie sich in Acht, nur sanft angefaßt, denn ich bin schwer verwundet.“ Sie hoben mich vorsichtig auf, wickelten mich in eine Decke und legten mich unter eine Pinie, den Rücken gegen den Baum gestützt. Ich verlangte nach Wasser. Keiner hatte etwas; Einige gingen aber in's Gehölz, um danach zu suchen. — Bald nachher kam ein indianisches Weib aus dem Gehölz zurück und brachte mir in einer Kürbisflasche etwas Wasser. Sie kniete neben mir nieder und brachte es an meine Lippen: „Trinkt, pobrecito“ sagte sie, „es ist Wasser.“ Ich trank in langen Zügen, nur durch meinen keuchenden Athem unterbrochen. Ich leerte die Flasche und verlangte mehr; sie hatte nichts mitleidig an: „Pobrecito Ingles“ sagte sie, „so jung noch, und schon sterben! Pobre Inglesito! Und Ihr habt eine Mutter unter den Europeos. Eure arme Mutter, was wird sie sagen, wenn sie erfährt, daß ihr so weit von ihr, und eines so grausamen Todes gestorben seyd.“ Meine Mutter! wiederholte ich bitter, und dachte an Alles, was mir theuer ist. Es war, als wenn ein Pfeil mir durchs Herz gefahren wäre; ich ließ mein Haupt niedersinken, nur der Verzweiflung, den traurigsten Betrachtungen Raum gebend. — Die Ankunft des Alcade veränderte den Lauf meiner Gedanken. — „Wo haben sich die Räuber hingewandt?“ fragte er; „Zu Pferde, und so gleich sie verfolgt!“ — „Es ist zu spät“, erwiderte der jüngste Postillon, „sie sind schon zu lange fort.“ — „Welchen Weg haben sie eingeschlagen?“ — „Nach den Bergen zu!“ — „Ein Theil der Soldaten muß sie verfolgen“, sagte der Alcade, und erkundigte sich dann, wer wir wären. Nachdem er erfahren, daß einer der Reisenden noch lebe, kam er zu mir. „Wo sind Sie verwundet?“ fragte er. — „Überall!“ — „Haben Sie eine Kugel im Körper?“ — „Ja, Señor, ich habe eine Kugel in der rechten Seite, aber hauptsächlich bin ich von Dolchstößen schrecklich zugerichtet, und verliere viel Blut durch den Rücken.“ — Meine Augen fielen auf meine offene, von geronnenem Blut bedeckte und sehr geschwollene Hand; ich sah sie traurig an. „Man wird sie mir abnehmen müssen“, sagte ich kaltblütig. — „Ich hoffe, nein!“ entgegnete der Alcade. „Fassen Sie Muth; ich werde sogleich die Aussagen aufnehmen.“ — „Aber in der Zeit werde ich mich zu Tode bluten!“ sagte ich bittend. „Sie verbluten sich nicht mehr“, erwiderte er schnell, „das Blut ist schon auf den Wunden geronnen. Geduld für eine Minute!“ — „Hier“, rief er, sich umdrehend, „tragt Sorge für den Engländer: die Andern herbei und die Begebenheit mir erzählt, damit ich sie schriftlich aufnehme.“ — Mich froh beftig; ein scharfer Wind machte alle meine Glieder vor Kälte erstarren. Ich sah die letzten Sonnenstrahlen auf einen mir gegenüberliegenden Ort fallen, und wurde auf meine Bitte dorthin gebracht; zwei Indianer setzten sich neben mich,

und hielten mich in ihren Armen. — Die Postillone gaben sich alle Mühe, den Wagen wieder in Stand zu setzen; der Alkalde war mit seiner Untersuchung fertig. Der Durst quälte mich minder grausam; unstreitig ließ die Hoffnung, bald im nahen Acajete zu seyn, mich ihn minder fühlen. — Man führte mich endlich zum Wagen; die Schwäche, in die mich der große Blutverlust gestürzt, war aber so groß, daß nur grüne und blaue Schatten in diesem Augenblick vor meinen Augen schwammen; die mich umgebenden Leute, die nächsten Bäume, Alles erschien meinen Blicken nur unbestimmt; Alles schien zu wanken. Es gelang mir, meine Sinne zurückzurufen — ich sah wieder genau alle Dinge um mich her. In dem Augenblick, wo ich meine Brust mit Gewalt hob, um zum Athmen zu kommen, versuchte ich zu sprechen, um zu bitten, kurze Zeit mit mir still zu stehen; — es war mir unmöglich, einen Laut hervorzubringen. Ich sah die Indianer starr an; sie schienen mich zu verstehen, und hielten eine Minute mit mir still. Nachdem ich wieder ein wenig Kraft und Geistesgegenwart erlangt hatte, legte man mich im Wagen nieder, er rollte mit uns nach Acajete, wo ich nach einigen Wochen durch meine kräftige Natur genas.

### Eine Geistergeschichte.

Wilhelm Foster hatte mehrere Jahre sein eigenes Schiff *Welcome* auf Reisen von Hull nach Riga geführt. Er galt allgemein für einen achtbaren, thätigen Mann. Bei herannahendem Alter beschloß er, das Fahrzeug seinem einzigen Sohne, Heinrich Foster, zu übergeben, der ihn schon einige Mal als Obersteuermann begleitet hatte und trotz seiner Jugend, er zählte nur fünf und zwanzig Jahre, für einen trefflichen Seemann gehalten wurde. — Kurz nach dem Schlusse des siebenjährigen Krieges, im Jahre 1763, trat der junge Foster seine erste Reise an und erwarb sich nicht nur die Zufriedenheit seines Vaters, sondern auch der Ladungs-Eigentümer. Im Herbst desselben Jahres unternahm er die zweite Fahrt, gleichfalls nach Riga, aber das Glück war ihm nicht günstig. Ein heftiger Sturm traf ihn in der Ostsee und im Oktober langte in Hull die Nachricht an, daß das Schiff gescheitert und die Besatzung ertrunken sey. Man denke sich die Gefühle der Eltern! Nur die Hoffnung, daß vielleicht doch nicht die ganze Mannschaft untergegangen seyn könne, hielt den alten Foster noch eine Zeit lang aufrecht; aber bald lief die Kunde ein, daß die Schiffsleute sich ein in Boot gerettet hätten, dieses jedoch einige Tage später, an dem Namen *Welcome* kenntlich, unbemannt treibend gesehen worden war.

Es währte lange, bis der alte Foster sich einigermaßen von dem Schlage erholte. Erst nach einigen Monaten brachte ein vieljähriger Freund und ehemaliger Seemann, der in dem Dorfe Helderneß, etwa zwei deutsche Meilen von Hull, wohnte, die Betrübbten zu dem Entschlusse, eine Spazierfahrt nach seinem Landstutze zu unternehmen. Heftige Regengüsse weichten jedoch im Laufe des Tages den niedrig gelegenen Boden jener Gegend auf und dadurch verzögerte sich die Rückfahrt so sehr, daß die beiden alten Leute erst gegen elf Uhr Abends zu Hause anlangten. Hier überraschte sie eine unerwartete Nachricht.

Die Dienerschaft bestand in einer, seit einem halben Jahrhunderte in der Familie gewesenen alten Magd und einem, gleichfalls seit mehreren Jahren im Hause befindlichen Mädchen. Beide erzählten den Ankommen den Folgendes: Etwa um zehn Uhr Abends war stark geklopft worden, die jüngere Dienstbotin hatte die Thür geöffnet und vor derselben einen jungen Mann getroffen, der sie sogleich angeredet und befragt hatte, ob sein Vater und seine Mutter zu Hause wären. Ueber diese Frage erstaunt, hatte sie ihm in's Gesicht geleuchtet, Heinrich Foster erkannt, laut aufgeschrien und war beinahe vor Schreck hingefallen. Der junge Mann hatte sie aufgefangen. Unterdeß war auf das Geräusch die alte Magd herbeigekommen und über den Anblick gleichfalls sehr erschrocken gewesen. Als sie sich ein wenig erholt, hatte der junge Foster ihr gesagt, daß er eben mit der Postkutsche von York angekommen sey, und weil die Eltern vielleicht nicht darauf eingerichtet wären, ihn so spät aufzunehmen, in dem Gasthause, wo der Wagen angehalten, schlafen und am folgenden Morgen um neun Uhr zum Frühstück kommen werde. Er hatte sehr blaß ausgesehen und in seinem Wesen viel Ernst gezeigt.

Die Eltern trauten kaum ihren Ohren, und so gern sie sich der Freude überlassen wollten, erregte doch das Unerwartete der Angabe einigen Zweifel an deren Wahrheit. Die Erzählung klang so, daß man sie nur glauben konnte, wenn man mit eigenen Augen sah. Foster wollte anfangs gleich selbst nach dem Gasthof gehen, um seinen Sohn aufzusuchen, hatte sich aber so erkältert, daß er sich nicht rühren konnte, und mußte deshalb, so schwer es ihm wurde, den folgenden Tag abwarten.

Am Morgen erhielten die alten Leute abermals eine erfreuliche Mittheilung. Die Schwester der Frau Foster, eine Wittwe, besuchte sie um acht Uhr und erzählte, daß der junge Foster Abends vorher auch bei ihr gewesen war, ungesähr das Nämlische, wie im Hause seiner Eltern, gesagt und gleichfalls von seiner Absicht, diese um neun Uhr zu besuchen, gesprochen hatte. — Die Familie wartete sehnsuchtsvoll mit dem Frühstück auf den geliebten Gast — aber er kam nicht. Es schlug Neun und Niemand klopfte. Nach halbstündigem Harren machte sich der alte Foster an einem Krückenstock auf den Weg und ging nach dem Wirtshause. Zu seinem Leidwesen erfuhr er jedoch, daß kein Mann, wie er ihn beschrieb, dort gewesen, oder von einem Hausgenossen gesehen worden war. Mit der Postkutsche von York hatte sich nur eine alte Frau und ein Krämer aus Hull eingestellt. Der Gastwirth erzählte, daß er bei der Ankunft des Wagens vor der Thür gestanden und nur diese beiden Reisenden ausstreifen gesehen habe. — Trostlos kehrte der unglückliche Greis zu seiner Gattin zurück; Beider Schmerz war erneuert und verstärkt. Die Dienerschaft wurde hin und her befragt, blieb aber bei ihrer Aussage und deren Wahrheit unterlag keinem Zweifel.

Die betrübte Mutter, ihre Schwester und Freundinnen meinten, daß der abgeschiedene Geist des Sohnes von irgend einem Geheimniße gequält würde, welches er mittheilen müsse, ehe er Ruhe im Grabe finden könne. Der alte Foster war zwar, als Seemann, min-

der abergläubig, mußte jedoch endlich jener Deutung beistimmen, weil er keine bessere zu machen verstand. In wenigen Tagen wurde der Vorfall allgemein bekannt und die Auslegung der Frau Foster fand zahlreiche Gläubige; denn damals herrschte in Hull viel Frömmerei und selbst die starken Geister, deren es wenige gab, sahen sich genöthigt, zu schweigen, wenn sie nicht die Möglichkeit einer Erscheinung nach dem Tode zugeben wollten. Wenigstens mußten sie gestehen, daß eine so wahrscheinliche Erzählung einer unnatürlichen Begebenheit ihnen noch nicht vorgekommen war.

Im nächsten Frühlinge wurde der Schmerz der Eltern etwas milder und sie ließen sich von dem oben erwähnten Freunde abermals zu einer Fahrt nach Holderness bewegen. Bei ihrer späten Rückkunft erfuhren sie von der Dienerschaft fast ganz dieselbe Geschichte, als im vorigen Herbst. Die beiden Mädchen bekundeten, daß der junge Foster wieder da gewesen war, eben so blaß und ernst ausgesehen, fast die nämlichen Fragen gethan und am folgenden Morgen wieder zu kommen versprochen hatte. Diese Nachrichten machten auf die alten Leute keinen erfreulichen Eindruck. Die Mutter jammerte darüber, daß ihr unglücklicher Sohn nicht Ruhe im Grabe finde und irgend ein wichtiges Geheimniß enthüllen wolle. Der Vater kam dagegen auf den Gedanken, daß irgend ein böser Mensch oder unbekannter Feind ihm einen schlimmen Streich gespielt und einen, seinem Sohn ähnlichen Menschen zu ihm gesandt habe, um ihn in seinem Unglück zu verhöhnen; denn er konnte nicht recht daran glauben, daß das Grab seine Todten auf eine so sonderbare Weise zu wiederholten Malen herausgeben sollte. Er theilte seiner Frau diesen Argwohn mit, aber sie blieb bei ihrem Glauben. Beide stimmten jedoch darin überein, daß alles Forschen nichts helfen könnte, die Sache möchte sich so oder anders verhalten. Sie beschloßen daher geduldig und ruhig abzuwarten, was am nächsten Morgen geschehen würde.

Der alte Foster hielt die Sache für beendet; seine Frau war sehr gespannt, wußte aber nicht, ob sie hoffen oder fürchten sollte. Als die neunte Stunde schlug, fühlten sich beide Eltern sehr beklommen. Wenige Minuten nach dem Schlage wurde stark angeklopft. Die alte Magd öffnete die Thür, schrie laut auf und bald stand der verloren gegebene Sohn vor den alten Leuten. Frau Foster sank mit einem lauten Ruf in Ohnmacht und der Vater starrte in sprachloser Verwirrung auf einen Fleck hin. Der Sohn eilte auf ihn zu, schloß ihn in seine Arme und überzeugte ihn bald, daß er lebe. Langsam erholte sich die Mutter und auf den Schreien folgte freudiges Erstaunen, stilles Entzücken.

Es währte eine Weile, bis die Eltern so viel Fassung gewannen, um sich das sonderbare Geheimniß erklären zu lassen. Die Sache verhielt sich jedoch ganz einfach folgendermaßen: Das Schiff des jungen Foster war in nördlicher Richtung verschlagen und leck worden, der Capitain hatte sich mit drei Leuten in ein Boot begeben, um, wenn es möglich, eine Insel im botanischen Meerbusen zu erreichen; die übrige Mannschaft war auf dem Schiffe geblieben und mit demselben versunken. Nach zwei- oder dreitägiger Fahrt

langten die Flüchtigen in der Nähe einer kleinen Insel unweit Aland an, das Boot schlug aber in der Brandung um und zwei Matrosen ertranken. Die beiden Andern erreichten mit großen Anstrengungen das Ufer und Foster war so angegriffen, daß er sich von seinem Leidensgefährten mußte forttragen lassen. Glücklicher Weise gelangten sie an eine Fischerhütte und fanden dort, da sie mit Geld hinreichend versehen waren, gute Pflege. Foster mußte jedoch fast zwei Monate lang das Bette hüten. Unterdeß mietbete sich der Matrose auf einem Fischerboote nach Gesle ein; Foster gab ihm einen Brief an seine Eltern mit, der jedoch nicht in ihre Heimath kam. Einen Monat später ging Foster nach Aland und fand dort ein brittisches Schiff, auf dem er schnell nach Liverpool reisete und am Tage seiner Ankunft sogleich mit der Post nach Hull abging. In Beverley, auf der letzten Station vor Hull, traf er einen lange nicht gesehnen Freund und hielt sich bei ihm so lange auf, daß er bei seiner Rückkehr nach dem Gasthose den Postwagen nicht mehr dort fand. Da er aber nur wenige englische Meilen zu machen hatte, ging ihm der kleine Unfall nicht sehr zu Herzen, und er setzte die Reise zu Fuß fort. Bei seiner Ankunft in Hull spät Abends begab er sich nach dem Hause seines Vaters, und dort geschah, was wir wissen.

Da er von der alten Magd erfuhr, daß kein Zimmer zu seiner Aufnahme bereit war, und er daran zweifelte, daß die Eltern noch in der Nacht nach Hause kommen würden, so beschloß er, im Gasthause zu schlafen. Kaum war er aber die halbe Straße hinunter gegangen, so stieß er auf eine Preßbende, die damals in Hull sehr geschäftig war. Sogleich griff man ihn an und wollte ihn nach dem Hafen schleppen; vergebens setzte er auseinander, daß er selbst Schiffs-Capitain sey und unter dem Schutz des Königs stehe. Seine Gegner blieben bei ihrem Vorsatz, es entstand eine Schlägerei, Foster wurde zu Boden geworfen, erhielt eine Wunde am Kopf und sank besinnungslos hin. In diesem Zustande brachte man ihn auf die nach Westindien bestimmte Fregatte Sirius, und als er am folgenden Morgen zu sich kam, war er schon mehrere Meilen in See auf der Fahrt nach Jamaica. Auf der Reise fand er keine Gelegenheit zum Schreiben; als jedoch der Sirius bei dem Geschwader, zu dem er bestimmt war, anlangte, hatte man dort die Nachricht von dem Abschluß des Pariser Friedens, und das Schiff wurde sogleich nach England zurückgesandt. Foster erzählte dem Capitain des Sirius seine Geschichte und dieser erlaubte ihm, auf einem ihnen begegnenden Kauffahrteischiffe nach Whitby zu gehen. In diesem Hafen landete er ein Paar Tage vor dem freudigen Zusammentreffen mit seinen Eltern, ging sogleich mit Postpferden nach Hull ab, und begab sich Abends nach dem Hause seines Vaters. Hier hörte er aber von den Dienstknechten, daß man ihn für todt halte, und verschob deshalb, um den Eltern nicht zu großen Schrecken zu verursachen, seinen Besuch bis zum nächsten Morgen — So lösete sich das Uebernatürliche des Ereignisses vollständig auf.



# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 10. Mai 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 19.

### Der Papagei.

Erzählung von H. v. Tromlig.

1.

Am einem schönen Maitemorgen war in einem sehr eleganten Hause zu Genf gegen Gewohnheit schon Alles früh auf. Kaum daß die Glocke fünf geschlagen, standen drei Damen in ihrem Morgenanzuge zum Ausgehen bereit, und warteten nur noch auf die Bedienten, welche ihnen mit dem zu einem ausgesuchten Frühstück Nöthigen folgen sollten.

Drei an Körper und Gemüth verschiedenere weibliche Wesen, als diese Damen, konnte man nicht leicht finden. Die Älteste war klein, und obgleich sie behauptete, in ihrer Jugend die Figur einer Nymphe gehabt zu haben, doch jetzt etwas verwachsen. Ein lebhaftes Auge blickte über eine ziemlich bedeutende Nase feurig hervor, der Mund zeigte noch zwei Reihen der schönsten Zähne, ob eigene oder eingesezte, darüber wagte Niemand zu entscheiden; ihr eleganter Anzug zeigte Reichthum, und besonders war die eben nicht mehr schöne Hand mit Ringen überfüet. So klein die Dame auch war, suchte sie doch, trotz des sehr bemerkbaren Fehlers ihrer Gestalt, durch stolzes Wesen und ein gewisses Kopf in die Höhe werfen, ein imponirendes Ansehen zu gewinnen, welches ihr aber nicht recht gelingen wollte. Die Zweite war eine jener seltenen Gestalten, wo Mutter Natur in einer freundlichen Laune wohlwollend das Ebenmaaß so recht abgewogen hatte. Hoch, ohne zu groß, schlank ohne mager zu seyn, waren alle Formen rund, und der kleinste Theil ihres Körpers regelmäßig schön. Zu diesem stimmten die Züge ihres Gesichts. Waren die Augen auch nicht junonisch, lag auch etwas Gedrücktes in ihnen, so war doch der aus ihnen strahlende Blick so herrlich, fast möchte man sagen, so ermattet schmachtend, daß er mehr anzog, als der feurigste Blick aus dunkelschwarzem Auge. Das Mädchen war schön und lieblich geformt, der Mund, ja wahrlich, so wenig es zu wünschen ist, ein Papagei zu seyn, so sehr hätte man doch das gute Papagei beneiden müssen, der, von der jungen Schönen auf ih-

rer Hand getragen, oft diesen Mund küssend berühren durfte. Auch die dunkle Fülle ihrer braunen Locken, welche sie immer sinnreich zu ordnen verstand, und gegen die das blendende Weiß ihrer Haut und das nur leis angehauchte Roth ihrer Wangen gar lieblich abstach, vollendete das reizende Bild dieser Frau, welche mit ihrer Grazie, Jugend und Lebendigkeit eben so leicht für ein blühendes Mädchen, als für eine vollendet schöne Frau gelten konnte.

Die Dritte — schwer ist es sie zu beschreiben — war nicht groß, nicht klein; eher zu schlank, als zu voll, und auf diesem hübsch zu nennenden Körper saß ein sonderbarer Kopf, der etwas zu groß, mit seinen wohl zu starken Zügen mit der Gestalt nicht ganz im Einklang war, und eher auf den Rumpf eines Antinous, als einer Hebe gepaßt hätte. Ein geistreiches Auge, eine gebogene Nase, ein freundlicher, obgleich zu großer Mund schreckte ihn nicht ab, sich ihr zu nahen, da Geist und Herz sich überall ausdrückten. Ueber dem Gleichmaaß ihrer geistigen Vorzüge vergaß man gern den Mangel an Symmetrie des Körpers, welcher desungeachtet nicht ohne Liebreiz war.

Selbst bei der jetzt herbeikommanden Dienerschaft war ein gleich sonderbarer Kontrast. Die Jose, welche der kleinen Dame den seidenen Mantel umgab, that es mit steifem Anstande, verbeugte sich ehrfurchtsvoll, wünschte der gnädigen Frau eine glückliche Reise, als ob der Spaziergang von Genf nach petit Saconné mehrere Tage Zeit erfordere, stand lange erwartungsvoll, bis die Gebieterin ihr die Knöchel, von Brillanten strotzende Hand zum Kuß reichte, und blieb dann in einiger Entfernung, fernere Befehle harrend, stehen. Sie mochte einmal eine ganz artige Sourette und ein frisches Kösschen gewesen seyn, jetzt aber trotz Schminke und Puß, war sie zur Rosette geworden, und gehörte nun zum Abergeschlecht. Die Andere, welche der jungen schönen Dame das vergessene Nischläschen nachbrachte, war ein freundliches, rothwangiges Geschöpf; Lebenslust und Guthmüthigkeit blickten unverholen aus ihren Augen. Sie war so eilig herbeigelaufen, daß sie, trotz der daselbstenden Bedienten in ihrem weißen Unterröckchen und knappen Nachtkä-

misslichen unbefümmert und unbefangen ihre Rumpfen-  
gestalt zeigte. „Amüßren Sie sich gut, gnädige Frau,“  
sagte sie freundlich, die Hand der Herrin küssend,  
„und kommen Sie recht bald wieder, mir wird sonst  
die Zeit gar zu lang.“

Die beiden Diener, mit ihren Handförsen am Ar-  
me, bildeten die alte und neue Zeit. Der Eine, der  
sich hinter der älteren Dame unverrückt hielt, und  
jeder ihrer Bewegungen folgte, stand ruhig in seinem  
perlfarbenen Rock mit rothen Aufschlägen, rother Weste  
und Unterbrosche, mit weißgepulverten Haaren da,  
und schien eben keinen großen Gefallen an der Partie  
zu haben. Der Andere, in elegantem blauen Frack,  
ganz modisch in englischem Geschmack gekleidet, hielt  
in der linken Hand, an welcher die braunen Glace-  
handschuhe nicht fehlten, seinen Hut und ein Regen-  
schirm, an dem rechten Arm trug er den Korb, über  
welchen er wohlweislich einen Reservestuhl der gnä-  
digen Frau geworfen, damit Niemand sehen möchte,  
daß der elegante Jean einen Korb tragen müsse, vor  
dem er überdies, nach mancherlei Erfahrungen, eine  
sehr große Scheu hatte. Ihm schien die Frühprome-  
nade Vergnügen zu machen, nur zeigte ein verstohlener  
auf das Kammermädchen seiner Dome geworfener Blick,  
daß er dieses dabei vermissen würde.

Die alte Dame war die Tante der Schönen, diese  
die Wittwe eines reichen Engländers, den sie aus Ver-  
sucht und auf Bitten ihrer armen Mutter geheirathet  
und ganz gut mit ihm gelebt hatte. Er hatte dies  
dadurch dankbar anerkannt, daß er sie nach seinem bald  
erfolgten Tode zur Universalerin eingesetzt. Die Dritte  
war eine arme Jugendgespielin der Lady, auch jetzt  
noch ihre Herzensfreundin, und gleich der alten Tante,  
ihrer Gardedame, ganz von ihr abhängig. Doch fühl-  
ten Beide die Abhängigkeit nicht im mindesten, nur  
wenn die Tante sie vergaß, und mit ihren sonderba-  
ren Löhnen und ihrer Moral lästig wurde, rüttelte  
die junge Wittwe zuweilen ungeduldig an den Fesseln,  
die sie ihr anlegen wollte, und dieser Ton brachte dann  
schnell Alles wieder in's Gleis.

Endlich, nachdem die Tante ihrer Jose noch eine  
Menge Befehle zurückgelassen, besonders ihre lieben  
Thierchen, die Hunde, ihr empfohlen hatte, setzten sich  
die Damen in Bewegung, um an diesem schönen Mai-  
tag in petit Sacconé, jenseits der Rhone, einem Pique-  
nick beizuwohnen, den mehrere Fremde, der Sonders-  
barkeit wegen, schon am frühen Morgen veranstaltet  
hatten.

Auf den jetzt fast menschenleeren Straßen des sonst  
so lebhaften Gené fand die Tante, daß es doch Thor-  
heit wäre, so früh aufzustehen, sich um den schönen  
Morgenschlaf zu betrügen, um durch öde Gassen zu  
wandern, wo kaum ein Gewürzladen offen, und  
noch kein Mensch am Fenster sey. „Ich freue mich,  
sprach sie, als sie nicht mehr fern von der Rhone-  
brücke waren, „daß wir nun bald aus der Stadt sind,  
denn wahrlich, hier ist es so todt, wie auf dem Kirch-  
hof, vor dem uns Gott noch lange bewahren möge.“

Aber kaum hatte sie dies Wort gesprochen, als sie  
nicht mehr Ursache hatte, sich über die grausenhafte

Stille zu beschweren. Von der Rhonebrücke her ver-  
nahm man einen furchtbaren Lärm. „Rettet Euch,  
rettet Euch!“ rief es von allen Seiten. „Um Gottes-  
willen, bringt Zucker Branntwein!“ hörte man  
eine kreischende weibliche Stimme rufen, und zwischen  
alle diesem Lärm vernahm man ein sonderbares Ge-  
brüll fast dem Ton einer schnarrenden Posaune ähnlich.  
Schnell eilte der stets bewegliche, überdies noch von  
Neugierde getriebene Jean um die Ecke nach der Brücke  
um, während die Damen angstvoll seiner bariten, nach  
der Ursache dieses Lärms zu forschen. Allein schon  
nach einer Minute kam er athemlos zurückgelaufen,  
rannte, Ehrfurcht, Formen und Anstand vergessend, die  
ihm neugierig entgegentretende Tante um und um, und  
lies unter dem furchtbaren Geschrei: „der Elefant!  
der Elefant!“ unbefümmert um seine Herrschaft  
davon.

Während die beiden jungen Damen und der alte  
Bediente, der seinen Korb vor Schreck mitten in die  
Straße hingesezt, mit der Tante beschäftigt waren,  
hörten sie schon in der Nähe das Gebrüll dieses Thie-  
res, das seiner Herrin wüthend folgte, und in kurzem  
Trott auf sie zukam. „Heiliger Gott, wir sind verlor-  
ren!“ schrie die Alte, während die junge Wittwe bei-  
nahe ohnmächtig niedersank, und Auguste, ihre Freun-  
din, alle Fassung verloren hatte.

Der Elefant kam mit wildschwingendem Rüssel  
gerade auf sie zu; allein in diesem Augenblick fühlte  
sich Konstanze, die junge Wittwe, von zwei starken Ar-  
men umfaßt. Ein junger Mann, der selbst vor dem  
wüthenden Thiere floh, hatte sie ergriffen, war mit  
ihm über die Straße gesprungen, und rannte, da der  
Elefant nur noch wenige Schritte dicht hinter ihnen  
war, mit kräftigem Stoß die Thür eines Hauses ein,  
eilte mit seiner schönen Würde die Treppe hinauf, öffnete die  
Thür, trug sie in ein Zimmer, und setzte sie hier auf  
dem Sopha nieder. „Ich danke Ihnen,“ lispelte die  
halb Ohnmächtige. „Eilen Sie hinunter zu meiner  
Tante, zu meiner Freundin, retten Sie, wenn es noch  
Zeit ist!“ Der junge Mann warf einen bedeutenden  
Blick auf sie, und geborchte. Nach einigen Augenbli-  
cken traten die zitterne Tante und die bleiche Freundin  
herein, der Retter aber nicht mit ihnen. Zu gleicher  
Zeit erschien durch die entgegengesetzte Thür ein ande-  
rer junger Mann in sehr anständiger Morgenkleidung,  
entschuldigte sich wegen seiner Toilette, bat die Da-  
men Platz zu nehmen, und fragte, womit er ihnen die-  
nen könnte.

„Wir bitten um Verzeihung,“ nahm Konstanze das  
Mort, „Sie so früh zu belästigen. — Ein unglückli-  
cher Zufall — der wüthende Elefant — ein junger  
Mann, der die Hausthür sprengte, und mich herauf-  
trug — dies Alles, oder vielmehr der Zufall, ist die  
Ursache, daß wir uns hier befinden. Erlauben Sie nur,  
daß meine Tante sich einen Augenblick erholen darf,  
und wir werden Sie dann sogleich verlassen.“

Der junge Mann sagte einiges Verbindliche, bat,  
sich feinetwegen nicht zu geniren, sein Zimmer wie das  
ibrige zu betrachten, und verließ sie dann. Nach eini-  
ger Zeit kam ein sehr anständig gekleideter Bedienter

und präsentirte ihnen Kaffee und Chokolade, und die Damen mußten, um nicht unartig zu scheinen, statt jenseits der Boue, hier ein kleines Frühstück, ohne den Wirth, der nicht wieder erschien, zu sich nehmen.

Auguste erzählte nun, wie in dem Augenblicke, wo der unbekante Ritter sie gerettet, der Elefant schon ganz dicht bei ihnen gewesen, und sie ihren unvermeidlichen Tod vor Augen gesehen hatten, als er plötzlich des Korbes mit Liqueur, den Michel in der Angst auf die Straße gestellt, gewahrt, ihn mit seinem Rüssel erfaßt habe, und in diesem Augenblick von der Frau, welcher er wahrscheinlich angehöre, durch einen Hut Zucker und den Geruch einiger geöffneter Flaschen mit Rum weiter gelockt wäre — der junge Mann sey in diesem Augenblick wieder aus dem Hause zu ihnen gekommen, hätte ihre mit einer Pantomime die offene Thür dieses Hauses gezeigt, und mit kurzen Worten gesagt, daß sie eine Treppe hoch erwartet würden; dann sey er verschwunden.

Konstanze schüttelte bei dieser Erzählung den Kopf und wurde nachdenkend, die Tante aber erklärte, indem sie sich auf das Sopha warf, daß aus der unglücklichen Parthie nach petit Saconné nun nichts mehr werden könne, da sie viel zu angegriffen sey. Doch der immer zunehmende Lärm auf der Straße ließ ihr keine Ruhe, sie eilte an's Fenster, und sah nun, wie das herbei-strömende Volk nach der nahegelegenen Kaserne drang, als ob es sie stürmen wollte; sie zitterte vor Angst, ihre aufgeregte Phantasie malte ihr das Schrecklichste, doch schien sie Fassung zeigen zu wollen, und setzte sich nieder.

„Wahrlich,“ sagte sie, nachdem eine Tasse Chokolade die schlummernden Lebensgeister wieder aufgeregt hatte: „wahrlich! liebe Konstanze, wir kommen nicht nach Hause, wir müssen hier noch länger verweilen. Horch nur den furchtbaren Anlauf!“

„Ach Gott!“ sagte diese, statt zu antworten, das liebliche Köpfchen traurig hängen lassend: „wo mein armer Jako wohl seyn mag? In der Angst über den Elephanten ist er mir weggekommen.“

„Gott sey gedankt, daß der Schreibals fort ist,“ unterbrach die Alte ihre Klage. „Wenn mein Oberon, mein Hüon und meine kleine Nbezia zuweilen zu belen anfangen, so machte dieses unausstehliche Thier einen so schrecklichen Lärm, und ärgerte meine armen Hunde so sehr, daß ich ihn oft verwünscht habe.“

Auguste lächelte bei diesen Worten, Konstanze aber ließ es ruhig über ihren kleinen Liebling ergehen, und mochte auch jetzt wohl mehr an ihren Retter, als an den Papagei denken.

„Sonderbar!“ redete Auguste die Träumende an, während die Tante wieder an's Fenster getreten war, und auf den Pöbel, wie sie ihn nannte, ängstlich herab- absah: — „sonderbar, daß heute die Herren so galant, und doch so unfein gegen uns sind. Der eine rettet Dich, und verschwindet; der Andere, obgleich wir ihn aus seinem Morgenschlafe gestört, empfängt uns zwar sehr artig, verläßt uns jedoch, und statt seiner kommt Chokolade. Sind doch heut' zu Tag die jungen Männer ganz anders, als wie sie uns die Tante aus ihrer

glücklichen Rosenzeit schildert: brav und bieder, aber wahrlich nicht galant.“

„Je nun,“ erwiderte die Konstanze, und warf einen sonderbaren Blick auf ihre Freundin: „daß unser Wirth sich nicht wieder sehen läßt, mag in seiner Bescheidenheit liegen, und ich verdamme ihn deshalb nicht; er war nicht angekleidet.“

„Nun, so hatte er doch Zeit, es zu thun,“ unterbrach sie Auguste; „denn in dieser Zeit hätte er zehnmal Toilette machen können. Aber daß Dein Parté sich nicht einmal die Mühe gibt, seiner schönen Heleae in's Auge zu sehen, daß finde ich stark, und kann ihn deshalb zu den jungen Herren rechnen, deren man jetzt so Viele trifft, die sich wohl für eine Dame schlagen, wenn sie glauben, ihre eigene Ehre verlange es, die aber viel zu bequem sind, um ihr nur eine leere Tasse aus der Hand zu nehmen.“

„So scheint es mir auch,“ nahm die Tante das Wort. „Dein Retter, meine gute Konstanze, war unstreitig ein Mensch von schlechter Lebensart, und nicht ist es sehr lieb, daß er sich nicht wieder blicken läßt; denn statt Dankes wär' ich gezwungen, ihm Gottfisen zu sagen. Daß er keine Lebensart hat, bewies er schon, als er die Achtung gegen mich vergaß; daß mir unter Euch die meisten Egards gehören, konnte er auf den ersten Blick sehen, und doch ließ er mich ruhig stehen, kümmerte sich nicht um mich, und griff nach Dir. Ob mich der Elefant zertreten hätte, oder nicht, das schien ihm gleich. Rücksichtslos erfaßte er das erste Beste, was ihm in die Hand kam, und dachte nicht an das, was die Schicklichkeit und der Anstand gegen Damen meines Alters verlangen.“

„Gnädige Frau,“ unterbrach Auguste ihren Unmuth: „ich glaube, Sie thun dem guten Mann Unrecht. Er hat vielleicht gerade nach der gegriffen, welche ihm die Schicklichste, sie in seine Arme zu schließen, dünkte.“

„Ma chère!“ fuhr die Erzürnte auf: „Sie wissen, ich liebe das Vorlaute nicht, und auch Ihnen wär' es oft nützlich, wenn Sie noch in die Schule gingen, wo man Anstand und Achtung nicht sowohl für das Alter, sondern auch für einige Jahre ältere Personen lernt.“

„Tantchen!“ sagte Konstanze, mit ihrer freundlichen Gutmüthigkeit ihren Zorn abzulenken: „Sie sind heute recht grausam gegen mich. Meinem Retter wollen Sie nicht einmal Dank sagen, meinem armen verlorenen Jako wünschen Sie, daß ihn die Katzen fangen möchten, und meine Herzensfreundin wollen Sie von mir weg in die Schule schicken. Wodurch hab' ich das verdient?“

„Nun, nun, liebes Kind, Du weißt ja, ich mein' es nicht böse,“ erwiderte die Alte: „aber weißt auch, wie sehr ich an den Formen, und mit Recht hänge. Aller Glanz und Würde besteht nur in der Form“ — dies sagend warf sie sich in die Brust — „und sowohl Dein Retter, als das Papchen, Beide haben gefehlt; der Eine hat meine Würde übersehen, der Andere glaubt oft ungefragt, und schreit, wenn ich rede, oder meine kleine Lieblinge belien. — Aber mein Gott!“ unterbrach sie sich: „welch' ein fürchterlicher Lärm!“

Sie trat wieder an das Fenster, die Andern folgten. „Seht nur, Kinder!“ rief sie: — „immer mehr und mehr Menschen stürmen heran, es ist unmöglich, durchzukommen, hört nur das Geschrei! Ich glaube wahrlich, sie wollen die Kasernen stürmen, sie dringen mit Balken gegen das Thor, schaffen Bruchstangen und Mordwerkzeug herbei. — Ach, du großer Gott, da rücken sie mit Kanonen an! Vier ungeheure Stücke! Seht nur, sie fahren bald den Pöbel um und um. — Jetzt biegen sie mit zweien in die Seitengasse, die zwei andern fahren sie gegen den Thorweg auf. Großer Gott! wären wir doch nur aus diesem Hause, aus diesem unglücklichen Genf! Ich wollte gern meinen Seelsorger, diesen frommen Mann, vermissen, und mein Herz und meine Sünden vor dem trockenen Beichtiger auf Deinem Schlosse ausschütten, wäre ich nur von hier. Ach! halte mir das Niechfläschchen vor, lies bes Kind, und laß uns vom Fenster hinweg! Wenn der Kampf beginnt, so könnte uns eine Kugel treffen, und es wär' um uns geschehen!“

Sie führten jetzt die Zitternde auf das Sopha zurück, und bielten ihr das Niechfläschchen vor; aber auch dieser flüchtige Geist vermochte die gute Tante nicht zu stärken. „Hört Ihr?“ sagte sie, aufborschend: „hört Ihr, wie sie schon die Mauern einreißen? ach Gott! sie wiederholen heute den gottlosen Sturm auf die Bastille. Hört, das Geschrei und das Gebrülle! hört nur das Gerassel! sie werfen Steine auf die Dächer!“ — Mit gaspannter Aufmerksamkeit lauschte die Furchtsame, und auch Konstanze und Auguste schienen von ihr angesteckt, denn sie rückten ängstlich zusammen, und horchten auf jedes Geschrei, auf jeden Ton, der von der Straße zu ihnen hinaufdrang.

(Fortsetzung folgt.)

### Das sich fortpflanzende Geheimniß.

Einem alten Einwohner von Berlin — nicht gerade aus den niedrigsten Ständen — widersuhr vor etwa zwanzig Jahren ein Vertrauen besonderer Art. Er hatte einen Vetter in P—, dieser zwei erwachsene Töchter, und eine von diesen hatte — das arme Ding war zu bedauern — vom verbotenen Apfel der Liebe genascht, und sichtbar wurden schon die Folgen. Mit ihrem Liebhaber wollte sich der Vater, zufolge der Umstände, gar nicht bemengen; es ließ sich weder mit ihm und der Tochter vernünftigerweise eine Heirath knüpfen noch sonst von ihm sich eine angemessene Entschädigung hoffen. Alles lag jetzt dem Vater nur daran, das nicht mehr zu ändernde Unheil so viel als möglich geheim zu halten. Ihm fiel ein, daß er einen Vetter hätte, der ein gutmüthiger und gewandter Mann sey, und weil er in einer großen Stadt lebe, vielleicht im Stande wäre, bei jenem Zweck mit Rath und Mitteln an die Hand zu geben. Er schrieb daher an Herrn M—, offenbarte ihm, was auf seinem Herzen lag, und empfing von Letzterm die Antwort: er möchte seine Tochter nur ohne Weiteres zu ihm schicken. Herr M— versprach dabei, hebst seiner Gattin alles hier

Nöthige thun zu wollen. Der Tochter sollte eine kleine Wohnung in einer abgelegenen Gegend gemiethet, und treu gesorgt werden, daß es zu seiner Zeit ihr an dem nöthigen Beistand nicht fehle. Zu einer andern Zeit könne sie dann in die Heimath zurückgehen, und dort gesagt werden, sie habe Verwandte in B— besucht. Was sie dann in B— hinterlasse, würde man in gute Pflege austhun, und gehörig danach sehen. Hinzugesetzt ward noch, dies Alles wäre freilich nicht ohne Geldkosten abzumachen; doch wolle man dabei, so viel es nur anginge, auf Ersparung bedacht seyn. Der Vetter genehmigte diese Vorschläge sehr gern, sandte die Tochter, wie das nöthige Geld, und wurde bald darauf Großvater eines muntern Knaben, der in B. zurückblieb. Seine Mutter betrat wohlbehalten wieder ihre Vaterstadt, wo Niemand den Grund ihrer nun beendigten Reise ahnte, und wo sie, als sie zwei Jahre darauf Gelegenheit fand, sich zu verheirathen, nicht unterließ, am Hochzeitstage mit einem schönen grünen Jungfernkranz zu prangen. Für des Kleinen nächste Pflege, wie für seine spätere Erziehung sorgte Herr M—, und gewann mit der Zeit den gut gearteten Knaben so lieb, daß, obgleich aus P— Geld für ihn anlangte, Jener doch aus eignen Mitteln hinzutbat, um ja nichts bei seiner Ausbildung zu versäumen. Er zählt jetzt beinahe zwanzig Jahre, ist bei gewissen Handelsverrichtungen untergebracht, gerührt und beliebt. Weil er jedoch einen ihm beigelegten, nicht den elterlichen Namen führt, seine Abstammung ihm verschwiegen geblieben ist, seine Verwandten immer auch Herrn M— noch litten, ja nichts davon laut werden zu lassen, kann man ihn füglich einen geheimen Merisichen nennen. Aber das Geheimniß hat schon wieder einem Geheimniß sein Daseyn gegeben, wobei zu sagen wäre: Art läßt nicht von Art. Herr M—, stets noch um den jungen Mann besorgt, erfreute sich über sein Gedeihen, begriff hingegen vor einiger Zeit nicht, wozu er doch so viel Geld brauche. Es klärte sich indeß auf, daß er in dem Hause, wo er lebt, auch von einem verbotenen Apfel der Liebe genascht, und alles nur aufzubringende Geld darauf gewandt hatte, die Theilnehmerin, ein Cousinchen der Wirthsleute, auch für einige Zeit unsichtbar werden zu lassen. Und der Geheime besorgt nun wieder, daß man im Stillen und Verborgnen ein Knäblein erzieht. Bei seinen dabei erlassenen Briefen ist er ein wirklicher Geheimer Sekretair oder Geheimschreiber. —

### A n e k d o t e.

Die Gräfin Bregis stand viele Jahre in dem Ruf, die schönste Dame des Hofes zu seyn. Als nun die Königin Christine nach Paris kam, erstaunte sie, eine Frau, die der Ruf schon so viele Jahre nannte, noch in voller Anmuth und Jugenblütthe zu finden. Die Königin war so dreist, nach dem Alter der Gräfin zu fragen. „Madam,“ erwiderte diese kalt, „in Frankreich sind wir nie älter als wir aussehen.“

# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 17. Mai 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 20.

Der Papagei.

Erzählung von H. v. Tromlig.

(Fortsetzung.)

Pfötzlich theilte der dumpfe Knall eines Geschützes die Luft — „Victoire! Victoire!“ schallte es von allen Seiten. Man hörte das Thor der Kaserne prasseln, es niederreißen, und unter stetem Siegesruf das Volk hineinkürzen.

„Gerechter Gott!“ betete die Alte in ihrer Todesangst, „warum läßt du das über mich ergehen? Bin ich nicht fromm und andächtig gewesen in Worten, wenn auch nicht in Werken? Habe ich nicht meinen Beichtiger für deinen Gesandten, und seine Worte für das wahre Evangelium gehalten? Ach, war es nicht genug, daß ich in meiner Jugend den Schreckenstag der Bastille erleben mußte, der alle Adelsdiplome zerriß, die auf den festesten Felsen gebauten Schlösser zerstörte, und die Gottesfurcht von der Erde verbannte? Muß ich auch das noch erleben? Kinder!“ sagte sie, auf ihre Kniee sinkend: „laßt uns beten! Laßt uns zum Herrn unser Herz erheben, daß er uns Stärkung gebe in unserer Todesstunde, daß er uns statt des wüthenden Elephanthen das Lämmlein sende, uns aus diesem Gomorra zu leiten! Kinder, so betet doch!“

Aber die Neugierigen waren an das Fenster getreten, sahen dem wilden Getümmel zu, hörten nicht auf der Tante mystische Worte, und bemerkten nicht, daß die Thür sich öffnete, und ihr ungalanter Wirth mit dem Ruf: „Er ist todt!“ hereintrat.

„Todt?“ schrie die Tante, aufspringend, während die Damen sich vom Fenster wandten. „Der König todt?“

„Ja, meine Gnädigste. Der Mächtige sank von einer Kanonenkugel getroffen. Wollen Sie ihn nicht sehen? Vielleicht, wenn das Volk, das jubelnd um ihn steht, sich verlaufen hat?“

„Ich, mein Herr?“ fragte die Dame erschrocken zurücktretend: — „Ich soll dem schrecklichem Schauspiel betwohnen, soll mich unter dem wüthenden Pöbel drängen, um zu sehen, wie ein Fürst, seinen Mörder zum

Hohn, in seinem Blute liegt? soll das grausame Gemetzel des wüthenden Pöbels mir ansehen?“

„Sie sind sehr gefühlvoll, meine Gnädige,“ begann der junge Mann, sich gegen die herzutretenden Damen verneigend. „Sie haben sehr viel Mitleid, und das macht Ihrem Herzen Ehre. Auch mich hat der arme Elefant gedauert.“

„Der Elefant?“ fragte die Dame verwundert.

„Ja, meine Verehrte,“ fuhr der junge Mann, etwas ungeduldig werdend, fort und es schien nun, als wüßte er das Gespräch mit ihr abzubrechen. „Der Elefant, der schon seit mehreren Wochen, wie Sie wissen werden, hier zu sehen war, sollte heute abgeführt werden; auf der Rhonebrücke wird der sonst so zahme wild, faßt seinen Wärter mit dem Rüssel, schleudert ihn zu Boden, wendet um, und trabt der Stadt zu. Nur durch die Geistesgegenwart der Madame Garnier, seiner Führerin, die mit herbeigeschafftem Zucker und Branntwein ihn von Ihnen, meine Damen, ab, und in den Kasernenhof lockt, wird er eingesperrt, und nach dem vergeblichen Versuch, ihn mit Gift zu tödten, wird, während er sich das Vergnügen macht, die im Hof aufgeschichteten Bomben und Kanonenkugeln auf das Dach des nahe stehenden Schoppens zu schleudern, ein Loch in die Mauer gebrochen, und er durch einen Kanonenschuß getödtet.“

„So?“ sagte die Dame, über das Mißverständnis erröthend — doch dieses Erröthen drang nicht durch den Purpur ihrer Wangen: „so hab' ich mich geirrt, und meine Besorgniß war unnöthig. Jetzt aber bitt' ich Sie, die Güte zu haben, nach unserer Wohnung, Rue St. Madelaine, Nr. 18. zu schicken.“

„Wen hab' ich die Ehre bei mir zu sehen?“ unterbrach sie der junge Mann.

„Die Baronesse von Feuerbach.“

„Und diese jungen Damen?“ fragte der kecke Wirth weiter.

„Dies ist Lady Morton, meine Nichte,“ erwiderte sie gravitatisch, und betonte jedes Wort. „Diese,“ sprach sie, den Ton fallen lassend: „Fräulein von Adlerfeld. Darf ich nun bitten,“ fuhr sie fort, nachdem der junge Mann den Damen ein verbindliches Kompliment ge-

macht hatte: „mir auch Ihren Namen zu sagen, mein Herr?“

„Ich heiße Schröder, bin aus Straßburg, und wegen Handelsgeschäften hier.“

„So!“ sagte die Tante, und nun schien sie ihre Worte nicht mehr abzuwägen. „Schicken Sie hin, und lassen Sie meinen Bedienten rufen, damit wir Jemand haben, der uns durch das Gewühl der Menschen nach Hause begleitet; überdies geh' ich nie ohne Bedienten auf der Straße.“

„Wenn Sie erlauben, sagte der junge Mann verbindlich: „so werde ich die Ehre haben.“

„Inkommodiren Sie sich nicht, Herr Schröder,“ unterbrach ihn die Dame, auf die letzten Worte einen scharfen Accent legend.

„Wie Sie befehlen, meine Gnädigste,“ erwiderte er lächelnd. „Doch hab' ich nicht nöthig, deshalb nach Ihrer Wohnung zu schicken. Seit den zwei Stunden, daß ich das Glück habe, Sie in meinem Zimmer zu wissen, steht ein alter Bedienter, steif, wie die hiesige Bürgergarde, an der Thür, und weder meine, noch meines Bedienten Aufforderung, seinen Posten zu verlassen, und zum Frühstück zu kommen, hat ihn nur einen Schritt weit entfernen können.“

„D, daran erkenn' ich meinen Michel!“ rief die Tante zufrieden. Sie öffnete die Thür, und sah mit Wohlgefallen den alten devoten Diener immer noch dastehen der, den Rücken beugend, ihre Befehle erwartete.

Während sie ihn seiner treuen Dienste wegen lobte hatte sich der junge Straßburger Kaufmann mit den Damen in ein Gespräch eingelassen, wobei er zufriedener zu seyn schien, als bei der Unterredung mit der Tante, die nicht wenig erschrad, als ihre Richte beim Weggehen den höflichen Mann bat, sie in ihrer Wohnung zu besuchen.

Dies war der guten Frau stark gegen die Formen und den Anstand gefehlt; aber noch mehr kam sie außer sich, als sie, kaum einige Minuten auf der Straße, Maria, Konstanzens Kammerjose, auf ihre Dame zustiegen, ihr um den Hals fallen sah, und unter dem fröhlichen Ausruf: „Gott sey gelobt, daß ich Sie wiederfinde! Was hab ich für Angst um Sie ausgestanden!“ sie umarmte. — Sie schwieg. — Auf der Straße durfte sie ihrem Herzen nicht Luft machen.

„Das war ein deplorable Tag, Michel!“ sagte die arme Frau, nachdem sie zu Hause ihre Hunde geliebkoset, und ihren Mantel abgelegt hatte. „Ist uns doch auf dem kurzen Wege bis nach der Rheonbrücke nur Plumpeß und Unschickliches begegnet. Erst der Elephant, dann Mosje Jean, der Windbeutel, gleich darauf ein junger ungeschliffener Mensch, der gar nicht that, als ob ich in der Welt wäre. Späterhin ein eben nicht polirter Kaufmannsdiener, und am Ende gar eine Gurli von Kammerjungfer, die ihres Lärrens wegen, sich einbildet, Gott habe sie ihrer Herrschaft gleich geschaffen. Er allein, Michel, hat mir Freude und meiner vierzigjährigen Jucht Ehre gemacht führ' er dafür auch zur Recreation die lieben Thierchen ein wenig promeniren; er sieht, wie ich treue

Dienste zu schätzen weiß.“ — Michel ging mit den Hunden, doch schien er eben nicht sehr von seiner Belohnung erbaut.

2.

Am Nachmittag saßen die beiden Freundinnen nachdenkend auf ihrem Zimmer. Beiden schien heute, außer dem Elephanten, noch etwas Sonderbares begegnet zu seyn, denn die muntere Auguste war still, und die beitere, Alles sonst von der leichten Seite auffassende Konstanze nachdenkend. Doch trotz diesem Ernste konnten Beide nicht unterlassen, sich gegenseitig zu necken.

Die Wittwe meinte, der Kaufmann aus Straßburg müsse in seine Chokolade, aber nur in die Tasse, welche Auguste bekommen, einige Tropfen von einem Liebes- tranke geträufelt haben, denn sie könne nicht läugnen, daß ihre sonst so vorsichtige Freundin wohl ein wenig schneller, als die strenge Sitte es erlaubte, von der Liebe überwunden worden wäre; daß von diesem Tranke nichts in ihre Tasse gekommen, dafür wolle sie stehen, aber auch einen Eid ablegen, daß der Tante kein Tröpfchen davon zu Theil geworden sey. Auguste versuchte, sich zu entschuldigen, und da sie dies nicht so ganz vermochte, suchte sie wenigstens den Pfeil zurückzusenden, und meinte, der unsichtbare Retter müsse sie etwas fest an sein Herz gedrückt haben, denn sie habe gar zu besorglich nach ihm gefragt, und schiene ihn noch jetzt zu vermissen, und sich mit ihm zu beschäftigen.

„Wie Du doch gleich Alles übel deutest!“ unterbrach sie Konstanze. „Was mich traurig macht, und was ich vermissen, ist nur mein Papagei. Du weißt, wie viel Freude mir das liebe Thier machte, wie gelehrig er war. Ich brauchte ihm nur einige Mal einen Namen oder sonst Etwas vorzusprechen, gleich konnte er mir es nachplaudern.“

„Nun, da möcht' ich fast mit der Tante sagen: Es ist gut, daß er weg ist, denn was würdest Du erst verdrießlich seyn, ihm einen gewissen Namen nicht vorsagen zu können.“

So neckten sich die beiden Freundinnen gegenseitig und Beide mochten wohl Ursache haben, als der flüchtige Jean, dem die Tante wegen dieses Morgens fast übler gespielt hätte, als der Elephant selbst, die Unterredung störte, und Herrn Schröder aus Straßburg anmeldete, welcher die Ehre zu haben wünsche, den Damen seine Aufwartung zu machen.

„Er wird wir willkommen seyn,“ sagte Konstanze, und lächelte, als sie Augustens Erröthen bemerkte. „Sag' er auch der Tante,“ rief sie dem Bedienten nach: „daß Gesellschaft gekommen sey. — Nun, nur Muth, Glückliche!“ wandte sie sich zu ihrer Freundin. „Muth, edle Dame! deren Ritter naht!“ Auguste schien empfindlich, drohte eben mit dem Finger, als sich auf der einen Seite die Thür öffnete, und Herr Schröder, von der andern Seite aber die Tante eintrat. Sie warf, während der junge Mann sich verneigte, einen zornigen Blick auf ihre Richte, erwiderte seine Verbeugung, die doch nur den jungen Damen

galt, wandte sich dann schnell, und entfernte sich wieder.

Natürlich, daß das Gespräch sich bald auf die Begebenheiten des Morgens lenkte, wobei die Damen nochmals den jungen Mann um Verzeihung baten, daß sie ihn beunruhigt, und er das Gegentheil versicherte und behauptete, noch nie so angenehm überrascht worden zu seyn. Die Unterhaltung drehte sich um Artigkeiten und den Elephanten der Madame Garnier. Man belachte das Victoire, Victoire! der Konstabler, welches sie im Siegestaumel gerufen, und das ihnen vom Volk im wilden Chor nachgebrüllt ward, und spöttelte über das Protokoll, man welches über diese ganze Sache gerichtlich aufgenommen hatte.

Bei dieser Gelegenheit kam auch das Gespräch auf den jungen Mann, welcher Konstanzen so großmüthig gerettet, und sich so stolz bescheiden zurückgezogen hatte. Sie bat Herrn Schröder, sich alle mögliche Mühe zu geben, ihn auszuforschen, da es ihr drückend sey, ohne ihm für solchen Dienst gedankt zu haben, Genf vielleicht verlassen zu müssen. Sie sagte dies ganz unbesangen, aber doch, ohne die Wärme, welche sie bei der Erinnerung an ihn empfinden mußte, verbergen zu wollen, und zeigte offen die dankbare Rührung für ihren Retter. Dann bat sie ihn noch, sich wegen ihres Papagei's Mühe zu geben, und seinen Verlust in die Affichen setzen zu lassen. Sie beschrieb ihn genau, und bemerkte, daß man ihn besonders an seiner Gelehrigkeit und daran erkennen könne, daß er bei dem Namen Jako stets mit dem Kopf eine nickende Bewegung mache. Herr Schröder versprach, sein Möglichstes zu thun, war überdies noch sehr unerkaltend, machte sich über den Mysticismus, der jetzt in Genf sein Hauptquartier aufgeschlagen zu haben scheine, lustig, und so verging ein Stündchen nach dem andern, bis der Fremde sich empfahl.

„Bin ich nicht ein gutmüthiges Kind?“ sagte Konstanze: „Gebe aus Gefälligkeit für Dich, durch meine Aufträge Deinem Ritter Gelegenheit, morgen schon wiederzukommen.“

„Wenn Dir die Aufträge nur nicht selbst so sehr am Herzen lägen,“ erwiderte Auguste.

„Liebe Freundin,“ sagte Konstanze ernst: „statt zu witzeln, glaub' ich, thun wir besser, unsere Herzen auch hier, wie sonst, gegenseitig aufzuschließen. Dir mißfällt der junge Kaufmann aus Straßburg nicht, und Du scheinst ihm zu gefallen. Auf mich hat der Mann, welcher mich rettete, einen mir selbst unerklärbaren Eindruck gemacht. Ich weiß nicht, wie ich Dir meine Empfindungen beschreiben soll; Dankbarkeit ist es nicht, wenigstens nicht allein, warum ich mich für ihn interessire. Liebe — Du weißt — war mir bis jetzt fremd. Auf Bitten meiner verstorbenen Mutter, der meine Erziehung und Erhaltung so schwer wurde, heirathete ich Lord Morton, und wenn mich auch sein edles Gemüth zur Achtung zwang, so konnten mir doch weder sein Aeußeres, noch seine Sonderbarkeiten Liebe einflößen. Während der kurzen Jahre seines Lebens hielt ich es für Pflicht, auch nicht den leisesten Eindruck in mir aufzunehmen, und seit dem Jahre seines Todes war

ich immer auf meiner Hut, denn ich wußte wohl, daß man sich nach dem Entbehrten so unaussprechlich sehnt, und eine Wittwe, deren glänzende Verhältnisse eine Menge Anbeter um sie versammeln, sich oft übereilt, um an der Hand der Liebe, wie sie wähnt, eine Verbindung zu knüpfen, da sie doch nur an der Hand des Eigennuzes an den Altar tritt. Und doch kann ich Dir nicht sagen, welch sonderbares Gefühl mich ergriff, als er mich die Treppen hinauf in das Zimmer trug, mich dort auf das Kanapee setzte, einen Augenblick, ja wahrlich, nur einen kurzen Augenblick, mit seinen schwermüthigen Augen mich ansah, und auf meine Bitte, Euch zu Hülfe zu eilen, sich schnell entfernte. Es lag etwas in dem Ausdruck dieses Mannes, das Ehrfurcht und zugleich Mitleid in mir erweckte. Irr' ich nicht, so ist er ein Unglücklicher. — Gott!“ rief sie dann aufgeregt: „vielleicht ist er in Noth, und mir würde es so leicht, ihm zu helfen; vielleicht ist es Einer jener Unglücklichen, die mit Muth ihr Schicksal ertragen, aber zu stolz sind, sich irgend Jemand anzuvertrauen.“

„Du kannst Recht haben, Konstanze,“ unterbrach sie Auguste. „Nach Deiner Beschreibung bin ich selbst neugierig, den Mann zu sehen, welcher, nachdem er Dich in seinen Armen hielt, und in Deine Augen, wenn auch nur auf kurze Augenblicke, sah, sich, ohne den Dank von Deinen wunderlieblichen Lippen zu vernehmen, entfernte. Entweder ist er ein Narr, oder ein sehr edler Mann.“

„Laß mich lieber das Letzte glauben,“ sagte Konstanze gerührt. „In meinem Herzen spricht Alles für ihn.“

„Ich deklarire ihn für einen Narren,“ unterbrach die Tante, welche unbemerkt herein geschlichen war, das Gespräch; sie glaubte, das eben Gesagte betreffe den Straßburger Kaufmann. „Fast sollt' ich meinen, er hätte Euch angesteckt, denn wahrlich, durch eine solche Begebenheit so ganz aus dem Gleichgewicht zu fallen, und so wenig die Dehors und die Formen zu beobachten, daß man mit einem jungen Manne, den man nur einmal gesehen, und der überdies nicht von Adel ist, ohne die Tante den Nachmittag und den ganzen Abend zubringt, ist unerhört, und ich kann es nicht verantworten.“

„Gute Tante,“ sagte Konstanze freundlich, aber doch in einem Tone, der ihr Uebergewicht fühlen ließ: „Sie wissen, daß ich seit dem Augenblicke, wo ich meine gute Mutter verließ, und ich mir selbst überlassen war, immer so gehandelt habe, wie ich es vor mir selbst verantworten konnte, und das hat mir bis jetzt genügt. Beruhigen Sie sich deshalb, Sie kennen den Vertrag, den wir Beide damals mündlich abschlossen, als Sie die Güte hatten, zu mir zu ziehen. Sie übernahmen vor der Welt die Stelle meiner verstorbenen Mutter, und schützten mich durch Ihren Stand und Ihre Würde vor Verläumdung; ich richte mich dagegen mit Freunden nach Ihren kleinen Launen, und — werden Sie nicht böse Tanten, — bleibe Herr meines Willens, und bin so eitel und eigen Sinnig, mich von Niemand gern zurechtweisen zu lassen, als von dem Richter in mir, von meinem stilllich weiblichen Gefühle.“

Aber lassen wir das!“ Sie ergriff die Hand der Tante, und küßte sie. Diese, klug und gutmüthig genug, um nicht die Empfindliche zu spielen, berührte die Sache nicht weiter, und trieb ihre Bereitwilligkeit zum Frieden selbst so weit, daß sie Jakó's freundlich erwähnte, und seinen Verlust bedauerte.

(Fortsetzung folgt.)

### Gasparoni, der Bandit.

(Mittheilung eines Engländers aus Rom.)

Da die römische Regierung bis jetzt die Geschichte dieses Bösewichts geheim gehalten, so ist dem Publikum auch nichts davon bekannt geworden. Der Erzähler verdankt die Nachrichten darüber einem Freunde, der zu den Wenigen gehörte, die den Verbrecher öfter in seiner Zelle sahen und sprachen. Dem Neufsern nach schien er gegen 40 Jahr alt, doch soll er bedeutend jünger seyn. Er ist mittler Größe und schlank gebaut. Sein Kostüm war anfangs sehr pittoresk und auffallend. Das Haar ließ er so lang wachsen, daß es bis an die Hüften reichte. Dann band er es mit rothen Bändern auf; sein Nacken und Schnurrbart waren ungeheuer. Auf dem Kopfe trug er einen hohen, spitzen Hut, in Form eines Huckerhuts, mit Bändern von verschiedenen Farben, Madonnen- und Heiligenbildern reichlich verziert. Ferner trug er eine, mit Metall-Kreuzen decorirte Sammtjacke, eine rothe Weste mit großen silbernen Knöpfen, kurze Beinkleider und eine Art Halbmantel, der an der einen Seite befestigt war. Nach der Sitte aller Banditen fehlte auch der breite, rothe Gürtel nicht. Silberne Schnallen, fast ein Pfund an Gewicht, schmückten Fuß und Knie. Diesen sonderbaren Anzug mußte er später ablegen; das Haar ward ihm abgeschnitten und er mußte sich wöchentlich wenigstens einmal rasiren lassen, so daß sein furchtbares Aeußere, weshalb er früher berühmt war, ganz verschwunden ist. Er war nicht gefesselt, sondern in einer neun Fuß langen und eben so breiten Zelle eingesperrt, und von zwei Soldaten bewacht. Wenn man ihm das Essen brachte, oder wenn ihn der Gouverneur und sein Beichtvater besuchten, mußte er sich auf eine Matraxe legen, und durfte weder Hand noch Fuß rühren, sonst war er in Gefahr, von dem Soldaten, der ihm mit geladenem Gewehre gegenüber stand, erschossen zu werden. Des Morgens hatte er die Erlaubniß, eine Stunde in der, an seiner Zelle befindlichen Gallerie herum zu gehen. Da er weder lesen noch schreiben kann, so war Tabakrauchen sein einziger Zeitvertreib. Sein Bruder, Theilnehmer seiner Verbrechen, sitzt in derselben Festung, doch genießt er etwas mehr Freiheit. Im Neufsern gleichen sich die Brüder gar nicht. Der letztere ist viel größer, ungefähr 6 Fuß 3 Zoll, und dabei sehr wohlproportionirt. Jacovacci, Lieutenant des Gasparoni, nebst noch 70 — 80 von seiner Bande, die sich ergaben, als sie ihren Anführer gefangen sahen, sitzen gleichfalls in Civitavecchia. Von diesen Verbrechern sind die meisten

noch Jünglinge von 15 — 20 Jahr, die durch das lange Einsperren sehr elend und abgemagert, und von denen auch viele in den letzten drei Jahren gestorben sind. — Antonio Gasparoni beging 143 Morde, von denen er 105 eingestanden, und außerdem noch unzählige Räubereien. Er ist im Jahre 1796 zu Sonnini geboren. Sein Vater war Viehhändler, und dieses Geschäft trieb der Sohn auch, bis 1812. Das erste Verbrechen, was dieser schreckliche Mensch schon in seinem 16. Lebensjahre ausübte, war die Ermordung seines Beichtvaters, der ihm die Absolution verweigerte, weil er einige gestohlene Sachen nicht wieder herausgeben wollte. Nach dieser schrecklichen That floh er sogleich in die Gebirge, wo er sich, als er erfuhr, man habe einen ansehnlichen Preis auf seinen Kopf gesetzt, mit einigen Banditen, die in jener Gegend hausten, verbündete. In seinem 18. Jahr ward er, nach einem blutigen Gefecht mit der Polizei, in welchem er gegen 20 Menschen tödtete oder verwundete, von der Bande zum Anführer erwählt. Jetzt dachte er daran, seine Gesellschaft zu vermehren, und dies gelang ihm vollkommen. Sein Ruf, der in der ganzen Gegend erscholl, und die Vortheile, die ein geschlossenes Leben gewährte, führten ihm bald gegen 200 Mitglieder zu. Ihre genaue Kenntniß aller Schlupfwinkel der Wälder und Gebirge machte es fast unmöglich, sie auszurotten. Unter die kühnsten Thaten, die sie vollbrachten, ehe ihre Bande so zahlreich war, verdient die Erstürmung eines Nonnenklosters gerechnet zu werden. Sie führten am hellen Mittag 34 junge Mädchen, die zur Erziehung im Kloster waren und von denen sie erfahren hatten, daß es die reichsten wären, und also ein gutes Lösegeld zu erwarten sey, mit sich in die Gebirge, wo sie (zur Ehre ihrer Wächter sey es gesagt) mit der Achtung und Aufmerksamkeit behandelt wurden, die ihre Lage und Sicherheit erforderte. Das Lösegeld war verschieden, von 200 bis 1000 Dollars; und dieser furchtbare Mensch war dreist genug, das Geld persönlich einzukassiren. Niemand wagte es, aus Furcht vor den Folgen, ihn fest zu halten.

(Schluß folgt.)

### Bestrafte Brandstiftung.

Zu Ennis in der Grafschaft Clare ist ein sehr angesehenener Mann, Namens Comyn, früher Magistratsperson mehrerer irländischen Grafschaften, hingerichtet worden, weil er sein Haus in Brand gesteckt hatte. Alle Bemühungen, sein Leben zu retten, waren vergebens. Nach der Hinrichtung wurde der Leichnam in einen eleganten Sarg gelegt, und in einem Leichenwagen, dem mehrere Kutschen und mehr als 5000 Menschen folgten, nach der Familiengruft gebracht. Da Herr Comyn ein sehr geachteter Mann war, so hatten die Einwohner von Ennis, während der Leichenzug durch ihre Straßen fuhr, Läden und Fenster geschlossen. Solche Ehren werden einem am Galgen Gestorbenen selten zu Theil.



# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 24. Mai 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 21.

### Der Papagei.

(Fortsetzung.)

Des andern Tages versäumte Herr Schröder nicht, zur nämlichen Zeit seine Aufwartung zu machen; aber die Nachrichten, welche er brachte, waren nicht befriedigend. Obgleich er ein Kaffeehaus nach dem andern besuchte, wo natürlich nichts, als von der Geschichte des Elephanten gesprochen wurde, hatte er doch von dem jungen Manne und der Rettung der schönen Dame nichts vernommen, und nach der Beschreibung, welche sie ihm von ihrem Retter gemacht, war auch nicht zu hoffen, daß er sich seines Abenteuers öffentlich rühmen werde. Auch von dem guten Papagei war bis jetzt in dem Comptoir der Affischen noch keine Nachricht eingegangen.

Die Gegenwart der Tante, welche, nach der gestern erhaltenen Weisung, heute nicht auf ihrem Zimmer geblieben, sondern Theil an der Gesellschaft genommen hatte, schien dem jungen Manne seinen Aufenthalt etwas unbehaglich zu machen; denn obgleich er bald die Schwäche der guten Frau entdeckte, und nicht unterlassen hatte, sich mit besonderer Höflichkeit gegen sie zu benehmen, so konnte sie es doch nicht über sich gewinnen, ihm ohne Annäherung und Stolz zu begegnen, und er empfahl sich heute früher, als es wahrscheinlich seine Absicht gewesen war.

Aber am andern Morgen war er schon in aller Frühe wieder da, und verkündete mit großer Freude, daß der Papagei wieder gefunden sey, und er wahrscheinlich durch ihn auch den verborgenen Retter entdecken würde. Es hatte nämlich in den heutigen Affischen, als Antwort auf die Aufforderung wegen des Verlorenen, gestanden, daß der beschriebene Papagei aufgefangen, und bei der Polizeibehörde um drei Uhr des Nachmittags abzuholen sey. Der Kaufmann versprach nun, sich vor drei Uhr dort einzustellen, um den Ueberbringer genau zu beobachten.

Er hielt Wort. Schon nach zwei Uhr machte er sich auf dem Bureau der Polizei einen Bewerb, wo er auch kurz darauf einen jungen Mann mit einem Papagei, in welchem er sogleich den Unbekannten er-

kennen mußte, eintreten sah. Sein großes schwermüthiges Auge, der ernste düstre Blick, mit welchem er den zahmen Vogel, nachdem er ihn noch einmal geliebkos't, übergab, ließ ihn nicht einen Augenblick zweifeln, daß es der Rechte sey. Er folgte ihm, und redete ihn auf dem Platz St. Antoine, wo er ihn einholte, an.

„Mein Herr,“ sagte er: „Sie waren so glücklich, einen Papagei zu fangen, der schönen Händen entflohen ist. „Kennen Sie die Dame, welcher er angehört?“

„Nein!“ erwiderte der Fremde.

„Und wären auch nicht neugierig, sie kennen zu lernen?“

„Nein!“ sagte der Wortfarge.

„Wissen Sie, daß es dieselbe Dame ist, welche Sie vor dem Elephanten retteten?“ fuhr der Kaufmann fort.

„Wahrscheinlich hat der letzte Dienst mehr Werth für sie, als der erste,“ sagte der Fremde bitter.

„Die Dame ist Lady Morton, Wittwe —“

„Das thut mir leid,“ unterbrach er den Gesprächigen.

„Und weshalb?“ fragte dieser.

„Weil ich die Engländer hasse. Ich empfehle mich! Dies sagend, bog er in eine Seitengasse. Schröder folgte ihm; der Fremde trat in ein Haus; auch hierher begleitete ihn der Kaufmann.

„Mein Herr!“ wandte sich der junge Mann plötzlich mit finstern Blicke nach ihm: „Sie scheinen mein Schatten seyn wollen, das beginnt mir lästig zu werden, und ich muß Sie ersuchen, mich zu verlassen; führte Sie aber der Zufall mit mir gleichen Weg, so bitte ich um Entschuldigung.“

Dies Alles hatte er zwar höflich, jedoch in so bestimmtem, abschreckenden Tone gesagt, daß Schröder, Unannehmlichkeiten zu vermeiden, es für rätlich hielt, seine ferneren Nachforschungen für jetzt einzustellen. Wußte er doch nun Straße und Hausnummer.

Nach einiger Zeit kehrte er in das nämliche Haus zurück, erkundigte sich bei dem Eigenthümer nach dem jungen Manne, war aber nicht wenig erstaunt, als

kein Solcher sich unter den Hausbewohnern befand, auch Keiner von diesen ihn kennen wollte.

Mit dieser eben nicht tröstlichen Nachricht kam er am Abend zu Lady Morton, und berichtete, was ihm begegnet war.

4.

Der wieder auf Konstanzens weißem Arm sitzende Jaso war heute, trotz seinem zuthulichen Schmeicheln nicht im Stand, seine Gebieterin aufzuheitern; und selbst der Jose lebendiges Wesen war: mehr lästig, als aufmunternd. Auguste, ganz mit sich und ihrem Herzen beschäftigt, schwebte zwischen Hoffen und Furcht, und nahm weniger Theil an der Stimmung ihrer Freundin, als sie wohl sonst zu thun pflegte und Konstanze selbst saß sinnend, die Sticerei in der Hand auf dem Sopha. Alles vereinte sich aber auch, ihr Gemüth zu beunruhigen und sie zu spannen. Ihr Retter mußte ihr werth seyn, theurer noch, da es ein schöner Mann war. — Sein Verschwinden, dieser Stolz oder dieser Gleichmuth war ihr, da die Männer sie bisher nur, wie die zudringlichen Motten das Licht, umflattert hatten, an einem Manne neu, und eben deshalb desto interessanter; selbst wenn es Geringschätzung gewesen wäre, so machte dies ihre Eitelkeit rege, und forderte sie zum Kampfe auf. Sein Benehmen gegen den Straßburger Kaufmann schien ihr so männlich, so kraftvoll, das Entziehen jedes Dankes so edel, ihre Phantasie fand in diesem Allen einen so weiten Spielraum, und dieser Mann stand dem so oft geträumten Ideale so nahe, daß der Gedanke an ihn ihre ganze Seele erfüllte.

Aber mehr, als Alles dies, mehr, als die Bilder einer aufgeregten, bis jetzt unterdrückten Phantasie, beschäftigte und betrübte sie der Gedanke: Es ist ein Unglücklicher, und vielleicht könntest du ihm helfen, ihn retten. Des Mannes abschreckende Gleichgültigkeit, welche doch nicht in jenem Blicke lag, mit dem er sie auf dem Sopha angesehen, ließ sie glauben, er müsse mit der Welt zerfallen, müsse der Verzweiflung nahe seyn, und außer Herrn Schröder, der sich täglich einstellte, und meist unwichtige Nachrichten brachte, wurde noch Marie, und selbst Jean, Erkundigungen einzuziehen, beauftragt. Letzterer ergriff vielleicht die besten Mittel: er wandte sich zuerst an die Polizei; aber auch sie, sonst ziemlich aufmerksam, konnte ihm keine Auskunft über den Mann geben, welcher den Papagei gebracht; dann versuchte es Jean auf andern Wege, er führte alle Lohnbedienten nach der Reihe in's Wirthshaus, und hoffte durch eine Flasche Neuschatteler ihre ohnehin geläufige Zunge noch mehr zu lösen.

Hier traf er endlich, nach manchem vergeblichen Versuche, einen armen Schlucker, dessen Aussage ziemlich auf den Unsichtbaren anzuwenden war. In einem der unbedeutendsten Gasthöfe, so berichtete ihm dieser, hatte ein junger Deutscher in einem Hinterstübchen still und sehr ökonomisch mehrere Wochen gewohnt. Eines Tages sey er mit einem Papagei nach Hause gekommen, der immer Konstanze gerufen, und mit dem sich der junge, sonst so stille Mann den ganzen Tag beschäftigt habe. Am dritten Tage sey er mit

dem Papagei wieder ausgegangen, ohne ihn zurückgekehrt, den andern Morgen abgereist und, so viel er vermuthen könne, dem Chamounythal zugewandert.

Dies ließ nun keinen Zweifel mehr übrig, daß der Verborgene aufgefunden, aber auch wieder verschwunden sey, und Konstanze fand in diesem Berichte ihre Vermuthung bestätigt, daß der junge Mann ein Unglücklicher sey, der ihrer Hülfe bedürfe. Doch war sie offen genug, ihre Theilnahme nicht ganz auf Rechnung des Mitleids zu setzen, sondern der Neigung auch ihr Antheil zu lassen. Uebrigens verwickelte sich die Sache zu schön, sie war zu romantisch, und gab den Schwingen der Phantasie zu viel Freiheit, um nicht auch das Herz zu beschäftigen; selbst Augustens immer inniger werdendes Verhältniß mit dem jungen Kaufmann regte die Sehnsucht in Konstanzen auf, und zum ersten Male fühlte die junge Wittwe eine gewisse Unruhe und Unbehaglichkeit, die ihr bisher fremd geblieben war.

Nach manchem ernstem Kampfe, nach manchem Ueberlegen mit Augusten, wurde Jean, ohne jedoch in das Geheimniß gezogen zu seyn, nach dem Chamounythal geschickt, den Verlorenen unter dem Vorwand aufzusuchen, die Schuld des Dankes an ihn abtragen zu müssen.

Bis zu dessen Rückkehr ging Alles in Genf den gewohnten Gang. Immer enger schloß sich das Band Augustens und des jungen Straßburger's, immer nachdenkender und ernster gestimmt wurde Konstanze, und die Tante blieb gleich feindselig gegen den Nichtadeligen gesinnt, der anfangs Alles gethan hatte, die Gunst der alten Dame zu gewinnen; da es ihm aber nicht im Mindesten gelingen wollte, und er das untergeordnete Verhältniß, in welchem eigentlich die gute Dame in dem Hause ihrer Nichte stand, kennen lernte, kümmerte er sich wenig mehr um sie, und war mit der Gewißheit zufrieden, Augustens Herz gewonnen und die Ueberzeugung erlangt zu haben, daß die junge Lady seinen Wünschen nicht entgegen sey. Er sprach nun, als sich die Zeit seiner Abreise nahte, gegen Auguste seine Wünsche deutlich aus, und diese, gar nicht die aristokratischen Ansichten der Tante theilend, sagte nicht Nein, und da er von seinen Eltern nicht die mindeste Weigerung zu erwarten hatte, so reiste er, mit dem Versprechen, bald wieder zurückzukehren, nach Straßburg. Die Tante, vor welcher man nun kein Geheimniß mehr daraus machte, war außer sich; sie beschwor Himmel und Hölle, rief sogar ihren Beichtvater zu Hülfe auf, versuchte alle Mittel, welche ihr zu Gebote standen, das sündhafte Herz des Mädchens zu rühren; aber Auguste kümmerte sich wenig darum; ohne alle Verbindlichkeit gegen die Baronesse, war ihr deren Meinung ziemlich gleichgültig, die noch mehr aufgebracht wurde, als sie nach Jean's Zurückkunft ersuhr, daß ihre Nichte Genf verlassen, und ein Landhaus in dem schönen Chamounythal beziehen werde.

Jean war es nämlich geglückt, nach manchem vergeblichen Umherirren, in einem einsamen Seitenthale in der Hütte eines dortigen Bergbewohners den Verborgenen aufzufinden. Die Nachricht, die er über ihn

eingezogen hatte, ließ ihn keinen Augenblick zweifeln, daß er der Rechte sey. Er lebte dort in einem kleinen Stübchen einsam, und seine Zeit bloß den Wissenschaften weidend, sehr eingeschränkt, ohne alle Bedienung, als mit seinem Wirth die ärmliche Kost eines Landmanns, trank von der kühlen, aus einem Felsen sprudelnden Quelle, und da er sich einige Meubles von Genf und eine Menge Bücher und Zeichnungen von fern her hatte kommen lassen, so ließ dies auf einen längern Aufenthalt schließen. Auch hatte er sich die Liebe der Familie, bei welcher er wohnte, ganz zu erwerben gewußt.

Jean suchte sich ihm unter der Maske eines reisenden Deutschen zu nahen, war höflich, jedoch kalt empfangen und, nach einigen vergeblichen Versuchen, sich noch mehr zu nähern, kurz abgewiesen worden. Der listige Diener wachte wohl einen tiefen Blick in das Herz seiner Gebieterin gethan haben, als sie vermuthete, und es ihr lieb seyn konnte, und er wollte deshalb seinen Auftrag nicht halb ausrichten. Ein in dem Chamounythal ungefähr eine halbe Stunde von der Hütte des Unbekannten entferntes, angenehmes Landhaus, welches so eben leer stand, hatte ihn auf die Gedanken gebracht, daß es wohl der Lady nicht unangenehm seyn könnte, einige Monate hier zuzubringen; etwas voreilig, sprach er vorderhand mit dem Eigenthümer deshalb das Nöthige ab, und konnte nicht umhin, dies Alles mit einer gewissen Selbstzufriedenheit, bei der Rückkehr nach Genf, seiner Dame zu berichten. Sie beschenkte und entließ ihn, doch ohne sich über das Landhaus weiter zu bestimmen, fuhr jedoch nach einigen Tagen selbst in's Thal, um sich die Wohnung zu besehen. Sie fand die Lage reizend, das Haus bequem, der Preis war ihr gleichgültig, und so wurde dieses stille Plätzchen gewählt, einen Theil des Sommers, statt in Genf, dort zuzubringen.

Diese Nachricht und der Gedanke, daß sie mehrere Stunden von ihrem geliebten Genf und ihrem Seelsorger entfernt seyn sollte, setzte die Tante in Verzweiflung. Hätte sie die Ursache gewußt, weshalb diese Veränderung stattfinde, so wär' es noch mehr gewesen; so mußte sie sich aber fügen, und das Geschenk eines neuen Ringes schien sie auch bald darüber zu trösten. Das Nöthige wurde hinausgeschafft, und nach wenigen Tagen schmückte eine neue liebliche Blume als reizende Chamounythal.

(Fortsetzung folgt.)

### Gasparoni, der Bandit.

(Schluß.)

Das Sonderbarste im Leben dieses Bösewichts ist seine genaue Beobachtung aller äußern Religionsgebräuche. Der vielen Heiligenbilder und Kreuze, mit denen seine ganze Person bedeckt war, haben wir schon erwähnt; er und die meisten seiner Gefährten wohnten regelmäßig an Festtagen dem Gottesdienste bei. Freitags fasteten sie alle gewissenhaft, so wie auch an allen andern Fasttagen; nach seiner und seiner Ge-

fährten Aussage raubten und mordeten sie an diesen Tagen nie. Alle Monat mußte ein Priester ihre Beichte anhören, und, wie sich's von selbst versteht, ihnen die Absolution geben. Ein Mönch ward endlich auch die Veranlassung, daß die Bande ihr verdientes Loos empfing, und gänzlich aufgelöst ward. Gasparoni kehrte einst, nach einem harten Gefecht mit der Genäd'armee, in welchem er den Kürzern zog, auch einen Mann verlor, sehr verdrücklich in seine Berge heim. Hier fand er einen Bischof und einen Mönch, beide den Tag zuvor gefangen, ängstlich auf seine Rückkehr wartend, hoffend, er würde ihnen ihr Lösegeld nennen. Noch in voller Wuth über seinen eben erlittenen Verlust, ließ er sie vor sich bringen und erklärte dem Bischof: er könne sich nur dadurch retten, daß er den Erlöser auf den Knien abschwöre. Als nun der Bischof, der kein anderes Mittel sah, dem Tode zu entgehen, in dies Begehren willigte, rief Gasparoni aus: „Glender, Du bist nicht werth, daß Du lebst!“ und damit stieß er ihm augenblicklich den Dolch in's Herz. Der Mönch, an den jetzt die Reihe kam, und der die Ermordung seines Bischofs mit angesehen, hoffte einem gleichen Schicksal dadurch zu entgehen, daß er sich standhaft weigerte, in des Banditen Begehren zu willigen, doch darin irrte er. Dieser ergriff seine Flinte, sagte ganz kurz: „Du willst eine Acquisition für den Himmel werden, und Deinen Bischof aus dem Fegfeuer retten, Du bist zu gut für diese Welt!“ und schoß ihn auf der Stelle todt.

Im Dorfe Valla Corsa, das, wie sein Name schon aussagt, in dem schönen Thale von Corso lag, sollte im Monat September 1822 die Hochzeit eines jungen, liebenswürdigen Paares gefeiert werden, das sich von dem Ertrag seines Fleißes und den Gaben der Eltern eine kleine Meierei gekauft hatte. Während die Gäste sich gegen Abend mit Tanz und Spiel amüsiren, tritt plötzlich Gasparoni mit einigen Banditen in's Zimmer und fragt an, ob nicht etwas vom Hochzeitmahl für ihn übrig geblieben. Auf die Antwort, daß nur wenig da sey, indem sich mehr Gäste eingefunden, als man erwartet, fing er an das Haus zu durchsuchen und fand unglücklicherweise eine zwar einfache aber reichliche Abendmahlzeit, die für die Hochzeitsgäste bestimmt war. Da veränderte sich plötzlich des Banditen Antlitz. „Was“, rief er zornig, „versagt man Gasparoni und seinen Gefährten ein Hochzeitmahl, da doch genug Vorrath im Hause ist? Es ist gut! die Braut geht mit mir“, fuhr er zum Bräutigam gewendet fort; „willst Du sie wieder haben, so schickst Du mir spätestens bis morgen 600 Scudi, sonst steht Du sie nie wieder.“ Vergebens wäre hier Widerstand gewesen. Die Gäste waren starr vor Schreck und Entsetzen; die unglückliche Braut ward aus den Armen ihres verzweifelnden Bräutigams gerissen und in die Berge geschleppt. Am andern Tage hatte der Unglückliche, mit Hilfe seiner Freunde und Verwandten, das verlangte Lösegeld zusammengebracht und sandte es dem Banditen durch einen seiner Leute, mit dem Bedenken, es in Gasparoni's eigne Hände zu legen. Als der Niederträchtige die Summe empfangen hatte, führte er

den Mann in eine Grotte, wo er das arme Geschöpf an einen Baum gebunden fand. „Du bist gekommen, Deines Herrn Braut abzuholen,“ sagte der Bandit; „gut! ich halte Wort, Du sollst sie haben.“ Bei diesen Worten stieß er seinen blutigen Dolch der Jungfrau mit solcher Kraft und Geschicklichkeit ins Herz, daß die Spitze hinten durch kam. „Kehre nun heim,“ fuhr er fort, „zu Deinem Herrn; sage ihm, hier wäre seine Braut, bei seiner zweiten Hochzeit möchte er bessere Gastfreundschaft gegen seine Freunde üben.“ Der entsetzte Landmann nahm die Leiche des ermordeten Mädchens auf seine Schultern und brachte sie dem ängstlich harrenden Bräutigam. Die Scene, die jetzt erfolgte, kann man leichter denken als beschreiben. Der Bräutigam riß im Wahnwitz der Verzweiflung den leblosen Körper seiner Braut von des Mannes Schultern, stürzte in's Haus, schoss sich eine Kugel durch den Kopf und fiel leblos auf die geliebte Leiche. Jetzt ward die Polizei eifriger in ihren Nachforschungen. Die Regierung gab ein Edikt, worin sie 4000 Scudi auf Gasparoni's Kopf setzte; außer dieser Summe sollte der seiner Kameraden noch Pardon erhalten, dem es gelingen würde, ihn zu tödten. Als ihm dies Edikt bekannt ward und er auch Mehrere unter seiner Bande entdeckte, die mit Bewilligung der Obrigkeit ihm in seinen Räubereien, mit dem kühnen Entschluß, den goldenen Preis durch seinen Tod zu gewinnen, beistanden, da ward er so erzürnt, daß er den größten Theil seiner Bande entließ und nur mit wenigen Getreuen, auf die er sich verlassen konnte, in die Gegend von Terracina zog. Hier faßte der Tollkühne, anstatt sich vor seinen Verfolgern zu verbergen, den Entschluß, einen österreichischen Obristen zu fangen und nach seiner Höhle, die in einem zwei Meilen von Terracina entfernten Walde war, zu schleppen; dies geschah. Er verlangte 10000 Scudi (ohngefähr 2000 Pfd.) Lösegeld für diesen Obristen. Doch hier ward er in seiner Erwartung getäuscht, denn der österreichische General en Chef ließ ihm sagen, wenn dem Obristen nur das geringste Leid geschähe, so würde er das ganze Dorf Cicciaria in Asche verwandeln und sich an Gasparoni's Eltern schrecklich rächen. Diese muthige Antwort machte ihn für die Sicherheit seiner Mutter, die er sehr liebte, bange; der Obrist ward augenblicklich in Freiheit gesetzt.

Gasparoni schreibt seine oftmalige, wunderbare Rettung aus den Händen der Polizei, und den seiner Banditen, der Liebe und Wachsamkeit eines Knaben zu, dessen Pathe er war. Dieser Knabe, der eben so wild und grausam, wie sein Lehrer, aber bei weitem listiger war, kam im siebenten Jahre zu ihm, und wollte ihn auch nie wieder verlassen. Wenn Gasparoni schlief, wachte er bei ihm, und während der fünf Jahre, die er bei ihm war, soll er diese Pflicht auch nicht ein einziges Mal versäumt haben. Die Regierung versuchte alles Mögliche, diesen Knaben zur Untreue zu verleiten, aber vergebens; er blieb seiner Pflicht treu und fand endlich sein Ende in Vertbeidigung seines unmenschlichen Herrn. Folgendes sind die Umstände von dem Tode dieses Knaben. Gasparoni

erfuhr im Oktober 1824, daß die Polizei seinen Zufluchtsort ausgekundschaftet habe und daß er in der nächsten Nacht umringt werden solle; um diesem zu entgehen, entfloß er, nur von dem Knaben begleitet, nach einer, wenige Meilen entfernten Hütte, die man ihm als sichern Zufluchtsort genannt hatte. Es war dies aber ein angelegter Plan, den einige seiner Leute begünstigten; man wollte ihn nach diesem Ort locken und ihn wo möglich lebendig fangen, um der Welt ein Straf-Beispiel zu geben. Der Knabe, der ein Geräusch hörte, weckte schnell seinen Herrn; dieser drang in ihn, sich zu retten, wie, überließ er seiner List und seinem Muth. Die Polizei, die ihnen näher war, als sie glaubten, konnte ihre Bewegungen durch ein Loch sehen, das zu diesem Zweck vorher gemacht worden; aus Furcht, ihre Beute möchte ihnen entgehen, schossen die Genäd'armen und die erste Kugel traf auch sogleich den spitzen Hut des Gasparoni. Der kühne Knabe sprang mit seinen Pistolen vor, und wollte eben losschießen, als ein zweiter Schuß von draußen ihn zu Boden streckte. Jetzt hatte auch die Polizei die zerbrechliche Hüttenthür geöffnet, doch aus Furcht vor dem wilden verzweifelten Muth des Banditen wagte sich Keiner hinein; da ergriff Gasparoni seine Windbüchse, zielte mit fecker Besonnenheit, erschoss den Brigadier der Genäd'armen und verwundete noch zwei Andere. Hierauf, die Unentschlossenheit seiner Verfolger benutzend, stürzte er mit unglaublicher Behendigkeit durch die Menge und entkam. Noch jetzt beweint er den armen, unglücklichen Knaben, und würde, könnte man anders den Versicherungen eines so schändlichen Bösewichts trauen, willig und gern für ihn gestorben seyn. Zum Lohn für die Anhänglichkeit und Treue, die der Knabe seinem satanischen Herrn bewies, ward er zum Tode verurtheilt, geviertheilt, und zur Schau aufgehängt. Sein Kopf, das Einzige, was noch von ihm vorhanden, ist über der Porta Angelica zu Rom, in einem eisernen Käfig noch zu sehen. Ein Todesurtheil, nachdem der Mensch wirklich schon todt ist, muß einem englischen Leser sonderbar vorkommen, doch ist dies die Weise der römischen und türkischen Tribunale. Durch Letzteres ward vor einigen Jahren der Sohn eines reichen Kaufmanns (den der Erzähler kennt) eines Verbrechens angeklagt, und obgleich er später durch Mordmord umkam, verurtheilte dies Gericht ihn doch ein Jahr nach seinem Tode zu lebenslänglicher Galeerenstrafe. Der Vater des Verurtheilten wandte alles Mögliche an und verschwendete ungeheure Summen, um dieses lächerliche Urtheil niederzuschlagen, allein vergebens, der Flecken ruht bis diese Stunde noch auf der Familie.

---

Ein merkwürdiges Beispiel der Sterblichkeit in Folge des Klimas von Sierra Leone (Englische Niederlassung in Afrika) wurde dieser Tage zu London bekannt. Zwei Schiffe, der *Lochiel* aus Liverpool und die *Britannia* aus London lagen in Sierra Leone am 25. Februar, indem die Mannschaften beider sämmtlich gestorben waren.

# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 31. Mai 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 22.

### Der Papagei. (Fortsetzung.)

5.

Zwischen Auguste und ihrer Freundin war jetzt oftmals eine lange Berathung, wie man sich dem Unbekannten nähern, und auf schickliche Weise seine weitere Bekanntschaft machen wollte; doch immer fanden sie kein passendes Mittel dazu. Um keinen Preis wollte Konstanze irgend einen Schritt thun, der ihr Zartgefühl verletzt hätte; so sehr auch ihr Herz sie trieb, so wollte sie doch nichts übereilen, und ihre Eitelkeit war nicht stark genug, die Furcht ganz zu unterdrücken, ob sie auch das Herz des Mannes, zu dem das ihre sie zog, gewinnen könne, und selbst der Gedanke, ob er nicht schon verheirathet sey, ließ sie nur ängstlich jeden Versuch wagen, sich ihm zu nähern.

Aber während sie mit ihrer Freundin berathschlugte, die Tante betete, sang und, dem Befehle ihres Seelsorgers zu Folge, in ihren von Salbung strotzenden Büchern las, war der vorwitzige Jean auf weitere Kundschaft ausgezogen. Leicht möglich, daß sein Verhältniß zu der rothwangigen Marie von der Art war, daß sie gegenseitig keine Geheimnisse hatten, leicht möglich, daß die Jose einen noch tiefern Blick in das Herz ihrer Gebieterin gethan, und dies ihrem Freunde mitgetheilt hatte. Beide glaubten, sich der Lady gefällig zu zeigen, wenn sie, selbst gegen ihren Willen, den Unbekannten ihr näher brächten. Jean hatte deshalb seine Wanderung nach dem Hüttchen wieder angetreten, hatte von Genf allerlei Kleinigkeiten mitgebracht, wodurch er hoffte, sich wenigstens den weiblichen Bewohnern gefällig zu machen, traf nun, so ausgerüstet, in der Hütte ein, und verfehlte seinen Zweck nicht; denn er wußte durch Geschenke und Versprechungen die gute Frau und ihre Tochter, die sich allein zu Hause befanden, selbst dahin zu vermögen, daß sie ihm das Zimmerchen, welches der Unbekannte bewohnte, zeigten. Er ward beim Eintreten durch Mehreres überrascht. Erstens hatte er nicht die Reinlichkeit und Ordnung, welche er hier fand, erwartet; zweitens fiel ihm auf, daß ein Bette in dem kleinen Zimmer stand, und er doch noch ein anderes daneben

in dem offen stehenden Kämmerchen sah, wo weibliche Kleidungsstücke hingen, die unmöglich dem armen Schweizermädchen gehören konnten, sondern, wenn sie auch nicht prachtvoll waren, das Eigenthum einer Dame von Stande seyn mußten. Als er sich eben mit einer Frage deshalb an die Mutter wenden wollte, that die Tochter einen lauten Schrei. „Um Gotteswillen kommt!“ rief sie. „Dort sehe ich den Vater und den Fremden den Fußsteig heraufkommen. Träfen sie uns hier, wir wären unglücklich!“ Schnell zog sie Jean, der noch einen lusternen Blick auf einen angesaugenen, auf dem Tische liegenden Brief warf, mit sich fort, und schob in zum Hause hinaus. Er konnte dem Blicke des alten Schweizers, der seinen Gruß nur finster erwiderte, nicht mehr entgehen, hatte aber dennoch so viel gewonnen, an der Seite des Fremden eine junge, ganz hübsche, wohlgebildete Dame zu sehen, welche ihren Arm traulich um seinen Nacken geschlungen hatte. Dies war genug, um seine Schritte zu beflügeln. Er eilte in vollem Laufe mit dieser Nachricht nach Hause, war jedoch so vorsichtig, sie erst Marien zu vertrauen, die sie dann auch sogleich dem Fräulein mittheilte.

Auguste war hierüber nicht wenig erschrocken. Sie bedauerte die Freundin, welche zum ersten Male Liebe fühlte, und sich getäuscht sehen sollte. Seit zwei Monaten schon hatte das Bild des jungen Mannes Konstanze nicht verlassen, der Blick seines dunkeln, schwermüthigen Auges hatte lebhaft vor ihr geschwebt, süße Träume einer glücklichen Zukunft hatten sie umgaukelt, und das erste Lächeln der Liebe sollte so bitter seyn? Auguste empfand dies doppelt, da sie sich selbst so glücklich fühlte. Nach langer Ungewißheit hielt sie es doch für das Beste, Konstanze von diesem Vorfall zu benachrichtigen. Sie trug es ihr mit aller nur möglichen Schonung vor, und war erkrankt, sie so beruhigt zu finden. Konstanze hatte sich von früher Jugend an gewöhnt, ernst über das Leben nachzudenken; während ihrer Ehe hatte sie, obgleich lebhaft, doch mehr ihrem Verstande, als ihrem Herzen folgen müssen, und so war sie gewöhnt, Herr über sich und ihre Empfindungen zu werden. Sie freute sich, daß sie keinen weiteren Schritt gethan, und dem Unbekannten ihre Nel-

gung zu ihm ganz verborgen geblieben war. Auch zürnte sie ihm nicht; was konnte der Arme für eine frühere Neigung, was konnte er dafür, daß er schon verhehlicht war? Sie dachte nun auf Mittel, wie sie seine drückenden Verhältnisse erleichtern, ihn unterstützen und sich ihm dankbar beweisen könne. Sie glaubte hierzu den sichersten Weg einzuschlagen, wenn sie, ohne ihren Namen zu nennen, oder den Bewegungsgrund zu berühren, ihm eine bedeutende Summe von Genf aus, wohin sie nun zurückzukehren beschloß, überschickte. Ohne ihre Wohnung in dem Landhause aufzugeben, kehrte sie nun, zur großen Freude der Tante, wohl mit kummervollem Herzen nach der Stadt zurück.

Die Hauptschwierigkeit, welche sie bei der Ausführung ihres Vorsatzes fand, war die Art und Weise, wie sie das für ihn bestimmte Geld in seine Hände bringen könne. Durch die Post ging es nicht, da sie seinen Namen nicht kannte, und der Name Fischer, den er sich gegeben, und den Jean ausgekundschaftet hatte, schien ihr ein unangenehmer zu seyn. Sie wollte sich keinem Fremden anvertrauen, und obgleich sie auf die Ehrlichkeit ihres Jean's rechnen konnte, so scheute sie sich doch, ihn zum Vertrauten ihres Geheimnisses zu machen. Auguste schlug ihr endlich vor, sich lieber der Tante anzuvertrauen, und sie zu bewegen, den alten ehrlichen Michel zu ihm zu senden, da Jean durch seine Voreiligkeit die Sache leicht verrathen und der Unbekannte ihn erkennen könne.

Die Tante, froh, daß diese für sie so beunruhigende Begebenheit durch eine Summe Geldes abgemacht werden sollte, übernahm gern die Sache, gab ihrem alten Diener die 500 Napoleons, mit dem Befehl, sie, ohne zu sagen, von wem, dem jungen Manne, welchen sie ihm, so wie die Hütte, deutlich beschrieb, zu bringen. Um das Zartgefühl ihrer Nichte zu schonen, stellte sie sich, als ob sie das Geld aus eigenen Mitteln und aus Dankbarkeit dem Retter Konstanzens zuschickte, wobei der Diener, der ihre Vermögensumstände nur zu gut kannte, unglaublich den Kopf schüttelte. Der alte Michel ging nun in das Chamounythal nach der bezeichneten Hütte, in welcher Herr Fischer, der junge Deutsche, wohnen sollte.

Er fand ihn nicht zu Hause, wohl aber die Dame, und übergab ihr den Brief und das Geld, mit der Bitte, es ihrem Gemahl einzuhändigen. Die Dame schien bei diesen Worten betroffen, nahm zwar das Geld an, doch bat sie ihn zu verweilen, da Herr Fischer bald zurückkehren müsse, welches der gutmüthige aber nicht listige Alte auch that. Sie mochte ihm nun wohl so Manches abfragen, wodurch er mehr verrieth, als er sollte, und da der Unbekannte noch immer ausblieb, und es schon zu dämmern begann, entließ sie ihn, da sie über das Geld und den Brief keinen Zweifel mehr hatte.

Michel kehrte, froh, sein Geschäft so vorzüglich ausgerichtet zu haben, nach Hause, wo man jedoch über Zweierlei nicht ganz mit ihm zufrieden war. Erstens daß er das Geld nicht in die Hände des Unbekannten selbst gegeben, und zweitens, daß er sich so lange dort aufgehalten, und sich wahrscheinlich habe ausfragen lassen. Michel läugnete zwar, daß er nur das Min-

deste verrathen habe, jedoch zeigte sich schon am andern Tage, daß er zu dergleichen Gesandtschaften eben nicht sehr tauglich sey, denn ein Postbote brachte einen an Lady Morton adressirten Brief, mit 500 Napoleonsd'or beschwert. Des Briefes Inhalt war kurz und folgender:

„Geld hat in meinen Augen zu wenig Werth, als daß es nur den kleinsten Dienst bezahlen konnte. Ueberdies hätte ich, was ich für Lady Morton gethan, jedem Bedrängten, auch dem Aermsten, erwiesen.“  
Der Brief war ohne Unterschrift.

Beschämt legte ihn Konstanze bei Seite; doppelt fühlte sie in diesem Augenblicke das Grausame ihres Schicksals, denn selbst durch dieses stolze Verweigern war ihr der Unbekannte noch werthet geworden. Ihr heiterer Sinn war getrübt, still, in sich verschlossen, nahm sie wenig Theil mehr an dem Glück ihrer Freundin, deren Mitgefühl so wenig, als die Trostgründe der bigotten Tante, ihr die verlorne Ruhe wieder zu geben vermochte; sie war mit sich selbst unzufrieden, sah ihre Thorheit ein, und war doch nicht ganz Herr über sie.

Um sich vor der Welt keine Blöße zu geben, welcher das plötzliche Verlassen, nach so kurzer Bewohnung, auffallend seyn mußte, besuchte sie zuweilen das Landhaus im Chamounythal, blieb, von der Tante und Auguste begleitet, einige Tage dort, verließ aber dann ihre Wohnung nie. In dieser Stimmung traf sie der junge Kaufmann, der wieder von Straßburg zurückgekehrt war, und mit ihm für Auguste die Bestätigung ihres Glückes. Dieser, nachdem er Alles, was seitdem vorgefallen war, erfahren und erwegt hatte, faßte zuerst die Möglichkeit auf, daß die, den Unbekannten begleitende Dame vielleicht nicht seine Gattin, sondern seine Schwester sey, oder vielleicht ein, durch eine thörichte, leichtsinnige Liebe ihm zugeführtes Mädchen. Er beschloß, der Sache nachzuforschen, jedoch sollte dies Konstanz verborgen bleiben.

Ein Zufall aber leitete Schröders Bemühung ganz anders, als er es gewollt. Er war eines Tages von einem seiner Handelsfreunde zu Tische geladen, und am Nachmittag mit diesem nach einem öffentlichen Belustigungsort gefahren, wo eine Gesellschaft von Spielern sich im Geheim zu versammeln pflegte. Auch die beiden Freunde betraten das geheime, abgelegene Gemach, und nahmen, um nicht ganz müßig seyn, Antheil an dem Spiele. Neben ihnen saß ein schon bejahrter Mann, der sehr bedeutende Summen setzte. Sein düstres bleiches Gesicht verrieth keine der Leidenschaften, welche in ihm rege seyn mochten, es war kalt, und doch schien diese Kälte mehr der Verzweiflung als der Ruhe anzugehören; sein Auge war starr auf die Hand des Banquiers gefestet, und nur, wenn eine seiner Karten gewann oder verlor, wurde sein Gesicht lebhaft und drückte Freude oder Verdruss aus; er spielte mit Glück. Den jungen Mann zog diese Gestalt an, er beobachtete den Alten genau, und nahm mehr Theil an dessen, als an dem eigenen, nur unbedeutenden Spiele. Plötzlich aber wendete sich das Glück. Der Hausen Goldes, den der Spieler anfangs vor sich gehabt, war nach beendeter Taille ziemlich geschmolzen;

auch die neue war ihm nicht günstig, er verlor drei Mal kurz hinter einander das Aß, und sein Auge wurde immer stierer, sein Gesicht immer blässer. Da hielt er in seinem Spiele ein, zog eine Karte nach der andern, nahm jedoch keine, sah starr vor sich hin, und schien ungewiß, ob er das Spiel fortsetzen sollte oder nicht. In diesem Augenblick gewann das Aß. Ein höhnisches Lächeln umzog seinen Mund; sein Auge funkelte, er zog den Buben, setzte das letzte Rouleaux von 100 Louisd'or darauf, stand auf, und in diesem Augenblicke schien sein ganzes Gesicht verändert; kalte Ruhe und Gleichgültigkeit standen deutlich darauf geschrieben. Schröder, welchem er zur Linken stand, beobachtete ihn immer aufmerksamer, da der Bube lang ausblieb; aber trotz des langen Harrens, trotz der Qual gespannter Hoffnung und Furcht blieb das Gesicht des Alten unverändert. Die linke Hand auf den Tisch gestützt, die rechte in der Tasche seines Oberrocks, stand er, dem Glück nicht Vertrauen schenkend, aber dennoch mutbig da. Nur noch wenige Karten lagen in der Hand des Banquiers; nur noch Eine konnte gewinnen, da fiel der entscheidende Bube, er hatte verloren. Lächelnd schob der Alte dem Banquier sein Rouleaux zu, zog die Rechte schnell aus seiner Tasche, und der aufmerksame Nachbar sah ein Terzerol in selbiger. Rasch faßt er zu, entwand es ihm, und ehe noch die hierdurch aufmerksamen Mitspieler sich von dem Vorgefallenen unterrichten konnten, riß er ihn, von seinem Freunde unterstützt, fast mit Gewalt aus dem Zimmer, hob ihn in den für sie bereit stehenden Wagen, und fuhr mit ihm seiner Wohnung zu.

Der Alte hatte von dem Augenblicke an, wo das Pistol seiner zitternden Hand entwunden war, kein Wort gesprochen, war mechanisch in den Wagen gestiegen, und auf Schröders Einladung ihm die Treppe hinauf in seine Wohnung gefolgt. Hier schritt er einige Mal auf und ab, dachte über Etwas nach, das jedoch seine Seele nicht sehr zu beruhigen schien, dann trat er auf Schröder zu. „Jünger Mann,“ sprach er, „Sie haben mich vom Selbstmorde zurückgehalten. Glauben Sie, mir eine Wohlthat dadurch erzeigt zu haben? Sie haben mich dem Leben wiedergegeben, das heißt, dem Elende; steht es denn in Ihrer Macht, mir das, was Sie mir erbielten, wünschenswerth zu machen? Steht es in Ihrer Macht, das zu ersetzen, was Sie mir entzogen? Nur im Grab' ist Ruhe für mich, hier nicht mehr.“

„Ich kenne Ihre Verhältnisse nicht,“ erwiderte Schröder, „und weiß daher nicht, in wiefern Ihnen der Tod wünschenswerth und das Leben verhaßt seyn kann; nur das weiß ich, daß ich Sie von einem Verbrechen abgehalten habe, für das Sie in jener Welt Rechenschaft geben mußten. Glaube ich auch selbst kaum, Etwas zur Verbesserung Ihrer Lage thun zu können, — denn, verzeihen Sie mir, einem Manne, der, wie Sie, Tausende in einem Tage verspielt, ist schwer zu helfen — so bin ich doch erbötig, da der Zufall mich nun einmal zu Ihnen geführt hat, Sie nach Kräften zu unterstützen. Haben Sie Vertrauen zu mir, und entdecken Sie mir ganz Ihre Lage.“

„Mir ist nicht mehr zu helfen,“ erwiderte er.

„Tausend Louisd'or waren noch vor einer Stunde in meiner Hand, ihr Besitz schien mir nur ein erbärmliches Loos, und wo fände sich ein Mensch, der mir mehr bieten würde?“

„Nein, wahrlich!“ erwiderte Schröder unmutig: „einen solchen Thoren würden Sie schwerlich finden, und ich muß Ihnen auch jetzt offen gestehen, daß ich nicht im Stande bin, ein Glück, wie Sie es wahrscheinlich verlangen, wieder herzustellen; doch hat mein Rath, meine Theilnahme vielleicht noch Werth für Sie, so würde es mich freuen, wenn Sie mir Gelegenheit gäben, wenigstens durch Trost zu Ihrer Beruhigung beitragen zu können.“

Der Alte sah bei diesen Worten freundlich auf den jungen Mann, dessen Offenheit und die Wärme, mit welcher er sprach, ihn zu rühren schienen. „Wären wir allein,“ sagte er, „so könnte ich vielleicht das Vertrauen zu Ihnen fassen, mich Ihnen zu entdecken.“ Schröders Freund verstand den Wink, und entfernte sich.

„Ich muß damit beginnen,“ sprach nun der Alte, „Ihnen zu sagen, daß ich ihrer Theilnahme nicht werth bin. Ich bin der eigene Mörder meines Glücks, das Schicksal trägt keinen Theil meiner Schuld. Ich war ein reicher Mann, was der törichte Mensch für des Lebens Annehmlichkeiten hält, Stand und Rang ward mir zu Theil, Güter in den schönsten Gegenden Deutschlands gelegen, waren mein, mich beglückte ein treues, gutes Weib, Kinder, die ich voll Hoffnung emporgewachsen sah, die Liebe der Meinen, die Liebe der mir Untergebenen, Alles trug zu meinem Glücke bei. Da führte mich mein Schicksal, einer leichten Krankheit wegen, nach Pyrmont. Aus langer Weile setzte ich mich an den Pharotisch, spielte ein kleines, unbedeutendes Spiel, und gewann. Ich versuchte es am andern Tage noch einmal, spielte höher, gewann wieder, und kehrte mit 100 Louisd'or Gewinnst nach Hause. Die Sache fing an, mich zu interessieren; ich steckte mit dem festen Vorsatz, auch nicht einen Groschen des Meinigen zu verlieren, das gewonnene Geld in die Spielsaale; mein böser Genius ließ mich auch heute gewinnen, ich benutzte mein Glück, spielte höher, und sprengte die Bank. Mit 2000 gewonnenen Louisd'or setzte ich mich, obgleich von einer inneren Stimme immer wieder nach dem Pharotisch gelockt, in meines Wagens, und fuhr beim.“

„Schon lange hatte ich den Plan gehabt, die alte baufällige Kirche auf dem Ritterstg, den ich selbst bewohnte, neu aufzubauen; allein der damalige, meine Einkünfte sehr schmälernde Krieg ließ mich die bedeutende Ausgabe scheuen, und ich sah jetzt diesen Gewinnst als eine Schickung des Himmels an, meinen Lieblingsplan auszuführen. Noch in dem nämlichen Jahre wurden die nothwendigen Materialien herbeigeschafft, und ohne meiner Frau oder sonst Jemanden von meinen Gewinnste nur ein Wort zu sagen, der Bau im kommenden Frühjahr begonnen.“

„Schon stand ein bedeutender Theil des Gotteshauses, als mich mein Arzt wieder in das Bad nach Pyrmont schickte; ich reisste mit Widerwillen hin, und obgleich ich zur Vollendung meines Baues noch einer

bedeutenden Summe bedurfte, und mir wohl zuweilen der frevelhafte Gedanke in den Sinn kam, Gott müsse mir zu dem frommen Werke noch einmal ein gleiches Glück schenken, wie im vergangenen Jahre, hatte ich mir doch fest vorgenommen, nicht zu spielen, und das Geld, welches ich mitnahm, war nur für meine Bedürfnisse berechnet. Als ich aber in Pyrmont einfuhr, überließ mich eine Art von Schauer, es hielt mich schon den nämlichen Tag nicht mehr in meiner Wohnung, immer trieb es mich nach dem Spielsaale, und es kostete mir große Ueberwindung, mich der Versuchung zu entziehen. Endlich bestimmte mich der falsche Stolz, noch einmal dem Glücke zu vertrauen. Mehrere Badegäste, deren Bekanntschaft ich im vorigen Jahre gemacht, äußerten sich spöttisch, daß ich nicht den Muth habe, von neuem mein Glück zu versuchen, und das gewonnene Geld so fest in meiner Tasche verschlossen hielt. Nur zu willig folgte ich den Einflüsterungen eines falschen Stolzes, begann zu spielen, und in gleichem Maaße, wie mich im vorigen Jahre das Glück begleitete, verfolgte mich in diesem das Unglück. Was ich am ersten Tage verloren, wollte ich am zweiten wieder gewinnen, und, einer Schneelawine gleich, wurde mein Verlust immer größer; an Kredit fehlte es mir nicht, und ich reiste mit einer Schuldenlast von 15,000 Thalern von Pyrmont nach Hause.

„Ich hätte desungeachtet, wie ich auch wirklich that, die Kirche ausbauen, meine Schulden bezahlen können, ohne daß dieser Verlust nur im Mindesten meine Vermögensumstände zerrüttet hätte. Aber das Saamenkorn des Bösen hatte Wurzel geschlagen, das Spiel war zur Leidenschaft in mir geworden, und als ich in dem neuerbauten Gotteshause das erste Mal mein Gebet dankend zum Himmel erheben wollte, fühlte ich den Frieden meines Herzens, die Achtung meiner selbst verloren, der Anblick meiner betenden Gattin erweckte nicht die Andacht in meiner Brust, und war mir mehr ein stiller Vorwurf. Die Rückkehr meines geliebten Sohnes von der Universität machte mir keine Freude, ich fürchtete, in ihm einen strengen Tadler meiner Handlungen zu finden. Ich reiste in fremde Länder, Zerstreuung und mein Geld wieder zu gewinnen, suchte den immer mehr durch das Spiel herbeigeführten Verfall meiner Glücksumstände vor den Meinigen und der Welt zu verbergen, und ergriff eben deshalb hierzu die kostspieligsten, verderblichsten Mittel. Ich fiel in die Hände der Wucherer, sank immer mehr, und endlich traten meine kühnlicheren Tugenden hervor, Wechsel verfolgten mich, ich floh, meine Güter fielen in die Hände der Gläubiger.“

„Dieses Unglück,“ sagte er ernst, „erlebte meine Gattin nicht, die Verhältnisse ahnend, starb sie kurze Zeit vorher. Mein Sohn, welcher auf Reisen war, und von dem Allen nichts wußte, hatte Neigung für die Tochter eines reichen Engländers gefaßt, der, trotz seines Nationalstolzes, sich es doch zur Ehre schätzte, sein Kind als eine reiche deutsche Gräfin zu sehen. Er sagte sie meinem Sohne zu, das Mädchen schien ganz in seiner Liebe zu leben, und, als mein Otto die Nachricht von der Zertrümmerung seiner Glücks-

umstände erfuhr, und seiner Geliebten und ihrem Vater dies bekannt machte, traten Beide zurück, und mit zerriffenem Herzen kam er in seine Heimath, sah die Burg seiner Väter in fremden Händen, und verließ Deutschland. Ich habe ihn nicht wieder gesehen.

„Seit diesem Augenblicke hatte ich nur Einen Gedanken, nur Einen Willen, den, ganz unterzugeben, oder meinen Vermögensumständen den alten Glanz wieder zu geben; dies glaubte ich meinen Kindern schuldig zu seyn. Was ich an Juwelen und Pretiosen noch hatte, verkaufte ich, zog unter fremdem Namen von Bad zu Bad, von Residenz zu Residenz, spielte mit abwechselndem Glücke, und lebte so ein Jahr, ohne daß die Hoffnung mich ganz verließ. Da erfuhr ich in Lyon, daß mein Sohn sich in Genf aufhalte; das Vatergefühl erwachte, freudiger hatte mich seit lange keine Nachricht ergriffen, denn ich hatte ihn schon todt geglaubt. Zwölfhundert Napoleon in der Tasche, eilte ich hierher. Der Zufall führt mich in jenes Haus, ich verliere die Hälfte meines Geldes, der Gedanke an meinen Sohn macht mir den Verlust doppelt fühlbar, Verzweiflung ergreift mich, und ich fasse den festen Voratz, die Bank zu sprengen, oder Alles zu verlieren, und, um nicht als ein Bettler vor meinen Sohn zu treten, mir das Hirn zu zerschmettern. Das Weitere wissen Sie.“

„Haben Sie hier nähere Nachricht von Ihrem Sohne erhalten?“ fragte Schröder, ihn von der Erinnerung an die traurige Begebenheit abzulenken.

„Nein,“ erwiderte der Alte.

„Ist Ihr Sohn verheiratet?“ fragte Jener weiter.

„So viel ich weiß, nicht.“

„Welche Nachricht ließ Sie vermuten, daß er hier sey?“

„Ein alter Bekannter von mir wollte ihn in dem Wirthshause zur Sonne gesehen haben, und wissen, daß er von da in das Chamounythal gegangen sey.“

„Mein Herr,“ sagte der junge Mann plötzlich, „fassen Sie Muth. Eine sonderbare Verkettung von Begebenheiten kann wohlthätig auf das Schicksal Ihres Sohnes, auf Sie wirken. Geben Sie mir als Mann von Ehre und als Christ das Versprechen, keinen unüberlegten Schritt zu thun, vertrauen Sie mir Ihren Namen, und versprechen Sie mir, meine Wohnung vor der Hand nicht zu verlassen.“

„Ihre Theilnahme zwingt mich zur Offenheit,“ sagte jetzt der Unglückliche. „Nehmen Sie die Hand des Grafen Bernstein, und die Versicherung, daß ich das, was Sie eben von mir verlangt, erfüllen werde. Habe ich so lange mein Schicksal ertragen, so machen ja ein Paar Tage mehr nur wenig für dieses elende Leben aus.“ Er reichte dem Kaufmann die Hand, und dieser, ohne noch irgend einen Plan gefaßt zu haben, eilte nun zu seiner Geliebten.

(Fortsetzung folgt.)



# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 7. Juni 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 23.

### Der Papagei.

(Fortsetzung.)

6.

Diese (Schröders Geliebte) war über die Nachricht hoch erfreut; sie theilte ganz seine Vermuthung, daß der Unbekannte der Sohn des Grafen sey, und nach langem Ueberlegen wurde beschlossen, Konstanzen noch Alles zu verschweigen, bis man mehr Licht in der Sache erhielt. Vorerst suchte Schröder nun die Gewisheit zu erlangen, ob er sich nicht in der Person des jungen Grafen irre. Er ergriff hierzu das einfachste Mittel, und begab sich zu ihm, wo er ihn auf einem einsamen Spaziergange allein fand. „Mein Herr,“ redete er ihn an, „schon einmal hat mich der Zufall in Ihre Nähe gebracht, wo Sie mich auf eine eben nicht freundliche Art wieder von sich entfernten. Ich konnte es Ihnen damals nicht verdenken, daß Sie mich für einen Zudringlichen hielten, bitte aber, mich wenigstens jetzt nicht für einen Solchen zu halten, sondern mich ruhig anzuhören. Sie leben hier incognito unter dem Namen Fischer, und sind der Graf Bernstein.“

Der Unbekannte schien von dieser Auredede betroffen. „Wer ich auch sey,“ sprach er, seine Empfindlichkeit nicht ganz unterdrückend, „so hat wohl Niemand ein Recht, sich um meine Verhältnisse zu kümmern.“ Er wollte sich entfernen, allein Schröder hielt ihn zurück.

„Berkennen Sie mich nicht,“ sprach er mit Wärme „mich führt die wohlmeinendste Absicht zu Ihnen, Der Zufall hat mich nun zwei Mal aufgefordert, mich Ihnen mit Herzlichkeit zu nahen, weisen Sie mich zum zweiten Male nicht wieder zurück.“

„Wer sind Sie?“ fragte der Fremde, „und was berezt Sie, so vielen Antheil an mir zu nehmen?“

„Ich bin der Kaufmann Schröder aus Straßburg,“ erwiderte er freundlich, „und kannte weder Sie, noch Ihre Familie. Der Zufall wollte, daß ich mit Ihren Verhältnissen genau bekannt wurde, und doch nicht so genau, um Sie nicht fragen zu müssen: Sind Sie verheirathet?“

„Nein,“ erwiderte der Andere.

„Und wer ist die junge Dame, die mit Ihnen zusammen in einer Hütte wohnt? — Ehe Sie antworten, nehmen Sie die Versicherung, daß nicht die mindeste Neugierde, nur eine gute Absicht mich zu dieser Frage bestimmt.“

Der Fremde sah ihn lange und zweifelhaft an. „Ich weiß von Ihnen nichts, als Ihren Namen,“ sagte er endlich, „kenne Ihre Denkweise nicht, und Sie verlangen von mir, Ihnen mein Geheimniß anzuvertrauen? — Sie sagen zwar, meine ganzen Verhältnisse, meinen Stand und Namen zu kennen; dies soll ich Ihnen glauben, und soll Sie dennoch von meiner Lage näher unterrichten? — Sie verlangen ein sonderbares Zutrauen von mir.“

„Ich bin von Allen unterrichtet,“ antwortete der Kaufmann: „weiß, daß Sie der Graf Otto von Bernstein sind, und durch die Schuld Ihres Vaters Ihre ganzen Vermögensumstände zerrüttet wurden; weiß, daß Sie nicht allein in dieser Art eine traurige Lebenserfahrung gemacht haben, sondern auch Ihr Herz tief verwundet ward. Auch ist es mir jetzt klar, warum Sie in Genf gegen mich äußerten, daß Sie die Engländer hassen.“ — Bei diesen Worten erröthete der Fremde. — „Ich weiß noch mehr,“ fuhr Schröder fort, „mehr als ich Ihnen jetzt sagen darf. Deshalb verzeihen Sie, wenn ich Sie nochmals ersuche, mir meine Frage zu beantworten.“

„Nun wohl,“ erwiderte der junge Graf nicht ohne inneren Kampf. „Ich bin der, für den Sie mich halten. Die Dame, welche bei mir wohnt, ist meine Schwester. Nun aber, mein Herr, da es unmöglich ist, daß Ihre Theilnahme absichtslos seyn kann, bitte ich Sie, mich ferner nicht mehr zu belästigen, oder mir frei und offen zu sagen, welchen Beweggrund Sie haben, so warmen Antheil an mir zu nehmen. Ich glaube wohl, daß manchem Unglücklichen Mitgefühl, selbst Mitleid wohl thut, mir aber nicht; ich habe zu traurige Erfahrungen gemacht, um nicht zu wissen, daß Egoismus allein die Handlungen der Menschen bestimmt. Wer mir etwas Gutes erzeigt, hofft gewiß auf irgend eine Weise doppelten Erfaß.“

„Herr Graf!“ nahm Schröder das Wort: „fein

größeres Unglück kann dem Menschen begegnen, als wenn er das Zutrauen an die Menschheit verliert. So jung, und, so weit ich Sie kenne, mit so edlem, gefühlvollen Herzen — wie ist es möglich, daß die Welt und die Menschen Ihnen in einem so düstern Lichte erscheinen können!“

„Lassen Sie das!“ unterbrach ihn der Graf: „und freuen Sie sich, keine Erfahrung gemacht zu haben, welche diesen Grundsatz in Ihnen befestigte. Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme. Sie sehen, ich bin nicht gefühllos, aber dennoch muß ich bitten, mich zu verlassen.“ Er reichte ihm die Hand, drückte sie herzlich, und schritt seiner Hütte zu.

Schröder, welcher den Hauptzweck, zu erfahren, wer die Dame sey, erreicht hatte, versuchte nicht, ihn länger aufzuhalten, und kehrte nach Genf zurück, wo Auguste sogleich einen Plan entwarf. Während sich ihr Geliebter zu dem alten Grafen begab, und ihm die Aussicht, seinen Sohn aufzufinden, eröffnete, ward es dem Fräulein leicht, ihre Freundin zu bereden, auf einige Tage nach dem Chamounythal zu ziehen, die, wollte sie es sich auch verbergen, doch von einer geheimen Macht stets dahin gezogen wurde.

Schon am andern Tage angelangt, wurde dieses Mal Marie als Botin gesandt, und ihr ein Briefchen an die junge Gräfin mitgegeben, wozu sie auch bald, ihr es einzuhändigen, Gelegenheit fand. Der Brief enthielt nichts, als die Bitte zu einer geheimen Unterredung auf einem bestimmten schattigen Plätzchen, welches ziemlich auf halbem Wege zwischen der Hütte und dem Landhause lag. Auguste kannte das weibliche Herz zu gut; ein Rendezvous auf einem einsamen Plätzchen, eine geheime Unterredung mit einer Fremden, dies hat zu viel Reiz für ein junges Herz, um widerstehen zu können; die Gräfin versprach auch, zu kommen, da ihr Bruder überdies eben heute nach Genf gegangen war, dort Mittel zu seiner Abreise aufzufinden. Schröder's offene Erklärung, welche ihm zeigte, daß sein Stand und seine Verhältnisse bekannt waren, hatte ihn dazu bestimmt.

Der jungen Gräfin, welche wohl in keiner Art so traurige Erfahrungen gemacht hatte, als ihr Bruder, und wahrscheinlich nicht von solchem stoischen Sinn, war die Annäherung des Fräuleins willkommen, sie stellte sich zur bestimmten Zeit ein, und fand Auguste schon dort. Die Herzen ein Paar junger Mädchen öffnen sich gegenseitig leicht, und da das Fräulein es überhaupt für das Rathsamste hielt, offen in dieser Sache zu verfahren, der Gräfin geradezu gestand, daß sie ihre ganzen Verhältnisse, selbst das Drückende derselben kenne, so hatte sie leicht das Herz des jungen Mädchens gewonnen. Auch ließ sie die Gräfin ahnen, daß sie den Aufenthalt ihres Vaters kenne, verschwieg ihm aber, trotz der Gräfin inständigsten Bitten, aus wohlmeinender Absicht, machte sie mit der Begebenheit von Konstanzens Rettung, welche ihr Bruder ihr verschwiegen hatte, bekannt, und gab ihr zugleich nicht undeutlich zu verstehen, daß Lady Morton die Absicht und wohl auch die Mittel habe, ihrem Bruder, aus Dankbarkeit für den ihr geleisteten großen Dienst, zu

helfen. Alles dies konnte der Gräfin nur freundliche Botschaft seyn, da sie sich in der kleinen Hütte dieses einsamen Thales, alle Annehmlichkeiten des Lebens entbehrend, an der Seite ihres finstern schwermüthigen Bruders wohl nicht glücklich fühlen konnte. Sie versprach nun, ihren Bruder, wo möglich, von der plötzlichen Abreise zurückzuhalten, und im Falle der Noth ihr durch die Tochter des Hauswirthes von Aëm Nachricht zu geben. Für den morgenden Tag wurde wieder eine Zusammenkunft an dem nämlichen Ort in der Frühstunde verabredet.

Als sie sich nach mehreren angenehmen verbrachten Stunden trennten, war eine wirkliche Zuneigung unter ihnen entstanden. Beide waren liebe, gefühlvolle Wesen, die Eine eine Unglückliche, die Andere eine zur Rettung Erbötige.

Auch war es der Gräfin nicht entgangen, so wenig auch Auguste darauf hingedeutet hatte, daß wohl mehr als Dankbarkeit die Lady zu dieser Theilnahme an ihrem Bruder vermöge; ihr war es jetzt klar, daß die von Otto wieder ihren Willen zurückgeschickte Summe aus dieser Quelle geflossen sey, und wie die Phantasie der Frauen leicht aufgeregt und beweglich ist, so sah sie für sich und ihren geliebten Bruder manche freundliche Hoffnung für die Zukunft ausblühen. Sie war nun auch begierig, die Lady zu sehen, und hatte nicht umhin gekonnt, ihre neue Freundin zu fragen, ob sie schön sey, welches diese bejahend beantwortet hatte. In diesen Gedanken folgte sie, statt nach ihrer Hütte zurückzugehen, dem Weg, welchen das Fräulein nach dem Landhause genommen hatte, und war schon bis ohfern des Gartens gekommen, als sie in der Ferne ihren Bruder erblickte. Er bemerkte sie nicht. Das Auge schwermüthig zur Erde gefenkt, kam er ihr entgegen, blieb einige Mal stehen, wandte sich nach dem Landhause, und setzte nur langsam den Weg nach seiner Wohnung fort. Er war nicht wenig überrascht, als ihn ein freundliches: „Guten Abend, lieber Bruder!“ aus seinen Träumereien weckte; verlegen dankte er der Schwester.

„Warst Du schon lange hier, liebe Cäcilie?“ fragte er. „Hat Dich vielleicht auch der liebliche Gesang hierher gelockt?“

„Nein!“ Ich saß auf einem fernen Rasensitze, erwiderte sie lächelnd, und ihre Schlaueit errieth gleich das Geschehene.

Konstanze hatte nämlich, als der Graf, von Genf kommend, vorüberging, unter einem Ahorn an dem äußersten Ende ihres Gartens gesessen und während ihr Papagei, trotz seinem goldenen Kettchen gravitätisch neben ihr einherschritt, einige Lieder gesungen und sie mit ihrer Guitarre begleitet. Doch nach Kurzem ließ sie das Instrument in ihren Armen ruhen, war nachdenkend, lockte dann ihren kleinen Liebling zu sich, und nahm ihn auf den Arm. „Singe du mir lieber Jaso!“ sprach sie zu ihm. „So eintönig dein Gesang auch ist, so lieb ist er mir geworden.“

„Konstanze!“ rief der Papagei, hüpfte auf ihren Arm, und streckte seinen Schnabel nach ihrem lieblichen Munde.

„Du weißt ja, Kleiner,“ fuhr Konstanze fort, „daß du für diesen Namen keinen Kuß von mir erhältst,“ und als ob der Vogel es verstände, was seine Herrin wolte, und warum sie ihm ihre Lippen entzöge, rief er, sich schmeichelnd hin und her wlegend, mehrere Male den Namen Otto. Konstanze küßte ihn bei diesen Worten, streichelte das Tierchen, das, seines süßen Lobnes erfreut, den Namen, den sie so gern zu hören schien, freundlich und oft wiederholte. Ein tiefer Seufzer rang sich aus ihrer Brust, sie nahm noch einmal ihre Guitarre, griff mit Heftigkeit einige Akkorde, sprang dann auf, und sagte unmutig: „Es soll ja nicht seyn!“ und ging dem Landhause zu.

Hätte sie gewußt, daß, von den süßen Tönen ihrer Stimme herbeigezogen, eben dieser Otto hinter einem Strauch von wilden Rosen gelauscht, jedes schmelzende Wort ihres Liedes vernommen, die Küsse gesehen, die sich der dankbare Papagei errungen, der, seines Lehrers gedenkend, den Namen Otto ihr zuraunte, hätte sie ahnen können, daß dieser Moment die so lange vergebens unterdrückte Flamme seines Herzens von Neuem angefaßt, sie würde nicht mit Unmuth ausgerufen haben: „Es soll ja nicht seyn!“

7.

Am andern Morgen bedurfte es nur einer leisen Andeutung der Schwester, daß sie sich nicht ganz wohl befände, um ihren Bruder sogleich zu bestimmen, für jetzt die Reise aufzugeben. Ihn selbst hielt ja ein Zauber gebannt, der seine Gewalt schon seit jenem Tage, wo er Konstanze vor dem Elephanten gerettet, an ihm ausgeübt hatte. Aber das weibliche Geschlecht, seit jener unglücklichen Erfahrung, nur für treulos haltend, war er vor ihrem Anblicke um so mehr geflohen, da er sie für eine Brittin hielt, und die Gefahr für sein Herz erkannte. Er hatte nämlich gegen seine Leidenschaft gekämpft, aber dennoch begleitete das Bild der reizenden Frau jeden seiner Schritte; ununterbrochen waren Herz und Gedanken nur bei ihr, nur das von Konstanzen mit so inniger Theilnahme überschickte Geld stürzte für einen Augenblick den Eindruck, den sie auf ihn gemacht. Sein Stolz erwachte, es that ihm wehe, daß da, wo seine Sehnsucht einen andern Lohn erwartete, ihm nur Gold werden sollte. Auch jetzt, wo ihm fast die Ueberzeugung ward, sie liebe ihn, wo er sich selbst sagen mußte, er liebe sie, war der Kampf in seinem Innern nicht beendet. Konnte er, arm und hülflos, sein Glück auf diesem Wege suchen? Er fühlte wohl, daß, wäre er noch des reichen Grafen Bernstein Sohn, er muthig um die Hand der schönen Wittwe werben würde; so aber trieb ihn auch jetzt sein Stolz von hier, und dennoch freute er sich, daß der Wunsch und die Gesundheit seiner Schwester ihn, gegen seinen Willen, in ihrer Nähe zurückhielt.

Auch Konstanzens Gemüth war heute ganz anders, und man hätte glauben sollen, beruhigter als früher. Aber nein! Ihr Blut wallte stärker, ihre Unruhe war größer. Auguste hatte ihr, jedoch ohne sie von dem Anderen zu unterrichten, vertraut, daß die junge Dame die Schwester des Unbekannten, und nicht seine Gattin

sey. Mit dieser Nachricht war die Hoffnung wieder freundlich bei ihr eingelebt, stärker brach die so lang unterdrückte Sehnsucht hervor, und mit ihr eine peinliche Unruhe, die sie nicht im Hause hielt. Sie schwärmte wider ihre Gewohnheit heute, wohl in der stillen Hoffnung, ihm zu begegnen, in der Gegend umher, doch war sie sich dieser Sehnsucht selbst nicht klar bewußt.

Schon begann die Sonne sich zu senken, als sie mit Augusten nach dem herrlichen Arpennas-Wasserfall wanderte, der sonst um diese Tageszeit von Fremden häufig besucht wurde; allein heute fand sie die reizende Stelle menschenleer. Das herrliche Schauspiel erregte, trotz der Stimmung ihres Gemüthes, ihre ganze Bewunderung. Sie sah, wie der Strahl der Abendsonne sich in den herabstürzenden Wassern brach, und mit den schönsten Farben die Strahlen des Regenbogens bildete. Der ferne Montblanc, von der Sonnengluth mit dunklen Farbentönen umzogen, ragte über die andern Berge, wie ein König über seine Vasallen, empor, die rauschende Arve schlängelte sich zu ihren Füßen, und zu dem Brausen des Wasserfalls lispelte der Abendwind durch die Zweige der Ahorne. „Auguste!“ sagte die Lady, von diesem Schauspiel ergriffen, „gleichet dieser Wasserfall nicht dem Leben des Menschen? Unaufhaltsam muß er, wohin sein Geschick ihn führt, kühn stürzt er sich von der Höhe in eine unbekannte Tiefe hinab, daß die goldenen Strahlen der sinkenden Sonne sich in seinen Fluthen brechen, und seine Tropfen ihn mit den schönsten Farben schmücken sollen, er glaubt, die Sonne leuchte ihm für immer, die Farben würden sein Eigenthum; aber unten rauscht er wieder schäumend und farblos im engen Bette dahin, und windet sich beengt durch Klippen und Felsen. Es war ein kurzer Augenblick des Entzückens, ein kurzer Traum von Glück; schnell ist das Erwachen, lang sind die Tage der Enttäuschung.“

„Dein Gleichniß paßt nicht ganz, liebe Schwester,“ sagte Auguste lächelnd. „Der Mensch stürzt sich nur in Verzweiflung von seiner Höhe hinab, und dann sind ihm die Strahlen der Sonne, ist ihm der Farbenton, den sie ihm geben, gleichgültig; er sucht das Dunkel und das Grab. Des Menschen Geist strebt aufwärts, und das ist es eben, was ihn über jedes Wesen der Erde so hoch erhebt. In die Tiefe hinunter vermag Alles sich zu stürzen, selbst der todte Stein, von eines Knaben Hand berührt, rollt in das Unermessliche hinab. Die brausenden Wellen, die Alles zu zerstören drohen, ziehen immer abwärts bis in das weite Becken des Meeres; nur der Vogel mit seinen breiten Flügeln schwingt sich in den Lüften empor, und des Menschen Geist, von seinem Genius getragen, schwebt auf den Schwingen seiner Phantasie himmelwärts.“

Konstanze lächelte. „Dich scheint die Liebe begeistert zu haben, Auguste,“ sagte sie scherzend. „Du, sonst immer so gleichmäßig auf der Erde wandelnd, schwingst Dich jetzt so kühn in höhere Sphären.“

„Ja, Freundin,“ sagte Auguste bewegt, „der Liebe ward die Zaubermacht, den ruhigsten Geist so überschwenglich zu beglücken und ihn so hoch zu heben, daß der große Raum der Erde für seine Sehnsucht

zu eng wird, und sie ihn immer nach oben zieht. Glaub' es mir, Konstanze, die Liebe allein ist der Sonnenstrahl, welcher die Millionen Augenblicke unsres Lebens, wie diese Tropfen des Wasserfalls, mit lieblichen Farben verschönt, und, wenn auch diese Augenblicke in dem Strom der Zeit ruhig dahin fließen, den Fluthen, sie durch die Klippen des Lebens freundlich leitend, die Bahn ebnet. Ach, wärest Du nur auch so glücklich, wie ich!" Dies sagend, sank sie an Konstanzens Brust, und als ob eine zuversichtliche Ahnung sie in diesem Augenblicke erfasse, rief sie begeistert: "Auch Du wirst es seyn, meine Freuadin; denn an einem Herzen, wie das Deine, übt die Liebe ihr Recht, und wird es beglücken." Ein tiefer Seufzer, sich aus Konstanzens Brust windend, war die einzige Antwort; sie drückte der Freundin schweigend die Hand, und kehrte, das Herz von Sehnsucht, den Geist von Hoffnung bewegt, nach dem Landhause zurück.

Hier empfing sie, als ob er das Geheimniß ihres Herzens errathen habe, ihr kleiner Liebling wieder mit dem freundlichen Zuruf, den sie ihm sonst immer mit einem Kuß zu lohnen pflegte. Heute aber ward ihm dieser Lohn nicht. Sie ließ ihn auch ohne sein Retschen auf ihre Hand hüpfen, nahm die Guitarre, und ging nach ihrem Lieblingsplätzchen im Garten, dem nämlichen, wo Otto sie gestern Abends belauscht hatte. Ohne sich um ihren Papagei zu kümmern, der ruhig auf ihrer Schulter saß und mit seinem Schnabel die Fülle ihrer Locken durchwühlte, blickte sie hinaus in die ferne Gegend, ergriff dann die Guitarre, und hauchte ihre Empfindungen in wehmüthigen Liedern aus. Ganz in ihren Gefühlen versunken, wußte sie selbst nicht, was sie sang, ihr Inneres sprach so laut, und die Worte ihres Liedes waren nur ein leises Echo von diesem. Selbst ihres Lieblings Geschrei störte sie nicht, sie hörte nicht, daß er bald Konstanze bald Otto rief, und nur erst, als er plötzlich davon und über die Hagebuchenhecke flog, erwachte sie aus ihren Träumen, sah auf, und erblickte hinter dem wilden Rosenstrauch den Unbekannten, zu welchem Jafso geflogen war.

Beide waren verlegen. Der Graf glaubte sich verborgen, und konnte nicht vermuthen, daß das dankbare Thier ihn verrathen würde. Konstanze ahnete nicht, daß eben dieser Mann ihr Lied, ihre Seufzer belauscht habe. Doch faßte sie sich schnell, als er mit dem Papagei sich nahe ihn über die Hecke, herüber zu geben; aber die Hecke war zu breit, der kleine Graben, der sie umzog, trennte sie noch mehr, und Jafso schien nicht Lust zu haben, die Hand seines alten Bekannten freiwillig zu verlassen. Konstanze sah sich genöthigt, ihn einzuladen, in den Garten zu treten. Sie ging ihm entgegen, dankte, daß er ihr zum zweitenmale den Liebling wiedergebracht, und als sie ihn nicht ohne leises Zittern, aus seinen Händen zurücknahm, flog das säelische Thier auf ihre Schulter, bog Hals und Köpfchen herum, und indem er "Otto!" rief, küßte er ihren Mund. Konstanze erröthete, der Graf bat um Verzeihung, machte eine ernste Verbeugung, empfahl sich; aber der Ausdruck, mit welchem

sein Auge hierbei auf ihr ruhte, sagte deutlich, daß es ihm schwer würde, sich zu entfernen, und Konstanze wußte ihn verstehen. Sie lud ihn ein, in das Haus zu treten, und als der junge Mann, Schüchternheit halber, es nicht verweigern konnte, und sie dahin begleitete, ward ihr der Mutß, diesen Augenblick zur Abtragung ihres schuldigen Dankes zu benutzen.

"Mein Herr," sprach sie leise, erröthend: "Sie haben mir bis jetzt jede Gelegenheit entzogen, Ihnen Dank für meine Rettung zu sagen. Ich freue mich, daß sie mir endlich ward, und ergreife sie mit gerühstem Herzen. Sie mochten Ihre Gründe haben, warum Sie sich vor mir verbargen; allein mögen sie auch gewesen seyn, welche sie wollen, so muß ich Ihnen gestehen, daß Sie mir dadurch wehe gethan haben."

"Das war meine Absicht nicht," erwiderte er. "Ich weiß nur, daß es eben so drückend ist, Dank zu sagen, als Dank zu empfangen; deshalb wollte ich ihnen und auch mir einen vielleicht peinlichen Augenblick ersparen, und konnte nicht ahnen, daß es Ihnen schmerzlich seyn würde. Was ich gethan, war übrigens zu wenig, als daß es noch eines Dankes bedarf."

Konstanze erwiderte nichts darauf, auch er schwieg, und so waren sie bis an den Gartensaal gekommen, ohne daß Beide es gewagt hätten, das Gespräch fortzusetzen. Sie traten ein, und fanden den übrigen Theil der Familie versammelt. Lächelnd empfing sie das Brautpaar, stolz begrüßte ihn die Baronesse, welche ihn sogleich wieder erkannte; doch als der junge Schröder ihn den Damen als den Grafen Bernstein vorstellte, ward das Gesicht der Baronesse plötzlich heiter, und das frühere kaum bemerkbare Kopfnicken zu einer tiefen Verbeugung.

Der Graf blieb nur einige Augenblicke, empfahl sich, versprach jedoch, auf die Bitte der Tante, morgen seine Aufwartung zu machen. Schröder begleitete ihn.

(Schluß folgt.)

## T h i e r g e f e h t .

Ein der furchtbarsten Schauspiele war ohne Zweifel der Kampf eines Seekalbs mit zwei Haifischen im großen Ocean, nicht weit von der mexikanischen Küste, dessen engl. Journale erwähnen. — Ich konnte (ergöhlt ein Augenzeuge) vor Entsetzen kaum athmen. Das Wasser war in großem Aufruhr, die Haifische schlugen mit ihren Schweifen gewaltig darauf los, und besiegten endlich ihren Feind nach dem hartnäckigsten Kampf. — Diese Haifische schwimmen, wie bissige Recensenten, immer umher und packen Alles an, was nicht ihres Gleichen ist, es mag nun Mensch oder Fisch seyn; — die Eingebornen hüten sich aber auch vor solchen Seebädern, wo sie die Zehe mit Haut und Haar bezahlen müssen.

# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 14. Juni 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 24.

Der Papagei.

(Schluß.)

8.

Als er in einer sonderbaren Stimmung, wozu die Unterhaltung mit dem jungen Kaufmann wohl auch noch das Ihrige beigetragen haben mochte, und welche seiner Schwester nicht entging, nach Hause kam, diese ihn ziemlich genau ausfragte, wo er gewesen sey, und was ihn so aufgeregelt habe, konnte er ihr die Wahrheit nicht verbergen, und sie, mit Scharfsinn und weiblicher List begabt, wußte leicht dem Gespräch eine solche Wendung zu geben, mit so vieler Theilnahme nach Allem zu forschen, daß er endlich offen mit ihr über das ganze Verhältniß zu Konstanzen sprach, und ihr gestand, daß er schon von dem ersten Augenblick an mit Mühe seine Reizung für die Lady habe bekämpfen können.

„Und warum hast Du sie denn bekämpft?“ fragte die Schwester. „War es bloß, weil Du glaubtest, sie sey eine Engländerin, da Dich ein Mädchen dieser Nation einmal betrogen hatte? Für eine Treulose, glaub' es mir, Otto, findest Du hundert Treue; in des Weibes Brust ruht die Liebe reiner, sicherer, als in der Eurigen.“

„Cäcilie,“ erwiderte er freundlich, „da ich Dir nun einmal mein Herz aufgeschlossen habe, so will ich Dir auch seine geheimste Empfindung nicht mehr verbergen. Was Du glaubst, war es nicht allein. Ich entzog mich ihr schon, ehe ich noch wußte, wer sie war. Aber wehe dem Manne, der, arm an Allem, was dem Leben wünschenswerth erscheint, vor ein reichs Mädchen tritt, und um ihre Hand wirbt; nur die Leidenschaft kann sie bewegen, seine Liebe zu erwidern; denn wäre sie schön wie eine Himmlische, und eitel, wie die Eitelste ihres Geschlechts, müßte ihr doch eine innere Stimme zurufen: Es ist dein Gold, nicht dein Herz, um das er wirbt! Und nun noch überdies ein Mann in meiner Lage, der alle gewohnten Annehmlichkeiten des Lebens entbehrt; mußte sie von mir nicht glauben, ich wolle mit ihr wieder gewinnen, was das

Schicksal mir nahm? Nein, Cäcilie, dies erlaubte mein Stolz nicht. Oder sollt' ich vielleicht, wie es wirklich geschah, statt ein Herz zu gewinnen, mich mit Gold bezahlen lassen? Diesem konnte, diesem wollte ich mich nicht aussetzen. — Und doch hab' ich meinem Schicksal nicht entgehen können!“

„Und hast Du jetzt noch nicht die Ueberzeugung, daß die Lady Dich liebt?“ fragte die Schwester.

„Diese Ueberzeugung, daß sie Liebe für mich fühlt, hab' ich wohl,“ erwiderte er, „wenn man das Liebe nennen darf, wenn Schwärmerei und der Reiz des Neuen die Sinne, und mit ihnen das Herz verlocken. Wahre unwandelbare Liebe, welche aus der unsterblichen Tiefe des Herzens nach Außen, nicht durch das Auge in das Herz drang, sie, die allein den Menschen beglückt und ihn nicht flatterhaft treulos verläßt, diese Liebe kann sie für mich nicht fühlen, sie kennt mich ja nicht.“

„Glaubst Du nicht, Otto,“ nahm die Schwester das Wort, und ihr freundliches Antlitz wurde ernst, „glaubst Du nicht, daß ein Etwas aus des Menschen Auge, von seinen Lippen strömt, daß mit magnetischer Kraft uns unwiderstehlich anzieht oder abstößt? Glaubst Du nicht, daß dies das feste Band ist, welches Herz an Herzen fettet? Diese unsichtbare Zaubergewalt, die, ohne daß wir wissen, woher sie kam, uns wider Willen bannet, sie ist es, welche dem Auge der Liebenden in dem ersten Augenblick Herz und Gemüth des Geliebten frei und offen zeigt. Diese Kraft — Du weißt, wie sehr ich ihr, trotz dem, daß Du so oft meinen Glauben an sie wankend zu machen suchtest, vertraue — diese Kraft hat Euch Beide an einander gefettet, und wenn sich auch Dein Stolz dagegen sträubt, er muß unterliegen, und Ihr werdet vereint.“

Otto schüttelte zweifelnd den Kopf. „Schwester,“ sprach er bewegt, „Du warest von früher Kindheit an zur Schwärmerei geneigt; wenn ich in einer dunklen Höhle den müden Pilger von des Tages Last und Hitze eröst und sinnend ruhen sah, dann blicktest Du in eine rosenfarbene Zukunft, wo nur bunte, freundliche Liebesgötter Dich umflatterten. Mir fehlt Dein

freher Sinn, und es wäre vielleicht gut, wenn wir Beide theilen könnten."

"Ich danke für Deine Hälfte," erwiderte sie scherzend, "und was Du von mir zu haben wünschst, Otto, den heitern Blick in das Leben, den wird Dir Konstanze schon reichen."

9.

Wochen vergingen, und eigentlich hätte die Liebe nur Augenblicke gebraucht, den Knoten zu lösen, das Band zu schürzen — bis Otto Konstanzen seine Liebe frei gestand; vergebens hatte der Stolz in ihm gekämpft, er mußte unterliegen.

Der Schwester freundliches, zutrauliches Wort, mehr aber noch das eigene Herz, hatte ihn bestimmt, nicht im stolzen Uebermuth ein Glück von sich zu weisen, das zugleich das Glück seines Herzens war, und Konstanzen das zu sagen, was er schon so lange für sie fühlte. Nach diesem ersten offenen Schritt machte er sie nun mit allen seinen unglücklichen Verhältnissen bekannt, wobei er jedoch nur mit Schonung der Schuld des Vaters gedachte. Er erwähnte seiner dabei so zart, hob die guten Seiten des Vaters so gern hervor, erzählte, welche ein liebender Vater, welcher zärtlich vorsorglicher Vater er gewesen sey, und wie er selbst, seit ihn diese unglückliche Leidenschaft ergriffen, noch mit wahrer Liebe an seinen Kindern gehangen, und mit tiefgebeugtem Herzen an dem Sterbebett seiner Gattin gestanden habe.

Dieser Beweis von kindlicher Liebe rührte Konstanze tief. "Sie haben mich mit Ihren Verhältnissen bekannt gemacht, ich halte es nun auch für Pflicht, Sie von den meinigen zu unterrichten, und Sie über Ihren Verlust zu trösten," unterbrach sie ihn. "Ich bin reich, für Deutschland sehr reich, so daß an meiner Seite Ihre Umstände glänzender seyn werden, als sie es früher hätten seyn können. Ich habe genug, auch für Ihre Familie zu sorgen. Vergessen Sie, was geschehen, laden Sie Ihren Vater ein, zu uns zu kommen, und er wird an mir eine liebende Tochter finden, die, so viel sie es vermag, ihm die verlorne Ruhe wiederzugeben bereit ist."

Bei diesen Worten drang eine Thräne in Otto's Auge. "Ihre Güte thut meinem Herzen unaussprechlich wohl," sagte er, "Aber wo der arme alte Mann umherirren mag, weiß nur der barmherzige Gott; ich habe vergebens nach ihm geforscht, hätte gern mit meiner Hände Arbeit ihm sein Leben gefristet, aber er ist verschollen; seit einem Jahre habe ich keine Nachricht mehr von ihm, und muß fürchten, er ist nicht mehr unter den Lebenden, und hat sich selbst die dunkle Pforte geöffnet. Auf das Glück, ihn wieder zu sehen, seine Thränen zu trocknen, muß ich verzichten."

Als er dies sagte, öffnete sich die Thür, und Cäcilie trat, an der Hand eines bleichen, abgehärmten Greises, ein, welcher, die Arme nach Otto streckend, ohnmächtig vor ihm niedersank. Kaum vermochte des Sohnes Stimme ihn zum Leben zu wecken, kaum der Schwester Sorgfalt seinem starren, verzweiflungsvollen Gesichte ein freundliches Lächeln abzugewinnen. "Ich stehe vor

meinem Richter," sprach er, mit starrem Auge den Sohn anblickend, der bei diesen Worten vor ihm niedersank, seine Hand an die Lippen drückte, und aus der Tiefe seines Herzens rief: "Und ich kniee vor meinem hergeliebten Vater!" Der Alte beugte sich nach ihm nieder, der Sohn ruhte in seinen Armen, und, wie eine Heilige, die das reuige Herz eines Sünders vor den Thron des Allmächtigen trägt und um Erbarmen fleht, so stand Konstanze vor Vater und Sohn, und freute sich ihres Glücks.

10.

In der Kirche seiner Heimath, deren Bau mit dem unheilbringenden Golde begonnen wurde, sprach der Priester den Segen über die beiden glücklichen Paare. Der Gattin, Reichthum ließ Otto die vergeudeteten Besitztungen seiner Väter wieder gewinnen, und ihre kindliche Liebe erheiterte die letzten Tage des alten Vaters. Auch Cäcilie fand ihren Glauben bestätigt; denn auch sie wurde bald durch die magnetische Kraft, von der sie glaubte, daß sie mit so gewaltigem Zauber Herzen an Herzen kettete, an die Brust eines edlen Mannes gezogen. Der Elephant der Madame Garnier wurde noch oft gepriesen, und als, nach langen Jahren, eines Morgens der gute Jako nicht mehr mit seinem freundlichen "Guten Morgen, Konstanze! Guten Morgen, Otto!" die Glücklichen begrüßte, und todt in seinem vergoldeten Bauer lag, wurde er, zur Erinnerung an jenen Tag, unter einem Ahorn begraben, und Konstanzens Kinder pflanzten Blumen um den kleinen Hügel des traulichen Schwägers.

Wie selten sind doch ein Elephant und ein Papagei die Boten der Liebe!

## Der Karten-Dämon.

Novelle von August Kahlert.

1.

Die Abendtafel im Gesellschaftssaale zu P..., dem reizend gelegenen und vielgeliebten Badeorte, dem Sammelplatze verschiedener und verschiedene Zwecke verfolgender Menschen, Genesungsbedürftiger, Zerstreuungsuchender aller Gattung, war heute ungemein stark besucht. Der Restaurateur hatte seine „Carte a souper“ nicht umsonst reichlicher als gewöhnlich eingerichtet, voraussehend, daß bei der unbeständigen Bitterung nicht viele Badegäste Ausflüge machen, auch, daß das im nahen Theater gegebene neue Stück zahlreichen Zuspruch haben würde, was immer ebenfalls für ihn einträglich wurde. Unter den am Tische Sitzenden waren die verschiedensten Gesichter zu bemerken, und auch der gleichmäßige Zweck der einzelnen Personen, auf Schnellste Befriedigung des drängenden Hungers zu bewerkstelligen, bewirkte verschiedene Maßregeln. Während Einer durch Schimpfen, der Andere durch Höflichkeit, der Dritte durch gebieterisches Benehmen den Kellner zur eiligen Herbeischaffung der erlesenen Speisen zu bringen suchte, ging dieser ungestört seinen Gang und es verdient nur als ein Zeichen seiner vor-

geschrittenen Bildung bemerkt zu werden, daß er die Damen zuerst zufrieden stellte. Unter diesen zeichnete sich ein junges blühendes Mädchen eben so sehr durch reizendes Aeußeres als anmuthiges und bescheidenes Betragen aus. Sie war eher zart als üppig gebaut, und die blendende Weiße ihrer niedlichen Hände, wie die Feinheit ihrer Gesichtszüge, schienen sie einem höhern Stande zuzugesellen, während man sich zugleich versucht fand, das dunkle und unwiderstehlich fesselnde Auge für einen Spiegel des schönsten Gemüthes zu halten. Ihr Anzug war sehr einfach, und obgleich wohlkleidend, doch nicht ganz neuomodisch zu nennen; ihr schöner Mund sprach sehr wenig, und über den dunklen Augenbrauen hatte sich ein Zug leiser Schwermuth gelagert. Neben ihr saß ein Mann von mittleren Jahren, ihr nicht unähnlich, aber noch ernster und in sich gefehrter, als sie. Mit Ausnahme eines freundlichen lebendigen Männchens, — des geschätzten Badearztes, wie aus allen Aeußerungen hervorging, — war die übrige Tischgesellschaft nicht weiter interessant; denn einige bramarbasirende Militärs, übermäßig gepuzte, aber sichtlich verblühte junge Weiber, mit Reichthum sich brüstende Kaufleute und mehrere konfiscirte Spitzbuben-Physiognomien, die körperliche und geistige Zerrüttung aussprachen und an Sammelplätzen des großen Publikums uns nicht selten begegnen, hatten beinahe alle Plätze besetzt. — „Nun, was hat denn eigentlich unsere miserable Comödianten-Truppe ausgeführt, das so viele Zuschauer herbeigelockt?“ fragte ein forpulerter Banquier, mit ziemlich gleichgültigem Tone, wobei seine Seele sich sehr für die vor ihm duftende Gänseleber-Pastete zu interessiren schien. „E, das Victorsche Schreckens-Melodrama: „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers“ nach Angely's Uebersetzung,“ stieß der Badearzt hervor; „wahrhaftig, ich werde von Sanitäts wegen das Stück untersagen; denn bei Gott, im dritten Aufzuge haben die Comtesse B... und Frau von W..... ihre Krämpfe wiederbekommen, vor Alteration über solche Gräßlichkeit. — Uebrigens scheinen die hiesigen Schauspieler Sittenprediger werden zu wollen, denn das Stück wäre am Ende geeignet, Jedem das Spiel auf Lebenszeit zu verleiden; und hier wird es lächerlich, denn das Renommee unsers Bades, als desjenigen, wo am meisten und besten Bank gehalten wird, macht, glaub' ich, Niemand mehr streitig. Ich will übrigens gar nicht läugnen, daß ich wirklich bei der Gabe der Menschenkenntniß, die ich mir zu besitzen schmeichle, auf den verschiedenen Gesichtern der Zuschauer die mannigfachsten Eindrücke gelesen habe.“ — Hier bewegte sich der bisher gedankenlos hinsarrrende Mann neben dem oben erwähnten schönen Mädchen plötzlich unruhig, und forderte dastig vom Kellner eine Flasche Rives altes. — „Aber, lieber Vater, Du trinkst ja sonst nie süßen Wein?“ fragte die Nachbarin staunend. — „Gleichviel, liebe Emma! entgegnete derselbe, und, als wolle er das Gespräch auf etwas anderes lenken, fuhr er lauter fort: „Ich dünkte nicht, Herr Doktor! Sollten Sie nicht in der dritten Loge im Theater einen Fremden in blaßgelblichem Rocke, mit einem K.....schen Verdienstorden ge-

schmückt, bemerkt haben, auf den die Vorstellung eben nicht besonders einzuwirken schien?“ — „Ach, verehrtester Herr Berger, Sie meinen zuverlässig den Baron von Wangen, der heute früh hier angekommen! Wer und was er eigentlich sey, bleibt bis jetzt Räthsel; sein Aeußeres haben mehrere Damen für interessant erklärt; Geld scheint er auch zu haben, denn er hat im schwarzen Adler, wo er abgestiegen ist, drei Zimmer für sich genommen. Aber still, meine Herren, wenn man vom Wolfe spricht, — dort tritt der Baron eben ein und gibt Hut und Stock an den Kellner. Er will gewiß unser Tafelgenosse werden!“ —

In der That trat der Baron, ein Mann von vielleicht fünfzig Jahren, der sich ziemlich conservirt hatte und im Betragen Kenntniß des feinen Tones offenbarte, mit leichter Verbengung gegen die Anwesenden zur Tafel und mit vermehrter Höflichkeit zu Herrn Berger. Mit freundlicher Miene, in der aber etwas lag, das wenig Vertrauen erweckte, versicherte er Emma, wie sehr es ihn freue, seine Nachbarin im Theater wieder zur Tisch-Nachbarin zu erhalten, wogegen sie auch nichts einwenden könne, da an ihrer Seite der einzige leere Platz sey. Emma verneigte sich stumm. „Wie hat Ihnen das Stück gefallen?“ rief der Arzt dem Baron zu. „Man ist über das Urtheil noch nicht einig.“ — „Ich halte es für ein ganz mißlungenes Werk, das schwerlich geeignet seyn möchte, einen moralischen Endzweck zu bewirken, noch weniger auf Kunstwerth Anspruch machen zu dürfen,“ war des Barons Antwort, wobei ein Zug bitterm Unmuths um seine blassen Lippen spielte. — „Ich sollte doch meinen, daß ein ziemlich verdorbeneß Gemüth dazu geböre, das theilnahmlos, die erschütternden Scenen zwischen Hermann, seinem Vater, seiner Gattin, und Danville anschauen könnte?“ — „Warum? das sind Larven, keine Menschen, und das Geheimniß des wunderbaren, im Spiele wohnenden Zaubers ist unstreitig einer poetischeren Behandlung fähig. Man denke nur an des genialen Steffens Worte darüber im zweiten Theile von „Walseth und Leith“. — Als die sicherste Bürgschaft dafür, daß das Stück schwerlich großen Eindruck mache, mag Ihnen dienen, daß ich mit dem Grafen von R... während des zweiten Aktes das Abkommen traf, heute Abend für ihn Bank zu halten, weil ihn ein Todesfall in seiner Familie schnell nach seiner Heimath rief.“ — Berger seufzte, Andere lachten. „Ein Spieler also?“ flüsterte es hier und da. Nun kannten gleich Viele den Baron par renommé, nun erzählte man sich leise vielerlei Anekdoten von seinem seltenen Glücke an andern Orten. Er schien sich wenig darum zu kümmern, sondern war sehr emsig um Emma bemüht, deren ernste Stimmung er durch allerlei Erzählungen zu verschuchen suchte. Es gelang ihm, wenn auch nur theilweise, während ihr Vater fortwährend ernst und in sich gefehrt dabei saß. Wangen erfuhr nach geringen Erkundigungen, daß sie keine Badegastin, sondern in dem, eine Stunde weit gelegenen Städtchen N..... wohnhaft sey, wo ihr Vater einer bedeutenden Handlung vorstehe, und heut nur zum Besuche hergekommen. Der Baron nahm diese

Nachricht mit vieler Freude auf; „denn“, fügte er hinzu, „es ist meine Absicht, mich in N. . . . einzumietzen, da ich die Badezeit über in dieser Gegend bleibe, und mein Reitpferd mich zu jeder Stunde schnell herüberschaffen kann, während hier fast alle guten Quartiere besetzt sind. Wenn Sie, mein Fräulein, mir ein passendes Logis vorschlagen könnten, was bei ihrer unfehlbaren Bekanntschaft mit der dortigen Lokalität kaum fehlen kann, so“ — „Warum nicht“, unterbrach ihn hier Berger; „ich besitze zwei Häuser in N. . . ., von denen der erste Stock des einen gerade leer steht, und wohl für sie passen möchte.“ — „Charmant“, rief der Baron, „ich komme morgen hinüber und nehme mit Ihnen nähere Rücksprache, wir werden“ — Hier trat ein alter Diener zu dem Sprecher und flüsterte ihm etwas in's Ohr, wovon Emma nichts als das Wort „grüner Tisch“ verstand. Wangen erhob sich, mit vorzüglicher Artigkeit nochmals über das gemachte erwünschte Anerbieten erfreut, und versichernd: er preise jedenfalls den Zufall glücklich, dem er das Vergnügen so interessanter Bekanntschaft zu danken habe.

Die Auszeichnung, die er überhaupt Emma widerfahren ließ, war zu sichtlich, als daß die benachbarten Tischgäste sie nicht bemerken, die Damen sie nicht beneiden, die Erfahreneren oder die Emma näher kennen mochten und denen der Baron wenig empfehlenswerth schien, sie nicht bedauern sollten. Zu diesen Letzten mochte auch der Badearzt gehören, denn nachdem der Baron sich entfernt hatte, und auch er von Emma Abschied nahm, fügte er leise hinzu: „Gratulire zur neuen Bekanntschaft! — interessantes Aeußere, Lebensart, aber es ist nicht alles Gold was glänzt; trau, schau, wem; empfehle mich bestens!“ —

Die Glocke schlug 11 Uhr; man meldete Herrn Berger's Wagen, und wenige Augenblicke später rollte dieser mit Vater und Tochter durch die Alleen nach dem in zweifelhaftem Mondlichte vor ihnen liegenden Walde. — „Ich kann mich doch einer ängstlichen Besorgniß in diesem Dicksicht, besonders weiter unten, nicht erwehren“, flüsterte Emma, sich tiefer in den Mantel einhüllend, denn die Nachtlust strich kalt durch die Wagenfenster; die Bäume sind so schauerlich vom Winde bewegt, und der Waldstrom rauscht dort ganz unheimlich.“ — „Narrenspößen!“ entgegnete Berger, „diese Gegend ist vor Räubern stets sicher gewesen, und Gespenster spuken nur noch in Hoffmann's „Phantastischen“. Mich reut es aber, dich heut herüberzuführen zu haben, denn das Stück, unbeschadet seines Werthes, hat mich so gräßlich erschüttert und in so finstere Stimmung versetzt, daß seine Einwirkung auf Dich, die von der neulichen Krankheit kaum Genesene, der unser kleiner Ausflug eine Zerstreung angenehmer Art seyn sollte, unmöglich wohlthätig wirken kann. Mich wundert's nur, daß ich Dich nicht lebhafter affizirt gesehen habe, und so möchte ich dies auf Rechnung der angenehmen Unterhaltung Deines Nachbarn schieben, der Dich aber am Ende mehr zu interessiren schien, als drüben der heftige Förster Deinerich gut heißen möchte.“ — „Lieber Vater!“ bat Emma sanft. „Nun, schau gut, Kind! Ich meinte es

nicht so schlimm, und allerdings ist der Baron ein interessanter Mensch, wie es scheint, dessen Bekanntschaft mir angenehm war, und in Betreff meines Hauses nützlich seyn kann.“ — „Er scheint stark zu spielen“, sprach Emma mit fühlbarer Betonung, — „und nächstem über Vieles ziemlich leichtsinnig zu denken.“ — „Mädchen, das Weib soll der Männer Thun so wenig als möglich richten, es hat nicht den Maßstab dazu, und die Leidenschaften des Mannes sind ihr so unergründlich, als dem Manne die Falten des weiblichen Herzens, zum Beispiel des verliebten. Daß übrigens das heutige Stück auf den Fremden gar keinen Eindruck gemacht hat, wundert mich gewaltig; mir ist wahrhaftig die Lust, eine Karte anzurühren, für lange Zeit vergangen.“ — „Gott sey gelobt!“ rief Emma. „Was sagst Du?“ fragte ihr Vater. „Ich freue mich nur“, sprach sie verlegen, „daß ich eben dort unten die Thurmspitze von N. . . . erscheinen sehe.“

Berger sprach nichts mehr, bis der Wagen am Stadthore war und der schlaftrunkene Pförtner die raffelten Thorflügel mit lästiger Langsamkeit öffnete. —

(Fortsetzung folgt.)

## E i n p a a r V o r s ä t z e .

(Ob sie gehalten werden?)

- Ich habe geliebt, und liebe nicht mehr,  
Denn die Mädchen haben mich betrogen,  
Bei der Nase stets herum gezogen,  
Keine hat, ach hört, das klingt betrübt,  
Recht von Herzen mich geliebt.  
Weidlich hat mich dies verdrossen,  
Doch ich denke fest entschlossen,  
Ich habe geliebt, und liebe — nicht mehr! —
- Ich hab getrunken, ich trinke nicht mehr!  
Mancher hat sich durch den Trunk verdorben,  
Oder ist am Ende gar gestorben,  
Und der vollste Beutel, er wird leer,  
Sucht man in die Flasche gar zu sehr.  
Fort damit, ich will sie nicht mehr sehen  
Und der ganzen Welt es eingestehen:  
Ich habe getrunken, und trinke nicht mehr!
- Ich habe gespielt, und spiele nicht mehr!  
Fort mit euch, vermaledeite Karten!  
Ihr könnt lange, lange auf mich warten,  
Denn für immer hab' ich euch verbannt,  
Keine nehm' ich mehr in meine Hand.  
Um Gesundheit, Geld und Glück und Ehre  
Bringt ihr uns, drum ruf' ich laut und schwöre:  
Ich habe gespielt, und spiele nicht mehr!
- Ich habe getanzt, und tanze nicht mehr!  
Denn der Tanz verdirbt ja Brust und Lunge,  
Und gar viele sind ins Grab gesprungen,  
Und um manches Mädchen war's gescheh'n,  
Will darum nie mehr zum Tanze geh'n,  
Lieber sach' ich besseres Vergnügen,  
Als wie toll im Tanz herum zu fliegen.  
Ich habe getanzt, und tanze nicht mehr!



# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 21. Juni 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 25.

### Der Karten-Dämon.

(Fortsetzung.)

2.

Das Gebirgsstädtchen N.... ist sehr reizend zwischen anmutig bewaldeten Hügeln gelegen, und im Sommer daher nicht selten der Wohnort von solchen Badegästen aus P....., denen eine strenge Kur weniger als Zerstreuung und Bewegung in freier Natur Noth thut. Ein sanfter Friede scheint über diesen niedlichen sauberen Häuschen zu walten, und der Fremde fühlt sich heimisch in der stillen Umgebung. Obgleich die dafige Bauart eher für neu-modisch als veraltet gelten kann, so sind die großen pallastähnlichen Häuser, die in den Hauptstädten auch dem weniger Bemittelten zur Wohnung dienen, doch sehr selten, und kaum vier mögen sich, mit Ausnahme der freundlichen Kirche und des Rathhauses, finden, welche ein stolzes und vornehmes Aeußere haben. Es war von jeher nichts leichter als die Honoratioren des Städtchens aufzufinden, ja Herr Berger beherbergte in seinen zwei stattlichen Häusern deren größten Theil. Vor dem einen dieser beiden Gebäude stand am Morgen nach dem geschilderten Abend sehr früh ein schlanker kräftiger Bursch mit blühenden Gesichtszügen, schwarzen Augen, angethan mit Jagdkleide, Büchse und Tasche, der mit einem Knechte, Bergers gestrigem Kutscher, plauderte.

„Ja, was ich Ihnen sage, Mosje Heinrich, es war fast Mitternacht, als wir gestern hier ankamen. Mamsell Emma kam mir ganz anders als sonst vor, als sie ausstieg, und hat bis fast zwei Uhr Licht im Zimmer gehabt und zum Fenster hinaus nach dem Monde geguckt, wie der Nachtwächter mir erzählte; ne, das wäre mein Gusto nicht; wenn ich müde bin, leg' ich mich schlafen. So ist's geschiedter, da kann man zu rechter Zeit aufstehen.“

— „Sie hatte mir doch versprochen, mich heute früh im Gärtchen noch zu sprechen; ich komme von der Wilddiebsaufsuchung vor drei Tagen nicht wieder, so vergeblich die ganze im Kopfe des Herrn Oberforstmeisters projectirte Arbeit und Mühe seyn wird.

Gestern, eh Emma fortfuhr, hat sie mich auf heute früh bestellt und wollte deshalb von mir noch nicht Abschied nehmen. Wär' ich nur auch mit nach P..... gekommen, und hätte die versäumte Arbeit dem lieben Gott empfohlen! — Und es doch zu verschlafen! doch! Was ihr nur im Kopfe steckt?“ — „Aber Mosje Heinrich, wir wollen sie wecken, ich werfe die Pudelmütze drei mal an ihr Fenster, das hört sie gewiß.“ — „Daß dich! — Sie soll schlafen! gerade jetzt! Kann sie mich misfen, werd ich's wohl auch können. Schlaf, schlaf! o über die Weiber und ihre lügenhaften Versprechen! Grüße mir sie!“ — Heinrich ging, mit Spuren lebhaften Unmuthes im Gesicht, aber ein lustiges Liedchen pfeifend, und seinen um ihn herhüpfenden Jagdhund neckend. Der Kutscher sah ihm verwundert nach, und stellte bei sich nach seiner Art verschiedene philosophische Betrachtungen über die Laune des Verliebten an.

Als er der nach einer Stunde im Hausflur ihm begegnenden Emma getreuen Bericht des Vorgefallenen abstattete, gewährte er eine Thräne in ihrem Auge. „Er wird schon wieder gut werden, Mamsellen!“ tröstete er theilnehmend. — „Gott wird alles gut machen, guter Jakob!“ antwortete sie. „Ja, so sagte ihre selige Frau Mutter auch!“ bekräftigte Jener, „und es muß wahr seyn — aber sehn Sie doch, schnell, schnell, was für ein eleganter Herr mit einem Bedienten dort die Straße herausgeritten kommt, das ist ein Mal ein Pferd und ein Reiter, wie man sie gern sieht!“

Zwei Minuten darauf sprang der Baron von Wangen vom Pferde, und in das Haus tretend, rief er: „Da bin ich, mein Fräulein; aber Sie so früh auf? Ich glaubte bis 11 Uhr sicherlich auf das Glück, Sie zu sehen, verzichten zu müssen!“ — Nun um so besser!“ — Berger trat aus dem Comptoir und eilte, dem Angekommenen seine leer stehende Wohnung zu zeigen, welche Jener eben so trefflich als den Miethszins wohlfeil fand. Er werde noch heute einziehen, versicherte er, und sogleich ließ er Valentin, seinen Diener, zurück reiten, um das Herüberschaffen seiner Effekten zu besorgen. Die Nachbarn guckten schaarweise aus den Fenstern, und als der Baron, Abschied nehmend, an der Hausthür Emma's Hand küßte, war

bereits der Grund zu den seltsamsten Muthmaßungen und Gerüchten gelegt. Man war längst gewohnt, Emma als des Jäger Heinrichs Braut zu betrachten; die neue Bekanntschaft mit dem vornehmen Herrn, den Niemand kannte, der Neid der wenigen erträglich wohlgebildeten Mädchen in dem Städtchen, wie der der Bürger über Herrn Bergers Glück im vortheilhaften Vermietten seines Hauses, setzten alle Zungen in Bewegung.

Wir wenden die Blicke von diesen Kleinstädtereien, um uns etwas näher mit dem Hause des Herrn Berger und besonders mit der anmuthigen Emma bekannt zu machen. Ueber was sie wohl gestern Abend so lange gesounten haben mag, das sie sogar die Stunde des Rendezvous mit dem Geliebten verschlafen ließ? — Ob wirklich der Baron, seines ältlichen Aeußeren und seiner, wie es den Schein hat, fast kränklichen Natur ungeachtet, auf sie einen lebhaften Eindruck gemacht haben sollte, der ihrer ersten Liebe (wir sind ja doch schon halb und halb hinter das Geheimniß gekommen) gefährlich werden könnte? — Wenige kurze Andeutungen über ihr früheres Leben werden uns vielleicht zu Aufklärungen helfen.

Emma, das einzige Kind Bergers, hatte ihre Mutter nie gekannt, und der Vater, als vielbeschäftigter Kaufmann, nicht vermögend, die Erziehung des Kindes selbst zu leiten, hatte sie als vierjähriges Mädchen einer berühmten Pensionsanstalt übergeben, wo das Kind körperlich und geistig sich ungleich besser, als es gewöhnlich in solchen Anstalten zu geschehen pflegt, entwickelte. Vor wenigen Monaten erst, als sie das siebzehnte Jahr erreicht, hatte der Vater sie zurückkommen lassen, und eine heftige Unpäßlichkeit, eine Folge der ungewohnten Reiseanstrengung, ihr die ersten Tage ihres Aufenthalts im Geburtsorte verbittert. War sie so glücklich gewesen, in der Fremde die Freundschaft der meisten ihrer Mitschülerinnen, die Zufriedenheit ihrer Lehrerinnen zu erlangen, so mußte ihr dagegen das Vaterhaus öde und todt dünken; denn hier war ihr ja Alles fremd, und von dem Vater selbst hatte sie sich ein von der Wirklichkeit abweichendes Bild in Gedanken entworfen, das den in der zarten Kindheit empfangenen Eindruck auf's lieblichste verschönert wiedergab. Sie glaubte an ihm, so väterlich er sie auch zu lieben schien, manche Eigenschaften zu bemerken, die ihr Herz mit Kummer erfüllten. Eine starke Neigung zu Freigeisterei, und damit verbundene Sucht, Religions-Grundsätze zu verspotten, konnten ihrem, an den Wahrheiten der christlichen Religion fest hangenden Gemüthe wenig zusagen. Mehr aber noch mußte sie von ihrem Vater eine Leidenschaft desselben entfernen, die sie als die schrecklichste von allen hatte nennen hören, nämlich das Spiel. Man flüsterte, was ihr nicht entging, von starkem Derangement in seinen Geschäften, die früher geblüht hatten, und was sie auch anwenden mochte, ihm die Abende durch kindliches Entgegenkommen in allen seinen, das Hauswesen betreffenden Wünschen angenehm zu machen, — sie erreichte dadurch nichts, als einen recht freundlichen Dank, ein Lob ihrer Aufmerksamkeit; nicht aber ihren Haupt-

zweck, ihn an den heimischen Heerd zu fesseln. Mit dem Glöckenschlage sieben Uhr, mit welchem das Comp-toir geschlossen wurde, trieb es ihn hinaus; er fuhr hinüber nach Bad P. . . . , dem Sammelplatz vieler Gewinn-süchtigen, um dort, wie der Tochter zu ihrem Leidwesen hinterbracht wurde, bei den bunten Karten sein Glück zu versuchen. Mit Bangigkeit sah sie am andern Tage seine Mienen, aus denen nicht selten der Unmuth über Fortunens Bankelmüthigkeit sprach. Sie hatte ein Mal einige schüchterne Worte, halb warnend halb bittend, über das Schreckliche einer, den Menschen beherrschenden Leidenschaft hinzuwerfen gewagt, und Berger, dieselben sogleich verstehend, hatte mit bitterem Tadel ihre gute Absicht belohnt, von ähnlichem Versuch sie auf immer zurückzuehend. So trug sie denn in Einsamkeit den Kummer, den, außer der Religion, nur die zarteste innigste Liebe zu dem Jünglinge, den wir bereits kennen gelernt haben, zu lindern vermochte. Heinrich, der adoptirte Sohn eines wackern Försters in der Nachbarschaft, welcher über des Jünglings Herkommen ein strenges Stillschweigen beobachtete, für seine Ausbildung aber das Mögliche that, war vor drei Jahren auf eine berühmte Forstakademie in der Nähe der Pensionsanstalt, wo Emma erzogen, geschickt worden, um sich als Forstmann gründlich auszubilden. Wie er Emma kennen gelernt — das Werk des Zufalls — wie Beide einander lieber und lieber gewannen, bis die Ueberzeugung, nur in einer Vereinigung für Zeit und Ewigkeit glücklich werden zu können, in ihnen immer mehr Kraft gewonnen hatte, dieß bedarf keiner weitem Auseinandersetzung. Ist doch die Liebe, wenn auch das Anmuthigste und Segensreichste, doch auch das Allgewöhnlichste. Was war natürlicher, als das Heinrich, sobald Emma nach Hause zurückkehrte, in seinen Vater drang, auch ihn bald nach Hause zurückzunehmen; konnte doch nur, wo sie lebte, für ihn ein liebliches Leben blühen! Und als ihm der Vater willfährte, was war natürlicher, als daß die jungen Leute, wenn auch eine halbe Stunde weit von einander wohnend, die Gelegenheit, sich zu sehen, suchten und fanden; was endlich natürlicher, als daß Andere, bald darauf aufmerksam, Emma's Brautstand mit geschwägiger Eile zum Stadtgespräch zu machen bemüht waren, daß selbst den Vätern das Verhältniß der jungen Leute nicht unbekannt bleiben konnte. Eine gegründete Ursache, es zu mißbilligen, war auf keiner Seite vorhanden; denn daß Heinrich des Pflegevaters Stelle einst bekommen, und dann eine Frau wohl zu erhalten im Stande seyn werde, unterlag keinem Zweifel; Emma galt aber, neben ihrer Liebenswürdigkeit, für reich, und obenein war der alte Förster nicht habtsüchtig; so schien den Himmel des jungen Paares nichts trüben zu wollen. Heinrichs Hestigkeit brachte zuweilen zwischen ihm und der Geliebten kleine Spaltungen hervor, die schlimmer geworden wären, wenn nicht der Zauber ihrer Rede, ihrer Blicke, ihres Rufses, den Stürmischen gar so allmächtig beherrscht hätte. —

Der Besuch in Bad P. . . . , nach einer mehrwöchentlichen Unpäßlichkeit, hatte Emma wohlthätige Zerstreuung gewährt, und obgleich der Eindruck, den das the-

atralische Ueudng der „drei Tage“ auf sie gemacht, widerlich gewesen, so versprach sie sich doch von der sichtbaren Erschütterung, die es auf ihren Vater gemacht hatte, ersprießliche Folgen, den Ewigen preisend, der den Zufall, oder das mißlungendste Menschenwerk oft zum Mittel seiner wohlthätigen Absichten braucht und auf unerforschlichen Pfaden das Menschenherz bewegt. Sie hatte während der Vorstellung ihren Vater mehr als die Schauspieler beobachtet, und anfänglich eigentlich nur zum Schein auf des bösslichen Barons Unterhaltung gehört. Dieser seltsame Mann, mit seiner gewandten gesellschaftlichen Bildung, mit seinen feinen, ihr oft nur halb verständlichen Schmeicheleien, der von einer entfernten Loge sie gewährend, sogleich ihr Nachbar zu werden gestrebt hatte, sie, die ganz Unbekannte, auszeichnete, und mit zunehmender an Falschheit gränzender Höflichkeit behandelte, mochte in der ziemlich unerfahrenen Jungfrau, die der Allgewalt ihre Reize sich kaum bewußt war, die Gefühle der Eitelkeit, mehr als sie selbst ahnte, erregt haben. Zuletzt hatte sie ihn mit einem gewissen Wohlbehagen angehört, und doch zugleich für Augenblicke im Innersten erschauert, wenn sie ihm in die schwarzen bligenden Augen geschaut, und das ewige Lächeln seiner faltenreichen Mundwinkel beobachtete. Er hatte sich, so viel sie bemerkte, um sie oder ihren Vater bei mehreren Personen ihrer Bekanntschaft bereits im Theater erkundigt, sich an sie gedrängt; — hatte es doch fast den Schein, als habe er sich bloß ihre twegen in N. . . . eingemietht; unbegreiflich! — Er war Spieler, wie es hieß, und verkündete dies doch so laut, und ohne Scheu, daß es fast mehr wie Prahlerei erschien, da solche Leute doch sonst ihr Gewerbe verstecken. — Diese Gedanken hatten Emma lebhaft beschäftigt, als sie allein in ihrem Stübchen die Erlebnisse des vergangenen Abends vor ihre Seele gerufen; und so war es natürlich, daß sie, spät eingeschlafen, die Stunde des festgesetzten Rendezvous mit Heinrich, welcher, bei einer Recognoscirung gescheneher Wilddiebereien in der ganzen Umgegend beschäftigt, einige Tage absendend seyn sollte, versäumt hatte.

### 3.

Baron von Wangen schien mit seinem neuen Quartier sehr wohl zufrieden. Um die Neugier seiner Nachbarn wenig bekümmert, welche über ihn selbst, seine Beschäftigung, sein Herkommen, seine Zwecke sich in Mutmaßungen erschöpften, ging vielmehr sein ganzes Bestreben dahin, Emma zu gefallen. — Kleine Aufmerksamkeiten verschiedener Art hatte er ihr bereits in den ersten Tagen erwiesen, ohne daß sie den Muth gehabt, sie zurückzuweisen, obgleich nicht ohne Bangigkeit an Heinrich's Rückkehr und seine dann gewiß ausbrechende Eifersucht denkend. — Und diese Abnung betrog sie nicht! Heinrich, bereits von der neuen Bekanntschaft in Kenntniß gesetzt, kehrte schneller als er gefolgt von seiner kleinen Reise zurück, und trat eben in Emma's Zimmer, als diese, den Vater erwartend, bemüht war, den neben ihr auf dem Sopha sitzenden Baron durch verständiges Gespräch zu unterhalten.

Nur weniger Augenblicke hätte es bedurft, um diesen das Verhältniß zwischen den jungen Leuten klar zu machen, wenn seine Nachforschungen ihm auch nicht bereits früher davon die Gewißheit verschafft. Emma's flüchtiges Erröthen, als sie, den Eintretenden zu empfangen, aufstand, und dessen stehenden auf den Baron gerichteten Blick, der gleichsam den Grund seiner Seele, seine geheimsten Gesinnungen zu erforschen strebte, schien dieser gar nicht zu bemerken. Im Gegentheil empfing er Heinrich mit den schmeichelnden Worten: „Unstreitig, Herr Heinrich S. . . ., von dem man mir bereits so viel Vortheilhaftes hier erzählt hat? In der That sehr erwünschte Bekanntschaft, bitte um nachbarliche Freundschaft!“ — Heinrich verneigte sich, bitter lächelnd, und warf sich, als der Baron sich entfernte, unmuthig in die Ecke des Sophas, spöttisch Emma fragend: wie sie sich während seiner Abwesenheit amüßert habe, und ob er etwa zu zeitig gekommen sey? Allen Zauber ihrer Liebenswürdigkeit und Beredsamkeit hatte sie nöthig, um ihn über den gehästen Fremdling aufzuklären, und als es ihr endlich gelungen war, ihn zu überzeugen, daß der schon greisende Baron wenigstens kein für ihn gefährlicher Nebenbuhler seyn könne, trennte er sich von ihr zwar ruhiger, aber mit dem Veröhnungskusse gab er ihr die Warnung: „Hüte Dich vor dem fast Unbekannten; mir graute schon, als ich herein trat, vor ihm, er bringt uns keinen Segen!“ —

Des Barons Erscheinung hatte indeß in P. . . . viel Aufsehen erregt; ob er gleich weniger spielte, als man erwartet, brauchte er viel Geld, und wie bereits in N. . . ., so lief auch hier unter den Badegästen bald das Gerücht, der Baron werde wahrscheinlich die Tochter des angesehensten Kaufmanns in seinem jetzigen Wohnorte heirathen, ihr zu Liebe halte er sich in dieser Gegend auf, u. s. w. An allem diesem war zwar Emma völlig unschuldig, allein es ward für sie eine dringende Aufforderung zur möglichsten Vorsicht gegen den Fremden. Sie vermied es mit ihm allein zu seyn, während er dagegen die geringfügigsten Vorwände, welche ihn in Bergers Haus, besonders wenn der Hausherr abwesend war, führen konnten, möglichst benutzte. Nicht selten blitzte in seinen Augen eine Leidenschaft auf, die, weit entfernt, Erzeugniß von jugendlichem Feuer zu seyn, vielmehr auf ein krankhaft gereiztes Gemüth schließen ließ. Nicht selten gab es zwischen ihm und Heinrich Wortwechsel, deren schlimmere Folgen allein Emma's besorgte Vorsicht abwendete. Mehr Glück, als bei ihr, hatte der Baron bei ihrem Vater, der nicht aufhören konnte, seine Liebenswürdigkeit zu preisen, täglich mit ihm Bad P. . . . besuchte und dadurch Emma und Heinrich öfter Gelegenheit verschaffte, sich ungestört zu sehen. Hatte Berger doch in der letzten Zeit über das schöne freundliche Verhältniß, welches er selbst früher wohlgefällig beobachtet, mancherlei bittere Bemerkungen gemacht, eben so seltsam als Besorgniß erregend, was die Liebenden indeß auf den Einfluß des Herrn von Wangen zu schieben Ursache hatten. Der Kutscher Jacob berichtete, Herr Berger spräche mit dem Baron, wenn er beide hinüber

nach P... fabre, immer in fremder Sprache, vermuthlich damit er nichts ausplaudern solle: „das könnte aber“, setzte der Diener hinzu, „nichts gutes seyn, was man vor ihm, der seit langen Jahren sich immer so treu gegen seine Dienstherrschaft bewiesen, verstecken müßte.“ Vergebens wollte Emma den Unzufriedenen, dem der Fremde ebenfalls ein Dorn im Auge war, beruhigen; er habe, fuhr er fort, schon von dem alten Valentin, dem sonderbaren Diener des Barons, der mit Niemand im Städtchen als mit ihm plaudere, manches Wort über seinen Herrn herausgelockt, das ihn sehr argwöhnisch gemacht. —

(Fortf. folgt.)

### Einige Notizen über die heutigen Griechen.

Die Insulaner des Archipelagus lieben ihr Vaterland leidenschaftlich; sie ziehen ihre dürren nackten Felsen dem angenehmsten Aufenthalt vor, wie Ulysses Ithaka der ganzen Welt vorzog. Immer fragen sie den Fremden: ob sich irgendwo Schöneres findet? — Alles scheint ihnen bewundernswürdig an ihrem Lande; unter sich selbst streiten sie über den Vorrang ihrer Inseln. Ein in dortiger Art wohlgezogenes Mädchen läßt sich schwer bereden, nach einer andern Insel zu heirathen; sie würde sich entehrt glauben, wenn sie ihr Gut verkaufte, sollte es ihr auch mehr Lasten als Nutzen bringen. Niemals wird ein Grieche sein Erbe veräußern, sollte er auch in einer andern Insel leben und die Einkünfte davon verlieren müssen. — Die Griechinnen haben zwar nicht jene Schönheit, die man an antiken Statuen bewundert; sie sind mehr hübsch als schön; doch haben sie schöne Augen, meist eine zart geformte länglichte Nase und einen etwas langen Hals. Die Reinheit ihrer Formen ist durch die Mischung mit den Türken, besonders zu jener Zeit verdorben worden, wo man mit dem Karatsch eine gewisse Anzahl Kinder beiderlei Geschlechts in jedem Dorf ausbelebte. — Die schönsten Insulanerinnen findet man zu Zine und Siphante, besonders in den Dörfern dieser zwei Inseln; dann zu Patmos, Santorin, Stampalia; sie trinken niemals Wein. — Die griechischen Frauen sind sehr fruchtbar und stillen ihre Kinder selbst. — Auf der Insel Stampalia heirathen die Mädchen sehr jung, im 15ten, zwölften Jahr, bisweilen ehe sie mannbar sind. Diese voreiligen Heirathen waren früher zahlreicher noch als jetzt; die Eltern fürchteten die Türken möchten über ihre Töchter gegen den Willen der Väter oder Mütter verfügen, und beeilten deshalb die Verheirathung. Zu Patmos hält man die Ehevorsprechen schon im zehnten oder elften Jahr, obwohl die Mädchen erst zwei bis drei Jahre später getraut werden. Zu Thernia heirathen sie ebenfalls sehr jung. — Die griechischen Schönen hatten sonst viel Gold, Perlen, Diamanten, Ringe und Kreuze; man konnte auf den Inseln Frauen sehen, die für 2000 Piaster Schmuckwaaren und doch keine 100 Piaster Renten hatten; der Kampf um Freiheit hat vielen ihren Schmuck gekostet. — Die Inselbewohnerinnen beschäftigen sich mit Baumwolle spinnen, in welche Arbeit sie sich mit ihren Mägden theilen,

für die sie große Zuneigung begen; diese sind auch meistens so gut erzogen wie ihre Herrinnen. — Die Griechen fürchten besonders das böse Auge, was ein alter Aberglaube ist. Sie haben über die Kraft der Zauberei die Ideen ihrer Väter, und es gibt noch mehrere Brunnen und Hölen, denen man die Kraft, gewisse Krankheiten zu heilen, zuschreibt.

Im Archipelagus, so wie in der ganzen Levante, mahlt man den Kaffee nicht, sondern man zerquetst ihn mit einem eisernen Stößel in einem hölzernen Mörser, was den Kaffee feiner machen soll und ökonomischer ist. Man trinkt ihn in den meisten Inseln ohne Zucker. Ueberhaupt findet man dort selten Zucker; alles Gebäck der Griechen wird mit Honig gesüßt. Stampalia und Syra haben den besten Thee, den man im Thau von Anfang bis Ende des Monats sammelt, und woraus das Getränk bereitet wird, das die Türken Tsai-toumi nennen. Es ist angenehm und magenstärkend, aber im Sommer sehr erhitend.

Die am besten gebauten Orte sind Scio, nach geuuesischer Bauart, Milo, Paros, Siphanto und Zea. Die Gassen auf den Inseln sind eng und voll Schweine, die den Durchgang verwehren. Zu Stampalia und Serpho sind die Gassen so enge, daß man den Todten nicht auf dem Katalektos (Todtenwagen, Tragbahre) fortbringen kann; Männer legen ihn auf einen alten Teppich und tragen ihn auf ihren Schultern bis in die außer dem Dorf gelegene Kirche. Die Stiegen, welche weit auf die Straßen herausgehen, nehmen den meisten Weg ein. — Fenster findet man beinahe auf keiner der Inseln, sondern hölzerne Läden, die den Tag über offen stehen. — Die Zimmer der Reichen sind mit schlechten, zu Neapel, Venedig oder Ancona gekauften Bildnissen versehen, ohne Schreibtische; man findet schlechte Schlösser an den Thüren, die meistens sehr niedrig sind, besonders auch die Kirchenthüren, aus Furcht, die Türken möchten hineinreiten. Zu ebener Erde ist ein einziger Saal oder großes Zimmer, und in das Schlafgemach steigt man auf einer Leiter. — Die Betten sind so hoch, daß man über einen Stuhl oder Tisch hinein klimmen muß; unter diesem Bett ist eine niedrige Schachtel oder Kasten (wie unsere Feldbetten), worin die Dienstboten schlafen.

Es gibt schöne Thürme, Pavillons oder Landhäuser auf den Inseln Naxia, Andros und Metelina. Wenn man auf letzterer Insel ein Mädchen verheirathet, so gibt man ihm gewöhnlich ein Haus in der Stadt, und eine Olivenpflanzung (Delgarten), in deren Mitte ein solcher Thurm sich befindet. Dergleichen Thürme auf dem Lande liebten die Athener.

(Schluß folgt.)

Unter der Ueberschrift: „Hals- und Herzbrecher,“ liest man in der Abendzeitung Folgendes: Die Halzbrecher sind weit weniger gefährlich, als die Herzbrecher, denn gegen jene schützt das Schwert der Gerechtigkeit — was aber gegen diese?? und doch kann man auf einen Hals — wenigstens zehntausend Herzbrecher rechnen.

# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 28. Juni 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 26.

### Der Karten-Dämon.

(Fortsetzung.)

So waren mehrere Monate verlebt worden, ohne daß irgend Jemand von den uns bekannt gewordenen Personen mit den neuesten Ereignissen zufrieden seyn mochte, obgleich, nach dem Aeußern zu schließen, anderseits zwischen Allen das beste Vernehmen statt zu finden schien. Am wenigsten Gewißheit hatten freilich Alle über die Person des Barons, und es soll daher hier eine Unterredung, aus der auf dieselbe einiges Licht fallen dürfte, mitgetheilt werden.

An einem jener herrlichen Sommerabende, an denen das Menschenberg aufgeht in unendlicher Sehnsucht nach Vollendung und heiliger Freude über die Wunder der Schöpfung, saß Emma in der kleinen Laube am Ende ihres Gärtchens, die einen Blick auf die hinter der Stadt sich erhebbende Bergkette gestattete. Ihre feine weibliche Handarbeit ruhte einen Augenblick, denn ihr schönes Auge hing an dem Saume einer fernen Hügelreihe, hinter welcher der glühende Sonnenball sich zu bergen eilte, vorher noch mit scheidendem Strahl wunderbar wie mit Gold und Karmin die Fluren und Berge malend. Eine schöne Stunde hatte sie mit Heinrich verlebt, in der sie Trost gesucht und gefunden für die frostige und unfreundliche Begegnung ihres Vaters am heutigen Morgen. Hatte der gestern gespielt und verloren, oder sah er ihre Liebe zu Heinrich plötzlich ungern? sie mochte es nicht entziffern. Heinrich hätte schon längst sich von ihrem Vater feste Bestimmung des Hochzeittages erbeten, und der alte Förster, sein würdiger Pflegevater, war damit einverstanden; aber Bergers Verschlossenheit benahm seit einigen Tagen Jedem den Muth zur Annäherung. — Also sann Emma, da wurde plötzlich hinter ihr eine Stimme laut: „Sie entschuldigen, Fräulein, gütigst, wenn ich es wage, Ihnen einen Augenblick mit einer Mittheilung beschwerlich zu fallen?“ — Sie wandte sich um, und erkannte in der gebückten Figur des hinter ihr stehenden alten Mannes, angethan mit albergrauer Livree von der Farbe seines Haares, Valentin, des

Barons Diener. Ueberrascht von der Annäherung dieses Mannes, mit dem sie bisher nur wenige Worte gewechselt, fuhr sie aus ihren Träumen auf, winkte dem Alten sich zu setzen und zu beginnen. — „Mein schönes Fräulein“, fuhr er fort, „seyen Sie überzeugt, daß ich es mit Ihnen redlich meine; Ihre Jugend und Schönheit müßten auch einen Barbaren zur Freundlichkeit zwingen, und ich könnte mein graues Haupt nicht ruhig schlafen legen, ohne Ihnen genügt zu haben, soviel in meinen Kräften steht.“ — „Ich danke, guter Alter, ich danke für Ihre Theilnahme, was haben Sie mir zu sagen?“ — „Seh'n Sie“, — begann der Diener mit schwerem Seufzer, — „es wird mir schwer zu reden, denn ich muß gegen meinen Herrn sprechen, und das ist gegen Gottes Wort; aber es muß seyn, sonst geschieht größeres Unglück. Mein Herr ist der letzte Sprößling aus einer angesehenen Familie in Westphalen, und würde, wenn ihn nicht eine Leidenschaft zerfräße, ein trefflicher Mensch seyn; Sie ahnen wohl, daß ich das Spiel meine? Ich habe ihn als Kind auf den Armen getragen, und in dem einjährigen Buben bereits die sonderbare Neigung zu den bunten Kartenblättern und dem blanken Golde wahrgenommen. Es schien damals Allen ein kindisches Wesen, was wohl wichtiger seyn mochte. Als er heranreifte, zeigte er viele Talente, und ward als fleißiger und geschickter Knabe gerühmt; wenn aber die andern Knaben herumsprangen, nach des Tages Arbeit Soldaten, Ball oder Blindenkub spielten, saß er mit wenigen, denen er Geschmac an seiner Neigung beigebracht, und würfelte oder spielte mit Karten um sein Taschengeld, wobei er merkwürdiges Glück hatte. Als er achtzehn Jahr alt war, starb sein Vater, und hat mich auf dem Sterbebette, seinem Sohne so treu als ihm zu dienen. Ich hab's redlich gehalten bis jetzt. Ich begleitete ihn, als er die Universität zu G..... bezog und gewann sein ganzes Vertrauen. Einen wahren und redlichen Freund hatte er auch an einem Herrn von Sternthal, früher seinem Jugendgespielen, der jetzt“ — „Alber, lieber Alter, Sie holen gar weit aus,“ drängte Emma, welcher der schärfer werdende Abendwind beschwerlich dünkte. — „Verzeihen Sie mir, aber es ist nöthig zum Ganzen! Ja, dieser Herr von

Sternthal war ein braver Mann, und fleißig. Er studirte in G. . . . und ward immer sehr gerühmt wegen vieler Kenntniſſe. Als er ausstudirt, ward er im diplomatischen Fache bei'm nahen W. . . . ſchen Hofe angeſtellt, und heirathete ein ſchönes, aber armes Fräulein. Mein Herr beſuchte ihn oft; wie aber das böſe Beiſpiel immer das Gefährlichſte iſt, was es geben kann, ſo mochte er ſeinen Freund wohl mit der Spielwuth angeſteckt haben; denn Herr von Sternthal kam bald auch in ein Hotel, deſſen Wirth von Zulaffung verbotener Spiele lebte, und hier ereignete ſich eines Tages ein gräßliches Unglück. Man hatte hoch geſpielt, und ich, der ich im Vorzimmer Wache halten mußte, hörte drinnen einen heftigen Streit. Ich laufchte neugierig durch die Thür und ſah mit Schrecken meinen Herrn zornglühend und ſchreiend auf und ab rennen. Der Herr von Sternthal, der Bank hielt, war ganz ruhig. Plötzlich trat mein Herr auf dieſen los, und rief: das iſt unmöglich, daß dieß allein Schickſalslaune iſt, jede Karte ſchlägt um, die ich heute beſeße, der Bube allein ſchon ſechs Mal; nun denn noch ein Mal 100 Louiſdor! — Tiefe Stille — „Valet perd!“ rief der Baron von Sternthal. — Jetzt warf mein Herr ihm einen fürchterlichen Blick zu und ſprach et was, was ich nicht verſtand; der Baron wurde blaß und ſtand auf. — „Das fordert Blut!“ riefen Andere; — der Baron warf einen ſchmerzlichen Blick auf meinen Herrn, der ſchäumend den Degen zog und mit der ſtachen Klinge ſeinen Freund ſchlug; nun war kein Halten mehr! Der Baron rief: Im Boſquet! Alles ſtürzte fort, ich in Todesangſt rief des Barons Lockei und ſchickte ihn nach Hauſe, um davon der Frau von Sternthal Nachricht geben zu laſſen, weil ſie vielleicht das Unglück verhüten konnte. Darauf folgte ich meinem Herrn nach dem Wäldchen, daß hinter dem Hotel an der Landſtraße lag, und wo bereits Geräusch von Degenklingen vernommen wurde.

Es war ſchon Dunkel und zwei Herren hatten Windlichter angezündet, welche die Geſichter der Kämpfenden ſchauerlich beleuchteten. Mehrere Gänge waren vorüber, nur Streifwunden hatten Beide erhalten, aber vergebens war jeder Verſuch, ſie zu beſänftigen. Noch ein Mal begann das Duell, da ſchrienen plötzlich beide Secundanten laut: halt! und mit der Hand an's Herz greifend, ſchwankte Herr von Sternthal, ließ den Degen fallen und ſank zu Boden. Wie eingewurzelt ſtand mein Herr, vor ſich hinſtarrend. Jetzt rasselte ein Wagen, die Baronin von Sternthal, ein einjähriges Kind auf dem Arme tragend, ſtürzt weinend herzu und den ſterbenden Blick auf den ſchönen Knaben gerichtet, ruft der Verſcheidenden: „Rache, — o mein armes Kind, o weh! mein Weib! Mein Ludwig, Du rächtſt Deinen Vater! hörſt Du, ich kann nicht mehr!“ — Wir eilten von dem Schreckensorte weg, und flohen noch in derſelben Nacht; wie ich aber gehört habe, ſoll die Baronin mit ihrem Kinde während der gleich darauf ausgebrochenen franzöſiſchen Kriege, welche jene Gegend mit Elend überſchwemmten, ganz verſchwunden ſeyn; wenigſtens hat mein Herr vergebens von ihr zu erfahren geſucht, als er bereits im preußiſchen Staate in Sicherheit war. Ich hätte Ihnen mein Fräulein,

dieß nicht ſo weitläufig erzählt, wenn nicht mein Herr ganz anders geworden wäre, gerade ſeit jener Zeit, nämlich viel düſterer, verſchloſſener. Sonſt hatte er, wenn er vom Spieltiſch weg war, ein theilnehmendes weiches Gemüth gezeigt, hatte auch wohl Spuren wohlthätigen Sinnes an den Tag gelegt, was ihm bei ſeinem bedeutenden Vermögen leicht werden mußte; jetzt ſpottete er über Alles, was ihn ſonſt außer den Karten erfreute hatte, ſchloß ſich Tage lang ein, und ich ſah dann durchs Schließelloch ihn am Tiſche vor aufgeſchlagenen Büchern und mit den Karten, die er in verſchiedenen Ordnungen legte, beſchäftigt. Er trieb ſich im Winter in Reſidenzen, im Sommer in Bädern herum; unbekümmert, während überall die Welt von den großen politiſchen Ereigniſſen erſchüttert war, um Schickſale der Staaten und Völker. Ein Vaterland, eine Familie hatte er nicht mehr, und jeder Andere als ich wäre wohl von ihm weggegangen, ſo lieblos war oft ſein Benehmen, obgleich er mir Geld vollauf gab, während eine Art von Geiz in ſeinem Charakter liegt. Er muß ſchon viel Geld haben, denn ihn verließ das Glück ſeit jenem Duell ſelten, aber er iſt doch arm, denn er hat keinen Freund in dieſer weiten Welt, Zwanzig Jahre ſind ſeit jenem Unglück verfloſſen, und ich habe treu bei ihm ausgehalten, wie ich ſeinem Vater verſprochen, bis jetzt nun aber kann ich nicht mehr. Mein ſchönes Fräulein, ich habe ſeit dieſen zwanzig Jahren in meinem Herrn keine Spur von Gefühl entdeckt. Von den Weibern denkt er ſehr ſchlecht, und ſein Benehmen in Geſellſchaften, das ich immer als ſehr gewandt und lobenswürdig preiſen hörte, muß bloß Maske geweſen ſeyn; denn zu Hauſe ſprach er über die Menſchen oft ſo, daß mir innerlich graute und wenn ich ihn bat: er ſolle ſich doch nicht ſo verſündigen, fuhr er mich an, und ſprach: „Sage mir doch, Alter, was Sünde iſt! Es ſoll keine Sünde geben auf der Welt!“ — So hab' ich denn endlich zu ſeinem Thun geſchwiegen, in für ihn gebetet. — Wir kamen hierher, und es wurde mir bald klar, daß in ihm abermals eine Veränderung, aber eine wohlthätige, vorgegangen ſeyn mußte, bis ich endlich auch deren Grund errieth; der Grund ſind Sie, mein Fräulein! — Sie ſtaunen? ich glaub' es wohl, aber es iſt doch ſo. Als er Sie das erſte Mal geſehen, iſt er von Ihnen ſo eingenommen worden, daß er denſelben Abend ſchwur, Sie müßten die Seinige werden, er habe gefunden, was er geſucht.“

Emma ſtand hier haſtig auf und rief: „Alter, bedenken Sie Ihre Rede; ich darf Ihnen nicht länger zuhören, wenn ſie fortfahren über dieſen Gegenſtand zu ſprechen!“ — „Nur Weniges noch!“ bat Valentin, und fuhr fort, als ſie ſich, ſichtbar beunruhigt, geſetzt: „Das Schlimmſte und Wichtigſte hab' ich noch verſchwiegen. Sie können ihn nicht lieben, Sie lieben ſchon, und Sie, ſchönes Fräulein, die man überall ein Muſter von Güte nennt, wären auch zu gut für meinen Herrn, der ſo unendlich geſunken iſt. Er hat es wohl recht gut bemerkt, daß er bei Ihnen wenig Glück machen werde und ſchon darüber wie raſend herumtobt. Ibtretwegen war er hierher gezogen, hatte Ihres Herrn Vaters Quartier gemiethet, und ſeine fürchter-

liche Verstellung ist wohl der Grund, daß Sie vielleicht noch nichts davon bemerkt haben. Jetzt aber, mir schaudert, da ich's ausspreche, da es bei ihm Vorsatz geworden, den Umständen zum Trotz, Sie bestizen zu wollen, hat er einen schändlichen Plan geschmiedet. Er hat die Leidenschaft Ihres Herrn Vaters für das unselbige Spiel zeitig genug wahrgenommen, und benutzt sie schlaue zu seinen Zwecken. Er hat sich so listig an ihn gedrängt, und ihn von sich abhängig gemacht, daß er nicht eher von ihm läßt, bis er ihn ganz ausgefogen. Hüten Sie sich, ihn beschwören Sie, und warnen Sie Herrn Berger vor nahem Verderben. Ich kenne die Niedrigkeit seines bösen Dämons zu gut, denn mein Herr verschwieg mir selten etwas, weil er mich für zuverlässig gehalten. Aber dazu wollt' ich nicht schweigen, ich machte ihm Vorwürfe, ich habe ihm gedroht, daß ich nicht allein von ihm ziehen, sondern Sie warnen wollte. — Da wurde er wütend, zog den Degen und wollte mich ermorden. Ich floh aus dem Zimmer. Er ist allein hinüber nach P.... geritten, ich habe meine Sachen zusammengepackt; der Geist seines seligen Vaters wird mir verzeihen, daß ich mein Versprechen nicht ganz erfüllen kann, aber ich will nicht länger Werkzeug des Unrechts seyn. Das Wenige, was ich mir erspart, soll mich fern von hier redlich bis an mein nahes Ende ernähren. Ich habe einen Brief an meinen Herrn zurückgelassen, worin ich ihm den Dienst aufsahe, und ihn noch einmal warne, dem Glück nicht zu vertrauen, indem es das Wandelbarste auf Erden ist, und von seinem schändlichen Vorhaben abzulassen. Die Wohnung habe ich zugeschlossen und den Schlüssel an den Haushälter abgegeben. Ich bin zu Ende. — Gott schütze Sie ferner, mein Fräulein, ich scheide zufrieden von Ihnen, mit dem Bewußtseyn einer guten That! — Valentin's Stimme zitterte bei diesen Worten, er verneigte sich und ging langsam hinweg, bis seine Gestalt in dem nächtlichen Dunkel verschwand. Emma, von dem Gehörten in der Tiefe ihrer Seele heftig erschüttert, saß noch eine Weile bewegungslos vor sich hinstarrend, bis ein Thränenstrom dem gepressten Herzen Luft machte.

Als am andern Morgen Emma, nach ihres Vaters Stube gehend, um sich von seinem Wohlbefinden zu überzeugen, da sie ihn bereits seit gestern Mittag nicht gesehen, dem Buchhalter des Bergerschen Comptoir's begegnete, rief sie ihm hastig zu: „Ist mein Vater schon im Comptoir?“ — „Keinesweges, Fräulein,“ war die Antwort; „und wie ich höre, ist er diese Nacht gar nicht von P.... zurückgekommen. Ich bin in großer Verlegenheit, — in den wichtigsten Angelegenheiten muß ich ihn sprechen, — Briefe sind eingelassen, die er nicht erwartet haben wird, und ich bin der Meinung, daß man sogleich hinüber schicken und ihn holen lassen muß.“ — Emma's Urube stieg mit jedem Worte, das er sprach, und während sie noch schwankte, wen sie mit der wichtigen Botschaft beauftragen sollte, trat, wie gerufen, Heinrich herein. Er theilte ihre Beforgnisse sichtbar, ohne jedoch von dem Buchhalter auf seine drängenden Fragen, während man ihm ein Pferd sattelte, genügende Antwort zu erhalten, und sprenkte davon. Emma verlebte drei Stunden in

Angst und Kummer, welche noch vermehrt würden, als sie nach dieser Zeit Heinrich allein zurückkommen sah. — „Dein Vater will nicht kommen“, sprach der Eintretende: „ich begreife ihn nicht. Er kam mit einer unerklärlichen unruhigen Hast zu mir, als ich ihn aufsuchen ließ, da er in dem Wirthshause, wo er meist logirt, nicht zu finden war. Sichtlich zerstreut hörte er mich an, lächelte, ward wieder ernst, und ging mit den Worten: „Es wird nicht mehr Eile haben!“ wieder hinaus. Der alte Jakob saß auf der Thürschwelle und sagte: „Ich hab' den Herrn seit gestern Abend, wo er mit dem Herrn von Wangen nach dem schwarzen Adler in Gesellschaft ging, nicht gesehen. Als ich ihn vorhin suchte, saß er im Wäldchen bei der Eremitage und hatte geweint.“ — „Wenn ihm nur nichts Schlimmes begegnet ist!“ — Wie dem auch sey, meine gute Emma, laß' uns das Beste hoffen und uns nicht mit fruchtloser Sorge quälen. Ich komme nach vollbrachtem Tagewerke wieder zu Dir und hoffe bessere Nachricht dann von Dir zu erfahren.“ — Er ging sichtlich mit schwerem Herzen, und in Emma's Seele stiegen schwarze Ahnungen auf, die bereits gestern bei des alten Valentin's Erzählung wach geworden; — Ahnungen, welche in der Einsamkeit um so quälender wurden. Jedes Geräusch im Hause ließ sie vor Schreck zusammenfahren; im Comptoir ihres Vaters bemerkte sie eine ungewöhnliche Bewegung der Commis.

Der Tag neigte sich, als endlich ein Wagen rasselnd die Straße herauffuhr. Sie erkannte den alten Jakob. Ihr Herz klopfte. Herr Berger sprang heraus. Der Buchhalter und Emma eilten ihm entgegen; er war blaß, und grüßte Beide, heftig bewegt. Mit einem flüchtigen: „Sogleich!“ erwiederte er des Buchhalters Bitte um Gehör, eilte nach seinem Zimmer, Emma ihm nach. Die Thüre fiel vor ihr zu, ein Kiesel ward vorgeschoben, und Emma konnte es sich nicht versagen, durch andere Zimmer in ein kleines Kabinetchen zu schleichen, das an des Vaters Zimmer stieß. Hier war das Schloß so eingerichtet, das ein Lauscher bequem durch das Schlüsselloch blicken konnte. Emma sah mit Beben, wie ihr Vater, in der Stube auf und ab laufend, das Bild ihrer verstorbenen Mutter in heftiger Bewegung küßte, ein Gebetbuch aus dem Schrank nahm, und ungeöffnet wieder weglegte; — jetzt stehen bleibend, „Gott erbarme dich!“ ein Pistol herauszog, — dann, gleichgültig damit spielend an's Fenster trat, — dann, plötzlich an den Schreibtisch gehend, wenige Zeilen schrieb, zum Himmel blickte, — das Pistol spannte, emporbob — und hier ihrer selbst kaum mächtig, riß sie das neben ihr hängende elfenbeinere Crucifix von der Wand, stürzte damit in das Zimmer des Vaters, und es diesem entgegenhaltend, schrie sie: „Unglücklicher, halt' ein, Gott wird sich Dein erbarmen, der mich jetzt zu Deiner Rettung hergesandt!“ — Und Berger blickte sie an, ließ das Pistol fallen und mit beiden Händen das Gesicht verbergend, sank er auf den Sessel; die Thränen, die aus seinen Augen strömten, schienen Emma göttliche Wohlthat, und sie warf sich auf die Knie, mit den rührendsten Worten kindlicher Liebe ihn um Erschließung seines Herzens, um Vertrauen bittend. Da ward es in

dem Unglücklichen endlich ruhiger, er legte die Hand auf der schönen Tochter Haupt und sprach: „Mein vortreffliches Kind, ich bin unglücklich, und Du durch mich, und wir Beide durch meine Schuld! o daßschmerzt, schmerzt gar zu tief!“ — Sie tröstete ihn mit himmlischer Freundlichkeit, und er gewann endlich so viel Fassung, um ihr den Grund seiner Verzweiflung mitzutheilen. — Was sie geahnt hatte, war erfüllt. Die Spielwuth, in ihm mühsam bekämpft, war von dem Baron von Wangen listig und allmählig wieder angefaßt, genährt und benutzt worden. Immer größere Summen hatte Berger verloren, immer wieder von der Hoffnung, sie zurück zu gewinnen, getäuscht. Noch und nach war Wangen mit den Absichten auf Emma hervorgetreten, jedoch zurückgewiesen worden. Die kaufmännischen Geschäfte, in Unordnung gebracht, verzwickelten sich immer mehr, so daß kein Ausweg mehr offen stand; nochmals warf sich der schon Verzweifelte in die Arme der heuchlerischen Glücksgöttin, sie täuschte ihn immer wieder, und der gestrige Abend brachte ihn an den Rand des Verderbens. Noch hatte er aber, als Heinrich ihn holen wollte, nicht Emma's Eigenthum, ein Erbtheil ihrer Mutter, das er verwahrte, angegriffen; da war Wangen, der die Verhältnisse nur zu genau erforscht, ihm noch einmal genah, hatte ihn noch einmal an die gefährliche Tafel gelockt. Berger war heut glücklich, er hatte drei Mal den Buben besetzt und gewonnen, und sein Glück verfolgend, fuhr er damit fort, — immer heftiger, immer unbesonnener; — der Bube schlug um, — weg war aller Gewinnst, noch einmal rief Wangen mit fürchterlichem Lächeln: „Valet perd;“ und Berger war mit seiner Tochter am den Bettelstab gekommen. — Er stürzte hinaus und sank betäubt in Walde nieder. Als er zu sich kam, stand Wangen neben ihm und sprach: „Ihr Bankerott ist entschieden. Wenn Sie nach Hause kommen, finden Sie die gefährlichsten Briefe aus Hamburg und Breslau; ich will Sie indeß noch heute retten, wosfern Sie mir Emma's Hand sichern.“ — Da war aber das schlummernde edle Gefühl in Berger erwacht und mit Abscheu vor ihm fliehend, eilte er nach Hause, ließ von dem erschrockenen Jacob, der seinen Herrn so noch nie gesehen, anspannen und — wir wissen das Uebrige. Mit Mühe hatte Berger die Erzählung beendigt und schloß mit den Worten: „Mein Unglück soll Dich nicht treffen, lebe glücklich mit Heinrich, ich überlebe aber den morgenden Tag nicht und der Schuldhurm hat sich umsonst auf mich gefreut.“ — Da fuhr es durch des Mädchens Seele wie ein göttlicher Strahl und das Bild des Gekreuzigten an sich drückend, rief sie mit himmlisch freundlichem Blicke: „Water verzweifle nicht, ich will helfen! Wangen soll meine Hand noch heute haben, wenn er Dich rettet!“ — Berger stand stannend und lebend, unvermögend ein Wort zu erwiedern. — „Es ist mein heiliger fester Entschluß!“ rief Emma; „Gott verleihe mir Kraft, ich werde dem Baron sogleich davon Nachricht geben.“

(Fortsetzung folgt.)

Einige Notizen über die heutigen Griechen.

(Schluß.)

Zu Tine ist eine alte Säule, an welche man die

Diebe nackt bis an den Gürtel anbindet, mit Honig bestreicht, und so eine Stunde lang den Rücken und den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt läßt, nachdem sie auf einem Esel mit gegen den Schweif gefehrtem Antlitz herumgeführt worden. — Die hier gebräuchliche Knute, d. h. eine Tracht Prügel auf die Fußsohlen, war den Alten auch schon bekannt. — Nachdem die Franken Konstantinopel eingenommen, trugen sie, den Griechen zum Spott ein Schreib-Geschirt in der Hand; und jetzt noch sieht man zu Patmos Studenten und Notarien mit an dem Gürtel festgemachten Schreibfäßen spazieren gehen.

Am Abend des Johannis-Festes sieht man in Zea alle griechischen Jungfrauen und ihre Mägde mit Kleidonia geschmückt; dies sind Nessel, welche sie an dem Vorabend in Wasser legen ließen. Sie schneiden ihren Namen darauf ein, zieren dieselben mit Blumen und Bändern, und heben sie nach dem Ende des Festes sehr sorgfältig auf. Es ist ein böses Zeichen, wenn sie bald rumpfseln oder faulen; halten sie sich aber lange, so ist es eine gute Vorbedeutung von einem langen Leben, und daß sie noch in selbem Jahre sich verheirathen werden.

Die Griechen hüten sich sorgfältig, bei dem Aufstehen aus dem Bett die Füße gegen die Thüre zu kehren, denn sie würden es als das Zeichen ihres nahen Todes ansehen, indem man die Todten so auf ihre Bahre legt.

Ich sah eine Frau begraben, geziert mit ihren besten Kleidern, offenen Angesichts, und auf dem Katalste hingestreckt. Andere Frauen begleiteten die Leiche, und unter selben ging die Tochter voran mit fliegenden Haaren, die sie von Zeit zu Zeit raufte, mit erbärmlichem Schreien, das sich immer mit den Worten endigte: Mana mou! Mana mou! kaka opou patha! (Meine Mutter, meine Mutter! welch' ein Schmerz!) Die übrigen Verwandten gingen auch mit zerstreuten Haaren einher. Die Priester erwarteten, die Kerze in der Hand, den Leichenzug in der Kirche. Zuerst sprachen sie einige Gebete, dann sagten sie: „Eltern, Freunde, kommt, gebt unsrer Schwester den letzten Kuß!“ Ihre Tochter kam zuerst unter Haarausrausen und Rufen: Mana mou! Dieser Gebrauch ist sehr gefährlich, besonders wenn die Person an der Pest oder an einer andern ansteckenden Krankheit gestorben. Nach dem Aspasmos, der Ceremonie des Kusses, gingen fast Alle davon; es blieb nur eine Frau zurück, die Todte auszukleiden, der sie nur ein langes Hemde ließ. Ein Papas sagte noch einige Gebete her, und warf die erste Schaufel voll Erde auf sie. Zwei Männer hoben alsdann die Erde aus, und senkten die Leiche in die Grube. — In Zea, Ihermia, Stampalia und auf mehreren andern Inseln begräbt man in den Kirchen. — In Egina sahen wir den Satten und die Schwester einer jungen Frau den Tag nach ihrem Begräbniß auf ihrem Grabe weinen und es mit Steinen bedecken. Sie war bei einer Kapelle mitten auf einer Flur beerdigt. — In Korina werden bei dem Begraben noch viele Heulerinnen gedungen, und ihre falschen Thränen bezahlt.



# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 5. Juli 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 27.

### Der Karten-Dämon.

(Fortsetzung.)

Vergebens war jetzt Bergers Versuch sie (Emma) von ihrem Entschlus (Wangen ihre Hand zu geben) abzubringen, und mit ihrer festen Ruhe, mit der Aeußerung ihres unerschütterlichen Willens kehrte in des Zerschmetterten Gemüth die Hoffnung zurück. Emma eilte auf ihr Zimmer, da kam ihr Heinrich entgegen, athemlos, Erkundigungen zu holen. Der Muth wollte wieder weichen aus dem Herzen der Geängstigten. Das Auge des Geliebten sah die seltene Veränderung in ihrem Wesen. Er drang in sie mit stürmischer Hast, da sank sie an seine Brust, und schluchzend, wie ein theures Gut, das fremde Gewalt entreißen will, den Theuren noch ein Mal an sich drückend, that sie ihm ihren Entschlus kund. Der arme Jüngling ward blässer und blässer, hielt sich an den nächsten Tisch, und das leise Klirren der darauf stehenden Tassen verrieth die heftige geistige und körperliche Erschütterung, die er erfahen. — „Ist das Dein letzter Wille?“ fragte er kaum vernehmlich. — „Er ist's, so wahr ein Gott lebt!“ rief Emma. — „Gute Nacht denn!“ war seine Antwort, mit leise zitternder Stimme gesprochen. — „Heinrich!“ rief Emma, doch er war ihrem Blick schon entschwunden. Und sie kniete nieder und betete um Kraft zu dem Ewigen. Dann stand sie auf und schritt zu dem Schreibpulte. Es schlug neun Uhr, und der Wächter blies ein frommes geistliches Lied vom Thurme nach uralter löblicher Sitte, ein heiliger Trost für die Unglückliche. Das Papier zum Briefe an Wangen war gefaltet. Sie fing an zu schreiben, aber ihre Hand bebte, ihr ward dunkel vor den Augen, sie suchte einen Stuhl, um auszuruhn, und sank bewusstlos zu Boden.

5.

In dem Saale des Gasthofes zum schwarzen Adler in P. .... war es leerer und leerer geworden; Baron von Wangen hatte heute mit solchem entschiedenen Glücke Bank gehalten, daß der Pointeurs immer weniger wurden, und er selbst zu erstaunen schien, als

ihm sein Croupier mehrere gewaltige Beufel mit Gold überreichte, als seinen heutigen Gewinnst. Am meisten jedoch hatte Bergers Schicksal Theilnahme erregt, und es war seine Zerknirschung den Beobachtern nicht entgangen. Unter diesen befand sich auch der Badearzt, der dem Unglücklichen, und vielleicht noch mehr seiner Tochter, persönlich wohlwollte. Er trat zu dem Baron, der sich jetzt eben nachlässig vom Armstuhl, seinem Triumphsessel, erhob, und, sich in den leichten Leibrock von Sommertuch fester einknöpfend, nach der Uhr sah. — „Sie bleiben Fortunen's Günstling, Herr Baron!“ begann der gesprächige Hofrath, der immer Gelegenheit zur Anknüpfung einer Unterhaltung suchte. —

„Doch wohl nur bei den Karten, lieber Hofrath“, antwortete der Baron; „sie sind die treuen Freunde, die für manches andere Unglück mildthätig entschädigen, indeß.“ — Ein Kellner trat herzu und überreichte ihm einen Brief; Wangen öffnete ihn, las, verzog höhnisch den Mund, und sprach zum Hofrath: „Ich werde heute allein nach R. .... reiten müssen, mein Valentin hat meinen Dienst verlassen; die alte Schlange beweist wieder, daß Keinem zu trauen, so lange ein Athem in ihm rege ist. Kellner, es soll Jemand mein Pferd satteln!“ — Bei diesen Worten zog er den dargereichten salben Ueberrock über den Frack, und steckte seine Goldrollen hinein. — „Aber, Herr Baron,“ warnte der Arzt; „sich so allein durch den Wald zu wagen, mit vielem Golde, bei später Nacht?“ — „Ich habe nie, so oft ich auch den Weg gemacht, etwas Beunruhigendes erfahren, und zu dem Geschwäh, daß die Anzahl der Wilddiebe in dem westlichen Theile der Waldungen sich mehren solle, lache ich bloß, denn Keiner von den bis jetzt Ertappten hat Courage genug zu ordentlichem Widerstande gehabt.“ —

„Ihr Pferd ist gefattelt“, rief der Kellner, „befehlen Sie vielleicht, daß ich Sie begleiten soll, so fattle ich.“ — „Danke schön für Deine Bereitwilligkeit! Du hast mir übrigens immer durch Deine Thätigkeit und Dein anständiges Benehmen gefallen, und so könnte es seyn, daß ich Dich, wofern Du Lust hättest, bei meiner wahrscheinlich bald erfolgenden Abreise in meine Dienste nehme, anstatt des wortbrüchigen Schusters,

der mich verlassen. Ich reite allein. — Nun Adieu, Herr Hofrath! Sie sehen mich noch so verwundert an, als begriffen sie meinen Heroismus nicht, in der hellen Mondnacht eine Stunde spazieren reiten zu wollen? Vergessen Sie nur nicht, daß ich ein Kind des Glücks bin, wie Sie heute gesehen, und“ — er sprach es mit einem fast fürchterlichen Hohn, der seine blassen Gesichtszüge unangenehm verzerrte — „wenn mein Glück verlöschen sollte, mag auch immerhin mein Daseyn verlöschen!“ — Der Hofrath getraute sich kaum, dem seltsamen Menschen etwas zu erwidern, der wenige Augenblicke darauf, wohlgemuth, ein französisches Liedchen pfeifend, davorritt. Er hätte ihn gern wegen Bergers Schicksal befragt — dessen gänzlicher Bankerott bereits überall von geschäftigen Herumträgern zum Gegenstand des Gesprächs gemacht wurde — ohne es doch zu wagen. Ueberhaupt hatte fast Jeder in einer gewissen Scheu vor dem vom Glück so sonderbar begünstigten Fremden gelebt, und die eingefleischtesten Spieler von Profession nannten ihn selbst eine neue Erscheinung in ihrem Fache, und waren es wohl zufrieden, daß er in Kurzem P.... meiden wollte.

Kaum einige Stunden nach der Trennung von Herrn von Wangen mochte der Hofrath einen ruhigen Schlummer geroffen haben, als ein heftiges Läuten seiner Hausklingel ihn weckte. Er schaute ziemlich verschlafen aus dem Fenster und ward unten einen Wagen gewahr, von dessen Kutschbocke Jacobs Stimme schallte: Der Herr Doctor möchte doch ja sich sogleich anziehen, hieß es, drüben in N.... läge Manfell Emma in heftigem hitzigem Fieber, und bedürfe schleuniger ärztlicher Hülfe; da habe er, der alte treue Jakob, sich denn aufgemacht, ihn zu holen, weil drüben der alte invalide Physikus so sehr an Sicht leide, daß er unmöglich ausgehen könnte, und der verrückte salbadernde Barbier mit seinen Kuren schon längst sehr verdächtig sey. — Der Hofrath, wie wir wissen, Emma's aufrichtiger Freund, ward vom Schreck über die üble Botenschaft schnell wach, und brauchte nicht zehn Minuten, um reisefertig unten im Wagen zu sitzen. „Das ist schön, daß Sie doch kommen“, sagte der alte Jakob; „ich habe immer gemeint“ — „Schon gut“, unterbrach ihn der Doctor, „aber wie steht es denn im Walde? Ist auch da Alles sicher genug, um ohne Wagniß hindurchfahren zu können?“ — „Hören Sie“, flüsterte Jakob, „nicht so ganz. Ich bin auf der Landstraße hergekommen und habe mehrmals pfeifen gehört; — das ist das verdammte Wilddiebsgestindel, das gerade seit den fleißigen Nachstellungen ganz des Teufels wird. Uebrigens ist auch zu meinem Staunen der Waldstrom drüben, der aus den Bergen kommt, seit gestern angeschwollen, daß er zum Theil bereits die Landstraße überfluthet. Wir wollen also durch den schmälern Hohlweg fahren, dahin wagt sich, glaub' ich, das Diebsgestindel nicht so leicht, wegen der nahen Oberförsterei.“ — „Wie du meinst, Jakob! Nun denn in Gottes Namen!“ — Sie fuhren in ziemlich starker Dunkelheit, denn der Mond war dem Untergange nahe und trübe. Wolken umhüllten ihn überdies. Jetzt kamen sie in der Nähe des Hohlweges.

„Mir will's hier doch nicht ganz gefallen“, bemerkte der Hofrath: — „wären wir nur erst glücklich hindurch. Es ist gar düster, und so ein Gewissenloser kann einen nützlichen Staatsbürger hier mir nichts darübert.“ — Sie fuhren weiter, eine kühle Morgenluft löspelte geisterartig im Laube der Bäume und der Himmel begann sich leise zu röthen. — „Gottlob, der Tag fängt an zu grauen;“ fuhr der Arzt fort; — „aber zum Kukuf! was ist denn das, die Pferde wollen ja nicht fort?“ — „Die verdammten Bestien haben wieder ihren eigenen Willen,“ schimpfte Jakob, auf die Widerspenstigen einbauend. „Es hilft nichts, sie geben nicht weiter. — Aber Herr Doctor ich glaube wirklich, da liegt etwas im Wege, was ist das, doch nicht gar ein Leichnam?“ — Beide verließen den Wagen, um nachzusehen. — „Hilf Himmel!“ schrie der Arzt; „der Baron von Wangen ermordet! Sein Schädel vom Schusse zerschmettert! Seine Taschen leer! O Gott meine Warnung! Von seinem Pferde seh' ich Spuren im Sande, neben denen die von Menschentritten. Nun denn eilig nach der Stadt, um Anzeige von dem Gräßlichen zu machen, das geschehen!“ — Man räumte die Leiche aus dem Wege und brachte nur mit vieler Noth die Pferde über die Stelle weg. — In N.... geschah sogleich Anzeige bei dem Richter, dann stürzte der Arzt erschöpft nach Bergers Hause und verbot Allen, gegen Emma von dem Morde etwas verlauten zu lassen. Wirksame Maßregeln wurden angewendet, und bereits nach einigen Stunden schien dem Hülfsreichen die dringendste Gefahr vorüber.

Unterdes war Wangens Leiche nach der Stadt gebracht und mit geschickter Obduction und Verhör des Hofraths der Thatbestand ermittelt worden. Das entsprungene Pferd hatte man auch eingebracht, und der Verdacht, daß der Raubmord von den Wilddieben verübt worden, schien kaum einem Zweifel zu unterliegen. Diese Vermuthung stieg fast zur Gewißheit, als die Bauern einen in Kurzem einzubringenden Wilddieb gefangen haben sollten, bei dem man außer dem Taschentuche des Barons auch mehrere Beutel mit Gold gefunden hätte. Diese Untersuchungen beschäftigten alle Einwohner des Städtchens so sehr, daß die Nachricht, es sey heute Bergers Bankerott ausgebrochen, und er, um Einzelnes zu reguliren, nach der Hauptstadt geeilt, kein Aufsehen erregte. Dagegen erweckte das Gerücht die lebhafteste Theilnahme, daß Oberförsters Heinrich seit gestern vermißt werde, und es nicht unwahrscheinlich sey, daß er aus Verzweiflung über Bergers Unglück, oder vielmehr sein eignes, insofern es ihm Emma raubte, in dem ausgetretenen Waldstrom sein Grab gesucht habe, weil man seine Mütze, Büchse und Kollet im Walde gefunden. Man bestritt und bezweifelte es vielfach, obgleich das ganze Gerücht einen guten Grund hatte. Bei dem Richter nemlich war ein Schreiben des Oberförsters eingelaufen, welches von Heinrichs Verschwinden und der Auffindung seiner Kleidungsstücke in einem Gebüsch Anzeige machte. Der tiefe Schmerz eines redlichen Vaters sprach

unverkennbar aus diesem Schreiben, dessen Ende hier mitgetheilt werden mag, als bedeutsam für das dargestellte Ereigniß:

„Und indem ich nun mich versichert halte, daß ein hochpreissliches Gericht nach meinem verlorenen Heinrich Nachsichungen anzustellen nicht versäumen wird, hätte ich das Wesentliche in diesem Briefe bis auf etwas, das nun verhandelt werden soll, abgemacht. Daß Heinrich mein adoptirter, nicht leiblicher Sohn ist, habe ich bereits oben ausgesprochen. Nach dem Geschehenen aber halte ich mich für verpflichtet, Näheres über ihn mitzutheilen, so weit ich es selbst vermag. Vor ungefähr achtzehn Jahren traf ich in einem kleinen Städtchen im Hannoverschen auf einer Reise ein Begräbniß an, das mich tief erschütterte. Einem ärmlichen Sarge folgten viele arme Menschen, Alle sichtbarlich betrübt über den geschehenen Todesfall. Dicht hinter der Leiche trug man ein kleines freundliches Kind, das die schwarzen Menschen vergnügt anschaute, — es war mein Heinrich. Ich erkundigte mich nach den näheren Umständen der Sache und erfuhr, man begrabe eine arme adlige Wittwe, Frau von Sternthal, die, durch viele Unglücksfälle und die Kriegsunruhen um große Glücksgüter gebracht, ohne alle Verwandte in dieß kleine Städtchen geflohen wäre, wo sie sich und ihr Kind mit ihrer Hände Arbeit ernährte. Alle Menschen hätten sie gern gehabt, weil sie so freundlich und gut gewesen, und nun wisse Niemand, wo der kleine Ludwig, so heiße ihr Sohn, unterzubringen wäre. Ihn in ein Findelhaus zu stecken, fände man doch zu hart für ihn, gleichwohl gab' es auch hier keine Reichen, deren Gesinnung für das arme Kind etwas hoffen ließe. Die traurige Botschaft hatte mich heftig bewegt, das hübsche Kind war so liebenswürdig, daß ich denselben Tag, nach gepflogener Rücksprache mit meiner Frau, es zu mir nahm, und nach meinen Kräften gut zu erziehen beschloß. Ludwig Heinrich von Sternthal ist aber von mir nicht Ludwig genannt worden, weil ich damals einen kleinen Sohn dieses Namens hatte, der später starb. Heinrich, so hieß er bei mir, gedieh und ward mir täglich lieber, bis jetzt plötzlich die traurigen Begebenheiten der letzten Tage das freundliche Verhältniß zwischen uns zu zertrümmern drohen.“

So schrieb der Oberförster. Es geschah von Gerichtswegen das Möglichste zur Auffuchung des Ver schwundenen, aber fruchtlos. Des thätigen Hofraths Bemühungen um Emma's Gesundheit hatten jedoch bessern Erfolg, und er strebte nur noch besonders darnach, sie vor zu heftigen Gemüthsbewegungen zu sichern, und daher alles Vorgefallene ihr verborgen zu halten. Nur seinen lebendigen Vorstellungen war es gelungen, von den Gläubigern, die bereits Berger's sämtliche Zimmer versiegelten, eine schonende Ausnahme bei Emma's kleinen Habseligkeiten zu erlangen.

(Schluß folgt.)

### Sonderbares Liebes-Abenteuer einer Dame von Stande.

(Nach den Mémoires d'une femme de qualité, Paris 1830.)  
Zu derselben Zeit, als jene Schändlichkeiten bei der

Beerdigung des Herzogs von Carochoucauld-Liancourt fast alle Zungen in ganz Paris, mit Ausnahme jener der Taubstummen und Säuglinge, beschäftigten, hatte eine Fremde Dame, von hohem Stande, ein Abenteuer, welches der Gegenstand der Unterhaltung in den Salons ward.

Der Gemahl dieser Dame, ein übrigens sehr gewöhnlicher Mann, hatte sich nur durch eine unverschämte Handlung von jener Art bekannt gemacht, wozu weder Geist, noch Muth erfordert wird. Die Gräfin, welche stolz auf ihren Rang, und noch weit stolzer auf ihre Geburt war, ging gerne des Morgens spazieren. Eines Tages, als sie bloß eine einzige Kammerfrau bei sich hatte, die ihre Milchschwester und ihr gänzlich ergeben war, kam sie in den Garten der Tuilerien. Das Wetter war sehr angenehm, und bereits vom Gehen ermüdet, setzte sie sich auf eine Bank der Terrasse am Wasser. Bald nachher kam ein junger, schöner Mann, von hohem, schlankem Wuchse und nahm neben ihr Platz.

Der junge Mann grüßte, zog ein Buch aus der Tasche, und fing an zu lesen. Die Frau Gräfin betrachtete ihn genauer, fand ihn allerliebste, aber nicht sehr artig. Eine Viertelstunde verfloß, der junge Mann stand wieder auf, grüßte auf's neue, und ging fort. „Seine Höflichkeit ist nicht französisch;“ sagte die Dame; „nach seinem Stillschweigen und der wenigen Aufmerksamkeit, die er uns bewiesen hat, sollte man ihn für einen Engländer oder vielmehr für einen Belgier halten.“

Einige Tage vergingen, und der schöne, junge Mann war vergessen, als ein neuer Zufall ihn wieder in die Nähe derjenigen führte, deren Aufmerksamkeit er, ohne daß er es wußte, für einen Augenblick gefesselt hatte. Es war zu Tivoli, wo die Gräfin, von einigen ihrer vornehmen und mächtigen Freunde begleitet, ein außerordentliches Fest besuchte. Die Ankunft dieser glänzenden Gesellschaft erregte die Aufmerksamkeit der gewöhnlichen Gäste des Gartens. Sie sammelten sich um die Neuankommenden her, und die gefühlvolle Dame bemerkte unter ihnen den schönen, jungen Fremden, den sie bereits vergessen hatte. Eine plötzliche Röthe überfiel die Wangen der eleganten Schönheit, während ihr Bekannter aus den Tuilerien mühsam nachstimmte, wo er diese vornehme Dame zum ersten Mal gesehen hat. Der Ort eignete sich nicht dazu, um eine galante Unterhaltung anzuknüpfen. Uebrigens dachten beide Theile auf ein Mittel, einander anreden zu können; unter welchem Vorwande aber sollte die Dame sich von ihrer Gesellschaft entfernen? Es blieb also nichts weiter übrig, als die Augensprache, welche, wie man weiterhin finden wird, zwar von Seiten der Dame sehr bedeutungsvoll war, aber von dem jungen Herrn gar nicht verstanden ward.

Als sie nach ihrem Hotel zurückkam, eilte sie, ihrer vereinten Kammerjunfer und Milchschwester das neue Zusammentreffen mit dem jungen Franzosen zu offenbaren, und das Ergebnis ihrer Berathung war der Beschluß, zum zweiten Mal einen Spaziergang nach Tivoli zu

machen. Das Kammerkäschen war weit entfernt, dergleichen Neigungen ihrer Gebieterin ein Hinderniß entgegen zu stellen, denn sie wußte, wie man leicht denken kann, ihre Rechnung dabei zu finden. Indessen blieb dieses Mal der Spaziergang ohne Erfolg, denn der Unbekannte war bereits unsichtbar geworden. Man hätte nicht gewußt, was man unter solchen verdrießlichen Umständen beginnen, und wie weit man die Nachforschungen treiben sollte, wenn nicht ein dritter, glücklicher Zufall den Mann der Tuilerien wieder in die Nähe der Dame versetzt hätte.

Die Gräfin und ihre vertraute Dienerin waren nämlich im Louvre damit beschäftigt, das schöne Gemälde von David, Paris und Helena, welches man nach dem Museum gebracht hatte, zu bewundern. „Ach, gnädige Frau, sehen Sie welch' ein schöner, junger Mann!“ rief Justine, als sie das Bild des trojanischen Schäfers erblickte. Bei diesen Worten ließ sich ein dumpfes Geräusch vernehmen, das einem unterdrückten Lachen glich. Die Verehrerinnen von Mahler Davids Pinsel sahen sich um; es war der Unbekannte, und die Kammerjungfer stieß einen lauten Schrei der Verwunderung aus. Die Frau Gräfin erröthete sehr gierlich und anständig, so daß Herr Ernst, der nun einsah, daß er die Ursache des Schreckens und der Verwirrung sey, genöthigt war, sich deshalb zu entschuldigen, und hiermit war die Unterhaltung eingeleitet.

Einen Augenblick vorher hätte die Dame eine bedeutende Summe gegeben, um nur zu wissen, wer der schöne junge Mann eigentlich sey, und nun dachte sie gar nicht mehr daran. Es fragte sich nur: ob er noch frei oder ob sein Herz verschenkt sey? Herr Ernst gehörte jedoch zu der Klasse von Männern, die immer eine Geliebte haben, ohne jemals Liebe zu fühlen. Uebrigens besaß er Klugheit, Dreistigkeit und Ausdauer, und da er die Gräfin kannte, so beschloß er, von dem Umstande, daß er ihr unbekannt war, den möglichsten Vortheil zu ziehen. Als sie das Museum verließen, ging Justine, aus Achtung hinter ihnen her, und die Frau Gräfin, welche jung und sehr leidenschaftlich war, äußerte, wie durch Zufall, daß sie am nächsten und an den folgenden Tagen, um dieselbe Stunde, das Museum wieder besuchen werde. Herr Ernst versäumte, wie man leicht denken kann, diese Zusammenkünfte nicht, und war immer der Erste, der sich dazu einfand.

Als die Gräfin mit Justine allein war, konnte sie gar nicht satt werden, von dem schönen, jungen Edelmann zu schwärmen. Man rühmte sein feines Betragen, seine herrliche Gestalt, seine Anmuth, sein achtadeliges Partgefühl, und es ward ausgemacht, daß er der Sprößling der vornehmsten Barone sey, woran zu zweifeln, die größte Sünde und Unklugheit seyn würde. Man kam mehr als einmal in's Museum, das Liebeslündniß ward geschlossen, und die Frau Gräfin hatte bald dem Herrn Vicomte Ernst von Welbert Alles gewährt, was er nur wünschen konnte. Nun erfuhr der Herr Vicomte, daß der Gemahl seiner Freundin einen Ball geben wollte, und er äußerte den Wunsch, gleichfalls dabei zu erscheinen. Er empfing daher eine Ein-

ladung mit der Aufschrift: An den Herrn Vicomte Ernst von Welbert, und dieser Titel erhöhte noch, in den Augen der Frau Gräfin, die Verdienste, die sie in dem schönen Ritter entdeckt hatte.

Der Balltag kam; es erschienen wenig Franzosen, aber desto mehr Fremde. Der Vicomte, welcher keinen Nationalstolz besaß, erschien zur bestimmten Stunde; seine erlauchte Geliebte, (denn sie war von Geburt eine Prinzessin) suchte ihn mit den Augen, und eilte, sich dem Empfange ihrer Gäste zu entziehen, um mit ihm im Winkel zu schwärmen. Der Baron von Wolsky, ein polnischer Edelmann, ging an ihnen vorbei, grüßte die Gräfin, betrachtete den Vicomte sehr aufmerksam, und plötzlich ward sein Gesicht von Zorn und Unwillen verfinstert. Ernst blickte den Baron wieder an, fing an zu zittern, und gerieth in sichtbare Verlegenheit. Die Gräfin, welche diese sonderbare Art des Erkennens bemerkte, ward unruhig. Was gibt es denn? dachte sie. Was hat der Baron mit dem Vicomte?

Diese Fragen sollten bald beantwortet werden. Der Pole, dessen Blicke von Zorn stammten, knüpfte die Unterhaltung sogleich mit den Worten an: „Verdammt er Spitzbube, was machst du hier? Madame,“ fuhr er, an die Gräfin sich wendend, fort; „ich werde nicht zugeben, daß dieser Hundsfott von Kammerdiener, den ich wegen Diebereien fortgejagt habe, länger auf Ihrem Ball bleibt, den er entebrt.“

Der Bliß und der Tod selbst hätten die hochmüthige Gräfin nicht so erschüttern können, als diese unerwartete Entwicklung. Sie mußte alle ihre Kräfte sammeln, um sich aufrecht zu erhalten, während der Vicomte, aller seiner Ehren und Würden beraubt, sich heimlich von dem Ball und aus dem Hotel fortschlich, um sich in einer Kneipe mit den reichen Geschenken, welche die Dame ihm gemacht hatte, zu trösten. Am folgenden Tage hatte er bereits Justinen die ganze Liebe geschenkt, die er vorher ihrer Gebieterin zugesichert hatte, und da Justine gewohnt war, sich Alles anzupassen, was ihre gnädige Frau an Kleidungsstücken abgelegt hatte, so ließ sie es sich nicht verdrießen, es mit den Liebhabern derselben eben so zu machen. Der Baron von Wolsky war noch wegen eines Gegenstandes, worüber er nähere Auskunft zu haben wünschte, zweifelhaft. Er wollte nämlich wissen, wie Ernst zu einer so vornehmen Bekanntschaft gelangt sey. Daher ließ er ihn zu sich berufen, und der ehemalige Vicomte entdeckte, gegen die Zusicherung, wieder in des Barons Dienste aufgenommen zu werden, das ganze Abenteuer. Der polnische Baron, der sehr viel Partgefühl besaß, erzählte es sogleich einer Opernsängerin, und diese berichtete im Vertrauen die ganze Geschichte wieder sehr umständlich dem Abbé F—, ihrem Beichtvater, denn sie befindet sich auf dem Wege der Bekehrung. Der artige Abbé F— aber, ein Mann, auf dessen Wahrheitsliebe und Rechtgläubigkeit man noch weit mehr bauen kann, als auf seine Verschwiegenheit, hat mir diese Anekdote mitgetheilt.

# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 12. Juli 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 28.

### Der Karten-Dämon.

(Schluß).

6.

Am andern Morgen befand sich in der Gerichtsstube, von zwei Bauern bewacht, geschlossen, ein härtiger Mann von trotzigem böshafte Ansehen, der dem eintretenden Ortsrichter als der Wilddieb, bei dem man Sachen des Ermordeten gefunden vorgestellt wurde. Es schien wirklich wenig Grund vorhanden, ihn für unschuldig zu halten, und der Richter, der sich auf einen ausgezeichneten Inquirentenblick viel zu Gute that, ermahnte den Verbrecher wiederholentlich zum Eingeständnisse der Wahrheit, als welche bereits unverhohlen am Tage liege; jedoch vergebens. Der Gefragte beantwortete alle Fragen mit dreistem: „Nein!“ und sollte daher nach fünfständigem Verhör in ein einfaches Gefängniß gebracht werden, um Müße zur Reue zu gewinnen, als plötzlich die Thür aufging, und eine Mannesgestalt im Bauerkittel, den Kopf mit einem graßen Hut bedeckt, eintrat. „Noch einen Augenblick Geduld Herr Richter!“ sprach der Eintretende, „es wird sich vieles ändern, wenn ich ansgeredet!“ „Wer seyd Ihr denn?“ fragte der Richter überrascht — Der Eingetretene nahm den Hut ab, und man erkannte mit Staunen Heinrich's Züge, doch bleich und zerstört. Das Haar hing unordentlich um die Stirn, der Blick war düster, die kräftige Gestalt gebeugt. — Er sprach folgendes mit Ruhe und Besonnenheit, ohne sich durch Ausbrüche des Staunens von Seiten der Anwesenden irre machen zu lassen: —

„Sie mögen wohl über mein Aussehn verwundert seyn; ist doch mit mir in diesen Tagen eine Veränderung vorgegangen, daß ich mir selbst räthselhaft geworden bin. Mit kurzen Worten sey's gesagt, jener Mensch ist nicht des Baron von Wangen Mörder, sondern ich bin's! — Sie schau'n mich an, als hielten sie mich für wohnsinnig? Wollte Gott, ich wär's! — Vorgekern Abend, als ich vernommen, Emma Berger wolle und müsse den Baron heirathen, stürzte ich mir selbst fast unbewußt in das Dickicht des Waldes,

verzweifelt und voll Ingrimme gegen Schicksal und Welt. Ich sah lange in die Wellen des ausgetretenen Waldstroms, und hätte vielleicht darin meines Lebens Ende gesucht, wenn ich nicht läßlich durch Stimmen im Gebüsch neben mir aufgeschreckt worden wäre. Ich merkte, daß es Wilddiebe waren, davon der Eine also begann: „Es ist schon so, und hat mir der Kellner im schwarzen Adler genau Alles angegeben; er kommt heute hier durch den Wald und auf dieser Straße und an seinem Gelde machen wir einen bessern Fang, als an den lumpigen Rehen; wäre nur das Wasser nicht über den Fahrweg getreten, wer weiß“ — „aber, 's ist doch eigentlich Sünde!“ fing der Andre an. — „Ei was, es ist nicht sein ehrlich erworbenes Gut, davon kann er schon etwas abgeben. Aber du, der Kellner will ein Viertel davon haben. Er sagt, der Baron könne wohl viele tausend Goldstücke bei sich tragen. Ohne Mord würde es nicht abgehen“ — Ich flog von der Stelle, im Innersten bebedend über die Gefahr meines Todfeindes; ich hätte ihn freilich an einem andern Tage gewarnt. Aber heut? — Ich eilte nach der Nebenstraße, die sich durch den Hohlweg zieht, da setzte ich mich auf die bemooste Anhöhe, saß über Emma's Geschick nach, und wie sie doch nun mein würde, wenn Wangen todt wäre. — Jetzt erblickte ich einen Reiter weit unten im Mondlicht mich durchzuckte die Ahnung: ob es wohl Wangen ist, der von dem Waldstrom abgehalten den unbequemen Nebenweg erwählt hat? Ich lief näher, da fiel ich über etwas. Es war dieser Bauerkittel und Hut. — Wie ein Blitz zuckte durch meine Seele der Gedanke: wenn ich verkleidet ihn ansehe, ihm seinen unrecht erworbenen Gewinn abnähme, Bergern rettete? — und noch selbst zurückschauend vor dem Gedanken, warf ich schon die Jacke ab, und verummte mich mit der unkenntlich machenden Tracht. Der Baron war schon fast unter mir, mußte aber langsam reiten, wegen der vielen Steine. Die Höhe hinab, und meine Büchse hoch in der Luft, den Hut tief in die Augen gedrückt, sprang ich ihm nach faßte den Zügel seines Pferdes und die Büchse, die ich beim höchsten Gott! für ungeladen hielt, gegen seine Brust richtend rief ich: „Dein Geld oder

Du bist des Todes!" Er mußte aber doch an meiner Stimme den ungeübten Verbrecher erkennen, denn er stellte sich, als wolle er nach seiner Geldbörse greifen, griff aber geschickt nach dem Pistol und drückte los, das Pistol versagte. — Ich wiederholte meine Drohung und spannte den Hahn meines Gewehrs, um ihn zu schrecken, schon selbst durch seine Besonnenheit außer Fassung. Er griff nach dem zweiten Pistol, — da ward das Pferd plötzlich scheu, machte eine Seitenbewegung, meine Büchse ging los, und Wangen wälzte sich am Boden im Blute. Ich stand wie eingewurzelt, das Gewehr, das mir wie ein tödtliches Teufelswerkzeug erschien, wegwerfend. Der große Bauerhut war mir vom Haupte gefallen, und wie mir der Mond in's Gesicht schien, schlug gerads der Sterbende nochmals die Augen auf, und rief: „Da, Heinrich, o nein, nein, Ludwig, ha, ha, Sternthal, — „Valet perd!“ — Die Rache siegt, o weh!“ — Er verschied. — Das Pferd war davon gelaufen, ich stoh in den Wald, ohne die Leiche zu berühren. Mein erster Gedanke war, zu fliehen; ich holte mein Kollet, Mütze und Gewehr, legte Alles in der Nähe des Waldstroms auf die Erde, und lief, ich weiß selbst nicht wohin. Endlich kam mir die Bestimmung wieder und das Bewußtseyn der Schuld. Ich bin umgekehrt, und langsam wieder hierher gekommen, Alles zu beichten, und um meine verdiente Strafe zu bitten!“ —

Der Richter war kaum eines Wortes fähig und saß still da, das Gesicht in der Hand bergend. Jetzt erhob sich der zum Verhör gebrachte Wilddieb und begann: da es so weit heraus wäre, wolle er eingestehen, daß er die Leiche allerdings gefunden und bestohlen, aber er wäre Keiner von jenen Beiden gewesen, die den Baron hätten umbringen wollen. — Man hörte nicht auf ihn und führte ihn fort. Heinrich ging in freiwillige Haft. Der Oberförster, dem die Sache gemeldet ward, erklärte: nun wolle er nichts mehr von ihm wissen, und sag sich los von ihm, denn durch Verbrechen solle sein ehrlicher Name nicht beschimmt werden. Der Richter schickte die Sache dem nächsten Obergericht zum Spruch nach nochmaliger Untersuchung. Diese geschah; Heinrich blieb bei der Aussage, und so wurde nach langem Streit und Zwiespalt der Meinungen über den, besonders in Hinsicht auf moralische Zurechnung so merkwürdigen Fall, über ihn das Todesurtheil gesprochen, mit dem Bemerkten, den Verbrecher der Gnade des Landesherren zu empfehlen. Eine Vermählungsfeierlichkeit bei Hofe war vielleicht Veranlassung, daß der Fürst die Strafe auf zwanzigjährigen Festungsarrest milderte, und Heinrich wurde ein halbes Jahr nach dem Verbrechen nach der Festung S.... abgeführt. — Wangen's Vermögen hat der Fiskus erhalten. — Emma, durch des Hofraths Hülfe genesen, und nach und nach mit den schrecklichen Schlägen des Schicksals, die sie getroffen, bekannt gemacht, stand nun ganz verlassen in der Welt. Ihr Vater war nicht wieder heimgekehrt; ob er sich selbst entleibt, oder wie Viele behaupten, nach Amerika übergesetzt sey und auf der Fahrt den Tod gefunden habe, ist unentschieden geblieben. — Der Hofrath hatte das Mädchen über-

aus lieb gewonnen, und ihr jetzt edelmüthig genug, da sie bei dem gänzlichen Verlust aller Habe in drückender Noth war, vertrauensvoll Herz und Hand geboten. Sie fiel ihm weinend um den Hals, dankte ihm gerührt, erklärte aber: ihr Leben geböre Heinrich. Sie wolle in die Festung S.... wandern, dort in der Stadt ein Stübchen beziehen und mit weiblicher Arbeit sich Brod verschaffen, zuweilen aber ihren Heinrich besuchen, wenn der Kommandant es erlaube, und ihm Trost und Linderung seines Schicksals bieten, das sie zum Theil mit verschuldet. — Das brave Mädchen hat es gehalten, und nicht ohne Nührung haben die Aufseher der Gefangenen die zarte Gestalt in schlechtem Kleide kommen sehen, um von ihrem mühsam ersparten zur Erleichterung von Heinrich's Geschick beizutragen. Dieser erwarb sich durch treue Pflichterfüllung und fromme Ergebung in sein Schicksal die Achtung der Mitgefangenen und Aufseher, erlag aber noch vor Jahresfrist dem Drucke, welchen Kummer und Noth auf das kräftige Gemüth ohne Unterlaß ausübten, und Emma verlebte noch jetzt ihre Tage in tiefer Zurückgezogenheit.

Der Hofrath erzählt diese traurige Begebenheit sehr oft am table d'hôte zu P...., wo er sie auch in meiner Gegenwart, nach einer stark besuchten Vorstellung der: „drei Tage aus dem Leben eines Spielers“, aufgeföhrt mittheilte.

## P f l i c h t u n d O p f e r .

Von Hellmuth.

Die Vortheile einer Fußreise sind so allgemein anerkannt, daß das ganze Postwesen mit allen seinen schnellen und langsamen Posten zu Grunde gehen müßte, wenn nicht zum Glück die Briefe genöthigt wären, sich fahren zu lassen. Einmal die Wohlfeilheit solcher Reisen, obwohl man bei dem Zusammenrechnen sämtlicher Nachtquartiere findet, daß man etwas theurer ging, als wenn man gefahren wäre; dann die volle Freiheit, seine Schritte nach jedem schattigen Hain, nach jedem Auslicht versprechenden Punkt richten zu dürfen, so lange nämlch, bis man anfängt, müde zu werden, wo man allerdings auf eben so geradem Weg zum nächsten Wirthshaus zieht, wie das Eisen nach dem Magnet; endlich der romantische Charakter der Fußreise, sofern er nicht im Kampf mit den Dörbhunden, oder durch einen Gufregen leidet, — die Hoffnung, unterwegs eine Gelegenheit zu treffen, die man freilich vor dem Ausmarsch verschmähte, — die erfreuliche Benutzung von Richtwegen, welche zuweilen näher und nicht immer viel beschwerlicher als die Landstraße sind, vorausgesetzt daß sie nicht über Sturzäcker und in Erlenbrüche führen; — so viel vereiniarte Vortheile bestimmten mich denn auch, zu Fuß das kleine Stück der dänischen Halbinsel zu durchwandeln, welches mich noch von der Nordsee trennte.

Hier an der Westküste Schleswigs und auf den nabelliegenden Inseln wohnt ein Völkchen von unvermischter friesischer Abstammung, welches sich in seiner

ganzen Eigenthümlichkeit erhalten hat und von uns Deutschen fast gar nicht gekannt ist. Die Sprache desselben ist weder die englische, noch die dänische, noch die deutsche, sondern eine ganz für sich bestehende, in welcher man die Wurzel einer Menge von Wörtern aus allen dreien wiederfindet. — Fast die ganze männliche Bevölkerung ist während des Sommers zur See, theils auf eignen, theils auf englischen und dänischen Schiffen, wo sie als vorzüglich geschickte und kühne Seeleute geachtet und gesucht sind. Alle häuslichen Verrichtungen, so wie die Bestellung des Ackers, liegen daher den Frauen ob, und vielleicht schreibt sich daher zum Theil die ganze männliche Festigkeit und der Ernst ihres Charakters. Sie zeichnen sich aus durch eine hohe schlanke Gestalt, hervorgehoben durch die seltsame schwarze Nationaltracht, welche die ungewöhliche Schönheit ihrer Hautfarbe noch mehr auffallend macht, um derentwillen sie aber auch, selbst bei ihren Arbeiten auf dem Felde, den ganzen Kopf mit Tüchern umwickelt tragen, so daß man nur die Augen zu sehen bekommt.

Ein ganz eigenthümlicher Gebrauch, den die Regierung vielleicht mit Unrecht, wenigstens aber ohne Erfolg, abzustellen strebt, ist das sogenannte „Fenster“ oder die Art ihrer Brautwerbung. Wenn die jungen Männer von ihren Seerügen aus allen Welttheilen heimkehren, und dies geschieht gewöhnlich nicht, ohne daß sie ein hübsches Sümchen mitbrachten, so machen sie ihren schönen Landsmänninnen die Aufwartung des Abends vor ihren Betten. Kein Hausbewohner darf es wagen, seine Thüren etwa verschließen zu wollen, doch kein Jüngling dürfte auch wagen, allein und ohne Begleitung mehrerer Kameraden zu kommen, und wehe dem Fremden, der sich einfallen ließe, diese Clausul zu umgehen. — So bilden sich Bekantschaften, die mehrentheils zu glücklichen Ehen führen, und man kann nicht sagen, daß die Moralität unter dieser Sitte leidet.

Nicht minder eigenthümlich ist das Land, welches diesem Volke zum Wohnort dient. Es ist eine unabherrschbare, von unzähligen Wiesengraben durchschnittene Ebene, welche mehrere Fuß unter dem Spiegel des Meeres zur Zeit der Fluth liegt, gegen welche hohe Deiche, das Land zu schützen, bestimmt sind. Im Sommer ist diese Ebene mit dem üppigsten Grün bedeckt, welches zahlreichen und schönen Viehheerden zur Weide dient, im Winter aber steht sie unter Wasser, und alle Wohnungen sind daher auf künstlichen etwa 20 Fuß hohen Erdaufwürfen, den sogenannten Werffen, erbaut. Diese bieten in der Form ein burgartiges Ansehen dar, denn aus Mangel an Raum drängt sich der Stall, das Wirthschaftshaus, der Garten mit den einzigen Bäumen der Gegend und selbst die Wohnung des Hundes dicht um das mehrstöckige Wohnhaus, an welchem noch die Schwalbe ihren Platz findet, während der Storch, ein geehrter Gast, auf allen Giebeln und Schornsteinen thronet. — Große Wege gibt es überhaupt gar nicht. Während der nassen Jahreszeit geschieht der Verkehr nur auf Rähnen, deren jede Wohnung so gut wie ihre Wagen besitzt, oder auf hohen Stelzen — wozu aber die ganze Uebung und Gewandtheit der Eingebornen

gehört, und wobei es denn auf 3—4 Fuß Wasser über den Wegen nicht ankommt. Lange Springstöcke dienen, um damit über die Gräben zu setzen.

So ist der Charakter der Küste und der größern Inseln, andre aber, namentlich die Halligen, sind, ohne alle Deiche, jeder hohen Fluth preisgegeben. Tritt zur Zeit des Neumondes ein starker Westwind ein, so rollt die sogenannte Springfluth ihre Wellen über die ganze Insel fort, sie steigt bis über die Werffen und in die Häuser, an deren Dächer Weiber und Kinder sich anklammern, jeden Augenblick gewärtig, das schwache Gebäude einstürzen zu sehn, und ihre letzte Hoffnung mitten unter schäumenden Wogen in einen kleinen Rachen setzend, der sie im äußersten Fall vielleicht an die nächste Insel bringt. Mehr als einmal schon spülte das empörte Element Bewohner und Wohnungen dieser Eilande spurlos fort, nichts als eine Sandbank hinterlassend; oder es durchbrach die Dämme, verwandelte auf immer wieder in Meer, was der Fleiß von Jahrhunderten ihm schon abgewonnen glaubte, und an einem Tage schwanden Städte und Ortschaften mit der ganzen Bevölkerung, die nicht zu Schiffe war. Dennoch hält der Frieser, der Halliger, der Fähringer, fest an sein Heimatland, und vertauscht es nur gegen die See, die ebenfalls seine Heimath ist. Wirklich sind diese Menschen, Kinder des Meeres, das ihre Wiege umspült, ihre Nachen trägt und ihre Nothe küßt, das ihnen gleichsam das Land nur geborgt hat, welches sie bewohnen, und dessen Wellen gewöhnlich ihr einziges Grabmal werden.

Schon einen ganzen Tag war ich durch diese seltsame Umgebung fortgewandelt, ohne etwas vom Meer zu Gesicht zu bekommen. Zahllose Seemöven flogen lautschreiend dicht vor meinen Füßen aus dem hohen Grase, und ungeheure Viehherden setzten dem Fortschreiten einen passiven Widerstand entgegen. Nur sehr selten war ein Einwohner zu sehen, der dann nichts als seine eigne Sprache redete. Die Weiber und Kinder ergriffen stets eine schleunige Flucht auf ihren Werff, von wo sie im Gefühl hoher Sicherheit hinabschauten, ohne irgend eine Frage des Fremden zu beantworten. So zog ich einsam, wie mein Vorgänger der heilige Ansharius, durch dies amphibische Land, nur daß ich keine Predigten hielt, ein Mal, weil es durchaus an Zuhörern fehlte, und dann in Betrach, wie dies für den frommen Mann vor 800 Jahren den Uebelstand herbeigeführt, hier gesteinigt zu werden.

Endlich bemerkte ich einen Menschen am Geländer einer Brücke lebend, der anscheinend ein Fremder war wie ich. Wahrscheinlich mußte es ein Fußreisender seyn, nach seinem blauen Kittel zu rechnen; ein Mann von Stande ohne Zweifel, denn er ignoirte seine ganze Umgebung, zu welcher ich jetzt ebenfalls gehörte; ein Mann von Geist muthmaßlich, denn er blickte mit der tiefsten Aufmerksamkeit in das Wasser unter sich, in welchem ein Mensch von gewöhnlichen Fähigkeiten sicher nicht das Mindeste wahrgenommen hätte; kurz der Mann ließ viel von sich hoffen. — Abgesehen von der Langweiligkeit eines mehrstündigen Schweigens, war ich liberal genug, manchen guten Gedan-

fen mittheilen zu wollen, den ich hinlängliche Zeit gehabt in der wunderlichen Umgebung auszubilden, und somit wünschte ich dem Fremden einen guten Tag, obgleich ich eben sowohl hätte gute Nacht sagen können, denn die Sonne senkte sich bereits nach dem Horizont. Dieser Umstand so gut wie der Gruß überhaupt blieben gleich unbeachtet und als ich einen Augenblick nicht ohne Verwunderung stehen blieb, da zog der Unbekannte, mit einem flüchtigen Blick auf mich, seinen Geldbeutel, um mir einen Schilling zu geben.

Jeder Cavalier weiß, welche Grobheit das Mitleid ist. Ich war doppelt entrüstet, denn ein Mal war mein Aufzug durchaus nicht bettelhaft, obgleich ich etwas sehr bestaubt seyn mochte und vor Hitze glühte: und dann durfte ich wohl auf ein gewisses Etwas rechnen, daß sich in der Haltung und dem Gange des gebildeten Mannes ausdrückt, wenn ich auch wirklich auf dem einen oder dem andern Fuß etwas hinkte, oder vielmehr auf den Höllenmaschinen, Stiefeln genannt, mit welchen die Schuhmacher unter dem Schutz der Geseze ein Viertel der Bevölkerung des Erdbodens martern.

Ich war im Begriff, die Wohlthätigkeit des Fremden mit einer Grobheit zu beantworten, allein ich muß gestehen, daß ich bald davon abstand. Es lag Etwas in des Mannes Miene, um mich glauben zu machen, er werde wenig Zeit haben, von meiner beleidigten Eitelkeit Kenntniß zu nehmen. In der That sah ich nie ein schöneres männliches Gesicht, dessen Züge so ganz allein von einem einzigen Gefühl in Beschlag genommen waren — und dies Gefühl schien der Schmerz zu seyn. Die Jugend sprach sich noch in den Formen aus, aber die jugendliche Frische war erloschen. Die Lebhaftigkeit des Ausdrucks schien nicht mehr der leichten Erregbarkeit von außen zu gehören, sondern ein Sieg innerer Erschütterung über alle bekämpfende Anstrengung zu seyn, eine Erschütterung, die fast glauben ließ, daß nur die Schuld allein eine solche Zerstörung in einem solchen Antlitz hervorbringen konnte.

„Sie wollen mit mir gehn? Mich begleiten?“ fragte der Fremde mit einer tiefen klangreichen Stimme, nachdem ich, ich weiß nicht was gesagt, und wiederholte seine Frage mit einer Miene, von der ich nicht recht wußte, ob sie Mißtrauen, Freude oder Zweifel, oder eine Mischung von Allem war.

Jetzt hatte ich denn Begleitung, indeß glaub' ich, daß ich in dem ersten Augenblick ziemlich einfältig neben dem hochgewachsenen wunderlichen Fremden einherging, welcher sich dicht an meiner Seite hielt. — Nachdem die gewöhnlichen Eingangssphrasen von mir erschöpft, von ihm kaum gehört waren und nach einigem Räuspern brachte ich etliche, wie ich meine, nicht uninteressante Bemerkungen über Geselligkeit zum Vorschein. „Gewiß, nur das Unglück oder das Verbrechen meidet Geselligkeit!“ sagte ich, „und doch kann die Einsamkeit weder dem Einen noch dem Andern Linderung gewähren.“ — „Freilich! ach freilich wohl!“ erwiderte mein Gefährte mit einem Seufzer. — „Ich bin der Meinung,“ fuhr ich fort „daß alle unsere Vorzüge aus der Gesellschaft entspringen.“ — „Und alle unsre Laster

und unser Elend auch!“ erwiderte Jener. — „Mag seyn, aber ohne die Einen und das Andre wären wir nur das gelungenste Thier der Schöpfung.“ — „Und die Schöpfung wäre um soviel gelungener.“ — „Sie lieben die Paradoxen, mein Herr!“ sagte ich, sehr erfreut, ihn in eine schwierige Vertheidigung des gewagten Satzes verwickelt zu haben. — Der Fremde sah mich an, als ob er sich erst besinnen müßte, und schwieg, wie Jemand der sich vollkommen mißverstanden sieht. Wirklich mochte er wohl kaum geredet haben, um Interesse zu erregen, ich glaube fast, er hatte vergessen, daß ihm Jemand zuhörte. — Ueberhaupt war mein Begleiter höchst einsilbig. Was er sagte war verständlich und selbst geistreich, aber mehrentheils unzusammenhängend und trug das Gepräge einer eigentümlichen finstern Anschauung. Auch beging er den Verstoß, nichts von dem geistreich oder verständlich zu finden, was ich sagte, und schien immer nur über einen Theil seiner Aufmerksamkeit und seiner Gedanken verfügen zu können.

Wir waren jetzt an den letzten Hauptdeich gekommen, welcher das Land weit und breit gegen seine raubgierige Mutter, das Meer, vertheidigt. Noch zwanzig Schritt in die Höhe, und ich sollte zum ersten Mal den großen Anblick dieser eigentlichen Oberfläche des Erdballs genießen. Mit der gespanntesten Erwartung lief ich, slog ich hinan, und erblickte — auf Meilenweite kein Meer. Eine unabsehbare Sandfläche lag da, wo am Mittag noch Schiffe gesegelt. Es war Ebbe und das große Element hatte seine Extremitäten an sich gezogen, um in den nächsten Stunden einen erneuten Angriff auf die feindlichen Wälle zu machen. Nur ferne schnitten silberne Nebelstreifen, hinter welchen der Mond auftauchte, gegen einen flimmernden dunkelblauen Streifen ab. — Dennoch war der Anblick überraschend, und als ich nach meinem Gefährten mich umsah, schien auch er auf's Lebhafteste ergriffen, ja ich glaube, wenn seine Augen nicht gar so tief eingefallen gewesen, es hätten Thränen darin stehen müssen. — Unverwandt blickte er in die endlose Weite, und eine wehmüthige Freude streifte über seine blasse Stirn, wie zuweilen ein einziger blauer Fleck durch einen ganzen Himmel voll grauer Wolken leuchtet. (Fortf. folgt.)

### Theater-Anekdote.

Der Schauspieler Rott kam nach Prag und spielte dort Gastrollen. Bei der dortigen Bühne befand sich der sehr dem Trunk ergebene Reizenberg. Rott trat in der Tragödie „Wilhelm Tell“ als Tell auf, und Reizenberg spielte die Rolle des Landvogts Gesfley ziemlich berauscht. Nach der Vorstellung stammelte Reizenberg, sich an Rott wendend, „Sie haben Ihre Sache noch recht gut gemacht; nur mit ihrem Kostüm war ich nicht zufrieden.“ — „Wie so? In Wien erscheint Tell in solchem Kostüm auf der Bühne.“ — „Das will nichts sagen!“ schrie Reizenberg: „es ist und bleibt falsch!“ — „Nun, ich will mich mit Ihnen darüber nicht lange streiten,“ erwiderte Rott: „aber Sie haben doch auch einen groben Kostümfehler gemacht.“ — „Wie das? Sapperment!“ — „Sie haben ja den Gesfley mit einem Haarbeutel gespielt.“



Düsseldorf, Montag den 19. Juli 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 29.

### Pflicht und Opfer.

(Fortsetzung.)

Wir schritten jetzt eine ganze Weile schweigend auf dem hohen Damm hin, die Mühlen, welche alle tausend Schritt ihre gigantischen Arme schwenkten, schienen die einzigen Bewohner der Fläche zu seyn. Endlich erblickten wir ein Licht, und bald darauf dicht unter dem Damm das niedrige Fährhaus.

Plötzlich stand mein Gefährte still. — „Sie haben, sagte er zu mir, sich selbst zu meiner Begleitung erbötet; ich entbehrte zu lange das Glück, mit einem Menschen zu reden, als daß ich Sie hätte zurückweisen mögen. Indes bin ich verpflichtet, Ihnen zu sagen, daß meine Gesellschaft gefahrbringend ist, und an diesem Ort für Sie verderblich seyn kann. — Nein! zweifeln Sie nicht, denn der Pestfranke kann ihr Freund, ihr Bruder seyn, und seine Nähe ist dennoch Tod. — Sie gehen wahrscheinlich noch den Inseln, dann müssen sie die Fluth hier abwarten; Sie finden nirgends sonst ein Unterkommen. Folgen sie meinem Rath, vermeiden Sie Aufsehen und reden Sie zu Niemand von mir.“

Wiewohl diese Eröffnung mich einigermaßen überraschte, beherzigte ich doch den Schluß nicht minder, und begriff, daß wenn die Nähe des Fremden Gefahr brächte, es noch weniger rathsam sey, ihn hier außer Acht zu lassen. — Als mein räthselhafter Begleiter in die Thür trat, schien der breitschultrige Wirth wie versteinert. Eine lange Rauchwolke zog aus dem stauenden offenen Munde, und der colossale Bierkrug machte eine ungewohnte Station auf dem Wege zu diesem thätigen Organ. — „Plagt euch!“ rief er mit unterdrückter Stimme, indem er die Kalkpfeife auf den Tisch legte, um über beide Fäuste zum Ausdruck seiner Verwunderung zu verfügen. — „Ihr hier, Herr — Hm! Hm! — Nun eben so gut hättet Ihr Euer Nachtlager unter den Dünen von Amrom zur Zeit der Fluth nehmen können, eben so gut —“

— Steeven“, sagte der Fremde, und streckte die Hand

gegen den betheerten Abergisten aus; „ich werde mein Nachtlager heut wohl bei Euch finden.“

Der ehrliche Steeven blickte erst in seine Hand, dann sehr bedenklich in das Nebenzimmer, in welchem eine geräuschvolle Gesellschaft versammelt war, fragte sich unter der rothwollenen Mütze, kurz, er verrieth die größte Verlegenheit. Endlich war er geneigt, das Empfangene zurückzugeben, obschon in Wahrheit seine Arme ihm diesen Dienst versagten. — Es geht nicht, zum Teufel nein! — Die ganze Stube ist voll lustiger Jungen von Amrom, Sylt und Föhr. — Hört, lieber Herr, leicht mag Einer oder der Andre Euch schon durch den Tabaksgualm entdeckt haben, obschon ihr ihnen den Rücken dreht. Nun, nun! Ihr müßt am besten wissen, ob ihr euer Nützlich einem ehrlichen Seemann zeigen dürft, aber die Rede ist schon heut von Euch gewesen, und glaubt mir, wenn Euer Leben Euch lieb ist“ —

„Steeven, das grüne Zimmer für diesen Herrn und mich!“ sagte der Unbekannte, mit einer gewaltsamen Anstrengung sein Gefühl bekämpfend. Der Wirth gehorchte mit sichtbarem Widerwillen, indes erhielten wir das grüne Zimmer, welches, im Gibel des Hauses gelegen, nur durch dünne Bretter von dem unteren Gemach getrennt war, in welchem die Matrosen ihren Nachtdrunk zu sich nahnten. Der Wirth besorgte alle unsre Bedürfnisse selbst, deren erstes ihm eine ungeheure Rumflasche scheinen mußte und bald lag ich in einer tief in die Wand hinein gebauten Schlafstelle, welche eben so lang als breit, oder richtiger: eben so kurz als schmal, ein wahres Bette des Procrustes war. Ich wollte jetzt meine Gedanken ordnen, und besonders erwägen, wie weit ich einem Manne trauen könne, der sich unter solchen Umständen eingeführt; allein die Ermüdung ließ mich sogleich einschlafen.

It es wahr, daß der Blick eines aufmerksamen Beobachters unsern Schlaf zu stören vermag, oder war es nur der Lärm unter mir, der mich wieder erwachen ließ? So wie ich die Augen öffnete, fielen sie auf den Schatten an der Wand von einem Manne, der ganz nahe an meinem Lager stehen mußte. Der zweifelhafte Charakter meines Stubengenossen kam mir

schnell in den Sinn und ich beschloß unbeweglich sein Thun an dem Schatten zu beobachten. Unbewaffnet, wie ich war, setzte ich meine ganze Hoffnung in einen Stiefelnknecht in der Nähe des Bettes, der Roland, Holgar dem Dänen oder doch sonst einem Mann von Niesen-Maße gehört haben mochte, denn so beträchtlich war er in allen seinen Dimensionen, daß der gegen den er mit gehörigem Nachdruck geführt wurde, gewiß nie wieder eines Stiefelnknechts bedurfte.

Jetzt bewegte sich der Schatten, die Figur hob die Hände; ich war im Begriff, meine Schutz- und Trutz-Waffe zu ergreifen, als sie sich abwendete mit einem Seufzer, der mir wirklich durch die Seele ging. Hatte der Unglückliche meine Ruhe beneidet? — Ich wendete mich leise um. Er stand und hörte auf das Gespräch der Matrosen, welches deutlich zu uns herauf klang. Derselbe Name wurde mehrmals und nie ohne schreckliche Vermünschungen genannt. Ich konnte nicht umhin, zu glauben, daß es der Name meines Begleiters sey, nach dem Eindruck, den die Rede augenscheinlich auf ihn machte, und ich begriff die Folter, auf welcher er dann seyn mußte. —

„Grausam! In der That sehr grausam!“ rief er mit ersticker Stimme. „Nicht eine Stunde, nicht eine einzige Stunde Ruhe! Wieder vertrieben, hinausgestoßen, verschmäht, gebrandmarkt!“ — Krampfhaft ergriff er ein Pistol, und wendete sich gegen die Thür. „Doch der Herr sagt, die Rache ist mein!“ fuhr er dann gedämpft fort, — Der Sequalte verschloß jetzt seine Gefühle in sich, festen Schritts ging er zur Thür hinaus; ich wollte seine Rückkunft erwarten, allein er erschien nicht wieder. — Er hatte seine Zeche hinterlassen und war noch in der Nacht weiter gegangen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Halsbinde,

ein historisches Nachstück aus dem Leben Georgs I., Königs von England.

(Nach den Briefen über England, vom Grafen Walsb.)

Am 4. Januar 1736 war im königlichen Schlosse zu Windsor Alles in der lebhaftesten Bewegung. Die Königin Sophie, Georgs I. Gemahlin, lag in den letzten Zügen. — Sie hatte ihren königlichen Gemahl zu sich beschneiden lassen, und dieser war ohne Zeugen über eine Stunde lang in dem Gemache der Sterbenden geblieben. Als er dasselbe verließ, nahmen die Höflinge deutlich an seinen Gesichtszügen wahr, daß er, obgleich von Natur nicht gefühlvoll, heftig geweint haben mußte.

Die Königin Sophie sah dem Tode schreckenlos in's Angesicht; der Krone ungeachtet, hatte das Schicksal keine Rosen auf ihren Lebenspfad gestreut, denn sie ward empfindlich zurückgesetzt und vernachlässigt von ihrem Gemahl, den Lady Horatia D.... seit mehreren Jahren schon durch die Macht ihrer Reize in den Fesseln verbotener Liebe festzubalten mußte. Als geheime Gattin hatte Sophie von Braunschweig im Stillen geduldet; nun aber, da sie an den Pfosten des Todes stand, wollte sie versuchen, ob sie die verbrechen-

rischen Bande ihres Gemahls nicht zerreißen könnte. Als der König vor ihrem Schmerzenslager stand, reichte sie ihm die eiserne Rechte, und sprach mit schwacher Stimme: „Ach, hättest du mich geliebt, so stünd' ich nicht so früh schon an den Marken meiner Tage!“

Georg preßte einen Kuß auf ihre Hand, benetzte sie mit Thränen, und suchte Worte für seine Empfindungen; die Königin aber versetzte gütig: „Jetzt, mein Herr und König, ist Alles vergessen und vergeben! Gott, der mich zu sich ruft, ist mein Zeuge; er sieht in dieses Herz, daß nie aufgehört hat, dich zu lieben; auch will ich mit keinem Vorwurfe dich quälen, nur eine dringende Bitte wünsche ich dir vorzutragen — —“ bei diesen Worten richtete sie sich mühsam von ihrem Lager auf, drückte mit dem letzten Reste ihrer Kraft des Königs Hand, und sprach mit feierlichem Ernste: „Nicht der Treue wegen, die du am Altare mir geschworen, auch nicht aus Mitleid für mich, nein, um deines eigenen, ewigen Heils Willen, beschwöre ich dich jetzt beim Erlöser des Menschengeschlechts, verlass' die strafbare Bahn, auf der du bisher gewandelt! — Wär' ich nicht am Rande des Grabes, so könntest du vielleicht denken, mein eigen Glück dringe diese Bitte mir ab, allein — morgen um diese Zeit wird der ver schwiegene Sarg die irdische Hülle deiner Gattin aufnehmen, und diese Lippen schließen sich auf ewig. — Darum erhö're, deiner selbst wegen, die Bitte einer Sterbenden: Entsag dem Umgang mit Horatia!“

„Ich versprech' es dir,“ entgegnete der König, „aber verbanne jetzt, Sophie, diese trüben Gedanken; sie sind schneidende Dolche für dein Herz — —“

„Wohl sprichst du wahr; sie haben es nur allzu oft zerfleischt! Aber nun winken mir lichtere Gefilde, wo man die Eifersucht nicht kennt — und wenn du dort mich wiederfindest, so wirst du nur Gott und deine Gattin lieben. — Morgen also — —“

„Noch einmal, verbanne diese Gedanken; dein Zustand ist nicht so gefährlich, und die Aerzte versichern, daß wir der Hoffnung uns überlassen dürfen.“

„Nicht die längere Dauer dieses armseligen Erdenlebens ist meiner Wünsche Ziel. Mein einziges Verlangen besteht darin, daß du jener bessern Welt eingedenk seyn mögest, in die ich jetzt hinüber gehe — höre wohl, Georg, morgen ich — und du in Jahresfrist!“

Bei den letzten Worten hatte die fast verhallende Stimme der Königin plötzlich eine ungewöhnliche Kraft erlangt; ihre Augen waren starr auf den König gefest; sie schwieg, und zeigte nur noch zitternd mit dem Finger nach dem Himmel.

Bis in's Innerste erschüttert, verließ Georg nun das Gemach der Sterbenden, und ganz Windsor war betroffen über seine düstere Gemüthsstimmung.

Am folgenden Morgen war die Königin, wie sie vorhergesagt, eine seelenlose Hülle, und ihre kalten Gebeine wurden in ein prachtvolles Parade-Bett gelegt.

In tiefster Trauer nahte sich nun der ganze Hof, um der Hingeschiedenen die letzte Huldigung darzubringen; als aber auch Lady Horatia's Wagen an der großen Schloßstreppe hielt, bedeuteten ihr die dienst-

thuenden Pallast-Offiziere, sie könne nicht zugelassen werden.

Die Ungnade der Lady war bald das Gespräch der ganzen Hauptstadt, und machte großes Aufsehen, doch — sie dauerte nicht lange. In wenigen Monaten schon hatte sie durch neuen Zauber den König wieder in ihr Netz gelockt; indessen vermochte sie, aller Künste der weiblichen Gefallsucht zum Troste, dennoch nicht, den Trübsinn zu verschweigen, der sich seines ganzen Wesens bemisstert zu haben schien. Seiner Gattin letzte Aeußerungen hatten so mächtig auf ihn eingewirkt, daß er einmal, selbst mitten unter den süßen Lauten der Musik, die er sonst so leidenschaftlich liebte, und durch deren Eindrücke Horatia sein Gemüth zu zerstreuen gehofft hatte, die Schreckensworte: „Morgen ich — und du in Jahresfrist!“ wie aus tiefer Grabeshöhle deutlich zu vernehmen meinte.

Seit einem halben Jahre war jetzt Sophie todt. Der Umgang zwischen Georg und Horatien hatte fortgedauert; indessen war diese seitdem nicht mehr zu Windsor erschienen, obgleich sie unaufhörlich darauf hin arbeitete, durch ihr Wiedererscheinen im königlichen Schlosse ihrer Eitelkeit ein Fest zu bereiten, und zugleich einen glänzenden Triumph über ihre Feinde und Nebenbuhlerinnen zu feiern. Oft schon hatte sie es bei dem Könige dahin zu bringen versucht, der ihr stets die Hoftrauer und die Schicklichkeit entgegen hielt; endlich aber siegte ihre Ueberredungskunst, und Windsor's prachtvolle Gemächer nahmen die reichgeschmückte, stolze Horatia von neuem auf. Niemals hatten noch ihre Augen von Freude und Zufriedenheit so hell gestrahlt; niemals waren dagegen Georg's Blicke so finster und ängstlich gewesen, denn eine schwere Last lag auf seinem Herzen, und er sah dem Ende dieses Tages mit banger Sehnsucht entgegen.

Als er sich gegen Mitternacht im einsamen Schlafgemach sorgenvoll auf's Lager geworfen hatte, und im Schlummer vergebens Ruhe suchte, gewahrte er plötzlich im Zwielicht des Mondes, das mühsam nur durch die Gardinen sich stahl, seinem Bette gegenüber, eine aufsteigende Rauchsäule. Erschrocken sprang er auf, weil er dachte, ein Funke des kurz zuvor ausgelöschten Lichtes habe gezündet; allein bei näherer Untersuchung war nirgendwo etwas zu finden. Kaum hatte er sich wieder in's Bett begeben, als er von neuem den bläulichen Dunst von dem Fußboden sich erheben sah; er glich einer leichten Wolke, verdichtete sich aber bald. Anfänglich waren die Umrisse dieser Rauchwolke unbestimmt, nach und nach gestalteten sie sich jedoch zu einem Frauenbilde, das näher und immer näher zum Bette des Königs schwebte. Von Fieberschauern geschüttelt, drehte sich dieser nach der Wand, um seinen Blicken das Schreckensgesicht zu entziehen; allein da fühlte er, wie eine eiskalte Hand sich leise auf seine nackte Schulter niedersenkte, und vernahm zugleich, dreimal wiederholt, den kläglichen Grabeseuf: Georg! — Georg! — Georg! — Mit Todesschweiß bedeckt, kehrte der König sein Antlitz um, und erblickte jetzt deutlich, wie der Schatten der Königin Sophie sich über ihn beugte. Ihr Gesicht war bleich, aber nicht

entstellt; ihre großen, dunkeln Augen glänzten wie funkelndes Gestein; ihren Körper deckte ein faltiges Leichentuch, und auf dem Haupte prangte dieselbe Krone, mit der man auf dem Paradebette sie geschmückt hatte.

In feierlichem, abgemessenem Tone sprach sie nun: „Georg, du hast das heilige Versprechen verlegt, das du auf meinem Todesbette mir gegeben; darum vergönnte der Allmächtige mir, dich an dasselbe zu mahnen. — Befehre dich, Georg, denn des Herrn Gericht ist fürchterlich, und der Tag der Vergeltung rückt mit Riesenschritten heran. — Der Gegenstand deiner sündlichen Leidenschaft kann in der Hölle Tiefen dich stürzen, aber deines Lebens Ziel ist unwiderrüchlich gesteckt. — Zum letztenmal, Georg, befehre dich!! —“ Ein leichter Hauch streifte bei diesen Worten über seine Wangen, und verschwunden war die Königin. — „Ja,“ rief der Monarch aus, nachdem er von seinem Schrecken sich einigermaßen erholt hatte, „es ist beschlossen; ich will Horatia nie mehr wiedersehen!“ Und dann brachte er den übrigen Theil der Nacht im Gebete zu.

Am folgenden Tage sollte ein großes Fest bei der Lady stattfinden; der König ließ jedoch sagen, er werde sich nicht dahin begeben, und mehrere Tage lang nur für seine Minister sichtbar seyn. — Dieser unerwartete Entschluß bestürzte Horatien; allein sie wußte es durch ihre Zauberkünste abermals dahin zu bringen, daß Georg bald nachher in seinem eigenen Schlafgemache sie aufnahm. Zwar hatte er fest sich vorgenommen, sie kalt und ernst zu behandeln, doch sie war so liebenswürdig, so zärtlich, so verführerisch, daß er, schon halb überwunden, im Begriffe stand, ihre Liebeslungen zu erwiedern, als mit einem Male sein Blick unwillkürlich auf die Stelle fiel, wo Sophie ihm erschienen war. Er fuhr angstvoll zusammen, entwand sich den Armen der Geliebten, und sprach zu ihr mit bedeuftsamer Gebärde: „Hier, Horatia, auf dieser Stelle, hat sie vor wenigen Nächten mich beschworen, Euch aufzugeben, und doch seydt Ihr in meinen Armen!“

„Wer,“ entgegnete jene betroffen, „wer ist vor wenigen Nächten bei Euch gewesen?“

„Sophie, meine verstorbene Gemahlin.“

„Wie kommt Ihr zu diesem Wahnglauben, mein König? England und ihr Gemahl haben sie betrauert; sie schlummert ruhig in ihrer Gruft — —“

„Nein, nein, sag' ich Euch! Auch die Gräber öffnen sich zuweilen; sie ist dem ibrigen entfliegen — ich habe mit eigenen Augen sie gesehen, mit eigenen Ohren gehört, wie sie die Donnerworte mir zurief: Georg, befehre dich, und gib denen sündhaften Umgang mit Horatien auf!“

„Ach, ich seh' es wohl, mein König, Ihr liebt mich nicht mehr, und um der Bande Euch zu entledigen, die mein einziges Glück ausmachen, schützt Ihr nächtliche Erscheinungen vor — —“

Ein Strom von Thränen schien die Schlaue der Worte zu berauben. Das Mittel wirkte, und der verblendete Monarch, der sich von ihr entfernt hatte, stürzte mit dem Ausruf zu ihren Füßen: „Theure Horatia, wie könnt Ihr glauben, daß ich jemals aufgehört Euch anzubeten. Wär' es, dann würdet Ihr mich

nicht in so beklagenswerthem Zustande erblicken. Streng ruft die Pflicht mir zu, mit Euch zu brechen, aber die Liebe ist mächtiger denn all. Pflichtgefühl. — Der Himmel selbst sendet mir die Verstorbene zu, und befehlt mir durch ihren Mund, Euch zu meiden, und doch seyd Ihr allein noch immer die Königin meines Herzens! Während Georg also sprach, preßte er stürmisch die Verführerin an seinen Busen, und schnell war der Thränenquell vertrocknet — der Bund der Liebe neu besiegelt.

Als aber der König sich allein in seinem Gemache befand, und, schon auf weichem Flaume die Glieder dehnend, sich selbst zu bereden suchte, Horatia habe Recht, und die vermeintliche Erscheinung seiner Gemahlin sey nur ein eitles Traumgesicht gewesen, da rauschte es plötzlich an den seidnen Umbhängen des Himmelbettes; sie öffneten sich, und grausenhafter noch als das erstemal stand Sophiens Drohgestalt vor dem zitternden Könige. „Georg,“ sprach sie, „du hast ihr mehr geglaubt als mir, du hast meine Erscheinung für ein Spiel deiner Einbildungskraft gehalten. . . . wohlan, so höre denn: Zum letztenmal verlasse ich, die im Leben deine Gemahlin war, meinen dunkeln Sarg, um mit Flammenworten dich zu mahnen, daß du dich befehlen mögest von deinem sündigen Leben; — dann wird mein Mund auf ewig verstummen, und erst in jener Welt siehst du mich wieder. — Damit jedoch du und deine Buhlerin nicht abermals zweifeln können, daß ich wirklich meiner Gruft entstiegen sey, und zweimal mit dir gesprochen habe, so will ich dir heute einen unzweideutigen Beweis meines Besuchs hinterlassen.“ Bei diesen Worten beugte sich die Gestalt über des Königs Bett, ergriff mit den kalten Leichenhänden eine Halsbinde, welche er nicht lange zuvor ausgezogen, schlang einen dichten Knoten in dieselbe, und warf sie auf die Brust des Schauernden. „Kann die Hand irgend eines Sterblichen,“ fuhr der Schatten fort, „diesen Knoten lösen, dann spotte meines Besuchs und meiner mahnenden Worte — wo nicht, so bedenke, daß Sophie von Braunschweig wirklich bei dir gewesen, und dir zugerufen hat: Georg befehle dich!“

Bei diesen letzten Worten, die wie hohle Grabeslaute tönten, rauschten die seidnen Umbänge wieder zu, und verschwunden war die Erscheinung. — Todesstille herrschte ringsum; aber auf des betenden Königs Brust lastete die federleichte Binde wie eine centnerschwere Bürde, und er getraute sich nicht, sie wegzunehmen. — Endlich faßte er Muth, ergriff das verhängnißvolle Pfand, stand auf, und wankte nach dem anstoßenden Gemache, in welchem eine Lampe brannte. Hier versuchte er mit unsäglicher Anstrengung, den Knoten zu lösen, aber alle Kraft und Mühe waren vergebens. Er sank ermattet zusammen, klingelte seinen Leuten; ließ eine Menge Lichter anzünden, und brachte die Nacht mit Lesen eines erbaulichen Buches zu.

Am Abend des folgenden Tages begab er sich zu Lady Horatia, die er zu einem großen Feste geschmückt fand. „Lady,“ sprach er finster und bedeutsam, „die Zeit der rauschenden Vergnügen ist vorüber — Ihr

habt mich getäuscht — denn in der vergangenen Nacht ist sie mir zum zweitenmal erschienen!“

„Ew. Majestät poetische Einbildungskraft schafft sich allein diese zärtlichen Ebestandscenen — —“

„Halt, Lady, Euer Spott ist strafbarer Frevel! Seht her, und schaudert!“

Bei diesen Worten zog er die Halsbinde aus dem Busen hervor, erzählte der Lady den ganzen Vorfall, und forderte sie auf, die Lösung des unbeimlichen Knotens zu versuchen. Scherzend nahm sie die Binde, und erklärte die Aufgabe für kinderleicht — doch, auch ihre Anstrengungen blieben fruchtlos; und als der König hierauf noch ernster äußerte, er hoffe, sie werde nun nicht länger zweifeln, rief sie ungeduldig aus: „Nun wohl, so will ich diesen gordischen Knoten lösen, wie einst Alexander gethan!“ Und zugleich warf sie die Halsbinde in das hochlodernde Kaminfeuer, das fürchterlich zu prasseln begann. Erschrocken sprang Georg herbei, riß das halbverbrannte Tuch aus den Flammen, und warf es in das Zimmer. Im Fallen streifte es aber an Horatiens leichtem Gewande vorbei, daß in demselben Augenblicke sich entzündete. Vers zweifelnd stürzte die Lady zur Thüre hinaus, und schrie um Hülfe, allein — es war zu spät; sie mußte unter den qualvollsten Martern ihren Geist aufgeben. Von diesem Tage an ward König Georg immer tiefsinniger; er brachte seine meiste Zeit im Gebete zu, und stiftete ein Hospital. Am Jahrestage des Hintritts seiner Gemahlin verließ er richtig das Zeitliche, indem er noch einmal die Schreckensworte stammelte: „Morgen ich — und du in Jahresfrist!“

## L i e d.

Am Schluß des Bacchanals zu singen.

Auf, setzt die Flaschen nun bei Seit'  
Und stellt die Römer fort!  
Von Bacchus Dienste seyd befreit,  
Und hört ein kluges Wort!

Als Christ und freier deutscher Mann  
Trank ich den deutschen Wein;  
Jetzt schlag' ich um zum Muselman,  
Jetzt schenkt mir Kaffee ein!

Auf, lange Pfeifen reichet her  
Und echten Muff-Tabak,  
Und preiset würdig leis' und hehr  
Des Orients Geschmack!

Des milden Tabaks blauer Duft  
Umwalle meine Stirn,  
Von Mokka-Kaffee sey die Lust  
Durchhaucht und mein Gehirn!

Nach weisem Brauch des Morgenland's  
Pfllegt ernst der heil'gen Ruh',  
Der Selbstbeschauung weih't euch ganz  
Und macht die Augen zu.

Düsseldorf, Montag den 26. Juli 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 30.

### Pflicht und Opfer.

(Fortsetzung.)

Aus der dunkeln Stube mit trüben Fensterchen trat ich am Morgen in die frische kräftige Seeluft, und übersah mit einem Blick die überraschendste Scene. Es war hohe Fluth. Lange grüne Wogen bewegten sich majestätisch gegen das Ufer. Brausend erstiegen sie den Wall und stürzten dann lautschäumend und zischend die blendend weißen Häupter über. Bis zu den Füßen des staunenden Beobachters wälzte sich die Fluth, Kies und Steine mitschleudernd und floß dann langsam zurück, die nächste Welle zu verstärken. Doch bald wird der Blick von diesem tobenden Spiel abgezogen, und streift in die endlose Ferne. Dort ebnet die unermessliche Weite die bewegte Fläche zum klaren Spiegel. Die Inselchen, die Thürme und Mühlen des Festlands, welches selbst schon hinter der Krümmung der Erdoberfläche verschwindet, und die Segel der fernem Schiffe scheinen in der Luft zu schweben.

Der Anblick des Meeres ist weniger als jeder andre zu beschreiben. Es ist in ihm nirgend das Einzelne, es ist die Gesamtheit, das Ungeheure der Massen und der Entfernungen, welche unsre Einbildungskraft in Anspruch nehmen, und sogar die großartige Einförmigkeit dieses selbst in seiner Beweglichkeit unveränderlichen Elements ist ergreifend. — Ich glaube ein Staatsmann, dessen Pläne scheiterten, ein geschlagener General, oder überhaupt ein Mensch, der verlor, was ihm am theuersten war, müßte sich am Meer ansiedeln. Es liegt etwas Beruhigendes, die Leidenschaft Einschläferndes in seinem Anblick. Vor dieser Unendlichkeit verschwindet die Kleinheit unsrer Gefühle. Die regelmäßige Wiederkehr seiner Fluthen erinnert an eine hehre Ordnung der Dinge; und das sich wiederholende Spiel der Wellen ist ein Bild unsrer eiteln Bemühungen. Jede Woge scheint uns zuzurufen: „Was trauest Du, wozu so viel Klage? Schon vor Jahrtausenden wandelten Menschen hier, die Fluth trank ihre Thränen — und ihr Schmerz schien ihnen unendlich. — Wo ist jetzt ihre Trauer, wo der Gegenstand ihrer

Wünsche, ihrer Hoffnungen, ihrer Besorgnisse? Sie selbst sind verschwunden und aufgelöst bis in das letzte Atom! Alles ist vergänglich! und in weniger als tausend Jahren schweigt auch Deine Klage, und Dein Schmerz ist verstummt, wenn diese Wogen noch schäumen!“

Ueber die dunkelblaue Fläche schnitt jetzt immer scharfer der helle Azur des Himmels ab, bis dieser sich in ein Meer des Lichts verwandelte und die Sonne ihre Nähe durch einen Luxus von Farben verkündete, welcher die einzelnen Wolken in einer unnachahmlichen Schattirung von Gold, Purpur und Grau färbte. Jetzt wurde der oberste Rand des Feuerballs als hell leuchtender Punkt sichtbar, der mit jeder Sekunde wuchs. Einen Augenblick schien das Gestirn am Horizont zu weilen, gleichsam „auf den Zehen,“ um sich dann rascher aufzuschwingen zu seinem Lauf. — Ich weiß nicht, weshalb der Sonnenaufgang eben schöner seyn sollte als der Untergang, aber wir betrachten ihn mit andern, mit mehr heitern Gefühlen. Ist es denn, ich möchte sagen, mehr dramatische Anordnung der Handlung, wo Alles die Erscheinung der Hauptperson vorbereitet, welche die Anschauung durch ihren überschwenglichen Glanz endet, oder ist es, weil wir von jedem Morgen einen schönen Tag erwarten? — wie viel Abende uns auch enttäuscht haben mögen. Ueberdies ist bekanntlich die Hoffnung ein weit besseres Frühstück als Abendbrod. Mit einem Wort, das scheidende Gestirn betrachten wir mit wehmüthiger Sehnsucht; die aufgehende Sonne weckt uns zum thätigen Handeln und erfüllt uns neben der Hoffnung mit Kraft und Zuversicht:

Reges Leben fand indessen auf den Fahrzeugen statt, welche bemannt und besetzt wurden, und ihre langen rothen Wimpeln flatterten in der blauen Luft, durch einen frischen günstigen Wind getragen. Bald spannten sich die Segel, immer ferner verschwamm das Ufer und immer höher tanzte das Schiffchen auf den Wogen.

Wie schön auch die Meeresfläche dem Beschauer erscheinen mochte, so wäre manchem meiner Leser der Meeresboden vielleicht noch anziehender gewesen. Der

selbe war nämlich mit den schönsten frischesten Aустern servirt, gleichsam damit geflastert, wie das Präsentirbrett eines Italiens. Zwar befanden sich darunter zahllose Meerspinnen, Taschenkrebse, Seesterne und andre scheußliche Ungeheuer, doch theilen sie ganz den Geschmack der anständigsten Personen in Betreff der Aустern, und wiewohl jeder dieser submarinen Gourmands nur eine weit geringere Zahl verzehrt, als seine Collegen bei Hofe, an der Börse oder im Amt, so richtet ihre Menge doch große Verwüstungen in den Bänken an.

Nach einer kurzen Fahrt über diesen classischen Boden liefen wir in den Hafen des freundlichen Städtchens W. ein, und ich ging in die für mich gemietete Wohnung.

„Führe den Herrn auf Dlas's Zimmer, Ingeborg!“ — rief mein Wirth, ein alter Seemann mit ehrwürdigen weißen Locken; — „geh! Sorge für unsern Gast. Ihr werdet müde seyn von der Seelust, lieber Herr; obwohl es nicht viel weiter ist als man eine Seemöve schreien hört, so können doch die Leute vom Festlande nicht vertragen. — Nun wenn sie auch zum Seediens nicht viel mehr taugen als ein Weidenbaum zum Mast, so sollen sie drüben doch sonst mancherlei Nützliches verstehen. Und hört, lieber Herr, wenn Ihr noch etwas schwach im Magen send, so ist nichts besser als ein Schlückchen alten Jamaica-Rum. Mein Dlas bracht ihn mit von der letzten Fahrt — nicht von der letzten, ach! von der letzten nicht!“ setzte der alte Mann mit besonderm Ausdruck hinzu. — Ingeborg war indeß thätig gewesen, mein Zimmer auszuräumen, welches, mit Porzellanfliesen ausgelegt und mit Zeichnungen von Schiffen geschmückt, eine herrliche Aussicht übers Meer hatte.

Die nationale und doch städtisch angepasste Tracht des jungen Mädchens ließ fast etwas Koketterie in der Art vermuten, wie dadurch ihr schlanker und doch voller Wuchs, das blendende Weiß ihrer Haut und die Anmuth ihrer Bewegungen hervorgehoben wurden, hätte nicht ein für ihr Alter fast unnatürlicher Ernst dem widersprochen. — Die Aufmerksamkeit, die ich ihr erwies, nahm sie gleichgültig hin, und schien sie gern zu vermeiden. — Sobald Alles für mich geordnet, saß sie, die Arbeit im Schooß und die Blicke unverwandt auf das weite blaue Meer geheftet, unter den Bäumen vor ihrer Thür. Hier schien sie der Gegenstand besondrer Zuneigung für das ganze Städtchen zu seyn. Zwar beantwortete sie freundlich die Grüße der Vorübergehenden, doch zeigte sie so wenig Theilnahme, daß ich mich nicht darüber trösten konnte, wie diesem schönen Bilde so ganz die Seele mangle. Ich wollt' es ihr sogar verzeihen, daß sie mich nicht auszeichnete, wenn sie sich nur für irgend etwas interessirt hätte.

Um so besser gefiel mir gleich Anfangs der alte Vater. Der Anblick eines Greises, dieser Trümmer von einem Mann, hat immer etwas Ergreifendes. Wie viele Freunde und Verwandten mochten schon vor ihm in's Grab gesunken seyn, die bestimmt waren, ihn durch's Leben zu geleiten, wie viele, von denen er gehofft, sie würden ihn überleben? Wie manche Hoffnungen moch-

ten ihn getäuscht haben, wie wenig Wünsche ihm geblieben seyn! — Was er geliebt, gehaßt, ist dem neuen Geschlecht fremd; was er schön fand, ist veraltet, und was ihm merkwürdig schien, vergessen. Die Welt begreift ihn nicht und er findet nichts in ihr, was ihn fesselte. So richten sich seine Blicke nach oben, seine Erinnerungen schweifen in die vergangene Zeit, und nur die Gegenwart ist ihm gar nichts. — Bei meinem Wirth wurde sie augenscheinlich durch einen großen Kummer verbittert, der sich in seinen Worten und in seinem Schweigen kund gab. Der Name seines Sohns entfuhr ihm bei jeder Rede, weil alle seine Gedanken sich nur auf ihn bezogen, und auf welchen Gegenstand er seine Blicke heftete, so schien das Bild seines Sohns sich davor zu schieben.

Bald erfuhr ich den traurigen Zusammenhang, in welchem dieser Mann mit einer Begebenheit stand, von der ich theils früher, theils eben hier die vollständigste Kenntniß erhielt, und welche ich im Wesentlichen mittheilen muß. — Mein Wirth hatte einen einzigen Sohn, auf welchen, nach dem Tode der Mutter, seine ganze Liebe überging, und das war denn auch das einzige Erbtheil, welches der Knabe einst zu erwarten hatte. Dlas entsprach allen Wünschen seines Vaters. Früh schon war er der beste Schwimmer, der geschickteste Angler und der verwegenste Segler. Er führte die Seekriege seiner Mitjugend an, und wenn dem Vater auch manche Klage über zerschlagene Köpfe, geplünderte Vogelnester und wilde Streiche zukamen, so gab er ihm doch nie eine Züchtigung, ohne sich bei jedem Schlage insgeheim über den tollen Jungen zu freuen. Wirklich besaß dieser, neben allen den Auswüchsen eines verben Charakters, einen solchen Schatz von offener Gutmüthigkeit und auf Gefühl begründeten Sinn für Recht, daß alle seine Kameraden ihn freiwillig zum Schiedsrichter wählten.

Unter diesen befand sich Eduard H\*\*, welcher gegen ein Kostgeld seit seinem dreizehnten Jahr im Hause meines Wirths mit Dlas zusammen aufwuchs, und in mancher Beziehung den Gegensatz zu dem jungen Eländer bildete. — Durch die beständigen Reisen des Vaters und durch den frühen Tod der Mutter gewissermaßen eine Waise, hatte er seine erste Erziehung bei einem Geistlichen von äußerst strengen Grundsätzen erhalten, welcher ihm eine unbegrenzte Achtung und Ergebenheit für das einprägte, was er als Pflicht erkannte, und vollkommen Eingang fand er in das tiefe ernste Gemüth des Knaben. Er lehrte ihn die Religion höher achten als die Moral, und mehr als das Gute das Gesetz achten, welche das Gute gebietet. — So that Eduard das Rechte nicht, wie Dlas, aus Neigung, sondern aus Ueberzeugung. Er verabscheute die leiseste Uebertretung der Ordnung oder der Sittlichkeit. Nie war er zur Theilnahme an einem Raubzug in die verbotnen Vogelkosen, zu einem Austerfang oder einer Kaninchen-Jagd auf den Dünen zu bewegen. Pünktlich war er in den gewöhnlichen Andachts-Übungen, und nie kam ein wilder Scherz oder ein freches Wort über seine Lippen. Selbst an den kleinen Fehden der Jugend nahm er keinen Theil, wenn er nicht durch ihre

Angriffe zur Vertheidigung gezwungen war. Obgleich er nun bei dieser Gelegenheit viel Muth und Festigkeit zeigte, so entging er doch nicht dem Gespött noch der Abneigung seiner Kameraden, noch selbst der lauten Mißbilligung seines Pflēgevaters, dem diese Art zu seyn bei einem jungen Mann eben so unbegreiflich als zuwider war. — Eduard bestärkte sich in seinen Ansichten um so fester, jemebr er dadurch auf sich selbst angewiesen wurde. Zwischen ihm und Dlaf konnte, bei der Verschiedenheit der Charaktere, keine innige Annäherung statt finden, jedoch hatten sie sich gegenseitig achten gelernt, und so bestanden sie ohne Abneigung neben einander, Dlaf, jederzeit die Parthei des Schwächern ergreifend, Eduard den vertheidigend, der beeinträchtigt wurde. Der Eine hätte das Leben für die Meinung seiner Kameraden gewagt, der Andre war bereit, Alles seiner Ueberzeugung zu opfern. Jener wollte das Billige, dieser das Gerechte.

Wenn das an sich tiefe, leidenschaftliche Gemüth des jungen H\*\* von allen Seiten auf sich selbst zurückgewiesen wurde, so mußte es sich da um so rückhaltloser öffnen, wo es allein Erwidrung seiner Gefühle, Uebereinstimmung mit seinen Ansichten, Theilnahme und Vertrauen, kurz Liebe fand. — Ingeborg, Dlafs jüngere Schwester, war ein heitres einfaches Mädchen; ihre Neigung für Eduard blieb den Verwandten um so eher unbekannt, als die Trennung ihr selbst erst Licht über ihr Gefühl gab. Eduard wurde zu seinem Vater zurückgerufen, um diesen auf einer Fahrt nach Cadix zu begleiten. Er reiste ab, ohne sich zu erklären, weil er hoffte, des alten Vaters Gunst als erprobter Seemann leichter zu gewinnen, und weil verabredet war, daß Dlaf im nächsten Sommer eine Fahrt nach Westindien auf des Capitain H\*\* Schiffe machen sollte.

So geschah es. Die Bemannung des Fahrzeuges bestand aus dem Capitain, seinem Sohn, welcher den Dienst des Bootsmanns hatte, und aus sieben Matrosen, worunter Dlaf mit drei seiner Landsleute.

Die Nachtvollkommenheit eines Schiffs-Capitains auf einer solchen Reise ist groß, und alle seefahrende Nationen fühlen die Nothwendigkeit, sie durch strenge Gesetze nachdrücklich zu unterstützen. Nur bediente sich der Capitain seiner Gewalt mit der unbarmherzigsten Strenge, und mit einer Willkühr und Tirannei, die seine Untergebenen fast zur Verzweiflung brachte. Die Rute, ein Instrument, welches in mehreren Peitschen endet, an deren Spitzen Bleifugeln befestigt sind, bestrafte das geringste Versehen, Faustschläge und bittere Schmähungen waren für die gequälten Matrosen stets bereit; jener Wüthrich fand ein Vergnügen darin, ihren Schlaf zu unterbrechen und jede frohe Laune zu stören. Seine Härte verbreitete Entsetzen, und die absichtliche Bosheit, die ihn leitete, entflammte den tiefsten Abscheu. Da nun nichts so sehr zur Leidenschaft reizt als Leidenschaftlichkeit, so bestand eine furchtbare Spannung zwischen dem Vorgesetzten und den Untergebenen, in welcher nur die Furcht dem Hasse das Gegengewicht hielt. — Eduard war das einzige Wesen, für welches in der Brust des Capi-

tain ein Funke von Güte zu wohnen schien; allein auch ihn verschonten die Wuth-Ausbrüche des Vaters nicht, die er aber stets mit kindlicher Ergebung trug. Sein alleiniges Streben war, der Vermittler zwischen den unglücklichen Leuten und ihrem Peiniger zu seyn, dessen Erbarmen er mit Thränen in den Augen und auf seinen Knien, wiewohl stets vergeblich, zu erlangen strebte. — So wuchs die gegenseitige Erbitterung zu einer furchtbaren Höhe, und die Folgen eines solchen Verhältnisses konnten nicht lange ausbleiben.

Die Mißhandlung eines seiner Landsleute, der besinnungslos unter den Fäusten des Capitains hinsank, empörte den an sich freien und stolzen Sinn Dlafs dergestalt, daß er sich zwischen den Wüthrich und sein Schlachtopfer warf. Zwar fing er nur die Schläge des Rasenden auf, allein dieser, außer sich vor Zorn, erblickte in seinem Benehmen eine thätliche Widersetzung. Er befahl, den Jüngling zu binden, ihn in den unteren Raum zu bringen und schwur, ihn in dem nächsten englischen Hafen den Gerichten, und als Meuterer dem Tode zu überliefern. — So groß war die allgemeine Scheu, und so tief die Furcht vor der Strenge des Seegesetzes, daß Keiner zu murren wagte; obwohl widerstrebend, gehorchten doch Alle.

Aber die Gemüther waren jetzt auf's Aeußerste gebracht. — Aller Herzen erglöhnten im Mitleid für den unglücklichen Kameraden, dessen schreckliches Schicksal in jedem Augenblick auch das übrige werden konnte; Alle theilten denselben Abscheu vor dem Urheber ihrer Leiden, welche vollkommen unerträglich geworden waren. — Keiner wagte zu reden, aber wo die Gemüther einig sind, bedarf es nicht der Worte; Alle verstanden sich, Alle zeigten sich entschlossen.

Am folgenden Morgen, zu einer Zeit, wo der Capitain allein am Steuer stand und der Sohn noch in der Kajüte schlief, sammelte sich plötzlich die ganze Mannschaft auf dem Hinterdeck. Capitain H\*\* schöpfte augenblicklich Verdacht, um so mehr, als er den Gesangenen unter ihnen erblickte. „Zurück, ihr Hallunken!“ schrie er herrisch dem Vordersten zu, allein in demselben Augenblick sah er sich umringt. — „Capitain,“ sprach der Aelteste der Matrosen, „Du mußt sterben! Dir bleibt noch Zeit, ein Vater-Unser zu beten. — Bedenke, daß Du den Tod verdienst hast; sorge für das Heil Deiner Seele, und Gott möge Dir und uns gnädig seyn!“

Die Sprache der Matrosen hatte den Ton, welcher einen festen, unwandelbaren Entschluß charakterisirt, und der Capitain las sein Schicksal in dem furchtbaren Ernst ihrer Mienen. Er begriff, daß die Meuterer zu weit gegangen, als daß ein Rücktritt noch möglich gewesen wäre, und erkannte, daß es für ihn keine Rettung mehr gebe. Das Steuerruder entfiel seiner Hand, mit entfärbten Wangen sank er auf die Knie und die zitternden Lippen versuchten ein Gebet zu stammeln. Ehrfurchtsvoll nahmen die Verschwornen ihre Mützen ab und standen schweigend im Kreise umher. Auch ihre Gedanken richteten sich gen Himmel, Verzeihung für das zu erleben, was sie unabwendbar als nothwendig erkannt hatten. Eine furchtbare Pause trat

ein, Niemand wagte, sie zuerst zu unterbrechen. — Da schöpste der Capitain einen Augenblick neue Hoffnung, und ihr Schweigen für Unschlüssigkeit nehmend, fing er mit leiser Stimme zu reden an. „Helden“, sagte er, „Holge“, bedenk' Euer Gewissen, nehm' mein Geld — die spanischen Pistolen, Rolf, sind Dein, und auch die Fracht ist Euer; setz' mich an einer wüsten Insel aus, aber mein Leben werdet ihr nicht wollen! Wenn ich Dich schlug, Nicol, so thut es mir leid; Dlaf, es sey vergessen, hier nimm meine Hand!“ — Alles blieb unbeweglich. — „Bedenk'!“ fuhr der Capitain, sich aufrichtend, mit lauterem Tone fort; „bedenk' die schreckliche Strafe, die einer solchen That wartet, und jekt, hierher an meine Seite, wer Verzeihung und Gnade will, hierher — wer wagt zurück zu bleiben?“

„Du stirbst, Capitain!“ hallte es aus Aller Munde. „So wahr die Sonne dort aufsteigt, und ebe ihr unterster Rand aus der Gluth taucht, stirbst Du; d'rum mache Deine Rechnung mit Gott!“ — „Eduard! Eduard!“ schrie der Capitain, mit der letzten Verzweiflung auf seinen Sohn zustürzend, welcher eben auf's Verdeck trat; aber im selben Augenblick flog er über Bord, und die Wellen schlugen über ihn zusammen.

Eduard stand erstarrt bei dem Anblick der schrecklichen That; dann wollte er besinnungslos dem Vater nach, welcher sinkend seine Hände noch zu ihm erhob, als wollte er Rache fordern, wo Hülfe zu spät war. Dlaf hielt den unglücklichen Jüngling ab, in's Meer zu stürzen. — „Laß' ihn!“ rief Holsten nach einigem Zögern; „auch er muß sterben! Er hat gesehen, was er nie wissen durfte, und weiß, was er nie verschweigen kann!“ — „Bedenk', wie oft er für uns gebeten!“ entgegnete Rolf; „wie oft er die Wuth des Vaters auf sich lud, um uns zu befreien!“ — „Und wer wird das Fahrzeug auf einer weiten Fahrt lenken, wenn der Bootsmann nicht mehr ist? weiß doch keiner von uns, wo wir uns in diesem Augenblick befinden.“ — „Laß' ihn schwören, ewig zu schweigen,“ rief Holge, „und er mag leben!“ — „Ein solcher Schwur, unter solchen Umständen erpreßt, bindet nicht!“ erwiederten Andre.

„Kameraden!“ rief Dlaf; „den Vater hat Gott durch uns gerichtet. Er verdiente den Tod und was wir thaten war zur Erhaltung unsrer Selbst. Aber können wir den Sohn tödten, den unschuldigen, unsern Beschützer? Wer von Euch hätte das Herz, seine Hände gegen ihn aufzuheben? — Eduard, sie schenken Dir das Leben und die Freiheit; Du wirst, Du kannst nicht zum Verräther an uns werden!“ — Alle stimmten bei, aber Eduard, um dessen augenblicklichen Tod es sich gehandelt, stand vollkommen theilnahmlos da und mußte fast ohne Besinnung vom Verdeck entfernt werden.

Es wurde jekt beschlossen, nach Jamaica zu gehen, dort die Ladung umzusetzen und den Tod des Kapitains für Folge einer Krankheit auszugeben. Immer aber war Eduard der Einzige, welcher das Fahrzeug auf einer so langen Reise zu leiten vermochte. Denn obwohl tüchtige Matrosen, hatte doch keiner der übrigen

wissenschaftliche Kenntnisse genug, um die Berechnungen zu führen. Es kam daher darauf an, den jungen Bootsmann zur Uebernahme des Steuerers zu vermögen. — Nach langem Schweigen und augenscheinlicher Unschlüssigkeit willigte dieser ein.

Welche auch die Gefühle der Mannschaft nach der verübten Gewaltthat seyn mochten, so wurden sie durch die angestrenzte Thätigkeit übertäubt, in die man sich gleich darauf versetzt sah. Als ob der Himmel das Geschehene rächen wollte, umzog sich der Horizont mit Unheil weissagenden Wolken und ein fürchterlicher Sturm brach aus. Kein Stern konnte den Lauf des Fahrzeuges lenken, Eduard mußte ihn ganz nach seinem Ermessen und nur mit Hülfe des Kompass einrichten. (Schluß folgt.)

## Die Juden in Algier.

Es gibt in Algier 15 bis 20,000 Juden, die für die Franzosen sehr gut gestimmt sind. Unter der Regierung der Türken scheint ihnen verboten gewesen zu seyn, in der Stadt zu reiten. Man erzählt, ein auf seinem Maulesel vom Lande kommender Jude habe an einem der Thore von Algier stillgehalten, um abzustiegen, indessen doch gewagt, die französische Schildwache um Erlaubniß zu fragen, auf seinem Esel sitzen zu bleiben. Die Schildwache antwortete ihm: „Der Teufel soll dich daran hindern?“ Alle seine Glaubensgenossen, von dieser neuen Freiheit entzückt, schrien: Es leben die Franzosen! Diese Klasse, welche reich ist, kann diesen sehr nützlich seyn.

## Taubenpost.

Nachstehendes ist das Resultat der neulich angezeigten Lusterpedition, welche die Antwerper Liebhaber von reisenden Tauben von London aus angestellt haben. Am 12. d. um 8 Uhr 45 Minuten des Morgens wurde von dort bei einem ziemlich starken West-Südwestwinde eine Menge Tauben losgelassen. Um 2 Uhr 18 Minuten war die goldene Medaille gewonnen; eine zweite Taube war um 2 Uhr 18 Minuten und 30 Sekunden zurück; um 2 Uhr 23 Minuten fanden die Reisenden sich zu sechs beisammen, und vor 5 Uhr waren alle Preise, 18 an der Zahl, davon getragen. So hatten also die schnellsten Tauben den Weg von London nach Antwerpen, den man in gerader Richtung zu 62 gewöhnliche Stunden anschlagen kann, in 5 und einer halben Stunde zurückgelegt.

## Wie wohlfeil man jekt reisen kann!

Die Preise auf der Eilwagen der Unternehmung von Lafitte u. Comp. sind abermals herabgesetzt worden. Sie betragen gegenwärtig von Paris bis Valenciennes resp. nur 15, 13 und 10 Frs.



# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 2. August 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 31.

### Pflicht und Opfer.

(Schluß.)

Es ist ein allgemeiner Glaube der Seelente, daß ein Sturm nicht eher aufhört, als wenn ein großer Verbrecher, der sich an Bord befindet, den Wellen ausgeliefert ist. Sieben Tage wüthete das Unwetter, und es war, als ob das tobende Element hier nur um eines Unschuldigen willen das Leben der Uebrigen schone. Mit stummem Schweigen blickten sich Alle an, nur Eduard sah gelassen, fast hoffend, in die schwarzen, aufgetürmten Wogen. Man betrachtete ihn mit der Ehrfurcht, welche das Unglück auferlegt, und Jeder hätte gar zu gern gut gemacht, was er an ihm verschuldet.

Endlich legte sich der Orkan, und der Bootsmann erklärte, daß die geringe Tiefe des Wassers auf die Nähe von Land schließen lasse. Bald erblickte man auch einen ausgedehnten Küstenstreif, weißliche Felsen leuchteten aus dem Meer auf, und endlich zeichnete sich auf dem matten Hintergrund eine bedeutende Stadt und ein Hafen mit zahlreichen Schiffen in schwachen blauen Umrissen ab. — Die Frage der Uebrigen: ob dies die Küste der vereinigten Staaten sey? vernahmte Eduard, und erklärte, daß er das Land für eine englische Insel halte. — Wiewohl man nun nicht ohne Gefahr dort einlaufen durfte, so war doch das Schiff durch den Sturm zu sehr beschädigt, als daß man die Fahrt hätte fortsetzen können. Die geängstigsten Matrosen, sich froheren Hoffnungen überlassend, wurden einig, anzulegen, und bald kam ihnen auch ein Lootsenboot, am rothen Segel kenntlich, entgegen, welches die englische Flagge führte.

Kaum aber erreichte dick Boot den Bord des Fahrzeuges, als Eduard mit einem Sprunge hinab war. — „Meuderei!“ rief er, und im nächsten Augenblick stieß auch schon der Lootsen ab, als fürchtete er, ein verpestetes Schiff zu berühren.

Die unglücklichen Matrosen fanden erstarrt. Nur eine Flucht, Angesichts des Hafens, war nicht mehr zu denken; auch war ihnen die Handlung des jungen

Bootsmanns so unerwartet, so ganz unglaublich, daß Alle sich wie betäubt in ihr Schicksal ergaben. — Eduard hatte während der stürmischen Nächte fortdauernd nach Südwest gesteuert, und des Tags gegen den Wind gekreuzt; so befand sich das Schiff nicht in Westindien, sondern an Englands Westküste, auf der Höhe von Fallmouth. Alle wurden sofort verhaftet und ihrer Landes-Regierung ausgeliefert. Ihr Prozeß war kurz; die That wurde nicht geleugnet, und die Gesetze sprachen das Todesurtheil über Alle. Wiewohl Das als die nächste Veranlassung betrachtet werden mußte, so war doch kein eigentlicher Rädelshörer zu ermitteln. Alle versicherten, gleichzeitig beschloßen zu haben, was unvermeidlich geworden. Sie sähen ein, daß ihr Leben, dessen sie doch nie wieder froh werden könnten, verwirrt sey, allein sie betheuertem, daß sie unter gleichen Umständen denselben Entschluß aufs Neue fassen würden. — Was den betraf, welcher sie verrathen, so verziehen sie sein Verfahren, obwohl sie es nicht zu fassen vermochten, und wünschten, daß er Muth und Kraft genug haben möge, sein Bewußtseyn zu tragen. Ihr eignes Gewissen hofften sie durch einen erneuollen Tod zu entlasten.

Selten findet wohl eine Hinrichtung statt, wo nicht öffentliches Mitleid für das Opfer sich zeigte. Wir sind zu sehr ergriffen von der harten Strafe, von den augenblicklichen Leiden des Unschuldigen, als daß wir sein Unrecht nicht vergessen sollten. Es empört uns, so viele Menschen gegen das Leben eines einzigen ihres Mitmenschen, vereint zu sehen; das Einschreiten bewaffneter Macht, die lärmende Menge, das Läuten der Glocken, kurz, ein solcher Aufwand von Mitteln gegen einen Unglücklichen, der ganz verlassen nirgends mehr eine Zuflucht, eine Rettung findet: dies Alles erregt unsre Theilnahme. — In hohem Grade war das hier der Fall, wo sieben junge Männer in der Blüthe der Jahre und der Gesundheit dem Schaffott mit der Freimüthigkeit ihres Standes und der edlen Haltung zuschritten, welche nur die Unschuld oder das Gefühl gesühnter Schuld verleißen kann. — Schon während des Verhörs hatte die öffentliche Stimme sich so sehr zu Gunsten von Männern erklärt, die unter

Verhältnissen, wo Niemand ihnen Recht und Schutz verschaffen konnte, gewaltsame Mittel gebrauchten, daß eine starke Militär-Eskorte um so nothwendiger schien, als der Schauplatz der Hinrichtung eine der östlichen Hafenstädte der Halbinsel war, wo die vielen Seeleute geneigt seyn konnten, einen Versuch zur Befreiung ihrer unglücklichen Kameraden zu machen.

Als der Zug durch die dichte Menge der Zuschauer ging, da sprachen sich die Gefühle laut und rührend aus. — „Leb' wohl, Dolge, leb' wohl; Dein alter Vater daheim soll nicht darben, so lange diese Hände ein Netz werfen können!“ rief eine Stimme. — „Gott verdamme den Schurken, der Euch verräth!“ ein Anderer. Rings umher grüßten Bekannte und Freunde mit Liebe und selbst mit Achtung. Hier drängte sich ein Mädchen mit verstörten Blicken in einer Mischung von Selbstvergessen und Schüchternheit in den Weg. Ihr Auge war verweint, aber die zitternden Lippen vermochten kein Wort zu reden. Einer der Angeschuldigten stand zögernd still. — Bald wurde er fortgedrängt, er erhob seine Hände gen Himmel und seine Augen kehrten zurück, bis sie aufhörten der Ausdruck seiner Seele zu seyn. Dort arbeitete sich ein grauköpfiger Matrose durch die dichten Haufen. „Dlaf, mein Sohn!“ rief er, „stirb wie ein Mann! Eine rasche That und junges Blut wird Gott verzeihn, aber er verflucht Falschheit und Verrath. Stirb, wie ein braver Junge — und wie ein Christ!“ setzte dieselbe Stimme im nächsten Augenblick, von Weinen erstickt, hinzu.

Die Verurtheilten empfingen die Tröstungen der Religion mit Ruhe und Ergebung. Sie bereuten ihre That und verziehen denen, die ihren Tod verursachten, mit lauter und fester Stimme. Der Jüngste kniete zuerst, und die Aeltern ermahnten ihn zur Standhaftigkeit. So folgte Einer dem Andern. — Mit Schaudern sah die Menge das Blutbad. — Nur Einer stand noch aufrecht auf der bluttriefenden Bühne. Es war Dlaf, als der Schuldigste.

Noch einmal streifte sein Blick über das blaue Meer, über die grüne Flur und das ganze schöne Land der Wirklichkeit, welches er im nächsten Augenblick mit einem Reich der Hoffnungen vertauschen sollte. Zum letzten Mal heftete sich sein Auge auf die Menge, die ihn umgab, und aus der so manche bekannte Züge voll Theilnahme zu ihm ausblickten; — da plötzlich blieb sein scharfer Blick wie angewurzelt in einer Richtung haften. Tiefe Verachtung sprach aus seinen Zügen, welche allmählig in Genugthuung und Mitleid überging. Dann kniete er nieder, und bald war er nicht mehr.

Die Menge war seinen Augen gefolgt, und in der That traf sie einen Gegenstand, der geeignet war, die allgemeine Aufmerksamkeit zu fesseln. Es war ein hoher Jüngling, blaß wie der Tod und mit verstörten wilden Zügen. Hierig hingen seine Blicke an dem Schaffott, und doch schien jede Sekunde sein Herz zu spalten. Wie ein Wetterstrahl traf ihn der Blick des letzten Schlachtopfers und er schien unter seinem Anschauen zu vergehen. Er schlug das Auge zu Vo-

den, unwiderstehlich mußte er es von Neuem erheben, und doch fand er in der ganzen Welt keinen Platz, wohin er es hätte richten können. Seine Mienen flehten um Erbarmen, er suchte Schutz in dem Gedränge, aber unwillkürlich wich Alles von ihm zurück. — „Er ist es! es ist der junge H\*\*!“ flüsternten Einige, und allgemeines Murren des Unwillens wurde laut. Da vergingen dem Unglücklichen die Sinne, besmußtlos stürzte er hin, aber keine Hand erhob sich, ihm zu helfen.

Wenn der beklagenswerthe junge Mann schon der Mißbilligung der minder beteiligten Menge unterlag, wieviel mehr mußte sein Andenken denen gehässig seyn, welche durch ihn Alles verloren, was das Leben theuer macht. Wirklich sprach mein greiser Wirth selten, aber dann mit dem größten Abscheu von Eduard. Er nannte ihn eine Schlange, welche er an seinem Busen genährt, einen falschen Verräther an dem, welcher sein Leben gerettet.

Was Ingeborg anbelangt, so bat ich ihr im Stillen den Verdacht der Fühllosigkeit ab. Einfache, wenig ausgebildete Seelen wissen sich selbst keine Rechenschaft von dem Schmerz abzulegen, welcher sie belastet, aber wenn sie ihn lautlos tragen, sie fühlen ihn darum nicht minder. Das arme Mädchen machte keine Anstrengung ihren Kummer zu bekämpfen, sie suchte ihn durch Mittheilung zu mildern, oder durch Vernunftgründe zu entkräften, aber sie strebte, ihre Leiden mit Hingebung zu tragen. Nur wenn ihr Vater Eduards Andenken vermüschte, dann hingen große Thränen an des Mädchens gesenkten Wimpern, und ihre milden Züge sprachen einen Kampf innerer Gefühle aus, die sie Jedem, vorzüglich dem erzürnten Greis, zu verbergen strebte. Ruhig verrichtete sie alle Geschäfte ihrer Häuslichkeit, aber während ihre Thätigkeit nach Außen ungeändert blieb, unterlag ihr Inneres dem Kummer, welchen der Verlust eines Bruders und eines Geliebten, und mehr noch die Art ihr verursachte, wie sie den Einen durch den Andern verloren. Aber wie theuer Dlaf auch ihrem Herzen seyn mochte, hassen konnte sie Eduard nicht.

Wenige Tage des Aufenthalts in dieser Familie hatten uns schnell näher gebracht, denn wahre Theilnahme erzeugt bald wieder Vertrauen.

Der Vater fand seine Freude daran, mir von Dlaf zu erzählen, und wenn er selten einmal über Eduard sprach, so hütete ich mich wohl, Vernunftgründe gegen seinen väterlichen Schmerz geltend zu machen, und Ingeborg schien mir Dank zu wissen, daß ich ihren Kummer schweigend achtete.

Etwas später als sonst saßen wir Drei an einem finstern stürmischen Abend beisammen. Die Wellen brachen sich ächzend unter den Fenstern, welche der Wind flirrend hin und her schüttelte. Zuweilen trat der Mond durch zerrissenes finstres Gewölk, als wolle er die Dunkelheit noch mehr hervor heben, welche gleich darauf alle Gegenstände verhüllte.

„Ein schrecklich Wetter!“ sagte mein alter Wirth, indem er auf die plötzlichen Windstöße horchte, welche das ganze Haus erschütterten; — ein schrecklich Wet-

ter für Unser eins auf der See. Gott helfe Allen, die den Hafen noch nicht erreicht haben. — Nun setze er halb für sich hinzu, „Ihn trifft es nicht mehr! Wind und Wellen können ihm nicht mehr schaden! — Nein, nein, er ist geborgen, besser, besser d'ran als —.“ Der alte Mann senkte, drückte sich in seinen Lehnstuhl zurück und fiel nach seiner Gewohnheit bald in tiefen Schlaf.

Schweigend folgten wir dem Flug seiner Gedanken, da ging noch die Hausthür auf und Schritte wurden auf dem Flur vernommen, welche Ingeborg in eine außerordentliche Spannung zu versetzen schienen. — Sie war erschreckt aufgesprungen als die Thür sich öffnete, und herein trat — mein Begleiter auf der Fußreise. — Langsam strich er die von Sturm zerzausten Locken aus dem blassen Antlitz und blickte starr im Zimmer umher.

„Ingeborg!“ redete er mit gedämpfter Stimme und ohne seinen Platz zu verlassen: „ich komme, Dir ein letztes Lebewohl zu bieten.“ — Die Angeredete stand leichenblas und zitternd, regungslos und ohne Worte. „Ingeborg!“ fuhr der Jüngling mit sehr weicher Stimme fort, „schickst Du mich zurück in die wilde Nacht, ohne ein Lebewohl, ohne eine Thräne. Den aller Lippen verdammen, auf den tausend Flüche lasten, der nur die Stimme seines Gewissens für sich hat — willst Du ihn auch verstoßen? Du thust es nicht, Ingeborg!“

„Eduard, Eduard!“ rief das Mädchen und stürzte in seine Arme. Sie umfaßte leidenschaftlich den Jüngling, ihr ganzes Wesen war in diesem Augenblick der Ausdruck innigen Gefühls, der Zärtlichkeit einer langverhaltenen seelenvollsten Liebe. Mit unaussprechlicher Rührung betrachtete der ernste Fremde das sich hingebende Wesen, sein Herz ging auf, Thränen stürzten aus seinen Augen. Es gab noch ein Herz, das ihn nicht verdammt, er war nicht ganz unglücklich. — Eine lange Pause erfolgte, es war die letzte Minute des Glücks für Beide.

„Ingeborg,“ sagte Eduard, „was ich auch that, ich kann, ich darf es nicht bereuen; das gethan zu haben, was die Pflicht von mir forderte. Es trennt mich auf dieser Welt von Ehre, Besitz, Ruhe und Glück, von Dir Ingeborg, aber es mußte seyn! Die Stimme meines sterbenden Vaters, die Arme, die er sinkend nach mir ausstreckte — dies Bild ist nie von meiner Seele gewichen. Ach, und wenn diese Arme Andre mißhandelten, meine Kindheit hatten sie gewiegt, und diese Stimme, die Andre schreckte, mir war sie die Verkünderin väterlicher Liebe.“ —

„Eduard!“ flüsterte Ingeborg, „wenn Dich Dein Gewissen freispricht, bei mir bedarfst Du keiner Rechtfertigung. Ich bin nur ein armes schwaches Mädchen, ich taue wenig, das Recht von Unrecht zu unterscheiden, wo beides so schrecklich mein Herz zerfleischt. Ich weiß nur eins: daß ich Dich liebe!“ — „Du darfst mich nicht länger lieben!“ sagte der junge Mann mit gewaltsamer Anstrengung; „darfst nicht länger den lieben, an dessen Händen das Blut Deines Bruders

klebt. Die Schmach lastet auf meinem Haupt, Du sollst sie nie theilen. Der Fluch Deines Vaters, ich weiß es, er trifft mich; ich werde ihn nicht auf Deine Schultern laden, nicht dem unglücklich verlassnen Greis Sohn und Tochter zugleich rauben. Ingeborg, wir sind für diese Welt geschieden!“

Das Mädchen unterwarf sich mit der Ergebenheit eines Schlachtopfers, ohne daß ihr bittender Blick den Wunsch verbehlte, daß es anders seyn möge. Allein Ingeborg schien so sehr von dem unbeugsamen Charakter des Jünglings unterjocht und zu viel Achtung für die höhere Bildung seines Geistes zu haben, als daß sie gewagt hätte, er Hoffnung Raum zu geben.

Eduard war vor dem schlummernden Greis hingekniet. „D verzeih!“ lächelte er, „verzeih Du! dem ich die Stütze und den Stolz meines Lebens graubt, ach wüßtest Du, mit welchen Zweifeln ich gerungen, wie Pflichtgefühl und Reigung, Dankbarkeit und Kindespflicht, Liebe und Religion in dieser Brust gekämpft, wie ich gelitten, als selbst die eigene Ueberzeugung in mir schwankend wurde, Du würdest mich mehr beklagen als hassen. Möge die Vorsehung, die uns so schreckliche Opfer auflegte, Dir Kraft schenken gegen mein Andenken gerecht zu seyn, und Dir den Frieden geben, der meiner Brust fremd ist!“ — Seine Thränen benetzten die hinabgesunkne Hand des Greises welcher eine leichte Bewegung machte und friedlich weiter schlummerte.

„Ingeborg,“ fuhr der Jüngling dann zur Geliebten fort; „Du hast mir eine Wohlthat erzeigt, die Gott allein Dir lohnen kann. Du hast mich durch Dein weiches Herz von der Verzweiflung errettet. Hier sehen wir uns nicht wieder, aber dort, Ingeborg, jenseits, und daß ich Dich dort wiederfinde — ich dank' es Dir!“ — Mit fürchterlichem Kampf riß sich der Jüngling los; aber der Schmerz, der sich in seinem Wesen aussprach, war nicht die Verzweiflung, welche den Tod sucht, sondern der Entschluß, das Leben zu tragen, bis er der Pflicht, ein willkommenes Opfer, fällt.

Ein kleines Fahrzeug tanzte draußen auf dem wildempörten Wogen und der Sturm flatterte mit Ungestüm in den Segeln. — Mit mädchenhafter Sorge für den nächsten Augenblick schlang Ingeborg ihr Tuch um die durchnäßte Brust des Scheidenden, strich die Locken aus seinem Antlitz und benetzte es mit Thränen. Endlich ermannte sich Eduard, er legte die Erschütterte sanft in meine Arme. Seine Hand winkte noch ein Mal zum Abschied, und finstere Nacht umschleierte seine einsame Bahn.

Ich schweige über die nächste Zukunft. Noch vor Ablauf des Jahres nannten die Zeitungen den Namen eines jungen Nordländers, der, bei dem Sturm von Athen einer der Ersten auf der Mauer, sein Leben für eine schöne Sache ruhmvoll endete. — Ein Steinhausen am Ufer des Meers deckte wenige Monate später schon die müden Hüllen des alten Schiffers und seiner Tochter. — So hatte eine mildere Fügung bald den Jammer geendet, den eine schreckliche Verkettung der

Umstände über die Unglücklichen verbreitet, und gewiß war dort oben der schneidende Widerspruch zwischen Gefühl und Pflicht ausgeglichen, welcher hienieden zwei edle Herzen unwieberrücklich getrennt hatte.

### Marie, oder das blaue Halstuch.

Im Oktober des verfloffenen Jahres kehrte ich (erzählt ein deutscher Reisender) zu Fuße von Orleans nach Bardy zurück.

Vor mir marschirte ein Regiment Schweizergarden. Ich beschleunigte meine Schritte um ihre militärische Musik zu vernehmen, aber, zu meiner Vermunderung war alles stille; nur einzelne Trommelschläge begleiteten den abgemessenen Schritt der Soldaten. Nachdem ich ihnen eine halbe Stunde hindurch gefolgt war, sah ich das Regiment in eine kleine mit Tannen umgebene Fläche einschwenken. Ich fragte einen bekannten Kapitän, ob man Uebungen vornehmen werde? Er verneinte es, und sagte mir zugleich, daß ein Soldat von seiner Kompagnie hier gerichtet und wahrscheinlich erschossen werde. Wie, rief ich aus, richten, verurtheilen und erschießen, alles dieß in so kurzer Zeit? So ist es, versetzte er, durch unsre Kapitulation bestimmt; wenn sie übrigens Reigung haben es mit anzusehen, so will ich ihnen einen Ort anweisen; es wird nicht lange dauern.

Ich folgte ihm; — das Regiment hatte ein Viereck gebildet; — hinter der zweiten Linie, dicht an den Bäumen gruben einige Soldaten ein Loch in die Erde; in der Mitte des Vierecks saßen 8 Offiziere auf Trommeln, der neunte seitwärts, schrieb einige Worte auf den Knien.

Man rief den Angeklagten hervor.

Es war ein schlanker junger Mann, von edler Haltung und interessanten Gesichtszügen.

Mit ihm zugleich trat eine Frau vor, die einzige Zeugin in dieser Sache. Als der Oberste diese befragen wollte rief der junge Mann: Es ist überflüssig, ich will alles gestehen; ich habe dieser Person ein Tuch gestohlen.

Oberster. Wie? du Peter? ich hielt dich immer für einen ehrlichen Menschen?

Peter. Es ist wahr, Herr Oberster, ich suchte immer meine Vorgesetzten zu befriedigen, auch habe ich es nicht für mich gestohlen; es ist für Marie

Oberster. Wer ist diese Marie?

Peter. Marie, die unten bei Arneberg wohnt, — wo der große Apfelbaum steht — ach! ich werde sie nie wieder sehen!

Oberster. Erkläre dich deutlicher.

Peter. Lesen Sie gefälligst diesen Brief. — Er gab ihm folgenden Brief, dessen Worte mir noch im Gedächtniß sind.

Lieber Peter!

Ich schicke dir durch Arnold, der bei deinem Regimente dient, diesen Brief und ein seidenes Beutelchen, welches ich für dich gemacht habe. Ich habe es dem

Vater verheimlicht, denn er verweist mir immer meine Liebe zu dir, und sagt, du werdest nie mehr zurückkehren. Aber nicht wahr, du kehrst zurück? und sollst ich dich auch nie mehr sehen, so werde ich dich doch ewig lieben. Was mich freut, das ist, daß man mir sagt, du seyst geachtet von deinen Vorgesetzten, und geliebt von deinen Kameraden. Du hast aber noch zwei Jahre zu dienen, mach' geschwind damit, denn dann werden wir uns heirathen. Lebwohl mein lieber Peter.

Deine Marie.

P. S. Schicke mir doch etwas aus Frankreich, nicht etwa damit ich dich nicht vergesse, sondern damit ich etwas von dir bei mir habe. Du wirst das küßen, was du mir schickst, und ich werde gewiß den Fleck, den du geküßt hast, wiederfinden. —

Als dieser Brief gelesen war, fuhr Peter fort: Arnold gab mir den Brief gestern Abends. Ich konnte die ganze Nacht kein Auge schließen, immer dachte ich an Marien; ich sollte ihr etwas schicken, und hatte kein Geld, denn ich habe meine Löhnung von drei Monaten meinem Bruder gegeben, der vor einigen Tagen in unser Land zurückkehrte. — Heute Morgens, als ich eben ausgehen wollte, sah ich das blaue Tuch hängen. Ich war so schwach, es zu nehmen, und in den Sack zu stecken! ich ging hinab auf die Straße. Die That reuete mich, ich wollte eben ins Haus zurückkehren, als diese Frau mich aufhielt. Man fand das Tuch bei mir; hier haben sie die Wahrheit. Unsre Kapitulation verordnet, daß ich erschossen werde; ersfüllen sie es, aber verachten sie mich nicht.

Die Richter konnten ihre Rührung nicht verbergen; dessenungeachtet wurde er einstimmig zum Tode verurtheilt. Er hörte das Todesurtheil standhaft an, näherte sich dann seinem Kapitän, und bath ihn um vier Franken, dieser gab sie ihm. Er trat nun zu der Frau, der man ihr blaues Tuch zurückgestellt hatte, und sprach: Madame, hier haben Sie vier Franken; ich weiß nicht, ob ihr Tuch mehr werth ist, wäre dieß aber der Fall, so bezahle ich es doch so theuer, daß sie mir leicht den Rest schenken können. — Er nahm das Tuch, küßte es, und gab es dem Kapitän mit den Worten: „Herr Kapitän, in zwei Jahren kehren Sie in unsre Berge zurück; wenn Sie nach Arneberg kommen, fragen sie nach Marien, und geben Sie ihr dieß Tuch, sagen sie ihr aber nicht, um welchen Preis ich es erkaufte habe.“ Nachdem er dieß gesagt hatte, kniete er nieder, betete einige Augenblicke, und ging dann festen Schritts zum Tode. — Ich entfernte mich, und ging tiefer in das Gehölz, um nicht Zeuge dieses Trauerbildes seyn zu müssen. Einige Flintenschüsse belehrten mich bald, daß es beendigt sey. — Nach einer Stunde kam ich zurück; das Regiment hatte sich entfernt, aber am Rande des Gehölzes sah ich Spuren von Blut und frisch gegrabener Erde, ich nahm einige Tannenzweige, machte ein Kreuz daraus, und steckte auf den Grabhügel des armen Peters, dessen sich wohl jetzt Niemand mehr einwart, als ich, und vielleicht seine Marie.

# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 9. August 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 32.

### Die Gefangenen von Auray.

Eine Scene aus dem französischen Revolutions-Kriege, nach den Berichten eines Augenzeugen, von Karl Heinrich Herms.

Es war ein unwölkter Julitag; der Schlaf, dem unsere Sorgen gewichen waren, hielt uns noch auf dem ärmlichen Stroblager gefesselt, als der Generalmarsch uns weckte. Das Regiment Hector trat unter die Waffen; unser tapferer Anführer, Hr. von Soulangé, obgleich schwer verwundet, stellte sich selbst an die Spitze, und wir setzten uns in Marsch gegen die kleine Mühle, wo wir Herrn von Sombreuil mit seiner Division in Schlachtordnung fanden. Kaum waren die ersten Anordnungen getroffen worden, als sich die Spitzen von drei feindlichen Kolonnen zeigten, von denen die eine, in der Mitte, gerade auf uns zu marschirte, während die beiden andern zur Rechten und zur Linken längs des Gestades der Halbinsel zogen, um uns in die Seiten zu nehmen. Die Tirailleurs, welche der mittleren Kolonne vorausgingen, fielen uns bald sehr beschwerlich; aber sobald die Kolonne sich uns auf Flintenschußweite genähert hatte, ging ein großer Theil unserer Soldaten zum Feinde über, indem sie riefen: „Wir sind Republikaner!“ Herr von Sombreuil befahl uns jetzt, uns zu dem Fort Neuf zurückzuziehen, das wir auf der äußersten Spitze der Halbinsel gebaut hatten, und uns dort zu sammeln. Während dies geschah, verließen uns auf's Neue Viele, um sich auf den Booten am Gestade einzuschiffen. Die Felsen am Meere waren mit Greifen, Weibern und Kindern bedeckt, die unter unserm Schutze eine Zuflucht vor der Wuth der Revolutionstrübmale gesucht hatten; Alle stürzten sich jetzt in die Schaluppen, die überfüllt vor unsern Augen untergingen.

Wir hatten uns in das Fort geworfen, und Herr von Sombreuil vereinigte hier die Reste der verschiedenen Corps. Eine englische Corvette legte sich nahe am Lande vor Anker und beschloß die mittlere Kolonne der Feinde, die uns am meisten drängte, mit ihrem

schweren Geschütz. Auf die Dauer war jedoch in dieser Stellung an keinen Widerstand zu denken; und Herr von Sombreuil trat daher aus dem Fort, um eine Capitulation zu verlangen. Er schritt allein auf den Feind zu, und gab ihm ein Zeichen mit der Hand. Die Kolonne hielt. General Hoche, der sie befehligte, mit zwei Offizieren seines Generalstabes, ging Herrn von Sombreuil einige Schritte entgegen, worauf dieser seine Stimme erhob und sagte: „Die Männer, die unter meinem Befehl stehen, sind entschlossen, unter den Ruinen des Forts umzukommen; aber, wenn sie ihnen gestatten wollen, sich wieder einzuschiffen, werden sie französischen Blutes schonen.“ General Hoche erwiderte: „Ich kann die Einschiffung nicht zugeben, aber wenn sie die Waffen niederlegen, sollen sie als Kriegsgefangene behandelt werden.“ — „Sind die Emigranten in dieser Capitulation mit einbegriffen?“ setzte Hr. v. Sombreuil hinzu. — „Ja,“ sagte der General, „Alle welche die Waffen niederlegen.“ — Er fragte hierauf den von Sombreuil um seinen Namen; und als er denselben gehört hatte, erklärte er: „Was Sie betrifft, mein Herr, so kann ich Ihnen nichts versprechen.“ — „Auch habe ich nicht für mich capituliren wollen,“ antwortete der edle Führer, „ich sterbe gern, wenn ich meine tapfern Waffengefährten das Leben erhalte.“

Herr von Sombreuil kehrte hierauf in das Fort zurück, und sagte uns: „Meine Herren, ich habe so günstige Bedingungen für uns erhalten, als unter den gegenwärtigen Umständen zu erwarten waren. Ich habe mich verbindlich gemacht, Sie die Waffen niederlegen zu lassen. Thun Sie dies, und der Corvette melde man, daß sie ihr Feuer einstelle.“ Er verbehlte uns, daß er sich selbst aufgeopfert hatte. Einige von uns, die englisch sprachen, traten an das Ufer und riefen den Schaluppen zu, daß sie nicht zu kommen brauchten; man habe capitulirt. Die Corvette fuhr fort zu feuern; ein Marine-Offizier, Herr von Bern, warf sich daher in das Meer und schwam an die Corvette hinan, um ihr zu sagen, daß sie ihr Feuer einstellen solle. Trennen den Bedingungen der Capitulation kehrte er zu uns zurück, um einen Tod zu suchen,

dem er so leicht entgehen konnte; aber das Andenken dieser That wird, mit der großmüthigen Aufopferung seines Führers, unvergessen in dem Gedächtniß jedes edlen Gemüthes leben.

Wenige Augenblicke darauf kamen drei republikanische Offiziere mit mehreren Soldaten in das Fort. Ich machte meinem Freunde, Hrn. von Entrechaur, der an diesem Tage beständig an meiner Seite geblieben war, den Vorschlag, uns einem der ersteren, dessen Züge mir Vertrauen eingefößt hatten, zu nähern. „Sie sehen, mein Herr,“ sagte ich ihm, „wie unglücklich wir sind; aber schützen sie uns gegen Beleidigungen, die uns bitterer seyn würden, als der Tod.“ Der Offizier neigte sich auf den Hals meines Pferdes: „Wie sollte ich durch Ihr Unglück nicht gerührt werden?“ erwiderte er, „ich habe derselben Sache gedient wie Sie; sie ist mit vielleicht nicht weniger theuer. Ich fand für mich, für meine Familie keine andere Zuflucht vor der Tyrannei, als in dem republikanischen Heere; aber um Gotteswillen schiffen Sie sich ein, wenn es irgend möglich ist!“ Ich sagte ihm, daß die Schaluppen zurückgeschickt worden wären, weil wir capitulirt hätten; nun forderte er uns auf, ihm zu folgen. Als wir eben das Fort verließen, erschien Tallin, der Commissär des Nationalconvents; seine angenehme und freundliche Physiognomie hatte nichts Niederdrückendes für den Besiegten. „Dies ist ein unerwarteter Tag!“ rief ich aus. — „Ja wohl, mein Herr!“ antwortete er bescheiden, und indem er sich Hrn. von Sombreuil näherte: „Ach wie unglücklich ist Ihre Familie!“ — „Ich hoffte sie zu rächen,“ entgegnete Sombreuil, „aber ich werde wenigstens, wie sie, mein Unglück zu ertragen wissen.“

Tallin ertheilte den Befehl, die Gefangenen nach Sainte Barbe abzuführen, wo das Hauptquartier der Armee war; der Offizier, dessen Bekanntschaft ich auf eine unerwartete Weise gemacht hatte, war unser Führer. Wir kamen auf verschiedenen Wegen durch die Cantonirungen der republikanischen Armee, aber nirgends widersubr uns die geringste Beleidigung, überall sprach sich Theilnahme und Mitleid aus. Als wir zu dem Posten gelangt waren, dem unser neuer Freund uns übergeben mußte, trat er an den Offizier desselben hinan, und sagte ihm, indem er auf mich und Hrn. von Entrechaur wies: „Tragen Sie Sorge für diese Herren, sie haben Alles gethan, um republikanisches Blut zu schonen.“ Er umarmte uns und schied; nie habe ich ihn wieder gesehen. Der Offizier dem er uns empfohlen hatte, ließ uns in sein Zelt treten, und bot uns ein Stück schwarzes Brod an. Er entschuldigte sich, daß es so schlecht und so wenig sey: „Unsre Ration,“ sagte er, „ist klein; aber ich bin glücklich, sie mit Ihnen theilen zu können.“ — „Die Republik,“ fügte er mit halb unterdrückter Stimme hinzu, „ist eine recht schöne Sache; aber wir sterben vor Hunger.“ — „So werdest wir,“ sagte ich ihm, „noch mehr zu beklagen seyn, als Sie.“ — „Glauben Sie das nicht,“ antwortete er mir, „Sie haben hier zwei mächtige Fürsprecher, Sie sind Unglückliche und Sie sind Royalisten. Sie werden sehen, mit welchem Ei-

fer man Ihnen vorzuziehen eilt. Sie sind hier auf freundlichem Boden; Sie wissen nicht, mit welcher Sehnsucht man Sie hier erwartet hat. Ich bin eben erst durch diese Gegenden gekommen; Alles war in Trauer auf unserm Wege; die Mütter zeigten uns ihre Kindern und sagten: „Seht diese Schlächter des Convents!“ Gewiß, schloß er diese Bemerkungen, Sie haben sich eine schöne Gelegenheit entgehen lassen. Wenn Sie nur im Geringsten vom Glücke begünstigt worden wären, so konnte Ihr Unternehmen große Folgen haben. Tallin wußte dies, und er hat daher kein Mittel versäumt, das ihm zu Gebote stand, um unsere Truppen zu vermögen, das Fort anzugreifen.“ Er meinte das Fort Penthièvre, welches bei unserer Landung uns von der Besatzung überliefert worden war, und unsere Stellung auf der Halbinsel Quiberon deckte; General Hoche hatte es in der Nacht, die jenem verhängnißvollen Tage vorherging, welcher unser Schicksal entschied, durch Ueberfall genommen.

Wir suchten unsere Unterhaltung mit diesem einfachen und gutmüthigen Mann noch länger fortzusetzen, als mehrere republikanische Offiziere, theils durch Neugierde, theils durch wahre Theilnahme geführt, in das Zelt traten. Alle benahmen sich gegen uns mit Anstand, und sprachen die besten Gesinnungen aus. Einige waren unter Robespierre's Herrschaft eingekerkert gewesen; sie hatten das Unglück kennen gelernt; sie hatten Mitgefühl damit, und wußten es zu schonen. Sie wandten Alles an, uns über unser Schicksal zu beruhigen. Die Armee, sagten sie, habe mit Freunden unsere Capitulation vernommen, und man werde nicht wagen, sie zu brechen. Wir fingen an, wieder einige Hoffnung zu schöpfen, und die Achtung, mit der selbst die gemeinen Soldaten uns begegneten, trug noch mehr dazu bei, uns sicher zu machen. Sie behandelten uns mit der zuvorkommendsten Schonung; und wenn sie einen Offizier aus derselben Provinz, oder derselben Stadt bei uns fanden, so näherten sie sich ihm mit einer Freude, in der man keine Spur von jenem Partheiß wieder erkennen konnte, der während der ersten Stadien der Revolution so traurige Verbrechen und so entsetzliche Unthaten veranlaßt hatte.

Um vier Uhr des Abends wurde der Generalmarsch geschlagen; man befahl, die Gefangenen zusammen zu ziehen, und sich zum Ausbruch nach Auray bereit zu halten.

Der republikanische Offizier führte uns auf den Sammelplatz und empfahl uns einem seiner Freunde. Er versprach, uns von Allem zu unterrichten, was vorginge; „doch,“ sagte er, „seyn Sie ohne Sorge; die öffentliche Meinung hat sich zu entschieden für Sie ausgesprochen.“

Um fünf Uhr wurden wir zwischen zwei Reihen Soldaten gestellt, und brachen auf nach Auray. Ehe dies geschah, sagte der Offizier, welcher die Escorte befehligte, zu Hrn. von Sombreuil, daß man uns alle Rücksichten erweisen würde, welche Kriegsgefangene verlangen könnten, wogegen er hoffe, daß Niemand einen Versuch zur Flucht machen werde. Die Bedeckung war schwach, und durch Anstrengungen erschöpft; der schlechte

Zustand der Straßen, und uns jeden Augenblick, aus den Gliedern zu reiten, und uns über die Felder zu zerstreuen; überdies war der Himmel noch immer mit Wolken umzogen, und der Abend brach herein. Ich sah mich genöthigt, einen Augenblick stehen zu bleiben, und die Kolonne ließ mich hinter sich zurück. Es war bereits so dunkel geworden, daß ich sie nicht wieder auffinden konnte; ich verirrte mich; ich rief, man antwortete mir, endlich stieß ich auf zwei Soldaten, die mich zu dem Detaschement zurückführten. Bei unserer Ankunft zu Auray fehlte nicht ein Einziger. Nicht Einer unter uns verbarg sich die Gefahren, denen wir entgegen gingen; aber wo die Ehre eingesetzt war, verlor das Leben seinen Werth, und Keiner hätte Freiheit und Sicherheit um den Preis eines Wortbruches erkaufen wollen.

Ehe wir noch zu Auray ankamen, sagte mir der Offizier der Escorte, daß wir in eine Kirche eingeschwert werden würden, und gab mir den Rath, unter den Ersten einzutreten, um eine steinerne Bank zu gewinnen, die an einem Pfeiler angebracht sey. Wir trafen zu Auray um halb zehn Uhr ein; alle Frauenzimmer des Ortes standen mit Lichtern an den Fenstern. Ich betrachtete sie aufmerksam; Alle zeigten das tiefste Mitleid; Thränen flossen aus allen Augen; alle Blicke waren auf uns gerichtet, und Einige schienen mit Schrecken unsere Reihen zu durchlaufen, in der Furcht, einem Sohn, einem Bruder, einem Freunde zu begegnen.

Wir wurden in die Kirche geführt, die der Offizier mir bezeichnet hatte; ich nahm die steinerne Bank ein. In demselben Augenblicke bemerkte ich Hrn. von Sambreuil, welcher stand, und mit den Augen einen Platz zum Sitzen suchte. Ich erbot mich, den meinigen mit ihm zu theilen; er nahm dies an, und ich erhielt dadurch eine Gelegenheit, die nähere Bekanntschaft dieses edlen Mannes zu machen. Er hörte nicht auf von dem Unglück dieses Tages zu sprechen; sein ganzes Herz enthüllte sich mir; er verbarg sich keinesweges das Loos, welches ihn erwartete; aber unsäbig der Furcht, beklagte die kühne jugendliche Seele nur den Ruhm, der ihr verloren ging. Auf den ersten Schritten einer glänzenden Laufbahn aufgehalten, empfand er keinen Schmerz, als den, sein Ziel nicht erreicht zu haben. In dies herbe Gefühl mischten sich mildernd die zärtlichsten Erinnerungen; er hatte sich den Armen der Liebe entrisen, um auf das Schlachtfeld zu eilen, und sollte den süßen Namen des Gatten nicht mit in das Grab nehmen. Erschöpft von den Anstrengungen des Tages schloffen wir endlich Beide ein. Ich erwachte zuerst; unwillkürlich fielen meine Blicke auf ihn. Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, indem ich dachte, wie bald diese männliche Schönheit, diese großherzige Jugend mit allen ihren Hoffnungen der Nacht des Todes verfallen sollte.

Um acht Uhr des Morgens kamen die Beamten der Municipalität in die Kirche, und verlangten eine Liste der Offiziere um sie von den Gemeinen zu trennen; von den Letztern wurden indessen die adeligen Freiwilligen von Damad und Blois ausgenommen. Wir wa-

ren zusammen unser fünfhundert und fünf und siebenzig, die in ein Gefängniß geführt, und in sieben Gemächer vertheilt wurden. Um vier Uhr des Abends holte uns ein Detaschement ab, und führte uns auf den Weg nach Lorient hinaus, wo dreitausend Mann unter den Waffen standen. Indem wir durch die Stadt zogen, sahen wir überall Zeichen der innigsten Theilnahme. Die Einwohner waren überzeugt, daß wir zum Tode gingen; Viele unter uns glaubten dies ebenfalls; wir wurden gerührt durch dieses Schauspiel. Ist habe ich es erfahren, daß, wenn die Seele im Unglück durch Beleidigungen nur gestählt wird, sie dagegen dem Mitleiden erweicht sich öffnet. Die Soldaten suchten das Barbarische, was in diesem militärischen Aufzuge lag, soviel in ihren Kräften stand, zu mildern.

Um acht Uhr kehrten wir unter dem Schall kriegerischer Musik, die aber durch das Freudengeschrei der Einwohner übertäubt wurde, in die Stadt zurück. Man brachte Wein und Früchte herbei, und Alles wurde uns durch die Soldaten treulich überliefert. Am nächsten Morgen kam eine große Anzahl Weiber in unser Gefängniß; sie waren zu unser Bedienung von der Municipalität requirirt worden; aber diese Requisition war in der That nur ein leeres Wort. Der Zudrang des Volks war so groß, daß es eine Gunstbezeugung, eine Auszeichnung war, zugelassen zu werden. Es war rührend, Frauen und Mädchen von guter Herkunft die härtesten Arbeiten verrichten, die gemeinsten Dienstleistungen erweisen zu sehen, um Unglücklichen zu Hülfe zu kommen, deren Loos sie nicht abwenden, aber versüßen konnten. Die Weiber aus dem Volke wetteiferten mit ihnen an Güte und Wohlwollen, ein gemeinschaftliches Gefühl besetzte alle, und schien jeden Unterschied des Standes aufgehoben zu haben. Ich nahm in einem einsamen Winkel ein junges Mädchen wahr, das sehr eifrig beschäftigt schien; sie wahr einnehmend von Gestalt, und in ihrer Haltung, in ihren Zügen lag eine gewisse Schüchternheit, die mich anzog, ohne daß ich mir eines Grundes bewußt gewesen wäre. „Sie nehmen viel Theil an unserem Unglück,“ redete ich sie an. — „Wer könnte es auch sehen, ohne gerührt zu werden?“ und indem sie dies mit der sanftesten Stimme sagte, fielen Thränen auf das schmutzige Geräth, welches sie in den Händen hatte. „Ich habe einen geliebten Bruder,“ fügte sie hinzu, „der auch emigriert ist; wir haben keine Nachricht von ihm.“ Ich kannte ihn, und konnte ihr beruhigende Auskunft geben. Sie verließ mich hierauf, doch hatte ich bemerkt, daß sie einen Blick auf meine Kleidung warf. Nach wenigen Augenblicken kehrte sie zurück, und brachte mir einen vollständigen Anzug. „Meine Tante,“ sagte sie, „übernimmt es, Sie und Ihre Freunde zu beköstigen; ich werde Sie alle Tage besuchen; seyn Sie überzeugt, daß Ihr Schicksal mir beständig am Herzen liegen wird.“ Ich drückte ihr zärtlich die Hand; ich war tief ergriffen, und konnte mich der Bewunderung nicht enthalten, indem ich dachte, wie schnell das Unglück in edlen Seelen die innigsten und zartesten Bewegungen hervorruft. Wie

große Gedanken der Einsamkeit zu ihrer Reise bedürfen, so scheinen die Gefühle des Herzens unter dem Drucke des Unglücks sich am Schönsten zu entwickeln. Oder umschlingt ein geheimes Band die Gemüther, welches unsichtbar bleibt in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen, und nur bei außerordentlichen Anlässen hervortritt? Ich kannte Sophie erst seit einer Stunde, und schon war sie meine Freundin, schon hatte sie Alles für mich gethan, was die mutbigste und thätigste Freundschaft nur eingeben kann. Und von dieser Stunde an hörte sie nicht auf, über mein Loos zu wachen; jedes Gerücht beunruhigte sie, und ihre zärtliche Sorge gewährte mir den süßesten Trost, dessen das Herz des Unglücklichen fähig ist.

Die folgenden Tage war unser Kerker stets voll von Einwohnern des Ortes, die uns mit Lebensmitteln und Vorräthen aller Art versahen. Die Soldaten sagten ihnen zuweilen: „Für uns hattet Ihr nichts; aber jetzt, da Eure lieben Royalisten da sind, habt Ihr Alles!“ — „Mein Gott,“ antworteten sie, „muß man denn nicht den Unglücklichen helfen?“ —

Ich las den Bericht, den der General Hoche dem Convent abgestattet hatte. — „Die Emigranten,“ war der Schluß, „zwischen dem Wasser und dem Feuer, hatten keine andere Wahl, als sich zu ergeben.“ Von unserer Capitulation kein Wort. Dieses Stillschweigen zeigte mir auf Einen Blick unser Schicksal. Ich ließ Sophie bitten sich zu dem Einlaßpfortchen zu begeben, denn seit zwei Tagen durften die Frauenzimmer uns nicht mehr besuchen. Sie kam sogleich. Ich bat sie, Nachricht über das Loos einzuziehen, das uns bevorstehe und mich ohne Hehl davon in Kenntniß zu setzen. „Wenn es traurig ist,“ sagte sie, „werde ich nie im Stande seyn, es Ihnen anzukündigen.“ Ich versicherte sie, daß der Tod für mich keine Schrecken habe, daß es aber, selbst um ihn vermeiden zu können, notwendig sey, schnell von der Gefahr unterrichtet zu werden. Wir kamen überein, daß sie im Falle der Gefahr, sofern sie nicht schreiben könne, mit einem schwarzen Schleier vor dem Gefängniß erscheinen solle.

Den Tag darauf kam ein Unteroffizier von der Gens'armie und holte die H. von Sombreuil, Joseph von Broglie, de la Londe, einen Chef der Chouans, den Bischof von Dol und vierzehn Priester ab, um sie nach Vannes zu führen. Kühn trat Hr. von Sombroil vor das Gericht, von welchem er für seine Person kein anderes Urtheil als den Tod erwartete. „Ich lebe und sterbe als Royalist,“ sagte er. „Im Begriff vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen, schwöre ich: daß eine Capitulation geschlossen worden ist, und daß man sich in derselben verpflichtet hat, die Emigranten als Kriegsgefangene zu behandeln.“ Hierauf wandte er sich gegen die Soldaten, die ihn umgaben: „Ich berufe mich auf Euer Zeugniß, Grenadire! Wer Euch habe ich capituliert.“ — „Ja, wir bezeugen es!“ riefen sie.

Dennoch wurden mit ihm auch die übrigen Gefangenen verurtheilt. General Hoche hatte ihnen nur versprochen, daß sie als Gefangene behandelt werden

solten; und das Gesetz verurtheilte jeden Franzosen, der mit den Waffen in der Hand wider sein Vaterland gefangen wurde, zum Tode. Am folgenden Tage wurden sie auf den Richtplatz geführt. Als ihnen die Hände auf den Rücken gebunden wurden, wollte sich Hr. v. Sombreuil die Erniedrigung nicht gefallen lassen. „Ist doch Euer König gebunden worden! sagte man ihm; und er unterwarf sich ohne ein Wort der Gegenrede. Man führte sie auf den Platz La Garenne, der den Bewohnern, von Vannes zur Promenade dient, hinaus. Herr von Sombreuil schritt voran. Seine stolze und adelige Haltung wurde durch die ruhige und sanfte Hingebung des Bischofs von Dol noch mehr gehoben: man sah, daß der eine das Leben verachtete, während der andere den Tod wünschte. Alle Einwohner der Stadt standen umher, und zerfloßen in Thränen. Als sie auf dem Platze angekommen waren, wurden die Gefangenen in eine Reihe gestellt. Hr. v. Sombreuil weigerte sich niederzuknien; der Bischof von Dol bat, ihm den Kopf zu enthüllen. Bei dem Anblick dieser heitern Stirn, über welche ein neues Leben bereits seinen Glanz zu ergießen schien, schwieg der Schmerz; ein heiliger Schauer ergriff alle Gemüther. Man wollte Hrn. von Sombreuil die Augen verbinden. „Nein,“ sagte er, „ich sehe meinen Feinden gern in's Gesicht.“ Als die Soldaten auf ihn anlegten, rief er ihnen zu: „Zielt mehr rechts, Ihr werdet mich fehlen!“ Kaum waren diese Worte gesprochen — und er war nicht mehr. (Schluß folgt.)

Zu London starb kürzlich ein alter sehr reicher Mann, welcher die besondere Neigung hatte, in Bettlerkleidern durch die Straßen zu gehen, und sich doch von einem wohl gepußten Diener — wiewohl in einiger Entfernung, begleiten zu lassen. Ein Mädchen von 11 Jahren, durch den Anblick dieses vermeintlichen Armen gerührt, begehrte von ihrer Mutter einen Schilling und gab ihn dem Bettler, welcher die Gabe mit Zeichen der Erkenntlichkeit annahm und seinem Bedienten auftrug, sich um den Namen und die Wohnung der kleinen Geberin zu erkundigen. Wie groß war nicht das Erstaunen dieses Mädchens und ihrer Mutter, als sie einige Zeit nach dem Tage ihrer ausgeübten Wohlthat erfuhren, daß der Bettler in seinem Testamente ihnen ein Legat von 10.000 Pfund Sterling (circa 70.000 Thaler) vermacht habe.

Ein Künstler in Boston, Namens Mälzel, hat eine hölzerne Figur erfunden, welche mittelst einer Maschinerie Kleider und Stiefeln pußt, das Zimmer segt und Fliegen todtschlägt. Ein solcher Lakai kostet 200 Dollars. Der Preis ist wahrlich nicht zu hoch, wenn man erwägt, daß dieser Dienstbare nichts ißt und trinkt, daß er nie grob und unverschämt wird, keinen Lohn verlangt, weder auf Zulage, noch Versorgung Anspruch macht, sich in keine Liebeshändel einläßt, keine Klatschereien anstiftet und vornehmlich — nichts stiehlt, wenn er auch mitten im Golde stände.



# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 16. August 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 33.

### Die Gefangenen von Auray.

(Schluß.)

Nach in Auray war indessen ein Kriegsgericht zumongesetzt worden, aber dieses erklärte, daß es Gefangene, die nach dem eigenen Zugeständniß der Soldaten capitulirt hatten, nicht verurtheilen könne. General Lemoin, ein Mensch, dessen rohes Aeußeres schon einen wilden und unmenschlichen Charakter ankündigte, cassirte diesen Spruch, und ließ statt des Kriegsgerichts von Auray drei andere ernennen, von denen das erste für Auray, das zweite für Quiberon, und das dritte für Bannes bestimmt war. Als die Offiziere, auf welche die Wahl fiel, sich weigerten, ihre Plätze einzunehmen, befahl der General, daß die ganze Armee unter die Waffen trete, und drohte, Jeden erschiesen zu lassen, welcher es ablehnen würde, in einem der Kriegsgerichte zu sitzen. Er wählte jetzt die Richter unter den Belgiern und andern Fremden, bei denen er auf mehr Bereitwilligkeit rechnen konnte, als bei den Franzosen. Hundert und fünfzig der Gefangenen von Auray wurden hierauf durch ein Detaschement des 72. Regiments nach Bannes abgeführt. Ich, nebst meinen Kameraden vom Regimente Hector, war von dieser Zahl; nicht ungewarnt, denn schon am Abende zuvor hatte ich von Soobie ein Billet erhalten, mit den Worten: „Mein Herz ist zerrissen; retten Sie sich!“ dabei befand sich von einer andern Hand ein umständlicher Bericht über das Verhör und die Hinrichtung der Gefangenen von Bannes.

Die fünf Kleues von Auray nach Bannes legten wir in vier Stunden zurück; bei unserer Ankunft wurden wir in der Kirche des Seminar's untergebracht. Bald war diese voll von Männern und Frauen, welche uns dieselbe Theilnahme bezeugten, wie die guten Bewohner von Auray. Lebensmittel aller Art hatten wir im Ueberflus; Jeder besiferte sich, unsere Bedürfnisse zu befriedigen, und Jeder wollte vor dem Andern vorgezogen werden. Arme und Reiche drängten sich untereinander. Alle waren durch ein Gefühl vereinigt. Wie rührend war diese Gleichheit! Alle Schrecken unserer Lage verschwanden; eine süße Täuschung löste

unsere Fesseln; wir fanden in dem Gefängniß unser Vaterland wieder, Jeder sagte sich: „Ich werde wenigstens nicht auf fremder Erde sterben!“ und schöpfe neuen Muth in diesem Gedanken.

Wir waren hundert und fünfzig in dieser Kirche, größtentheils Offiziere in der Marine. Die vier Tage, vom 31. Juli bis zum 3. August, die ich in derselben zubachte, haben einen unauslöschlichen Eindruck in mir zurückgelassen. Alles trug hier das Gepräge des Todes; alle Stände und alle Alter waren unter einander gemischt. Hier schloß ein Kind neben dem Greise, der es mit zärtlichen Blicken betrachtete; dort schloß der Vater seinen Sohn in die Arme. Der Gatte neigte mit seinen Thränen die letzten Worte, die er seinem Weibe schrieb; zwei Freunde hielten sich fest umarmt, und schwuren, sich bis zu ihrem letzten Hauche nicht zu trennen. Wurde einer vor uns aufgerufen, um zum Verböre, d. h. zum Tode zu gehen, so wollten Alle ihm folgen, und riefen ihm Alle ein ewiges Lebewohl zu.

Diesen Bildern des Schmerzes und Entsetzens folgten zuweilen auch süßere und rührendere Scenen. Es bildeten sich Gruppen. Ein Schiffskapitän lag auf seinem Strohlager, ihn umgaben die Offiziere, die unter seinen Befehlen gestritten hatten. Die ernstesten Gedanken des Alters, die schönsten Erinnerungen der Jugend bekehrten abwechselnd die Unterhaltung. Die Sammlung eines bejahrten Mannes ward oft durch die Freude des Jünglings oder durch den liebevollen Blick eines Kindes gestört; aber in allen den verschiedenen Stimmungen, die sich neben einander geltend machten, sprach sich dieselbe Ergebung, dieselbe Resignation aus. In diesem Tempel des Todes waren die Opfer die einzigen, welche ruhig blieben. Die Bewohner der Stadt, welche uns besuchten, waren tief bewegt, erschüttert. Erhaben war der Eindruck, den es machte, als wir nach einem öffentlichen Gebete, Alle, wie durch eine höhere Eingebung, zugleich Hand und Stimme erhoben, um vom Himmel Glück für Frankreich zu erbitten. Die Soldaten der Wache waren Anfangs unbeweglich vor Staunen und Bewunderung; bald erwachten aber auch in ihnen die Gefühle der

Religion, sie gesellten sich zu uns und unterbrachen unsere Gebete durch ihre Seufzer.

Am 31. Juli wurden Jehn von uns verhört, am 1. August Sechzig, und am 2. Bierzia. Ein republikanischer Offizier, der Zeuge ihres Verbörs gewesen war, sagte mir, daß die Festigkeit und Würde ihrer Antworten alle Anwesenden in Staunen versetzt habe. Keinem Einzigen war auch nur die leiseste Anwandlung von Schwäche begegnet. Einer meiner Kameraden, Trongolly, sagte zu den Richtern: „Ich nehme Ihre Gerechtigkeit für meinen Bedienten in Anspruch; als ich Frankreich verließ, kannte er meine Absichten nicht; er hat nie die Waffen getragen; ich allein bin Schuld an seiner Auswanderung!“

Ein Anderer, Hr. von Coatudavet, hatte ein sehr jugendliches und einnehmendes Aussehen. Als er um sein Alter befragt wurde, antwortete er: er sey dreißig Jahre alt. „Das ist unmöglich,“ bemerkte einer der Richter, durch eine menschliche Bewegung zum Mitleiden und zu dem Wunsche, ihn zu retten, hingerissen: „Sie sehen ja nicht aus, als ob Sie zwanzig wären.“ — „Ich will mein Leben nicht durch eine Lüge erkaufen,“ entgegnete Herr von Coatudavet.

Am 2. August wurden siebenzig Verurtheilte zugleich erschossen, am folgenden Tage zwei und vierzig. Wir hörten das Abschnern der Gewehre; auch der Stärkste konnte sich bei diesem Schalle eines unwillkürlichen Schauders nicht erwehren; ein Priester, der unter uns war, sprach mit lauter Stimme die Gebete für die Todten.

Indem ich diese schrecklichen Scenen schildere, durchrieselt mich wieder jenes entsetzliche Gefühl. Nie sind vielleicht in so kurzer Frist so viele ausgezeichnete Opfer hingeschlachtet worden. Eine Minute sah Alles umkommen, was Verehrung, was Bewunderung, Liebe einflößen kann. — Nichts wurde geschont, nicht das ehrwürdige Alter, nicht die ausgezeichnetsten Dienste oder Talente, nicht die erhabenste Tugend, noch die zarteste Jugend. Das Corps der Marine verlor hundert Offiziere, die theils seinen Stolz, theils seine Hoffnung bildeten. O, meine unglücklichen Kameraden, ich habe Euch überlebt, ewig werde ich Euch beweinen! Ich wollte durch Eure Namen diese Zeiten adeln; aber welche Ehre könnte ich Euch erweisen, die Eurem Werth entspräche?

Es blieben noch vierzig Personen in unserer Kirche, welchen zum Theil der Ausschub zugestanden wurde, den der Repräsentant Blad den Bedienten und Jenen bewilligt hatte, die noch nicht sechszehn Jahre zählten, als sie auswanderten, oder die vor dem Jahre 1789 angewandert waren. Auch ich, nebst meinem Freunde Entrechaur, befand mich in jener Zahl; weil wir es für erlaubt hielten, in dieser Lage unser Leben durch eine List zu retten. Am 3. August, des Morgens um sieben Uhr, wurden wir vor das Kriegsgericht gefordert. Ich stand dem Präsidenten gegenüber; die Gallerie hinter mir, welche an hundert Personen einnahm, war lautlos, als die Frage an mich gerichtet wurde: „Ihr Name, Bürger?“

Ich nannte mich \* \* \*.

„Zu welcher Zeit sind Sie ausgewandert?“

Ich bin nicht ausgewandert, ich habe Frankreich vor der Revolution verlassen.

„Haben sie die Waffen gegen die Republik getragen?“

Nein.

„Aber Sie waren bei dem Zusammenlauf von Quiberou?“

Dies ist wahr, aber ich war nicht als Militär angestellt.

„Waren Sie von Adel?“

Nein.

Hierauf fragte der Präsident: „Welches sind die Ursachen, Bürger, die Sie veranlaßten, Frankreich zu verlassen?“

Ich antwortete: Ich verließ Frankreich im Jahr 1789, um ausstehende Gelder für das Haus \* \* \* einzuliefern, welches seine Kapitalien in San Domingo angelegt hatte. Ich schiffte mich im Laufe des Mai's in Nantes ein, und trat in Verbindung mit einem Kaufmann, Namens Ewerewenden, in London. Dieser Mann, der sich als Vater meiner annahm, machte Banquerott, und war gezwungen nach Schottland zu gehen; ich trennte mich von ihm. Nach Frankreich zurückkehren wollte ich nicht, so lange Robespierre die Herrschaft hatte; und da ich mich zu London ohne alle Hülfsmittel sah, so war es mir erwünscht, als der Quartiermeister der französischen Regimenter mich einlad, ihn als Rechnungsführer zu begleiten. Als wir aufbrachen, glaubte ich, daß wir nach Jersey gingen; statt dessen fand ich mich zu Quiberou, und ich stand bereits im Begriff, nach England zurückzukehren, als das Fort genommen wurde. Wenn ich bei dieser Gelegenheit nicht, nebst meinen übrigen Effekten, auch alle meine Papiere verloren hätte, so würde ich für meine Aussage die vollständigsten Beweise beibringen können; aber ich erwarte von Ihrer Gerechtigkeit, daß Sie mir eine Frist verstaten werden, um dies zu thun.

Der Präsident: „Bürger, war der Kaufmann, bei dem Sie sich befanden, von der Opposition?“

Seine politischen Ansichten waren mir nicht bekannt.

Der Präsident sagte mir hierauf mit vieler Milde: „Seyn Sie unbesorgt; man wird Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen.“ Bei diesen Worten bezeugten die Gallerien, die bisher ein düsteres Stillschweigen beobachtet hatten, ihren Beifall in den lebhaftesten Ausbrüchen der Freude. Ich kehrte hierauf in das Zimmer zurück, wo sich die Personen befanden, die verhört werden sollten; ich bat sie, den Schein anzunehmen, als ob sie mich nicht kennen. Herr von Entrechaur gab sich für einen Bedienten aus. Gegen Mittag wurde die Sitzung aufgehoben, alle Verhöre waren beendet. Um ein Uhr kam Sophie mit einer ihrer Freundinnen, und fragte nach mir. Sie nannte mit lauter Stimme meinen wahren Namen. Dies konnte für mich die gefährlichsten Folgen haben; ich trat daher an das Fenster, und sagte ihr: „Der Bürger, nach dem Sie fragen, ist nicht hier, kommen Sie diesen Abend zu dem Gefangenhause; der Bürger \* \* \* wird Ihnen Nachricht von ihm geben.“ Sophie war so verwirrt, daß sie nicht

begriff, was ich ihr andeutete; ihre Freundin hatte mich indessen verstanden, und führte sie hinweg.

Ich brachte den Nachmittag in demselben Zimmer mit den übrigen Gefangenen zu, die nach mir verhört worden waren. Die Annäherung der Todesstunde schien die Ruhe, die sie bisher behauptet hatten, nur zu vermehren. Ein Marine-Kadet, Hr. von Peyen, der nur sechs Monate jünger zu seyn brauchte, um den Aufschub zu erhalten, gab sein Alter an, obgleich sein Aussehen ungemein jugendlich war. Der Präsident drang vergebens in ihn; er konnte ihn nicht retten.

Um vier Uhr Abends kam das Detachement an, welches zu der Exekution beordert war; der Gerichtsschreiber rief die Verurtheilten auf. Von einem derselben, le Noir, war der Name auf der Liste falsch geschrieben; er antwortete nicht. Der Schreiber ging zu den Nächsten über, und wollte sich bereits entfernen, als le Noir ihm zurückrief, indem er ihm sagte: „Es ist ohne Zweifel mein Name, den Sie genannt haben.“ Er folgte seinen Kameraden.

Nachdem dieser Aufruf beendigt war, band ein Corporal den Verurtheilten die Hände auf den Rücken. So wurden Sie zum Tode geführt; vor ihnen her die Sappens, welche ihre Gräber araben, hinter ihnen die Grenadiere, welche ihnen den Tod geben sollten. Als die Unglücklichen sich zum letzten Male nach uns umwandten, und uns sagten: „Vergeßt uns nicht; wir sind glücklich, daß wir Euch gerettet haben,“ ergriff uns ein Gefühl, das qualvoller war, als der Tod, dem wir uns entzogen hatten; wir waren im Begriff, uns selbst zu verathen, und zu verlangen, das Schicksal unserer Kameraden zu theilen. Aber schon hatte die Thür sich hinter ihnen geschlossen, und wir blieben zurück in dumpfer Betäubung. Nach einer halben Stunde hörten wir den schrecklichen Schall des Gewehrfeuers, und einen Augenblick darauf wurden die blutigen Ueberreste unserer Freunde unter unsern Augen vorübergetragen. Ich sank halb bewusstlos auf mein Lager; aber umsonst versuchte ich, einige Ruhe zu genießen; die furchtbarsten Bilder drängten sich in meiner Phantasie. Endlich vernahm ich, mitten in dieser fieberischen Aufregung, eine freundliche Stimme, die den Sturm meiner Gefühle beruhigte; es war Sophie, die, ohne daß ich sie gesehen hatte, in das Zimmer getreten war.

Am folgenden Tage wurden Alle, welche von den verschiedenen Kommissionen des Kriegsgerichtes Aufschub erhalten hatten, nach Vannes abgeführt. Wir waren unser Hundert und Acht.

Es befanden sich in Vannes an zwei tausend gefangene Royalisten, Gemeine und Offiziere, die Letzteren in einem Thurm an der alten Stadtmauer, die Ersteren gegenüber in einer Art von Lager, welches man auf der öffentlichen Promenade aufgeschlagen hatte. Dagegen belief sich die republikanische Besatzung nur auf sechshundert Mann, und die Chouans der Umgegend hatten daher den Anschlag verabredet, sich in der Nacht der Stadt zu nähern und die Gefangenen, die gleichzeitig aus ihrem Gefängnis brechen sollten, zu befreien. Zwei Soldaten vom Regiment Hervilly vertreteten diesen Plan. Es wurden Kanonen vor dem

Gefängnis aufgestellt, und sieben Chefs der Chouans, die den Republikanern in die Hände gefallen waren, auf der Stelle erschossen. General Lemoine kam in unseren Thurm und erklärte uns, daß er bei der geringsten Bewegung uns mit Kartätschen zusammenschmettern würde. Diese Rohheit empörte selbst die republikanischen Soldaten.

Nach einigen Tagen kam der Befehl von dem Comente, alle royalistischen Offiziere und selbst ihre Bedienten, ohne Ausnahme erschiesen zu lassen; sobald wir diese schreckliche Nachricht empfangen, waren wir nur mit dem Gedanken beschäftigt, uns einem — wie es schien — unvermeidlichen Tode durch die Flucht zu entziehen. Sophie war krank, aber sie hatte durch eine Verwandte mich, nebst meinem Freunde mit Kleidern versehen lassen, in denen wir von den Wachen nicht erkannt zu werden hofften. Schon vor einigen Tagen hatte ich in dem obersten Stockwerk des Thurmes, unmittelbar unter dem Dache, einen Winkel ausgefunden, der nur bei einer sorgfältigen Nachsuchung entdeckt werden konnte. Wir verloren jetzt keine Zeit, sondern stiegen ungesäumt hinauf und nahmen unsere Matrasen mit, um uns hinter denselben zu verbergen. Gegen Mittag wurden die Gefangenen abgeholt, um vier Uhr hörten wir das Feuern, welches uns den Tod unserer Kameraden ankündigte. Um sieben Uhr kam ein Offizier, welcher fragte, ob sich keine Gefangene mehr in dem Thurm befänden. Man antwortete ihm: nein.

Denke man sich jetzt unsere Lage: in einem Raume, der nicht sechs Fuß in's Gevierte hielt, gezwungen aufrecht zu stehen, und kaum atmend hinter unserer spanischen Wand, jeden Augenblick in Furcht, entdeckt zu werden. So brachten wir zwei Tage zu, während welcher wir jede Stunde alle Schrecken des Todes vor Augen hatten. Nach dem Tode der Gefangenen drängten sich die Einwohner in den Thurm, um die verschiedenen Gegenstände zurück zu verlangen, die sie zu unserm Gebrauche hinein geliefert hatten. Man wollte ihnen Nichts herausgeben. „Was,“ schrien sie, „nachdem Ihr diese Unglücklichen geschlochtet habt, wollt Ihr uns jetzt auch noch bestehlen?“ Ein gemeines Weib, welches sich wüthender geberdete, als alle anderen, entdeckte unsern Versteck, und ergriff eine der Matrasen; kaum hatte sie uns indessen gesehen, so entfernte sie sich, indem sie sagte: „Nein, ich habe mich geirrt, ich habe hier Nichts.“

Um neun Uhr des Abends entkamen wir in unserer Bekleidung aus dem Thurm. Man hatte uns ein Haus in der Stadt bezeichnet, welches zu unserer Aufnahme bereit sey. In der Dunkelheit verfehlten wir dasselbe, und traten in ein anderes. Wir fürchteten sogleich verrathen zu werden. „Sehen Sie ohne Sorge,“ redete uns der Hausherr an, „ich sehe, daß Sie zu diesen unglücklichen Emigranten gehören; mein Haus ist das Ihrige; bleiben Sie darin, so lange es Ihnen gefällig ist.“ Thränen der Dankbarkeit sprachen unsere Gefühle aus. Er führte uns nach dem Hause, welches uns angezeigt worden war, und in diesem hielten wir uns acht Tage verborgen.

Am 8. September des Morgens um neun Uhr verließen wir, als Landleute verkleidet, die Stadt: zwei Bauernweiber begleiteten uns. Nachdem wir ungefähr eine Stunde Weges zurückgelegt hatten, traten plötzlich hinter einer Hecke vier Männer hervor, welche mit eisenbeschlagenen Stäben bewaffnet waren. „Bei Gott,“ sagten sie uns lachend, „wenn Ihr von den Blauen \*) gewesen wäret, wäret Ihr verloren; aber wir kennen Euch.“ Wir setzten unsern Weg fort, und gegen zwei Uhr Nachmittags erreichten wir das erste Dorf. Eine unserer Begleiterinnen führte uns in ein Haus; sie sagte unseren Wirthsleuten einige Worte in ihrer bretagnischen Sprache, und unser Mittagessen wurde aufgetragen. Als wir weiter gingen, überkauften uns diese guten Menschen mit Glückwünschen und Segnungen, und es war uns unmöglich, sie dahin zu bringen, daß sie Etwas von uns angenommen hätten. Ehe wir in das nächste Dorf gelangten, mußten wir über einen kleinen Fluß setzen; am Ufer desselben riefen die Bauern uns zu: „Die Blauen kommen!“ Wir verbargen uns einige Augenblicke, und sahen ein republikanisches Commando von zwölf Mann aus dem Dorfe gerade auf uns zu kommen. Sobald sie uns aus dem Gesichte waren, gingen wir über den Fluß.

Der Mann, an dem wir empfohlen waren, sagte uns: „Morgen früh um zehn Uhr werden Sie nach dem Orte gebracht werden, wo Sie sich einschiffen sollen; ich werde Ihnen zwei meiner Leute zur Begleitung mitgeben, von denen der eine voraus gehen wird, um Sie zu warnen, wenn eine Patrouille sich nähert.“

Ein Geräusch, das wir in diesem Augenblicke hörten, unterbrach ihn. Es war ein neues Detachement, welches eben in das Haus des Nachbarn eintrat. Wir verbargen uns in einer Scheuer unter dem Stroch, und des andern Morgens in aller Frühe brachen wir mit unserm Führer auf. Wir gingen quer über die Felder, die in diesen Gegenden überall mit Gräbern und Hecken umgeben sind, und daher dem Flüchtlinge Schutz und Sicherheit vor seinen Verfolgern bieten.

Nach zwei Stunden kamen wir zu einem Hause, wo man uns bereits erwartete; in der Nacht führte uns ein Fischerkahn zu der englischen Escadre, auf welcher wir mit der menschenfreundlichsten Theilnahme aufgenommen wurden. Schon an Bord empfing ich noch einen Brief von meiner geliebten Sophie; sie sandte mir das wenige Geld, welches ihr übrig geblieben war, und schloß: „Fliehen Sie dieses unglückliche Land!“

Wohl mußte ich fliehen; ich habe seitdem mein Vaterland wieder gesehen, aber von meiner Freundin keine Spur mehr gefunden. Nur in meinem Herzen lebt ihr Andenken unvergeßlich.

### Ungeheure ärztliche Taxe.

Ein wahres Ungeheuer von ärztlicher Taxe haben sich die Aerzte in Aberdeen gemacht, wobei man freis-

\*) Bekanntlich wurden während der französischen Revolution die Republikaner mit dem Namen der Blauen, die Royalisten mit dem Namen der Weißen bezeichnet.

lich den geringen Werth des Geldes in England als einigermaßen erklärend in Anschlag bringen muß. „Die Frorivischen Notizen aus dem Gebiete der Natur und Heilkunde“ theilen diese Taxe ausführlich mit; wir wollen hier nur als Curiosa einzelne Sätze herausheben. Ein Besuch am Tage (nach verschiedenen Preisen bei der niedern, mittlern und höhern Klasse): 2, 5, bis 10 Schillinge (also 16 Gr., 1 Tblr. 16 Gr., bis 3 Tblr. 8 Gr. Gold); ein guter (sic!!!) Rath in des Arztes Wohnung: 2½, 5 bis 10½ Schilling! (Da heißt es gewiß: „Guter Rath ist theuer!“) Für eine Consultation: 5, 10½ Schg. bis 1 Guinee. Für ein Gesundheitsattest: eben so viel. Für eine Hauptoperation (als Amputation, Trepanation, Verwundschnitt u. s. w.) 5½, 10½ Schg. bis 21 Pfund Sterl. (147 Tblr.) Für Cordiren, Sumpfen, Obsterisiren, Blutzugsetzen u. s. w. 5, 10½ Schg. bis 1. Guinee (!) — Für eine natürliche Entbindung: 1, 5, 10 Guineen; für eine schwere Entbindung: 2, 7, 15 Guineen!

Nehmen wir nun an, daß der berühmteste Arzt in Aberdeen (von Chirurgen und Accoucheurs nicht zu reden) an einem Tage 12 Personen aus der mittlern Klasse in seiner Behausung „guten Rath“ ertheilt habe (20 Tblr.), bis Abends nur 30 Besuche gemacht hätte, bald in der höhern, bald in der mittleren Klasse (77 Tblr.), daß er bei diesen Besuchen zwei Mal mit einem andern Arzte consultirte (14 Tblr.) und daß er etwa Abends noch eine briefliche Consultation geschrieben habe (14 Tblr.), so würde ihm seine nicht übermäßige Thätigkeit in dieser Taxe 125 Tblr. Gold eintragen, was jährlich 51,925 Tblr. Pr. Cour. betrüge, wobei wir lediglich die Taxe festgehalten, ohne die Dankbarkeit und die Liebe der Patienten, besondere Fälle und Vermögensumstände zu berücksichtigen. Schätze Gott jeden unsrer Leser, der nach Aberdeen kommt, davor, daß er dort krank werde, oder irgend ärztlichen Rath brauche; es ist nicht einmal gesagt, daß man sein Geld wieder erhält, wenn man etwa statt eines guten Rathes einen schlechten empfangen hat.

Neulich stand in Lyon ein alter Franzose, Namens Majet, vor Gericht, weil er die Revolution mit Emphase gelobt hatte. Auf die Frage, warum er es gethan, antwortete er sehr naiv: „Je nun, sie hat mir meinen Kopf gelassen!“

Man spricht immer von „Erfürmung der Bastille“ im Jahr 1789; der Ausdruck ist falsch; die Bastille wurde von dem damaligen Commandanten derselben, de Launay, dem wüthenden Volkshaufen durch Capitulation überliefert, die Bedingungen derselben sind aber nicht gehalten worden; — bei dem vielköpfigen Ungeheuer, hat es sich ein Mal losgelassen, ist auf Ueber-einkunft wenig zu rechnen.

Es rühmte sich Jemand, er könne fünf bis sechs Flaschen Wein trinken, ohne zu viel zu haben. „Sehr stark!“ antwortete ein alter Herr; „doch thut's mir leid, daß Sie ein Mensch sind, wären Sie ein Schwamm, ich würde Sie wegen ihrer Verdienste loben.“

Düsseldorf, Montag den 23. August 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 34.

### Die Tigerhöhle.

Ein Abenteuer in den Bergen Peru's.

Im Jahre 1826 kam ich nach Peru, um daselbst im Namen einer Compagnie, die sich zu London gebildet hatte, über noch nicht existirende Bergwerke die Aufsicht zu führen. Nach näherer Untersuchung des Orts fand ich aber, daß meine Committenten sich in ihrer Rechnung betrogen hatten. Vor meiner Rückkehr nach Europa wollte ich aber doch diese weite Reise längs den Küsten des atlantischen und stillen Oceans hinauf, für meine Neugierde und Belehrung nicht ganz vergeblich gemacht haben, und entschloß mich daher, mit zweien meiner Gefährten, Herren Wharton und Lincoln, den höchsten und gewaltigsten der Berge Peru's, den Chimborazo zu besteigen.

Eines Tages, nachdem wir die Nacht zuvor in einem indianischen Dorfe zugebracht hatten, und den ungeheuren Fuß dieses Riesen der Andes zu umgehen begannen, bemerkte ich, den Kopf in die Höhe hebend, daß der Glanz der ewigen Schneemasse, die seinen Gipfel umlagert, nach und nach unter einem dichten Nebel verschwand. Verfürzte Blicke warfen die Indianer, unsere Führer, nach diesen unglücklichen Dünsten, und den Kopf schüttelnd versicherten sie, daß ein heftiger Sturm bald über uns ausbrechen würde. Die Wahrheit ihrer Besorgnisse bestätigte sich bald. Weiter und weiter verbreitete sich der Nebel; mit reißender Schnelle dehnte er sich aus über die Seiten des Berges, und bald waren wir in dichte Finsterniß versenkt. Die Atmosphäre war erstickend, und doch so feucht, daß der Stahl an unsern Uhren rostete, und sie stehen blieben. Mit verdoppelter Wildheit brauste der Waldstrom daher, an welchem wir gingen. Plötzlich, und wie durch Zauberkunst hervorgewinkt, stürzten aus den Felsen zu unserer Linken eine Masse von Bächen, die in ihrem Laufe mit sich fortrissen Baumstämme und entwurzelte Sträucher; auch eine große zappelnde Schlange bemerkte ich, die sich mit vergeblicher Kraft von der Gewalt der Gewässer zu befreien suchte. Bald ließ auch der Donner sich hören, und vereint tönten ihn wieder alle Echo's des Berges. Zugleich zerrissen über und unter uns und zur Seite blendende Blitze

die Wolken, und es schien fast, als wären wir getaucht in einen feurigen Ocean. Wir retteten uns unter das Schuttdach eines großen Baums, während einer unserer Führer nach einem sichereren Asyl suchte. Er kam bald wieder, und verkündete uns, er habe eine weite Höhle entdeckt, wo wir hinlänglichen Schutz vor der Gewalt der Elemente finden würden. Wir machten uns sogleich dahin auf den Weg; aber erst mit großer Mühe und Gefahr gelang es uns, den Ort zu erreichen. Das Unwetter dauerte fort mit solch' einem betäubenden Geräusch, daß wir Einer den Andern nicht mehr hören konnten. Still hatte ich mich am Eingang der Höhle niedergesetzt, und beobachtete durch die lange und enge Oeffnung die äußere Scene. Die höchsten Cedern lagen zerfnickt, oder beugten sich wie dünnes Rohr. Affen und Papageien, getödtet durch den Sturz der Aeste, bedeckten mit ihren Leichen den Boden. Zu Strömen angeschwollene Bäche rissen im eigentlichen Sinne des Worts Furchen in die Seiten des Berges. Aber vergebens wäre der Versuch, die mächtige Erscheinung zu beschreiben; wer den Süden Amerika's nicht kennt, kann sich keine Vorstellung davon machen. Wahrlich nicht mit Unrecht gab man ihm den Titel der neuen Welt. Sieht man hier diese erhabenen Schauspiele der Natur, so kann man sagen, es herrsche hier noch die wilde Kraft der Jugend, während der Schlummer und die Trägheit des Alters die alte Welt umfaßt hat. Das Schauspiel, das ich vor Augen hatte, ließ mich fürchten, daß wir gezwungen wären, noch mehrere Tage in dieser Höhle zuzubringen. Als jedoch das Unwetter ein wenig von seiner Gewalt nachgelassen hatte, gingen unsere Führer hinaus, um zu sehen, ob wir unsern Weg fortsetzen könnten. Die Grotte, in der wir ein Asyl gefunden hatten, war so dunkel, daß, sobald wir uns vom Eingang entfernten, wir keine Hand breit vor uns sehen konnten. Während wir noch über unsere unglückliche Lage sprachen, erregte plötzlich ein Geschrei und klägliches Wehzen aus der Tiefe der Grotte unsere Aufmerksamkeit. Herr Wharton und ich hörten dies sonderbare Geschrei mit einem Gefühl des Schrecks, aber Lincoln, unser unerschrockener junger Freund, warf sich auf den Bauch, und kroch mit Frank, meinem Jäger, der Höhle entlang, um die

Ursache dieses Geräusches zu erforschen, und bald kamen sie wieder, jeder mit einem sonderbar gefleckten Thiere im Arm, von der Gestalt einer kleinen Kage, deren Mäuler mit ungeheurer großen Zähnen bewaffnet waren. Die Augen dieser Thiere waren grünlich; sie hatten lange Krallen an den Füßen, und ihre von Blut geröthete Zunge hing weit aus dem Maule. Kaum hatte Herr Wharton sie erblickt, als er ausrief: „Gerechter Himmel! wir sind in der Höhle eines . . .“ Aber er wurde plötzlich durch die Stimmen unserer Führer unterbrochen, die herbeirannten und schrieten: „ein Tiger! ein Tiger!“ Und mit unglaublicher Schnelle erkletterten sie sogleich den Gipfel einer dicht an der Höhle stehenden Eeder, und verbargen sich in ihren Nesten.

Der erste Eindruck des Schauders und des Erstaunens hatte mich vor Schreck starr gemacht; aber kaum hatte sich dieser Schreck ein wenig gelegt, so ergriff ich sogleich meine Flinte. Herr Wharton hatte sich seiner Sinne auch wieder bemächtigt, und rief uns zu, ihm beizustehen, vor die Oeffnung der Höhle einen ungeheuren Stein zu wälzen, der glücklicherweise da war. Die Nähe der Gefahr verdoppelte unsere Kräfte, denn schon hörten wir deutlich das Brüllen des Thiers, und verloren wären wir gewesen, hätte es den Eingang der Höhle eher erreicht, bevor wir auf ihn hätten schießen können. Noch hatten wir nicht vollendet, als wir ihn springend nach seiner Höhle heranrennen sahen. In diesem fürchterlichen Augenblick verdoppelten wir unsere Kräfte, und der große zwischen uns und ihm gewälzte Stein diente uns als Schutz vor seinem Angriff. Es war jedoch noch ein kleiner Raum zwischen diesem Stein und der Oeffnung, durch welchen wir den Kopf des Tigers sehen konnten, und seine sprühenden Augen, die wüthende Blicke auf uns schossen. Sein Gebrüll tönte bis in die Tiefen der Höhle, und seine Jungen antworteten mit knurrenden Tönen. Unser fürchterlicher Feind hatte Anfangs versucht, den Stein mit seinen mächtigen Krallen wegzurücken, und ihn dann mit seinem Kopf ganz wegzuwälzen; seine fruchtlosen Anstrengungen steigerten seine Wuth. Er stieß ein Geschrei aus, durchdringender als alle andere, und seine entflammten Augen schienen Licht zu sprühen in die tiefe Dunkelheit unserer Höhle. Einen Augenblick war ich fast versucht, ihn zu beklagen, denn das Gefühl der Vaterliebe erregte seinen Zorn.

„Es ist nun Zeit, auf ihn zu schießen,“ sagte Herr Wharton zu mir mit dem kalten Blyte, das ihn nie verließ: „zielen Sie nach seinen Augen; die Kugel wird sein Gehirn durchbohren, und wir sind von ihm befreit.“

Frank nahm seine Doppelflinte und Lincoln seine Pistolen. Der erste richtete den Lauf seines Gewehrs einige Zoll vom Tiger, und der Andere that das Nämliche. Auf's Commando des Herrn Wharton drückten Beide zu gleicher Zeit ab, aber das Gewehr ging nicht los. Als der Tiger das Schnappen des Hahns hörte, merkte er, daß dieser Angriff gegen ihn gerichtet war, und that einen Sprung auf die Seite; kaum aber fühlte er sich nicht getroffen, so kam er auf seinen ersten Platz mit verdoppelter Wuth zurück. Das Pulver

auf den beiden Zündpfannen war feucht geworden; während Frank und Lincoln es auf die Erde schütteten, weil sie es für unbrauchbar hielten, waren Herr Wharton und ich beschäftigt, die Pulverbörner zu suchen. Es war so dunkel, daß wir uns nur auf der Erde herumkriechend mit Fühlen helfen konnten. Als ich bei den Jungen des Tigers war, hörte ich ein Geräusch, ungefähr, als ob man ein Stück Metall riebe, und bald merkte ich, daß diese Thiere mit unsern Pulverbörnern spielten. Unglücklicher Weise hatten sie den Ströpsel mit ihren Krallen abgezogen, und das auf den feuchten Boden gestreute Pulver war unbrauchbar geworden. Diese grausame Entdeckung versetzte uns in die tiefste Bestürzung.

„Alles ist verloren!“ schrie Herr Wharton; „es bleibt uns nur übrig, auf die bestmögliche Art mit diesen mit uns eingeschlossenen Thieren vor Hunger zu sterben, oder unsern Leiden ein unmittelbares Ziel zu setzen, indem wir das draußen liegende Ungeheuer in die Höhle einlassen.“

Während er so sprach, setzte er sich an den Stein, der uns beschützte, und bestete seine unerschrockenen Blicke auf die sprühenden Augen des Ungeheuers. Der junge Lincoln stieß in seiner Verzweiflung tausend Verwünschungen aus. Frank, der kälteres Blut hatte, nahm einen Strick, den er in der Tasche bei sich trug, ging tiefer in die Höhle hinein, ohne uns zu sagen, in welcher Absicht. Bald hörten wir ein dumpfes Pfeisen, und der Tiger, der es auch gehört hatte, schien noch größere Unruhe zu verrathen. Er lief weg und kam wieder vor den Eingang zur Höhle mit entzückter und wüthender Miene, dann blieb er plötzlich stehen, richtete seinen Kopf nach dem Wald, und stieß ein dumpfes Geschrei aus. Unsere beiden indianischen Führer benutzten diese Gelegenheit, um von dem Baume herab, auf dem sie sich verborgen hielten, Pfeile auf ihn zu schleudern. Mehrere Mal wurde er getroffen, aber von seiner dicken Haut prallten sie kraftlos ab. Endlich jedoch traf ihn einer der Pfeile an's Auge und blieb in der Wunde stecken. Seine Wuth stieg nun auf's Aeußerste; er sprang nach dem Baume hin, flammerte sich mit seinen Krallen in den Stamm ein, und suchte ihn umzureißen. Nachdem er sich aber von seinem Pfeile befreit hatte, wurde er ruhiger, und lagerte sich wiederum vor dem Eingang zur Grotte.

Jetzt kam Frank wieder, und ein Blick belehrte mich, was er gethan. An jeder Hand hing ein kleiner Tiger am Strick, mit dem er sie erdrosselt hatte. Bevor ich mich noch von seinem Vorhaben unterrichten konnte, hatte er sie beide vor den Tiger geworfen. Kaum hatte das Thier sie gesehen, als es anfing, sie aufmerksam und still zu prüfen, und mit Vorsicht von einer Seite auf die andere zu drehen. Als sich der Tiger von ihrem Tode überzeugt hatte, stieß er ein so durchdringendes Geschrei der Verzweiflung aus, daß wir uns genöthigt sahen, uns die Ohren zuzuhalten. Als ich meinem Jäger diese Handlung einer barbarischen Grausamkeit vorwarf, merkte ich aus der Rohheit seiner Antwort, daß er alle Hoffnung zur Rettung aufgegeben hatte, und daß er die Verhältnisse der Subordination zwischen Diener und Herrn als aufgelöst

betrachtete. Ich für meine Person hatte, ohne irgend einen Grund, noch immer Hoffnung, daß eine unerwartete Hülfe uns aus unserer schrecklichen Lage retten würde.

Der Donner hatte unterdessen aufgehört zu brüllen, ein sanfter und leiser Wind folgte auf den heftigen Orkan. Aus dem Walde tönte wieder der Gesang der Vögel, und die Regentropfen, die der Sonne Strahlen auffingen, glänzten auf den Blättern wie tausend Diamanten. Aus der Oeffnung unserer Höhle sah ich, wie auf den Aufruhr der Elemente die Ruhe der Natur folgte, und der Contrast dieser stillen Scene mit unserer Lage machte diese noch schrecklicher. Wir waren in einem Grabe, aus dem, wie es schien, wir nie wieder herauskommen würden; denn ein viel furchtbarereres Ungeheuer, als der Cerberus der Fabel, bewachte den Eingang. Er hatte sich zu seinen Kleinen gelegt. Es war ein herrliches Thier von großem Wuchse; seine in ihrer ganzen Länge ausgebreiteten Glieder zeigten die ungeheure Kraft seiner Muskeln; aus seinen mit gewaltigen Zähnen bewaffneten Kinnbacken tropften große Schaumflocken. Plötzlich ließ sich in einiger Entfernung ein lange anhaltendes Brüllen hören; der Tiger antwortete durch einen klagenden Seufzer, und die Indianer stießen ein Geschrei aus, das uns eine neue drohende Gefahr verkündete. Nach wenigen Minuten bestärkte sich unsere Furcht; denn wir sahen einen nicht ganz so großen Tiger, wie den ersten, in schnellem Lauf nach unserem Aufenthalt hinkommen.

„Dieser Feind ist noch viel gefährlicher, als der andere,“ sagte Herr Wharton, „denn das ist der weibliche Tiger, und diese sind unbarmherzig gegen die, welche sie ihrer Jungen beraubt haben.“

Das Brüllen der Tigerin, als sie die Körper ihrer Jungen geprüft hatte, übersieg Alles, was wir vorher gehört hatten, und der Tiger mischte in dies Brüllen sein flüglisches Geschrei. Plötzlich hörte ihr Gebrüll auf, man hörte nichts als ein dumpfes Murren, und wir sahen sie mit ihren rauchenden Nasenlöchern an der Oeffnung, die sie von allen Seiten betrachtete, um die Mörder ihrer Jungen zu entdecken. Ihre Blicke fielen bald auf uns, und sogleich stürzte sie sich mit einer ungeheuren Wuth vor, um in unsern Zufluchtsort einzudringen. Vielleicht wäre es ihr durch ihre ungeheure Kraft gelungen, den Stein wegzuschieben, wenn nicht auch wir uns mit vereinter Kraft gegengestemmt hätten. Als die Tigerin sah, daß es ihr nicht gelang, ging sie wieder zum Tiger, und nach einigen Augenblicken scheinbarer Berathung entfernten sich beide im schnellen Lauf, und verschwanden unsern Blicken. Von Augenblick zu Augenblick wurde ihr Gebrüll im Verhältniß der Entfernung schwächer, und bald konnten wir sie nicht mehr hören.

Sobald sie sich entfernt hatten, erschienen unsere beiden indianischen Führer am Eingang der Höhle, und drangen in uns, die einzige Möglichkeit unserer Rettung zu benutzen, und zu fliehen; denn die Tiger würden jetzt auf der Höhe des Berges eine andere, ihnen ohne Zweifel bekannte Oeffnung suchen, um in das Innere der Grotte zu gelangen. In der größten Eile legten wir nun Hand an's Werk, den Stein,

der den Eingang verschloß, wegzuschaffen, und gingen aus unserm Gewölbe, in dem wir lebendig begraben zu werden gefürchtet hatten. Herr Wharton verließ sie zuletzt, weil er nicht eher weggeben wollte, bevor er seine doppelläufige Flinte wieder gefunden hatte; wir jedoch dachten nur daran, zu entfliehen. Von Neuem hörten wir jedoch in der Entfernung das Brüllen der Tiger, und unsern Führern folgend; schlugen wir einen Seitengang ein. Die Menge Wurzeln und Zweige, die der Sturm auf unsern Weg geschleudert, machten unsere Flucht langsam und schwierig. Dem Herrn Wharton, einem äußerst thätigen Seemann, machte das Gehen viele Mühe, und wir sahen uns genöthigt, wenn wir ihn nicht verlieren wollten, von Zeit zu Zeit zu warten.

So waren wir ungefähr eine Viertelstunde fortgegangen, als ein durchdringendes Geschrei eines der Indianer uns verkündete, daß die Tiger auf unser Spur wären. Wir besanden uns gerade vor einer Rohrbrücke, die man über den Strom gebaut. Nur Indianer mit ihrem leichten Schritt können ohne Furcht auf dieser Art Brücken gehen, die bei jedem Schritt schwanken und zittern. Zwischen zwei spitzen Felsen eng eingeschlossen, brauste der Strom unter der Brücke gewaltig dahin. Lincoln, Frank und ich kamen ohne Unglücksfall über dieselbe, aber Wharton war noch in der Mitte, sich im Gleichgewicht zu erhalten suchend, als die Tiger aus dem benachbarten Gebölz hervorstürzten; als sie uns gewahr wurden, kamen sie in großen Sprüngen gegen uns an und stießen ein fürchterliches Gebrüll aus. Unterdessen war jedoch Hr. Wharton ohne allen Unfall auf die andere Seite des Stroms gelangt, und Frank, Lincoln, ich und meine beiden Führer bemühten uns, die Felsen, die sich vor uns aufbäumten, zu erklettern. Herr Wharton verlor, obgleich die Tiger schon ganz nahe bei ihm waren, doch nicht den Muth und die Geistesgegenwart. Kaum war er an der andern Seite der Brücke, als er sein Jagdmesser herauszog, und die Bande durch die die Brücke an dem einen Ufer gehalten wurde, zerschnitt. Er hoffte, dadurch der Verfolgung unserer Feinde ein unübersteigbares Hinderniß entgegenzusetzen. Kaum aber hatte er seine Arbeit vollbracht, als wir die Tigerin sich nach dem Strom hinstürzen sahen, den sie mit einem Sprunge zu übersezen gedachte. Es war ein sonderbares Schauspiel, dies fürchterliche Thier einen Augenblick über dem Abgrund schweben zu sehen. Aber wie ein Blitz verschwand die Scene. Ihre Kraft reichte nicht hin für den Raum; bevor sie aber noch in den Strom selbst hinabstürzte, war sie schon an den Felsenspitzen in tausend Stücke zerschmettert. Diese Katastrophe entmuthigte aber den Gefährten nicht, und mit einem fürchterlichen Ansatze suchte er den Fluß zu überspringen. Er erreichte das entgegengesetzte Ufer nur so, daß er sich mit seinen Krallen einhauen konnte. So hing er über dem Abgrund, und strengte alle Kraft an, Fuß zu fassen. Die Indianer stießen von neuem ein wildes Geschrei aus, als ob nun alle Hoffnung verloren wäre. Aber Herr Wharton, der ganz nahe am Tiger war, ging muthig auf ihn zu, und stieß ihm sein Jagdmesser in die Brust. Wüthend über alle Beschreibung, raffte das Ungeheuer

alle Kraft zusammen, hatte sich mit den Hinterkrallen in den Felsen ein, und packte Wharton beim Schenkel; aber mein heldenmüthiger Freund verlor seine Uner-schrockenheit nicht; mit der linken Hand faßte er zur Stütze einen Baumstamm, und mit aller Kraft stieß er noch einmal sein Jagdmesser in die Brust des Tigers.

Alles war das Werk eines Augenblicks. Die In-dianer, Lincoln, Frank und ich liefen zu seiner Hülfe herbei. Lincoln ergriff Whartons Flinte, die bei ihm lag, und mit der Kolbe führte er einen so kräftigen Hieb auf den Kopf des Tigers, daß das betäubte Thier losließ und in den Abgrund hinabstürzte. Aber der unglückliche junge Mann hatte die Kraft seines Schlags nicht berechnet. Er beugte sich vorwärts, seine Füße glitten aus und seine Hände fanden keinen Anhaltspunkt; er fiel in den Strom, kämpfte einen Augenblick auf der Oberfläche, um nie wieder zuerscheinen.

Anfangs stießen wir ein Geschrei der Verzweiflung aus, dann aber beobachteten wir eine Zetelung ein tiefes Schweigen. Als ich mich von meinem Schref-fen ein wenig erholt hatte, sah ich den armen Whar-ton ohne ohnmächtig am Rande des Abgrundes liegen. Wir untersuchten seine Wunde; sie war tief und das Blut floss in Fülle heraus. Die Indianer pflückten eini-gige Pflanzen, die eine blutstillende Kraft hatten. Whar-ton blieb bewußtlos, aber sein Puls ging sehr schnell. Der Abend war herangekommen, und wir mußten uns entschließen, die Nacht an diesem Orte zuzubringen, unter dem Schuß irgend eines Felsens. Die India-ner zündeten ein Feuer an, um die wilden Thiere von uns entfernt zu halten. Ich aß einige Früchte, die mir unsere Führer gaben, und wahrlich dies war das traurigste Mahl, das ich in meinem Leben gehalten habe. Die ganze Nacht hindurch kam kein Schlaf in meine Augen; neben Wharton sitzend, hörte ich mit Schrecken seine tiefen Athemzüge. Am andern Morgen glaubten unsere Führer, es wäre das Beste, wenn wir unsern unglücklichen Freund in das Dorf schafften, in dem wir die vorübergehende Nacht geschlafen hatten. In der Eile bauten sie von Zweigen und Rohr eine klei-ne Brücke, um den Strom wieder zu passiren. Nach-dem wir ins Dorf zurückgekehrt waren, kam Wharton trotz aller angewandten Sorge, nicht wieder zum Be-wußtseyn. Am dritten Tage erzitterten seine Glieder plötzlich in convulsivischer Bewegung, und sich aufrecht setzend, sprach er einige verworrene Worte. Die Hand des Todes lag über ihm; bald fiel er auf sein Kissen zurück, und nach wenigen Minuten war er nicht mehr.

Das war der Ausgang meiner traurigen Reise auf den Chimborazo. Sobald ich Herrn Wharton den letz-ten Dienst geleistet hatte, beeilte ich mich von dem Orte hinwegzukommen, der so betäubende Erinnerun-gen in mir hervorrief, und benutzte die erste Gelegen-heit, um nach Europa zurückzukehren.

### Königliche Gastronomie.

Bekanntlich gebührt Ludwig XVIII. der Ruhm, ein eben so vollendeter Gastronom als Monarch gewesen zu seyn. Sein Meisterstück in letzter Beziehung war die Erfindung eines eigenen Gerichts, genannt Trüs-feln à la purée d'ortalons, wovon er das Geheim-

niss außer seinem Maitre d'Hotel, dem Duc d'Escars, Niemand mittheilte. Die wenigen Erforenen, die das von Ludwigs königlichen Händen bereitete Leckergericht kosten durften, beschrieb es als die wahre Poesie der Kochkunst. Sieh Neapel und stirb, sagen die Neapo-litaner; koste Trüffeln à la purée d'ortalons und stirb, rief Hr. v. Piet aus, nachdem ihm dieser Ge-nuß zu Theil geworden, und der Duc d'Escars war so glücklich, dieses ersehnten Todes vom Schicksal ge-würdigt zu werden. Sein königlicher Herr sandte ein-es Tages nach ihm, damit er ihm in seinem Küchen-allerheiligsten bei obgerühmtem Werk beistünde, und die Hofjournale (das Courtjournal ist es, welches die-se Anekdote erzählt) dürften nicht ermangelt haben am folgenden Tag zu melden: „M. le Duc d'Escars travailla avec le roi dans son cabinet particu-lier.“ Ihre vereinten Bemühungen hatten dies-mal einen so günstigen Erfolg, daß sie sich zu einer Mahlzeit für Zehn niedersetzen konnten: eine Aufgabe, mit der sie bestens fertig wurden. Indes wachte der Herzog an einem plötzlichen Uebelsyn mitten in der Nacht auf — er schellte — die Bedienten liefen her-bei — die Aerzte wurden geholt — die Krankheit nahm in Kurzem einen so gefährlichen Charakter an, daß an kein Auskommen mehr zu denken war. In seinen letzten Augenblicken dachte er an seinen königlichen Ge-bieter und fragte, ob Sr. Maj. auf ähnliche Weise leide. Den König hatte jedoch sein gewöhnlicher gesun-der Schlaf nicht verlassen, und als er am Morgen von der Katastrophe seines treuen Freundes und Dieners unterrichtet wurde, konnte er zwar nicht umhin, über diesen Verlust einige Thränen zu vergießen, aber er that dies nicht ohne das Gefühl der Selbstzufrieden-heit, indem er bemerkte: „Ich sagte es ihm doch, daß ich von uns Beiden die bessere Verdauung hätte.“

### Der Stiefelwein.

Ein Landjunker hatte häufig von den Betrügereien gehört, die sich die Fuhrleute mit dem Wein erlauben, welchen sie zu befördern haben. Einst, als er selbst eine Ladung erwartete, wollte er versuchen, ob er sei-nen Fuhrmann nicht auf einer solchen Verfälschung er-tappen könnte, und lauerte ihm an dem Tag, an wel-chem der Transport eintreffen sollte, seitwärts der Straße auf. Es war regnetes Wetter, der Fuhrmann kam im Schnedenschritte wirklich vorbei, der Junker ritt langsam in großer Entfernung nach, ohne etwas Verdächtiges zu bemerken. Endlich hielt, eine halbe Stunde vor dem Schloß, der Wagen mitten in einem trüben Bach, durch welchen die Straße führte; der Fuhrmann zog seinen langen schmutzigen Stiefel aus und brauchte ihn als Eimer, um im größten Faß den leeren Raum auszufüllen, den sein Durst unterwegs verursacht hatte. Der Junker ertappte ihn also auf frischer That, und gab ihm mit der Reitgerie den Dank für seine Mühe. Hierauf legte er die Fässer in den Keller, und fand später, daß in keinem der Wein so gut ward, als in dem veruntreuten Faß. Er nannte ihn den Stiefelwein, und es mußte schon ein recht guter Freund seyn, dem er ein Glas davon vorsetzte.



# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 30. August 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 35.

### Der verschwundene Bräutigam.

Novelle von E. Lecerf.

Die Sonne sank eben glühend hinter den Bergen hinab, als der Baron Thurnhausen durch das Thor einer Stadt des südlichen Deutschlands fuhr. Es war Sonntag und ein unrubiges Leben wogte durch die Straßen; heimkehrende, bestaubte Spaziergänger wallten in bunten Massen, Equipagen rasselten, leichte Kabriciolets flogen vorüber, und alle Augen drangen mit profan-forschender Neugierde in das Heiligthum des schwerdonnernden Reisewagens, der auch ohne das Wapen seines hochadeligen Besitzers, schon durch seine schwerfällige Struktur, den einziehenden Land-Edelmann beurfundet hätte. Die schöne Isidore, des Barons Tochter, zum ersten Mal aus dem Schatten der ländlichen Einsamkeit unter den sonnenheitern Himmel der Residenz versetzt, zog geblendet vom Widerschein so vieler im Abendgolde auf sie gerichteter Gläser den Schleier über die sanftleuchtenden Augen und beredete den bis zum Ueberdruß durchrüttelten Vater, lieber auszustiegen und den kurzen, noch übrigen Weg zu Fuß zu machen. Der Baron willigte ein, übertrug dem gefälligen Delfort, seinem Begleiter, die Einrichtung im Hotel, und stand jetzt, als er in der Ferne den Donner des Wagens auf dem Pflaster verhallen hörte, unerschlossen wie Herkules am Scheidewege; — denn links erhob sich in erster Dämmerung der hohe Bau einer gothischen Kirche, deren offene Pforte dem noch altväterlich frommen Baron die Pflicht des Dankes nach glücklich vollbrachter Reise in's Gedächtnis rief; — rechts prangte das schimmernde Portal des Schauspielhauses, aus dessen halboffenen Hallen magische Lichtströme und bezaubernde Töne verführerisch klangen. Schwankend stand der Vater, — nicht so die Tochter, und obgleich nach alter Sitte noch Befehl und Gehorsam unter ihnen herrschte, so hatte die Luft der aufklärten Residenz doch schon so viel Einfluß auf den Willen des Vaters, daß er der Tochter zu Gefallen das Schauspiel der Andacht vorzog.

Sie traten ein. Das Haus war ungewöhnlich gefüllt, und nur eine der entlegensten und dunkelsten Lo-

gen konnte ihnen zu Theil werden. Das Stück hatte bereits begonnen, ein erleuchteter Ballsaal blendete ihre Blicke und schimmernde und schwarze Masken bewegten sich untereinander. Jetzt fiel es dem Baron ein, daß er nicht nach dem Namen des Stück's gefragt hatte, die fernhallenden Worte entschlüpfen auch seinem etwas stumpf gewordenen Gehör, und der kleine schwarzgekleidete Mann, der schon in einer Ecke der Loge saß und nicht ein Mal den Kopf aus der stützenden Hand gehoben hatte, als die Fremden eintraten, schien durchaus nicht einladend, seine Gefälligkeit in Anspruch zu nehmen. Doch überwand sich der Baron, näherte sich ihm, und brachte nach wiederholter Anrede seine Frage über den Inhalt des Stück's an. Während der kleine Mann ein finstres, unbehagliches Gesicht gegen den Fragenden wandte, hatte Isidore sich schon auf dem Schauplatz zurecht gefunden; denn ein idealisch schöner junger Mann, der eben mit einer schimmernden Dame eintrat, ließ die mit den großen Dichtern ihres Vaterlandes Befreundete schon bei seinen ersten Worten erkennen, daß es die Verschönerung des Fiesko sey, deren Darstellung eben an ihr vorübergehe. Sie hatte dies Stück zwar in ihrem einsamen Zimmer schon öfter gelesen, und durchempfunden; doch hatte sein Charakter sie nie so angezogen als jetzt, wo sie die Rolle des Fiesko weit über alle Erwartungen ausgefüllt sah; — und nicht allein in den Augen eines unerfahrenen Landmädchens war sie es, nein, jedes Ohr und jedes Auge mußte gestehn, daß man den in seinen Plänen so schimmernden, so jugendlich kühnen, in der Ausführung derselben so feinen, so alles umfassenden und durchdringenden Hölbling nie mit solcher eigenthümlichen Wahrheit dargestellt gesehen als jetzt. Isidore vergaß sich selbst in der Bewunderung seines stolzen, bezaubernden Anstandes und die großen Gedanken des Dichters verschmolzen in ihrer empfänglichen Seele mit dem Wesen des Mannes selbst, der sie aus der eignen Fülle zu schöpfen schien. Unbekannte Gefühle erwachten in ihrer Brust, und als Fiesko in dem Augenblick, wo die Sonne über Genua aufgeht, in der Riesengröße seines Geistes auch sein Herrscher-Privilegium erkennt, und seinen andern Jügel für sich

nen unbändigen Ehrgeiz findet als das Gewicht einer Krone, — da war ihr, als sey die Sonne auch ihres Lebens aufgegangen, als eröffne sich ihr erst jetzt die Welt und ihr eignes Daseyn. So im Innern beschäftigt, merkte sie nicht auf das Gespräch der beiden alten Herrn, das sich im Stillen immer fortgesponnen hatte, und ganz andre Lebens-Ansichten entwickelte, als die waren, die in der Seele des bewundernden Mädchens aufkeimten. Der Baron hatte seinen finstern Nachbar doch nicht so unzugänglich gefunden als er dachte, vielmehr bald in ihm einen ehemaligen Jugendfreund, den Polizeirath von Rheinwald entdeckt; — und da es sonderbarer Weise gerade der Hauptzweck seiner Reise war, diesen aufzusuchen und zu sprechen, so hatte dies zufällige, glückliche Zusammentreffen ihn ungewöhnlich munter gemacht. Er erinnerte seinen finstern Freund mit der polternden Gutmüthigkeit, die ihm eigen war, an die frohere Jugendzeit und ein schmerzlicher Senfzer stahl sich dabei aus der Brust des kleinen Mannes. Er, der fast ein halbes Jahrhundert unter dem leeren Treiben der Welt und in einem intriguenvollen, widrigen Geschäftskreise verlebt hatte, war fast jeder einfachen Menschenfreude fremd geworden und nur noch um seine Jugendzeit hatte sich ein magischer Schimmer verbreitet, an dem er sich manchmal wehmüthig erfreute. Unfähig sich zu einer höhern Welt- und Lebens-Ansicht zu erheben, starrte er düster und verzagend auf die Schattenpunkte der Gegenwart, und verlor sich in dem Labyrinth der Irrthümer und Gebrechen unsrer Zeit. Auch heute schien ihn wenigstens nicht der Wunsch, sich zu vergnügen, in's Theater geführt zu haben, die Ueberfüllung des Hauses war ihm ein Gegenstand der Aergerniß, er sprach tadelnd von der theatralischen Richtung, die jetzt Alles gewinne, und wie Jeder nur eine optische Wirkung hervor zu bringen suche. Der Baron stimmte von ganzem Herzen in jeden Tadel der Gegenwart ein, nicht sowohl weil er, wie Jener, den Verfall der Sitten und die Irrthümer der Zeit kannte, sondern weil ihm weder Wein, noch Braten, noch sonst eine Ergöhllichkeit schmecken wollte wie in seiner Jugend, und er dies Alles auf die schlechten Zeiten schob. —

Das Stück war geendigt, und Isidore, auf Höchste entzückt und bewegt, wandte sich nun zu dem Polizeirath, dem ihr Vater sie vorstellte. Sie überhörte Alles, was er sagte, nur das Einzige nicht, daß der Schauspieler, der den Fiesko gegeben, ein Fremder sey, dessen kürzlich erst erlangter Ruf alle Welt mit großen Erwartungen erfüllt habe. „Die doch gewiß alle noch übertroffen worden sind!“ rief Isidore begeistert, und war mit der Miene des Polizeirath's unzufrieden, in der ihr ein Hinterhalt zu liegen schien, dessen Wesen sie nicht ergründen konnte. „Nun ja“, sagte der Baron; „er mag wohl ein vortrefflicher Schauspieler seyn; wenigstens gab er das Hinterlistige und Hämische mit so viel Wahrheit, daß man darauf hätte schwören mögen, es sey sein eigner Charakter.“ Der Polizeirath nickte bejahend und Isidore schwieg, getroffen von der Wahrheit dieser Bemerkung, und verlegt durch den Tadel dessen, was ihr nur bewundernswert erschien.

Die beiden alten Herrn verabredeten eine Zusammenkunft auf Morgen und trennten sich. Isidore saß bei dem Nachhausefahren einsylbig an ihres Vaters Seite. Sie konnte den schönen Fiesko nicht vergessen, und eben so wenig die Bemerkung verschmerzen, deren Wahrheit eiskalt in die Flammen ihrer Begeisterung gefallen war; unruhig und bewegt stieg sie aus und trat in ihr Zimmer.

Hier vermochten selbst Delfort's freundliche Bemühungen nicht, sie zu zerstreuen. Er hatte indeß Alles ausgepakt und geordnet; — Blumen, wie sie die Jahreszeit mit sich brachte, schmückten ihren Tisch, am Fenster lehnte ihr Stüchrahmen, auf dem Sopha ihre Guitarre; Noten und Bücher, Farbenkasten und Pinsel, nichts fehlte, Alles war wie zu Hause. Aber nicht wie sonst wurden heute seine Sorgfalt und Mühe aufgenommen, kein freundlicher Blick dankte ihm, kein süßes lächeln spendete ihm süßen Lohn. Desto dankbarer nickte der Baron seinem Libling zu; denn Delfort war sein Libling und verdiente auch es zu seyn. Seit beinahe zwei Jahren war der treffliche Jüngling sein — ich suche umsonst ein Wort um auszudrücken, was ihm Delfort war. Er ordnete die Verwaltung der Güter so wie das innere Hauswesen, er besorgte die Geschäfte, rieth in zweifelhaften Fällen, begleitete den Baron auf Reisen und Spaziergängen, unterhielt ihn in einsamen Stunden und beschwor die bösen Geister des Unmuth's und der Laune, die sich manchmal bei dem polternden Alten einfanden; genug er wußte sich in Alles mit so unnachahmlicher Geduld und doch ohne Niedrigkeit zu fügen, er lebte so ganz nur für ihn, daß er dem Baron endlich unentbehrlich geworden war. Das Glück schien nur niesmütterlich gegen ihn gehandelt zu haben, Delfort war arm; aber freigebig hatte die Natur ihn ausgestattet, indem sie ihm außer manchen äußern Vorzügen auch jene unbeschreibliche Anmuth gab, die wahre Herzensgüte immer begleitet und unwiederstehlich alle Herzen gewinnt. Mit manchem Talent hätte der bescheidene Jüngling vor der Welt glänzen können, wenn sein Ehrgeiz einen andern Wunsch gekannt hätte, als den Beifall des Barons und seiner holden Tochter. Er unterrichtete Isidore im Zeichnen und in der Musik, er las und schrieb mit ihr und es war nicht schwer zu erkennen, daß seine Seele mit den zartesten Banden an sie gefesselt war. In der Hoffnungslosigkeit einer solchen Neigung, oder aus irgend einem andern geheimen Gram, überschattete oft ein wehmüthiger Zug des jungen Mannes blaßes Gesicht und zog selbst des Barons Aufmerksamkeit auf sich. So war es auch heute, als der Alto des wunderbaren Zusammentreffens mit dem Polizeirath erwähnte. Das Gespräch stockte, ermüdet und verstimmt trennte man sich.

Am andern Morgen, als kaum die Sonne ihr leuchtendes Antlitz aus den nächtlichen Schleiern erhob, war Isidore nach ländlich gewohnter Sitte schon munter und trat heraus auf den Altan, um die frische Morgenluft einzuathmen. Das Hotel lag etwas erhöht; unter ihr dehnte sich die weite, prächtige Stadt im schimmernden Morgenglanz aus. Noch war Alles

still in den Straßen, nur geschäftige Handwerker hämmerten hier und dort, vom Schicksal bestimmt, die Schuld der reichen Müßiggänger mit abzutragen; und von Zeit zu Zeit naheten und verhalten einsame Fußtritte in den leeren Straßen. Oft schon hatte Isidore den Tag begrüßt; aber noch nie mit so aufgeregtem innerm Leben. Die glänzende Erscheinung des gestrigen Abends erhob sich mit der ganzen Frische des neuen Tages in ihrer Seele, ihre Phantasie schmückte sie mit den Strahlen der Morgensonne und sah sie auf dem glänzenden Saum der Wolken schweben. So stand sie lange in berausende Träume verloren; da öffnete sich unter ihr eine Pforte und sie sah einen Mann heraustreten, dessen hohe Gestalt, dessen Gang und Haltung sie plötzlich aus dem Gebiet der Phantasie in die Wirklichkeit riefen. Sollte er es seyn? fragte sie sich stannend und glaubte erst ihren Augen, als er sich noch einmal umwandte und dem Kellner einige Befehle gab. So hatte ihn der Zufall mit ihr unter ein Dach geführt, sie hatte ihn wiedergesehen und die jugendliche Phantasie neuen Stoff gefunden, zu träumen und zu schwärmen.

Sie hörte sich rufen und trat zurück in's Zimmer, wo der Vater sich eben vor dem Spiegel ankleidend, ihr gebot, den steifen Busenstreif zurecht zu legen. „Er ist doch gar zu groß!“ sagte sie, ihn besorglich unter die Weste schiebend. „Laß nur“, zürnte der Vater; „ich gehe zum Polizeirath; Du weißt, wir Beide lieben das Alte, und mögen von der jetzigen Welt nichts wissen.“ — „Ja Kind“, fuhr er fort, „ich habe Dir noch nicht gesagt, daß ich gestern wegen Deines Bräutigams — ich will ihn nur einstweilen so nennen — mit ihm gesprochen habe, und jetzt gehe ich hin, um mich weiter mit ihm zu berathschlagen. Auch er weiß nichts von seinem Neffen, — der Bursche ist verschwunden; vielleicht ist er todt, wer kann's wissen? Aber Gewißheit müssen wir doch darüber zu erhalten suchen!“ — Dieser Bräutigam war der Sohn eines Jugendfreundes des Barons, und der Neffe des Polizeiraths. Die Väter hatten den heranwachsenden Jüngling mit der damals erst zwölfjährigen Isidore verlobt, die Ringe waren gewechselt und wurden von beiden jungen Leuten getragen; doch sollte die Verbindung erst statt finden, wenn Ludwig auf einer auswärtigen Universtität seine Studien gemacht und einige Jahre auf Reisen zugebracht hätte. Ehe dieser Plan zur Ausführung kommen konnte, starb Herr von Rheinwald plötzlich, und sein Sohn bereits mündig und nun Herr seines Vermögens, verweilte noch immer im Ausland und schien nicht Lust zu haben, seinen frühern Verpflichtungen nachzukommen. Mehrmals von seinem Oheim, dem Polizeirath, zur Rückreise veranlaßt, fand er immer Vorwände, sie zu verschieben, und als der Oheim endlich ungeduldig wurde und nähere Erkundigungen über den Neffen einzog, hörte er, daß der junge Mann, durch Reichthum und Unabhängigkeit verführt, auf Irwege gerathen seyn, den größten Theil seines Vermögens mit lustigen Gesellen durchgebracht habe, und mit dem kleinen Ueberrest fortgegangen sey. — Niemand wußte wohin! Hier verschwand seine Spur

gänglich, alle Nachforschungen blieben umsonst. Der Baron Thurnhausen, obgleich mit ihm unzufrieden, sah doch die Verbindung mit seiner Tochter noch nicht für aufgelöst an, so lange der junge Mann nicht zur förmlichen Entsagung gezwungen werden konnte, und mußte sein geliebtes, einziges Kind, trotz aller Bewerbungen, noch immer unverheiratet wissen. Eine Zusammenkunft mit dem Polizeirath war, wie schon gesagt, der Zweck seiner jetzigen Reise gewesen, und mit ihm wollte er nun weitere Maßregeln verabreden. Isidore hatte sich bis jetzt wenig um alle diese Dinge gekümmert, sie fühlte sich glücklich in ihren heimischen Bergen, unter ihres Vaters Schuß, in Delfort's freundlichem, belehrendem Umgange; — seit gestern aber stand es nicht mehr ganz so mit ihr, und die Erwähnung des Bräutigams berührte sie so angenehm, daß ein Seufzer ihrer Brust entfloß, der dem Oheime des Vaters nicht entging. „Gräme Dich nicht, Doris“, sprach er freundlich tröstend und streichelte die Wange der holdseligen Tochter; es muß sich nun bald entscheiden; und wenn Ludwig wirklich Deiner ganz unwürdig ist, so — nun so weiß ich schon einen Andern, der für Dich paßt.“ — Diese Tröstung verfehlte aber ganz ihre Absicht, denn Isidorens Augen füllten sich, sie wußte selbst nicht warum, mit Thränen, und der Unmuth ihres Herzens sprach aus ihren Zügen, die noch keine Verstellung kannten. „Nu, nu!“ polterte der Alte; „weiß man doch nie, wie man mit Euch Mädchen daran ist. Wer kann sich von Euren Launen zum Narren halten lassen; ihr wißt selbst nicht, was ihr wollt!“ Und immer scheltend griff er nach Hut und Stock und wanderte fort.

Isidore schwankte den ganzen Tag hindurch zwischen Trübsein und Freude; zerstreut betrachtete sie das ihr neue Gewühl in den Straßen, das der laute Mittag herbeiführte und der stillere Abend kaum zu dämpfen vermochte. Ihr Vater war bei dem Polizeirath zu Tische geblieben, Delfort in der Stadt beschäftigt, und so war sie mit sich und ihren Gefühlen allein, die ihr zwar die liebste, aber auch die gefährlichste Unterhaltung boten. Als die Sonne sich zum Untergang neigte, wurde es ihr zu enge in den Zimmern, sie sehnte sich nach dem gewohnten Umgange mit der Natur, und konnte dem Wunsch nicht widerstehen, in den schattigen Gängen des angrenzenden Gartens zu lustwandeln, und sich an der Kühle des Abends zu erfrischen. Sie nahm ihren Schleier und stieg hinab. Liebtlich rauschten ihr die hohen Platanen entgegen, und Kühlung und Wohlgerüche umströmten sie erquickend aus den Beeten. Sie fühlte sich heitrr und wandelte wohlgemuth die nächste Allee entlang. Jetzt näherte sie sich einem Bosquet, dessen Schatten sie freundlich einzuladen schienen. Da trafen plötzlich laute ihr Ohr, die ihrer Erinnerung nur zu wohl bekannt waren. Dieselbe Sprache, die sich gestern zur einschmeichelnden Ueberredung Fiesko's geliebt hatte, versuchte sich heute in der hohen Rolle des „Dress“ aus Göthe's „Johanna genia“. Isidore lauschte, festgehalten von dem Zauber und Wohlklang dieser Stimme, die in jeder Region der Meisterschaft gewiß schien; — aber bald scheuchte sie

die Furcht, bemerkt zu werden, in einen Seitengang, dessen Bindungen sie mechanisch folgte. Sie ließ sich auf einen Kubestisch nieder und weilte lange da, verloren in träumerisches Sinnen, — als sie plötzlich von der andern Seite einen jungen Mann nahen sah. Er war es — er hatte ein Tuch gefunden, das der Laufschenden unbemerkt entfallen war, und überreichte es ihr jetzt mit edlem Anstand. Isidore stand auf; Bestürzung, Scham, Verwirrung färbten ihre Wangen mit Purpur und verklärten ihre Schönheit mit allen Grazien der Unschuld und Bescheidenheit. Sie wagte nicht den Augen zu begegnen, die bewundernd auf ihr ruhten, ihr Blick sank herab auf die Hand, die ihr das Tuch bot, das sie bebend faßte. Aber — o Himmel — diese Hand schmückte ein Ring, der dem Verlobungsringe an ihrem eignen Finger so vollkommen gleich, wie ein Wassertropfen dem andern. Die Worte des Dankes erstarben bei diesem Anblick auf ihren Lippen, und erst nach einem kurzen Schweigen des Erstaunens drängte sich ungestüm die Frage hervor: „Dieser Ring? Um Gotteswillen, wie kommen Sie zu diesem Ringe?“ — „Sie können versichert seyn, mein Fräulein,“ antwortete der Fremde lächelnd, „daß er mein rechtmäßiges Eigenthum ist.“ — Isidore, deren Phantasie eine ferne Möglichkeit blühschnell durchzuckte, glaubte in dieser Antwort die Bestätigung dessen zu finden, was sie ahnte. — „Wäre es möglich?“ rief sie in der höchsten Bewegung. — „Was?“ fragte er forschend. — „Wären Sie, Sie selbst wirklich Ludwig von Rheinwald, jener Jüngling, mit dem ich noch als Kind verlobt wurde, der später verschwand, und dessen Daseyn und Aufenthalt mein Vater schon so lange mit schmerzlicher Sehnsucht zu erforschen sucht?“ — Der Fremde schwieg, sein durchdringendes Auge verweilte beobachtend auf des Mädchens beredten Zügen, und schien aus ihnen noch mehr lesen zu wollen, als ihre Worte sagten. Er wollte vielleicht ergründen, ob sie es wünschte, den verschwundenen Verlobten in ihm wiederzufinden; genug er schwieg und Isidore, die sein Verstummen für Unentschlossenheit nahm, und darin eine neue Bestätigung ihrer Vermuthung fand, bestürmte ihn noch mehr, ihr Wahrheit zu geben. Nach ihrer jugendlich-romantischen Ansicht der Dinge, nach ihrer schnell erwachten Vorliebe für das Theater schien es ihr nicht unmöglich, daß ein junger Mann laus einer der ersten Familien seines Vaterlandes den Adel seiner Vorfahren vergessen, sich ganz der Kunst widmen könne, und eine solche begeisterte Aufopferung erhöhte in ihren Augen nur seinen Werth. — „Dreden Sie,“ sagte sie, „wenden Sie die Unruhe meines Vaters, lassen Sie ihn den Sohn seines liebsten Freundes wiederfinden! Er wird Ihnen nicht mehr zürnen, wenn er erfährt, daß das hohe Interesse der Kunst es war, was Sie Ihrem Range und Ihren Verpflichtungen untreu machte.“ Hier begegnete ihr begeisteter Blick dem feinigigen, und schien schnell seinen Entschluß zur Reise zu bringen. „Nein,“ rief er, sich zu ihren Füßen werfend; „nicht länger kann ich widerstehen! — Ich bin es; — ich bin jener beglückte Unglückliche, der sich selbst die Pforten des Paradieses verschloß, und dem die Schönste ihres Ge-

schlechts sie wieder öffnet. Vorliebe für die Kunst und die Nothwendigkeit, wegen einer Ehrensache eine Zeit lang einen fremden Namen zu führen, hatten mich veranlaßt, die Bühne zu betreten, und nie — ich hätte mir's geschworen — nie hätte die Familie meiner anbetungswürdigen Braut wieder etwas von dem gehört, der durch diesen Schritt sich ihrer unwürdig gemacht zu haben glaubte, — hätte nicht Ihr Anblick, Ihre Rede alle meine Vorsätze erschüttert, meine ganze Kraft gebrochen, und mich fühlen lassen, daß Leben und Tod jetzt für mich auf Ihren Lippen ruhen. O entscheiden Sie mein Schicksal!“ — Veräuscht, ungewiß ob sie wache oder träume, winkte ihm Isidore aufzustehen. — „Mein Vater,“ sagte sie, „mein Vater nur kann entscheiden.“ — „Nein,“ rief er ungestüm; „nur von Ihrem Herzen darf ich jetzt diesen Ausspruch fordern; — dringend muß ich Sie bitten, ja — ich muß Sie beschwören, Ihrem Vater unser Wiederfinden noch zu verschweigen. Gründe, die ich Ihnen jetzt nicht darlegen kann, zwingen mich zu diesem schmerzlichen Schritt, — aber in wenigen Tagen soll er Alles, Alles wissen. Und Sie — lassen Sie mich so ohne Trost scheiden?“ Isidore blickte ihn an; nur ihr Auge vermochte zu sprechen. — Eben nahen Fußtritte. — „Wann, wo seh' ich Sie wieder?“ fragte er hastig. — „Hier, morgen früh vielleicht!“ flüsterte Isidore scheu und bebend, und eilte rasch nach dem Hause zurück. (Fortf. f.)

### Reise um die Welt.

Am 22. v. M. kehrte das der russisch-amerikanischen Compagnie zugehörige Schiff „Helena“ von einer Reise um die Welt zurück. Dieses Schiff hatte am 15. Aug. 1828, mit verschiedenen Waaren beladen, Kronstadt verlassen. Der Befehlshaber des Schiffes, der Lieutenant der Flotte und Ritter Chromtschenko erblickte auf 7° 9' 36" südlicher Breite und 177° 0' 15" östlicher Länge, von Greenwich gerechnet, eine kleine Insel, die er, da sie sich auf keiner Karte befindet, für eine unentdeckte hielt und ihr zu Ehren seines ersten Gehülfen, des Lieutenant's Baron Löwendahl, den Namen „Löwendahl“ beilegte. Des ungestümen Wetters wegen konnte man sich mit den Bewohnern dieser Insel nicht in Verbindung setzen; dem Anscheine nach belief sich die Zahl derselben nicht über 100; an den Ufern war kein einziges Boot zu sehen. Dem Lieutenant Chromtschenko gelang es übrigens auch, eine vollständige Beschreibung und geographische Bestimmung der Inseln Nille und Mediuro abzufassen, die vom Capitain Kozebue auf seiner Karte nur nach mündlichen Aussagen angedeutet worden waren. Am 15. Juli gelangte die „Helena“ bei der Insel Sitka, dem Orte ihrer Bestimmung, an, den sie nach einem Aufenthalte von 3½ Monaten wieder verließ, um die Rückreise anzutreten. Die ganze Reise ward so glücklich zurückgelegt, daß die Besatzung nicht einen Mann verlor und das Schiff keine Beschädigung erlitt. Die zurückgebrachte Ladung besteht aus Pelzwerk und anderen Waaren und wird an Werth auf 1,200,000 Rubel geschätzt.

# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 6. September 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 36.

### Der verschwundene Bräutigam.

(Schluß.)

Isidore fühlte eine Unruhe, die sie noch nie gefannt hatte; sie war sich zum ersten Mal bewußt, ein Geheimniß vor ihrem Vater zu haben, und doch — mußte sie nicht die Bitte des Geliebten achten? — Der Baron war bereits zurück; er ließ sich traulich neben seiner holden Tochter nieder, und als er ihr von den mancherlei Begebenheiten und Gesprächen des Tages erzählte, den er in ungewohnter Zerstreuung zugebracht, horchte sie vergebens auf eine neue Erwähnung des Verschwundenen. — „Und noch immer nichts von dem unglücklichen Ludwig?“ fragte sie endlich schüchtern, ohne den Vater anzusehen. — „Dem unglücklichen Ludwig?“ rief staunend der Alte und rückte sich die Mütze vom Ohr, weil er nicht recht gehört zu haben glaubte; denn seiner Tochter mitleidige Gesinnung gegen den leichtsinnigen Menschen, der die ganze Familie in so große Unruhe versetzt hatte, war ihm bis jetzt noch ganz fremd geblieben, und stimmte wenig mit den Aeußerungen, die ihn noch diesen Morgen erjürrt hatten. „Dem unglücklichen Ludwig?“ wiederholte er und blickte die Tochter forschend an. — „Nun ja“, entgegnete sie „ich habe mir's überlegt, er kann ja wohl durch Unglücksfälle um sein Vermögen gekommen seyn, er kann aus Begeisterung für irgend eine Kunst Namen und Stand geopfert haben, und sich nun aus edler Bescheidenheit unsern Nachforschungen entziehen; hätte er dann nicht doppelten Anspruch an unsre Vergebung?“ — „Der Teufel versteh' Euch Weiber!“ rief der Baron in komischem Zorn. „Bist Du närrisch, Mädchen? heut morgen noch weinst Du bei der bloßen Erwähnung des Bräutigams, und jetzt — willst Du Dich gar zu seinem Advokaten aufwerfen! — Sein bester Fürsprecher ist die Erinnerung, daß er meines liebsten Freundes Sohn ist; ja, wäre er das nur nicht, hätte ich nur nicht mein Wort versündigt, er sollte mir nicht so meine liebsten Hoffnungen zerstören, und mich vor der Zeit in die Grube bringen. Ist's nicht himmelschreiend, daß ich warten soll, bis es dem Burschen beliebt, etwas von sich hören zu lassen? Und was gilt es, die neuen Nachforschungen, die wir

jetzt anstellen wollen, werden wieder vergeblich seyn! — Ach, liebes Kind, es macht mir großen, großen Kummer!“ — Wie schmerzlich diese Aeußerungen Isidoren berührten, wie schwer es ihr ward, des Vaters Klagen anzuhören und ihn nicht trösten zu dürfen, kann man sich leicht vorstellen. Sie nahm sich fest vor, bei dem Wiedersehen den Geliebten um jeden Preis zu einer Entdeckung zu bewegen; sie konnte keinen seiner Gründe gelten lassen, er sollte sich dem Vater zeigen, mochte es auch werden wie es wollte. —

Mit dieser Absicht trat sie ihm am andern Morgen in den schattigen Gängen des Gartens entgegen, aber der erste Blick auf ihn verrieth ihre Vorsätze. Erschien sie mit ungeduldiger Sorge erwartet zu haben, eine trübe Wolke schwebte auf der stolzen Stirn und überschattete die edlen Züge. Seine ersten Worte sprachen den Schmerz aus, daß sein Schicksal sich grade jetzt so feindlich gestalten müsse. Er erzählte ihr, daß ein unglücklicher Zufall seinen ehemaligen Gegner hierher geführt habe, und daß er sich nur durch die strengste Verborgenheit seinen Nachstellungen entziehen könne. Er beschwor sie zu schweigen, und nicht durch unzeitiges Eingreifen die Krisis seines Schicksals zu seinem Nachtheil zu entscheiden. Genug er durchschnitt ihren Plan, ehe sie seine Ausführung beginnen konnte; und wandte alle Künste verführerischer Ueberredung an, ihren Geist und ihr Herz zu bestricken. „Nur wenn Sie mich unglücklich sehen, wenn Sie mich vernichten wollen“, endete er, „so müssen Sie sprechen!“ — Isidore bebte bei diesem Gedanken und ihre Züge verriethen, was in ihrer Seele vorging. Er bemerkte es nur zu gut. „Ja,“ fuhr er ungestüm fort, „dann sprechen Sie; denn welchen Werth könnte ein Leben noch für mich haben, das Sie nicht erhalten, das Sie nicht als Opfer annehmen möchten.“ — „Ich will schweigen,“ sagte Isidore und reichte ihm ihre Hand. Er schien zu empfinden, wie viel in diesem Versprechen lag, denn seine Worte athmeten die glühendste Dankbarkeit, die innigste Hingebung. Immer mehr unterjochten seine siegende Beredsamkeit und das Feuer seines Geistes ihr Herz; sie glaubte ihm, an den so frühe heilige Bande sie fesselten, in seinem Unglück den einzigen Trost nicht versagen zu dürfen, — den Trost sich

von ihr geliebt zu wissen; — ja sie willigte sogar ein, ihn öfter wiederzusehen, und erfüllte alle seine Wünsche. So endete diese kurze Unterredung ganz anders als die liebende Tochter gehofft und gewollt hatte.

Erst als sie wieder in ihrem einsamen Zimmer saß, als die Macht seines Blickes und der Zauber seiner Sprache sie nicht mehr beherrschten, fühlte sie das ganze Peinliche ihrer Lage. Sie prüfte ihr Verhalten vor dem strengen Richterstuhl ihrer Vernunft und ihres Gewissens, und erkannte daß sie ihn zwar nicht verrathen, ihm ihr Herz nicht vorenthalten, aber ihn auch nicht wiedersehen dürfe. Die siegreiche Ueberredung, der sie in seiner Gegenwart wich, stößte ihr in seiner Abwesenheit eine Art von unheimlicher Scheu ein; wie eine warnende Stimme erhob sich in ihrer Seele die Erinnerung an jene erste bittere Bemerkung ihres Vaters über seinen Charakter; mächtiger aber als Alles sprach die kindliche Pflicht in ihrem unverdorbenen Herzen, und so kam endlich der Entschluß in ihr zur Reife, ihn zwar in einem Briefe, den sie auf irgend eine Art in seine Hände bringen wollte, ihrer Treue zu versichern, zugleich aber auch ihm ihren Vorsatz anzukündigen. — Schon hatte sie die Feder ergriffen, als sich plötzlich die Thür öffnete und er selbst in ungestümer Bewegung herein und zu ihren Füßen stürzte. „Alles ist verloren,“ rief er; „ich bin entdeckt und muß auf der Stelle fliehen, wenn ich mich nicht der größten Gefahr aussetzen will. O, Geliebte, keine Worte schildern meine Verzweiflung! Sprich, soll ich fliehen, soll ich mein Leben retten für Dich?“ — „Fliehe, fliehe!“ rief das erschrockne Mädchen; — „ach erhalte Dich für mich!“ — Aber — o Gott, es ist schrecklich!“ — fuhr er mit erlöschender Stimme fort; „der, der eine Krone besitzen möchte, um sie Dir zu Füßen zu legen, muß Dich jetzt um ein Almosen bitten, damit er sein Leben auf der Flucht fristen könne!“ — Hier verbarg er sein Gesicht in ihren Händen, und der gebrochne Stolz seiner Seele schien sich in tiefe Wehmuth aufzulösen. Isidore konnte ihn, den ihr Herz so hoch stellte, nicht so erniedrigt sehen; stumm riß sie das kostbare Armband von Diamanten ab, das sie zufällig trug, löste von ihrem schönen Hals eine Schnur echter Perlen und beraubte in geschäftiger Eil' ihre holde Gestalt jedes Schmuckes, der ihr in die Augen fiel. Er nahm zwar die Gaben ihrer Liebe, aber mit zögender Unruhe gestand er ihr, daß die Schnelligkeit seiner Flucht ihm nicht erlauben würde, diese Konbarkeiten in Geld umzusetzen; — daß nur dies Letztere ihm im Augenblick nützen könne. — Isidore fühlte dieses freilich selbst; aber wie sollte sie helfen? — Ihre kleine Baarschaft hatte sie auf der Reise unter arme Kinder vertheilt. In der Angst ihres Herzens gedachte sie der Chatulle ihres Vaters, die in Delfort's Händen war. Die Umstände drangen, kein andres Mittel bot sich an. Sie bedeutete den Geliebten, ihret zu warten und eilte nach Delfort's Zimmer. Ein unwillkürliches Gefühl von Beschämung bemächtigte sich ihrer, als sie die Gefälligkeit desjenigen in Anspruch nehmen wollte, den sie in den letzten Tagen, sie wußte selbst nicht warum, gemieden und vernachlässigt hatte; — aber jede Scheu verschwand, als sie in die sanften

Augen ihres Freundes blickte und in ihnen schon im Voraus die Gewährung jeder Bitte las. Sie erzählte ihm in flüchtiger Kürze und unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, wie der Anblick des Ringes sie auf die Spur des verschwundenen Verlobten gebracht, wie er sich ihr entdeckt habe, und nun durch die Umstände zur schleunigen Flucht gezwungen sey, und schloß mit dem Verlangen, ihr eine bedeutende Summe aus der Chatulle ihres Vaters zu reichen, wobei sie jede Verantwortung auf sich nahm. Delfort stand in Nachdenken versunken. Das Interesse des Barons, meinte Isidore, und die Gefälligkeit gegen sie tritten mit einander, und dringend suchte sie den Zögernden zu eilen, weil sonst Alles zu spät seyn würde. Diese Mahnung erweckte ihn aus seiner Unschlüssigkeit. „Wohl ist Eile vonnöthen!“ rief er mit dem Ton eines raschen Entschlusses, reichte ihr das Geld, ergriff Hut und Stoc und eilte von dannen. —

Isidore brachte ihrem Geliebten die gewünschte Hülfe, und überhörte Alles, was er ihr sagte; denn ein neuer Kampf entzweite ihr Inneres. Sie hätte ihn gern um seiner Sicherheit willen fortgetrieben, und doch auch gern zurückgehalten, damit er ihren Vater noch sprechen könnte. „Ach, wann, wo soll er Sie nun sehen?“ rief sie; „wie soll sich endlich unser Schicksal entscheiden?“ — „Hier in der Stadt zu bleiben,“ antwortete er, „ist unmöglich; — aber wenn es Ihnen gelänge, ihn noch heute zu einer Spazierfahrt außer der Stadt zu bewegen, so will ich mich dort zu seinen Füßen werfen, und die Entscheidung meines Schicksals mit mir nehmen. Ich wage meine Freiheit dabei, doch welcher Preis wäre mir zu hoch für Ihre Ruhe?“ — Isidore besann sich, daß ihr Vater diesen Nachmittag bereits zu einem Ausflug nach einem fernem Lustschloß bestimmt hatte; — er versprach sich dort einzufinden und verließ sie nach dem letzten stürmischen Abschied mit einer Eile, die ihr nicht erlaubte zu erwägen: ob sie dies für ihn gefährliche Versprechen annehmen dürfe oder nicht. —

In unruhiger Bekümmerniß verstrichen Isidore die übrigen Stunden des Tages. Als die Gluthen des Mittags im kühleren Wehen des nahenden Abends untergingen, bestieg sie mit bangem, klopfendem Herzen die leichteste der Miethkarossen und flog an der Seite ihres Vaters durch lachende Fluren und zwischen romantisch bewachsenen Hügeln dahin. Der Polizeirath, der sie erst begleiten wollte, hatte sich mit einem wichtigen Geschäft entschuldigen lassen, und ob ihm gleich Isidore das Wiedersehen seines Neffen gegönnt hätte, so war es ihr doch auch lieb, die Verzeihung für das Vergangene nur von dem Herzen des Vaters verlangen zu dürfen. Bald erblickte sie tief im Dunkel alter Ahornbäume das fürstliche Lustschloß, das für heute das Ziel ihrer Reise war. Sie stiegen aus; ein Fußpfad wand sich seitwärts durch die Schatten, sie folgten ihm und warme Sonnenstrahlen drangen durch das luftigere Gewand der Büsche; immer lichter ward es und lichter, — plötzlich standen sie auf einer vorragenden Terrasse, und sahen unter sich die reizendste Landschaft sich ausbreiten. Berg und Thal, Fluß und Stadt, Alles gruppirt sich so schön, daß das Auge

überrascht, die Seele ergriffen werden mußte. Isidorens Herz erschloß sich vor der Schönheit der großen Natur wie vor dem Auge Gottes, liebend sank sie an ihres Vaters Brust, vertraute ihm die Begebenheiten der letzten Tage, und legte ihr Schicksal mit kindlicher Hingebung in seine Hände. Der Baron war nicht wenig erstaunt über das, was er hörte; es überraschte ihn nicht auf das Angenehmste, den Verlobten seines einzigen Kindes in einem Menschen wiederzufinden, der ihm so zweideutig erschienen war; aber doch liebte er dies theure Kind zu sehr, um es durch eine Aeußerung seiner Unzufriedenheit zu betrüben, er war selbst zu sehr bewegt von der heiligen Schönheit dieser Stunde, um sie auf irgend eine Art zu entweihen. Noch war empfänglich für die Eindrücke der Natur und der Liebe, und leicht löste sich vor ihnen die Kinde ab, die Alter und Eigensinn um sein Herz gelegt hatten; die Zärtlichkeit für seine Tochter aber war die reichste Seite seiner Menschlichkeit. Er versprach ihr daher, Alles genau zu untersuchen, keine Verirrung des jungen Mannes in Anschlag zu bringen, sondern die Entscheldung nur darauf beruhen zu lassen, ob er sein Selbst noch ihrer würdig fände. „Aber wo bleibt er?“ — rief er aus. Isidore bemerkte mit Unruhe sein Zögern, der Tag sank tiefer und tiefer; eine Ahnung, schwarz wie die Wolke, die jetzt eben die Sonne verhüllte, erhob sich in ihrer Seele, und verdunkelte alle die glänzenden Ansichten, die sie noch eben entzückt hatten. —

Schon schickten sich unsere Reisenden zur Rückkehr an, als sie plötzlich einen Wagen durch die Horn-Aller rasselten hörten. Ein neuer Hoffnungsstrahl durchzuckte Isidorens Herz und ihre Augen verweilten erwartungsvoll auf dem Dunkel, das ihr die Ankunft des Wagens verbarg; endlich nahen sich Tritte. — zu langsam für ihre Sehnsucht und des Barons Ungeduld; aber — wie staunten Beide, als der Polizeirath vor ihnen stand. „Wie, alter Freund?“ rief der Baron, „was führt sie denn noch heute hierher?“ — Ernst wie ein Boote des dunkeln Verhängnisses entgegnete der finstre Mann: „Nichts Geringeres als der Wunsch, Ihnen, alter Freund, und Ihnen, mein Fräulein, Ihr Eigenthum wieder zu bringen.“ — Isidorens Blick gleitete schüchtern von seinem Gesicht auf seine Hand, und siehe der Verlobungsring und ihre Juwelen glänzten ihr entgegen. — „Was ist das?“ rief sie mit erlöschendem Auge; „wie kommen Sie zu diesen Juwelen?“ — „Durch die Verhaftung eines sehr gefährlichen Menschen“ entgegnete er, „der bereits in der wirklichen Welt so viele Rollen gespielt hat, als er seit Kurzem auf dem Silhouettengerüst unserer Thorheiten spielt. Lange schon war man ihm auf der Spur, ohne ihn mit Sicherheit erreichen zu können; — jetzt endlich ist die Brücke hinter ihm gefallen. In einem Privatgespräch, das ich auf Delforts Antrieb mit ihm hatte — denn Er ist es, dem ich hauptsächlich seine endliche Gefangennehmung verdanke — überließ mir der Delinquent Ring und Juwelen, die er noch bei sich trug, und ersparte mir so den Kummer, Sie lieber Freund und Sie, mein Fräulein, auf eine unangenehme Art in einen Prozeß verwickelt zu sehen, der für die Haupt-

person nicht gut enden wird. — Denn der Betrug, den er sich Ihnen gegenüber erlaubte, meine junge Freundin, ist noch der geringste von allen, denen er bereits überwiesen ist. Geist, Talent und Liebenswürdigkeit waren die Fallstricke, in denen er auf vielfache Art seine Beute fing, und seine Kunstgriffe waren um so gefährlicher, je feiner er sie unsrer ästhetischen Zeit anzupassen wußte, und je leichter sie unter dieser glänzenden Hülle dem Auge der verfolgenden Gerechtigkeit ent schlüpfen konnten.“ — Der Polizeirath hätte noch lange so fortfahren können, ohne daß weder Isidore noch ihr Vater ihn unterbrochen hätten; — Beide standen betroffen und sprachlos; — er fühlte endlich selbst das Peinliche ihres Zustandes, und mit einem Zartgefühl, das ihm kaum zuzutrauen war, unterbrach er seine harte Erzählung, um das Gespräch auf Delfort zu lenken. „Wo ist er?“ rief er; „er ist noch Aufklärung über manchen Gegenstand schuldig ich muß ihn herbeiholen!“

Noch drehte der Baron den wiedergefundenen Ring an seinem Finger herum, verdrießlich, daß er sich nicht so ganz über seinen Besitz freuen konnte, als der Polizeirath zurückkam, Delfort an der Hand. „Seht da Euren Retter!“ rief er. „Wahrscheinlich würde der listige Bube noch länger seine Rolle fortgespielt haben, wenn Er mir den Verbrecher nicht in die Hände geliefert hätte, als er eben auf dem Punkte war, die Stadt zu verlassen.“ — „Delfort,“ rief der Baron; „Wielez danke ich Dir schon, Du lebst und handelst für mich, — sprich, wie soll ich Dir diesen neuen Beweis Deiner Sorge vergelten?“ — Auf Delforts Zügen lag ein tiefer Schmerz. „Nur Eines wünsche ich,“ sagte er mit bewegter Stimme; „die Vergebung Isidorens daß ich mit diesem Schlag ihre Wünsche vereiteln, daß ich ihr schönes Vertrauen hintergehen mußte. Und doch konnte ich nicht anders, die Zeit drängte und erlaubte kein gelinderes Mittel, ich handelte ja für Ihr Wohl.“ — Schweigend reichte ihm Isidore ihre Hand. Der Baron betrachtete noch immer den Ring. „Der wäre nun da“ sagte er endlich; „aber bin ich darum weniger gebunden, so lange ich nicht weiß, was aus seinem Besizer geworden ist?“ — „Sie sind frei,“ antwortete Delfort; „völlig frei, wenigstens nach meiner Ansicht. Der Ring war das Band, das Isidorens fesselte, er ist wiedergefunden und es ist gelöst. Sein Besizer hat den Anspruch auf sie verloren, er hat bewiesen, daß er Ihrer unwürdig war, als er dies heilige Pfand fremden Händen überlassen konnte.“ „Ich aber,“ sagte der Polizeirath, „habe doppelt Ursache, Auskunft über das Schicksal meines Neffen zu wünschen, da ich eben heute die Nachricht von einer bedeutenden Erbschaft erhalten habe, die ihm zugefallen ist, und die ihn in den Stand setzen würde, wenigstens in dieser Rücksicht wieder als ein würdiger Bewerber um Fräulein Isidore aufzutreten. Je mehr ich aber nachdenke, um desto fester werde ich überzeugt, daß nur Sie, Delfort, und einige Kunde von ihm geben können; — denn wie konnte der Besizer des Ringes Ihnen Verdacht gegen den angeblichen Verlobten einflößen, wenn Sie nicht wußten, daß er ihn nicht rechtmäßig sein nannte; und

wie wußten Sie dies, wenn Sie den wahren Besten nicht kannten? Sprechen Sie, wo ist mein Neffe, wo ist Ludwig? — Hier besteten des alten Mannes milde gewordene Blicke sich fest auf Delfort's Gesicht; — da fühlte er sich plötzlich von einem wunderbaren Schauer ergriffen, es war ihm, als wäre er wieder in seiner frühesten Jugendzeit, als sähe er seines Bruders theure Züge, als spiegelte er sich in seinen schwermüthig-sanften Augen. „Ludwig!“ rief er, und breitete wie im Traum die Arme aus, und — Delfort sank an sein Herz. Wer schildert aller Erstaunen! Nach einer langen Stille erhob sich endlich der Neffe aus den Armen des Oheims. „Auf alles war ich gefaßt,“ rief er, „Allem hätte ich widerstanden, nur nicht diesem lauten Rufe der Natur, diesen Aeußerungen väterlicher Liebe. Aber ach, mein Oheim, wohin hat mich diese Entdeckung geführt, wie beschämt muß der Unwürdige jezt vor Euch allen stehen? — was bleibt mir nun noch übrig, als zu fliehen!“ — „Fliehen?“ sagte der Baron, „nun das wäre der dümmste Streich von allen, die Du gemacht hättest. Denn lehre mich erst leben ohne Dich!“ — „Fliehen?“ wiederholte der Polizeirath; „nein, nun will ich erst anfangen zu leben! Du sollst mir meine Jugendzeit zurückerufen, und ich will mit Dir wieder jung werden. Aber sprich, — erzähle, wie ging es zu? — Vergessens wollte sich der gerührte Jüngling sammeln, um die Geschichte seiner Verirrungen zu erzählen; hier unterbrach ihn das aufgeregte Gefühl bald des Einen, bald des Andern. Nur so viel erfuhr man, daß er, den sein argloses, gefühlvolles Herz tausend Täuschungen preisgab, von falschen Freunden verlockt und in einen Strudel von Zerstreungen gezogen wurde, aus dem er erst erwachte, als es zu spät war; daß er einst am Spieltisch den Ring, sein letztes Besitztum an jenen Betrüger verlor, den wir später auf der Bühne als Fiesko wiedergesunden haben, und daß er wahrscheinlich bald ganz untergegangen seyn würde, wenn ihn nicht der Zufall bei einem ländlichen Feste mit dem Baron und seiner Tochter zusammengeführt hätte. Er sah Isidore und fühlte, was er verschertzt hatte; in der Liebe zu ihr fand er sich selbst wieder. Zwar wußte er, daß er ihrer unwürdig war, doch hielt ein unwiederstehlicher Zauber ihn in ihrer Nähe fest; — sie erschien ihm wie der Engel, der ihn allein wieder erheben könnte. So blieb er im Hause des Barons als Geschäftsführer, als Lehrer Isidorens; ja, er wäre als Diener geblieben, wenn es nicht anders hätte seyn können. Hier sah er nun täglich des Barons Kummer um den verschwundenen Verlobten seiner Tochter, und sann umsonst auf einen Ausweg, wie er ihn seiner Verpflichtung entbinden könnte, ohne sich zu verrathen; öfters kämpfte er mit sich selbst, ob er sprechen sollte oder nicht nicht; aber nie konnte er es über sich gewinnen. So blieb ihm denn nichts übrig, als durch unendliche Liebe und Geduld zu vergüten, was er verbrochen hatte, durch tausend Sorgen und Mühen ein Leben zu verschönen, das durch ihn getrübt worden war, und zu warten, bis einst Isidorens Herz für irgend Jemand entscheidend sprechen würde; — dann wollte er sich zu erkennen geben, seinen Ansprüchen entsagen und — fliehen. — „Immer

wieder fliehen“, rief der Baron, der seinem Liebling wehmüthig froh zugehört hatte. „Nein, daraus wird nichts! Sieh, Delfort, wenn ich mir einen Sohn nach meinen Herzen hätte wählen sollen, — gerade Du wärst es gewesen, und oft hat es mich bitter geschmerzt, daß Dein Stand mir bis jezt nicht erlaubte daran zu denken. — Doch nun, — nun soll mir es Niemand mehr wehren. Gib Deine Hand her; laß sehen ob Du den Ring ein zweites Mal wegwerfen wirst!“ — „Nicht so,“ sagte der Jüngling, die Hand zurückziehend; „nur Isidore darf ihn zum zweiten Mal verschenken; sie ist nicht mehr Kind wie damals, als es zum ersten Mal geschah, — jezt muß ihr Herz entscheiden, und ich unterwerfe mich seinem Ausspruch. Gönnen Sie ihr Zeit und Ruhe!“ — Isidore leste die ganze Zeit über schweigend dagestanden. Wir ziehen einen Schleier über das, was in ihrer Seele vorging; Worte würden es ohnehin nicht schildern; alles Große tritt ja erst vollendet aus der schweigenden Hülle des Geheimnisses hervor. Als sie das Antlitz erhob, war der Kampf noch darauf zu lesen, den sie bestanden, aber nur wie ein fliehender Schatten; aus ihren Augen leuchtete der Sieg, ein Sieg, wie ihn nur große Seelen zu erringen wissen: sie hatte sich selbst wiedergesunden. Sie blickte um sich, auf ihres Freundes edles Gesicht, in ihres Vaters liebevolle Augen, in des Oheims erheiterte Züge. — „Delfort,“ sagte sie dann, ihm ihre Hand reichend; „wir gingen Beide irre, und wurden Eines des Andern Retter. Es war uns bestimmt, daß wir uns wiederfinden sollten — so wollen wir uns denn nie mehr trennen!“ — Freudig jubelnd drückten die Väter der Kinder Hände zusammen, und die untergehende Sonne segnete mit ihrem letzten Strahle den Bund, dessen Vollziehung trotz aller Störungen im Busche des Schicksals gescrieben war.

### Das Miethskutscheramt zu London.

Eine nachahmungswerthe Anstalt.

Eine neue in London erscheinende Zeitschrift „die Stimme der Menschlichkeit“, welche gegen gefühllose Behandlung der Thiere zu Felde zieht, rühmt die Wohlfeilheit und Schnelligkeit der Rechtspflege in dem sogenannten Miethskutscheramt (hackney-coach-office) in London. Sobald jemand bemerkt, daß ein Miethskutscher sein Pferd grausam behandelt, hat er nichts weiter zu thun, als sich die Nummer der Kutscher zu merken, seine Beschwerde mündlich oder schriftlich anzugeben und die Meldung zu erwarten. Kommt man dahin, so wird man in ein anständiges Vorzimmer geführt, wo man wartet, bis die Reihe an einen kommt, von dem Commissär gehört zu werden. Wird der Fall durch Beweise erhellert (entweder daß der Kutscher ein untaugliches Pferd vorgespannt, oder es grausam behandelt hat), so wird auf der Stelle eine Geldstrafe diktiert, von welcher die Hälfte dem Kläger überwiesen wird, um etwanige zufällige Kosten zu decken. Ist das Pferd untauglich, so wird eine Verfügung erlassen, daß es nicht weiter gebraucht werden soll. Kosten, wie bei allen Polizeibüreaux, für die Meldung werden durchaus nicht angelegt.



# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 13. September 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 37.

### Heldenmuth aus Liebe.

Wer sich das Göttliche will und das Höchste im Leben  
ersehnt,  
Echue nicht Arbeit und Kampf, wage sich kühn in den  
Sturm.  
Theodor Körner.

Tiefer senkten sich die grauen Nebelschleier über Sibiriens eisbedeckte Gefilde, und dicke Schneewolken woben dem Auge sichtbar, das Leichentuch der im Todesfrost erstarrten Natur; kein funkelnder Stern entglomm des Himmels trüber Dämmerung, nur das Nordlicht drohte gleich einer strafenden Flammen-Ruthe am Horizont, und erhellte magisch schauerlich die grauenvolle Heimath der Verbrecher und des höchsten irdischen Jammers.

Wütend toste der Sturm um die einsame Hütte eines armen Verwiesenen, und rüttelte das niedre Fenster der Stube, in deren Räumen eine bleiche Frauengestalt am Feuerbeerde saß, das von schweren Sorgen gebeugte Haupt auf den Arm gestützt; ihre Züge trugen das Gepräge früh verblühter Schönheit, so wie der Abendröthe Schein die herbstlichen Blumen küßt, unendlich mildes Lächeln schwebte über den geschlossenen Wimpern, und um den feinen Mund, als ein Geschenk des mohnbefränzten Gottes, der mit seinen tröstenden Flügeln sie umrauschte, und freundlich neigte sich ein junges Mädchen über die Schläferin, schön und anmuthig wie ein Engel des Friedens und der Unschuld; eng umschloß die reizlose Tracht russischer Bäuerinnen den lilien-schlanken Bau, und ungeduldig, wie den gewohnten edlen Schmuck vermissend, drängte sich der hellblonden Locken lichte Glorie unter dem dunkeln, hochrothgebänderten Pelzbäubchen hervor, und koste um die blühenden Wangen. Voll kindlicher Besorgniß ruhten ihre wunderblauen Himmelsaugen auf der Gestalt der Schlummernden, und ängstlich hielt sie der Rosenslippen würzigen Hauch zurück. Da fuhr die Schlafende plötzlich, wie vom Geist der Ahnung aufgeschreckt, empor: es ist düster um mich her, rief sie, die Nacht bricht herein, und dein Vater ist noch nicht zurück, Paulowna mich erfasst ein namenloses Bangen, wie wenn ihn sein unheilbringendes Geschick ereilt hätte

auf der gefahrvollen Jagd, wenn er nimmer wiederkehrte, und uns allen ließe in diesen grauenvollen Steppen. Fasse dich, theure Mutter, fiel ihr die Jungfrau sanft tröstend ein, oft schon mußte er ja das Schreckliche bestehen, und stets führte ihn sein guter Engel unverfehrt in unsre Arme, fürchte nichts, gewiß bald kommt er wieder. Du hast Recht, meine Tochter, erwiederte Anna, der Himmel wird ihn, der seine unverdienten Leiden so stark und mutzig trägt, nicht unstergehen lassen. Ach Paulowna, mir träumte unendlich lieblich von entflohenen glücklichen Tagen, und als die reizende Täuschung verging, ergriff ein heißes Weh mein Gemüth. Wohl schmerzt es tief, aus schönen Träumen zur trüben Wirklichkeit zu erwachen, senzte das Mädchen, und legte die Hand, wie von leiser Erinnerung berührt, an ihre Stirn. Auch dich, du schuldlose Taube, entgegnete Anna wehmüthig, weckte schon des harten Schicksals Hand aus dem süßen Zauber der Jugendfreuden, drum tönt meiner Worte Sinn als ein klagendes Echo durch die Saiten deines armen Herzens, und in der Thräne, welche von der Wange rollt, spiegelt sich Fedors Bild. Nicht doch, flüsterte die Holde, sich schnell die Augen trocknend, sie stoß deinen Leiden, der unverschuldeten Schmach meines edlen Vaters. Es ist umsonst, versetzte Anna, du täuschest mich nicht, zu treu ist deine Seele, zu weich dein Gefühl, meine Paulowna, du hast den hochherzigen Jüngling nicht vergessen. Meine gute Mutter versteht ihr Kind nicht ganz, entgegnete die Jungfrau, ihre seidnen Wimpern senkend, vergessen kann ich Fedor nie, aber ich gedenke seiner wie eine Schwester des weitentfernten Bruders, mit stiller treuer Sehnsucht, ich traure um ihn, wie um den wärmern Sonnenstrahl, wie um des Frühlings schönen Blüthenschmuck, mit sanfter Wehmuth, und sein Bild will ich bewahren in meinem Herzen, bis es bricht; aber des Schmerzes Stachel senkt nur euer Weh in meinen Busen, meine Thränen fließen nur für euch, und gelingt es mir, des Vaters Antlitz, der Mutter Auge zu erblicken, bin ich unaussprechlich glücklich; so rief das Mädchen, mit hoher Rührung sich an die bleiche Anna schmiegend, und fester umschlang diese ihr liebliches Kind. Soll ich dir vielleicht ein Lied zur

Bälalaika singen, fragte Paulowna jetzt ablenkend, da immer neue heiße Thränen der Dulderin entquollen; ja thue das, wenn du es vermagst, sprach die Mutter bewegt, flügle mit deiner sanften Stimme die Minuten, welche meine Angst in ihrem Laufe festzuhalten scheinen, und während sie des Heerdes verlöschende Blut ansachte, ergriff die Jungfrau das Saitenspiel, und von leisen Mollakkorden begleitet, entschwebten des Liedes einfache Worte ihren Lippen.

Stürmt der Nord mit finstern Schwingen,  
Tobend am beeisten Belt,  
Blühet doch im warmen Herzen  
Eine schöne Frühlingswelt.

Laß den Thränenborn verfliegen,  
Keiner dunkeln Schuld bewußt,  
Gib die Liebe, gibt die Treue  
Dir zurück des Lebens Lust.

Aber plötzlich verstummend lauschte die holde Sängerin, und mit dem freudigen Ausruf, der Vater kommt, flog sie von ihrem Schemmel der Thür zu.

Düster trat der verbannte Wasloff, mehrere Zobel-felle in der Hand, ein, finster warf er die Beire der Jagd in einen Winkel, und hing die Kugelbüchse an die Wand, ein stummer Händedruck begrüßte Gattin und Tochter. Warum so ernst, lieber guter Paul, fragte im besorgten Tone die geduldige Anna, du warst heute ein glücklicher Jäger, setzte sie, mühsam ein Lächeln erzwingend, hinzu, und dennoch hat dein Auge keinen freundlichen Blick für uns. Kann euer Anblick mich erfreuen, entgegnete er, von der tiefsten niedrigsten Armuth umgeben, in einer elenden Hütte, kaum vor den Schrecken des Unwetters geschützt, muß ich das Theuerste des Lebens sehen, die tugendhafte, engelsumme Gefährtin meines Daseyns, dich, welche ich in Glanz und Schimmer zum Altar führte, herabgestürzt in endlosen Jammer mein holdes Kind, die schöne reiche glückliche Braut des stolzen Grafen Ostrowsky tritt mir in dem Gewand einer leibeignen Magd entgegen, ach! da wird das Entzücken, euch zu umfassen, zum Todesschmerz, der mich verzehrt und tödtet. Verbanne die finstern Gedanken theurer Vater, hat in ihren weichsten Flöten-tönen Paulowna, wir sind nicht unglücklich, nicht verlassen, so lang du bei uns weilst, nur wenn Gefahr dein liebes Haupt umstürmt, in den eisigen Wäldern und Schluchten, dann bangt uns sehr, aber kehrt du unverletzt und kräftig wieder, vermißt die Mutter den glänzenden Pallast in Petersburg gewiß nicht, und ob Paulowna in Sammt oder Tuch gekleidet geht, das gilt ja gleich; dein Mädchen ist nicht eitel, guter Vater, drum Sorge nur für dich, und wärme deine Hände an der lodrenden Heerdesflamme, denn du bist müd und vom Nordwind erstarrt. Ich danke dir für deine Sorgfalt, meine Tochter, erwiderte Wasloff, aber kein irdisches Feuer verscheucht den Frost, der mich schüttelt, den Schauer der Seelenangst, welcher meine Gebeine durchrieselt. Um Gott Paul, was ist dir wiederfahren! rief Anna händeringend. Heute ist die Frist veronnen, versetzte er, morgen soll ich der Krone den Zoll entrichten und vermag es nicht, bin aufs neue den grausamen Mißhandlungen dieser Barbaren ausge-

setzt, muß mich vielleicht von euch trennen. Da verbüllte seine Gattin ihr Haupt, und blaß gleich einer weißen Rose, warf sich das zitternde Mädchen in des Vaters Arme; und ist keine Rettung möglich, flüsterte sie aus schwerkgepresstem Busen, das große, in hellen Perlen leuchtende Auge zu ihm erhebend? Keine, antwortete er dumpf, wenn nicht ein Engel aus lichten Höhen erscheint, uns zu helfen in der höchsten Noth. Ach, nun wird es schrecklich klar vor meinen Sinnen, flugte Paulowna, schon zweimal war heute Iwan Petrowitsch in unsrer Hütte, und forschte mit wildem Ungestüm nach dir. Er ahnet mein Unglück, entgegnete Wasloff, und sehnt von höllischer Schadenfreude besetzt, die Stunde herbei, in der es ihm gestattet ist, als Aufseher der Verwiesenen sein Opfer zu ergreifen. Weh uns, rief das Mädchen, die Hand auf das ängstlich schlagende Herz pressend, ich höre Männertritte, barmherziger Gott! sollte dein Peiniger schon nahe seyn? Bleib ruhig, armes Kind, sprach der Vater, das scheint nicht der schwere polternde Schritt des grausamen Kerkermeisters dieser Wüste. Da öffnete sich die Thür, und ein verbannter Unglücksgefährte Wasloffs trat ein, vor Eile glühend, beinahe athemlos. Was willst du noch so spät bei mir, Alexis? fragte ihn dieser mit ruhigem Ernste. Dich retten, rief der verwiesene Jüngling heftig, du bist unfähig, der Krone den Tribut zu entrichten, ich weiß es; aus Krankenlager gefesselt, konntest du der strengen Pflicht nicht folgen, Iwan Petrowitsch ist auf dem Wege, dich ins Verderben zu stürzen mit den Deinen, aber ich komme von freudigem Muth besetzt, dich aus den Klauen dieses Tigers zu befreien, denn ich ehre und liebe dich wie meinen Vater, drum verschmähe die Hand nicht, welche ich dir biete, stoße mich nicht zurück, versprich mir das. Ich danke dir für deine Theilnahme, erwiderte dieser, aber noch ist es mir fremd, ob ich deine Hülf annehmen darf, drum rede mein Sohn, wie denkst du einen Unglücklichen zu retten, der sich selbst aufgegeben, — und strebt dein Wort nicht gegen Recht und Pflicht, so werden unsre Bonnetbränen dich segnen.

Du weißt, mich führte kein Verbrechen in dieses Jammerthal, begann der Jüngling, doch schuldlos bin ich nicht, jugendliche Thorheiten stürzten mich, mir fehlt das selige Bewußtseyn, welches deines Lebens Engel ist, ganz frei und tadellos vor dem Thron meines innern Richters zu stehen, so wie du, den nur Verläumdung aus den zürnenden Blicken unsrer Monarchin bannte; o glaube mir, Wasloff, du bist sehr glücklich, den die Knute ist Wohlthat gegen das Gefühl, sein eignes kirtres Leid verschuldet zu haben, aber leise nur brannte mich diese Pein, bis ich zum ersten Mal in die schönen frommen Augen deiner Tochter sah, und dann beschämt die meinen an den Boden hesten mußte. Schweigt, ich bitte euch, rief Paulowna erröthend und Wasloff sprach in finstern Unmuth die Stirne faltend: zur Sache, junger Mensch! der Tochter Augen haben mit den drohenden Stürmen nichts zu schaffen, die über des Vaters Haupt heraufziehen. So hört mich nur, fuhr der Jüngling fort, da flehte ich oft mit heißer Innbrunst zum Himmel um ein Mittel,

wie ich mich ihres Anblicks und deiner Freundschaft werth machen könnte, und sieh, ich glaube, die Stunde ist gekommen. Während dich das Fieber an die Matte fesselte, zog ich, ein rüstiger Jäger, hinaus, und reiche Beute ist mir geworden, fünfzig Zobelselle liegen mir zur Kronabgabe bereit, noch diese Nacht schaffe ich, was dir fehlt, in deine Hütte, du bist frei, und ich gehe morgen freudig der Kerker Nacht entgegen, denn in meiner Brust lebt das selige Gefühl, Paulowna verachtet mich nicht mehr. Hobe heilige Nührung wallte in dem Busen der lieblichen Jungfrau, und stiller Segen leuchtete aus Annens Augen, aber mit weichem Ton, eine Thräne zerdrückend, sprach Wasiloff: sieh Alexis, wie recht ich that, dir nicht vorschnell zu versprechen, ich hätte sonst zum ersten Mal mein Wort brechen müssen; du kannst nicht fordern, daß ich eingehe in deinen Entwurf, wenn du mich liebst, das reine Bewußtseyn welches du selbst den Engel meines Lebens nanntest, würde mir dann fehlen auf immerdar, könnte ich einen Schuldlosen einen edlen Freund als Opfer hingeben, mein Haupt zu bewahren vor der Strafe, die mich hart, aber doch gerecht trifft, ob versäumter Pflicht. O ich kannte dein stolzes Herz, Paul Wasiloff, rief schmerzlich der Jüngling, mir ahnete wohl, daß es so kommen würde, helft mir gute Mütter, holde Paulowna, helft mir bitten. Wir können ihn zu keiner Ungerechtigkeit verleiten, antwortete Anna mit sanftem Ernst, und mühte unsre ganze Erdenfeligkeit untergehen in dem schweren Kampf gegen eure jugendliche Großmuth. Höre mich, Alexis, sprach Wasiloff nach einer Minute, welche in bangem Schweigen zerfloß, und sagte bewegt seine Hand. Ich blicke tief in dein Gemüth, und es thut mir sehr weh, den edlen Sinn, der mir wohl will, schmerzlich zu verwunden, doch ich muß, so sey es denn, das Mädchen dort, mit den hellen frommen Augen, scheint die Flamme deiner Schwärmerei angefaßt zu haben, aber meine Tochter ist verlobt, und hat auch des Vaters fästres Geschick vor der Welt das zarte Band gelöst, umfaßt es doch noch fest und innig ihr Herz mit süßer Zaubermacht. Wie du mich verkennst, unterbrach ihn der Jüngling, meinst du, ich könnte glauben, diese Perle aller Jungfrauen würde je ihre Liebe einem Unglücklichen geben, der zur Züchtigung nach Sibirien gesendet ward? und wolltest du ihre Hand in die meine legen, so würde ich zurücktreten und sprechen, Vater ich bin deiner Rose nicht werth; mein Engel in der Wüste ist Paulowna und wird es bleiben, ihr Auge mein Himmel, wo sie wandelt erblühen mir Paradieses Blumen aus dem ewigen Schnee, in ihrem Lächeln geht die Sonne über diesen Steppen auf, mit goldner jugendlicher Herrlichkeit; und Fedor läspelte das Mädchen, von den Liebestönen in schöne Träume gewiegt, da öffnete sich die Thür, und halbbetrunken, die Branntweinflasche in der Hand, taumelte der wilde Zwan herein.

Es da gibt es Gesellschaft, wie ich sehe, höhnte er, man singt wohl gar, schlägt die Balalaika, und läßt den lieben Gott walten über Jagd und Zobelzang, wer hat dir erlaubt so spät noch deine Hütte

zu verlassen, Tangenichts, fuhr er jetzt den Jüngling an, packe dich und sey bereit auf den Besuch der Knete. Dunkle Purpurflammen schlugen in Alexis Wangen empor, krampfhaft ballten sich seine Hände, aber unfähig Paulownas süßem Schmeichellaut zu widerstehen, welche ihn bat den Unhold nicht zu reizen, in dessen Gewalt ihr Vater war, stürzte er schweigend in die finstere Nacht hinaus. Nun euer sauberer Gast fort ist, grinste Zwan, wollen wir an unser Geschäft gehen. Morgen, wie ihr wissen werdet, fällt die Lieferung der Abgaben, und so erfordert meine Pflicht nachzusehen, ob alles in Ordnung ist; ihr habt fünfzig Zobelselle zu entrichten, damit trat er in den Winkel und zählte. Wie, tobte er, dreißig Felle nur? beinahe die Hälfte fehlt? Paul Wasiloff das wird euch schlecht bekommen. Ich war krank, das wißt ihr selbst, erinnerte ihn der Geschmähte, konnte lange der Jagd nicht folgen. Kümmert mich nichts, erwiderte Zwan mit schneidender Kälte, meine Odre lautet, richtigen Empfang der Abgaben oder — Nun? fragte Anna gespannt: fürs erste ins Gefängniß, dann in die Bergwerke. Großer Gott, jammerte sie, welcher Ausspruch! Seyd barmherzig, flehte das Mädchen. Ich habe keine Schonung von euch erwartet, entgegnete Wasiloff, und werde mich nicht herabwürdigen. fruchtlose Bitten an euer Marmorherz zu verschwenden. Hochmüthig seydt ihr, das muß man euch lassen, spottete Zwan, man sollte wahrhaftig nicht glauben, daß ein Verwiesener vor seinem Aufseher, gleichsam vor seinem Herrn und Gebieter, steht. Seit Rußlands große Monarchin mich verstoßen, erkenne ich nur noch ein Wesen über mir, sprach Wasiloff mit einem frommen Blick zum Himmel, den ewigen Gott, der mich gnädig beschützen wird, und mir Kraft geben zu leiden und zu dulden.

Anna, schluchzte Paulowna, und umfaßte den Vater mit kindlicher Zärtlichkeit. Ist es nun genug gefaselt, drohte Zwan, beliebt es euch mir Antwort zu geben oder nicht? wollt ihr den Abgang bis morgen ersen oder in den Kerker wandern? Ich vermag es nicht, sprach Wasiloff, ich habe weder Gold noch Freunde, ich habe nichts als mein Leben. Und eine wunderhübsche Tochter, setzte Zwan hinzu, kommt ein bißchen näher, Jungfer Paulowna, und ste zum Herde ziehend fuhr er fort, seht mir nur das feine Lärchen, den schlanken Wuchs, die lieben Neuglein, und das wäre nichts? Laßt mich, Zwan Petrowitsch, rief das Mädchen sich unwillig los machend. Was habt ihr mit meinem Kinde? fuhr Wasiloff auf, sie ist frei, und weder euch noch der Krone etwas schuldig. Nu, nu, nur nicht spröde gethan, murrte er, ich sag es euch jetzt einmal frank frei und heraus, gebt ihr mir die schmucke Dirne zum Weib, so will ich mit meinem Geld eurer Noth ein Ende machen, weigert ihr euch, so wißt ihr euer Schicksal, und damit Gott befohlen. Bleich wie Wachs, sank die Jungfrau in ihrer Mutter Arme. Auf dein Wohlsein schönes Bräutchen! schrie im trunkenen Uebermuth der Abscheuliche und leerte den Rest der Flasche, morgen hole ich mir das Jawort ab. Schweigt, Zwan Petrowitsch, zürnte Wasiloff, mit eurer tollen Forderung, ins Gefängniß könnt ihr mich

führen, das weiß ich nicht zu hindern, aber meine Tochter laßt aus dem Spiele. Lieber wollt ich dem Kind die Todtenkrone flechten, fiel Anna schauernd ein, als euern rohen Händen diese zarte Blume anvertrauen. Werdet euch schon anders besinnen, lachte er, und wollt ihr nicht, kann ich nicht helfen, dürft mich dann nicht grausam schelten; das seine Töchterchen liefert den Vater selbst in die Bergwerke, wenn sie Nein sagt, also sey klug, Täubchen, gute Nacht. Und in einen wilden, beinaß tonlosen Gesang ausbrechend, dessen Worte auf der lallenden Zunge erstarben, verließ er die Stube. (Fortsetzung folgt.)

### Feuerdichte Kleidung.

Die Versuche, welche Aldini vor Kurzem in London mit den von ihm erfundenen feuerdichten Kleidern gemacht hat, sind zur Bewunderung aller Augenzeugen ausgefallen, und verdienen auch in Deutschland Nachahmung zu finden. Die Kleidung, womit derselbe den Flammen Trotz bietet, besteht aus einem Unterkleide und einer Kappe von Asbest, und einem Oberkleide von Drahtgeflecht. Die Hände sind durch diese Asbesthandschuhe, die Augen durch Scheiben von Marienglas, das bekanntlich einem starken Hitzegrad widersteht, geschützt. Durch das Oberkleid von Draht, welches ungefähr um die Dicke einer Hand von der innern Asbestkleidung absteht, wird der Andrang des Feuers von der letztern zurückgehalten, da bekanntlich — nach der auch bei der Davy'schen Sicherheitslampe angewandten Erfahrung — die Flammen durch die Oeffnungen eines feinen Drahtgewebes nicht durchdringen. So bleibt die Luft, die sich zwischen den beiden Kleidungen befindet, unverdrängt, und das Athemholen kann eine geraume Zeit hindurch ohne Beschwerde fort dauern. Das Asbestgewebe ist ohne Beimischung irgend eines fremden Stoffes. Früher wob man dasselbe mit Hülfe von Flachs und Del, aber Aldini fand, daß die Fäden des Asbests sich durch die Dämpfe des kochenden Wassers erweichen und dann leicht verarbeiten lassen. Er hat auch Seile daraus verfertigen lassen, die bei Feuerbrünsten ganz vorzüglich nutzbar werden können. Bei den angestellten Versuchen blieben die mit diesen feuerdichten Kleidungen versehenen Leute über 9 Minuten mitten in den Flammen. Als man sie nachher entkleidete, war ihre körperliche Temperatur nur 5 Grad gestiegen, und keiner klagte über den Einfluß der Hitze. In 8 Minuten kann ein Mann sich mit allen erforderlichen Stücken bekleiden. Als besondere Hülfsmittel dienen noch ein mit Draht bezogener Schild, um Ströme von Rauch abzuhalten, ein Kasten, mit Asbestgewebe bedeckt, um verbrennbare Gegenstände darin wegzutragen, und ein Korb, mit Drahtgeflecht bezogen und bedeckt, um Kinder darin durch das Feuer zu tragen. In dem letztern wurde bei dem angestellten Versuche ein Kind mehrere Mal durch eine Feuerbrunnst getragen, ohne daß es den mindesten Schaden litt.

### Lulworth Castle,

der gegenwärtige Aufenthalt Carls X., dicht bei dem Städtchen Lulworth in Dorsetshire gelegen, und auf der Stelle des alten Castells desselben erbaut, ist ein prachtvolles Gebäude und der Landsitz des Hrn. Ths. Weld (des Bruders oder Veters des Cardinals.) Die Hauptfronte, welche nach Osten liegt, ist mit Statuen sehr geschmackvoll decorirt, und die, erst vor einigen Jahren erbaute Kapelle ein ungemein schönes Gebäude. Das ganze Innere des Schlosses ist mit großem Geschmack verziert, und es befinden sich mehrere sehr treffliche Gemälde darin. Die Güter und Ländereien, welche zum Schlosse gehören, haben einen bedeutenden Umfang. Eine Reihe von Gebäuden, welche etwa eine engl. Meile von dem Schlosse liegt, ist von Hrn. Weld zur Aufnahme einer gewissen Anzahl von Trappisten eingerichtet worden, die von Frankreich herübergekommen sind und hier den Regeln ihres Ordens mit aller Strenge obliegen, und der großmüthige Besitzer hat ihnen ein Stück Landes eingeräumt, mit dessen Anbau sie sich in den Mußestunden, welche ihnen ihre Ordenspflichten übrig lassen, beschäftigen.

### Anekdoten aus Paris.

Aus den Tagen des 27., 28. und 29. Juli.

Ein wohlgekleideter Mensch ward ertappt, als er einem Nationalgardisten, der neben ihm geblieben war, die Uhr aus der Tasche zog. Ein Bürger aus der Vorstadt nahm dieß sogleich wahr, und feuerte seine Pistole auf den Dieb ab, mit den Worten: „Wenn man für die Freiheit sichts, und an's Stehlen denkt, dann verdient man nicht länger zu leben! Fort mit Dir!“ Der Dieb stürzte getödtet zu Boden.

Zwei Arbeiter bemächtigten sich bei der Einnahme der Tuilerien eines Portefeuilles, worin eine Million in Banknoten enthalten war. Sie lieferten es ab, ohne das Mindeste zu unterschlagen, und wollten selbst nicht einmal ihre Namen nennen.

Am dem ruhmvollen Tage vom 29. Juli warf ein Soldat von der königl. Garde seine Flinte und seine Uniform von sich, trat sie mit Füßen und zerfloß in Thränen. Der Unglückliche hatte, als er auf das Volk schoss, seinen eigenen Vater getödtet!

Ein Engländer, der im Hotel Maurice wohnt, focht am 28. und 29. mit dem Volke. Sein Enthusiasmus und sein Muth hatten die Bürger so sehr begeistert, daß sie ihn einstimmig zu ihrem Hauptmann wählten. Dieser tapfere Fremde führte sie mit einem Eifer, dem nichts gleich kam, ins Feuer, und gab sein Kommando nicht eher auf, als bis er sah, daß die Ruhe völlig hergestellt war.

Man sagt, daß die Königin v. England, als sie zum ersten Male das Schloß in Windsor betreten, und so vielen mit Flitterstaat bekleidete Leute gesehen, gefragt habe, ob dieß Bedienten wären? und als man ihre Frage bejahend beantwortet, gesagt habe: „dann müssen sie nach Busby gehen, um zu lernen, wie sie sich anziehen sollen.“

# Blätter

tür

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 20. September 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 38.

### Heldenmuth aus Liebe.

(Schluß.)

Gelobt sey Gott, er ist fort, seufzte Paulowna sich aufrichtig, aber was hilft es dir, armes Mädchen, morgen kehrt er wieder, und führt die Braut heim, setzte sie wie im Fieberfrost erbebend hinzu. Nimmer, rief Anna, erhält er deine Hand. Dich quälten Schrecken der Fantasie, mein theures Kind, sprach Wasiloff, zu köstlichen Preis fordert der wahnsinnige Thor, er soll und darf ihm nicht werden. Die Tochter liefert den Vater in die Bergwerke, wiederholte zusammenschreckend die Arme. Du bist mein liebes frommes Mädchen, versetzte dieser, der Unmensch hat dein weiches Herz empfindlich getroffen, doch auf solche Weise will ich nicht gerettet seyn, und befehle dir nie mehr an den Vorschlag zu denken, welchen die Hölle selbst ihrem Abgesandten einflüsterte, ja feierlich sey es dir gelobt, Paulowna, ehe geht mein Weg durch die dunkle Pforte, die zur lichten Heimat führt, wo jedes Leid der Erde endigt, ehe ich diesen Pfad zur Rettung betrete, und tiefbewegt, ihre Stirn küssend, eilte er mit raschem Schritte in die anstoßende Kammer. Klagend streckte sie ihm die schönen Lilienarme nach, und zur Mutter gewendet, sprach sie, in wehmüthig bangen Tönen: Ich muß doch des rohen, grausamen Zwangs Gattin werden, gewiß, ich muß, in meine Hand legte das Schicksal die Würfel, welche des Vaters Loos entscheiden, sie müssen zur Rettung fallen, oder mein Friede ist verloren hier und dort.

Du darfst deine Freiheit nicht verschenken, erwiderte Anna, dich bindet der Verlobungsring, du bist Fedors Braut. Weh mir, er ist auf ewig für mich verloren, schluchzte sie, und mit ihm des Lebens süßes Glück, drum laß mich das freudenlose Daseyn geduldig opfern zu des Vaters Heil. Vertraue, glaube und hoffe, arme Paulomna, tröstete die Mutter ihr verzagendes Kind, und geh jetzt schlafen, liebes Herz, du bist erschöpft und thänenmüde, das Feuer ist erloschen, und der Nordwind braust durch die Fensterspalten, geh zur Ruhe, meine Tochter. Gute Nacht, lispelte das

Mädchen, und glitt aus den liebenden Armen auf die Knie nieder, da schwebte die Andacht in lichter Strahlenglorie über dem Haupt der Lieblichen, ihren Frieden trüffelnd in die schuldlose Brust, und süßend des Busens heißes, unendliches Weh, lächelten himmlische Engel herab auf die holde Betherin und trockneten mit säuselndem Flügelschlag ihre Thränen. Bald senkte sich des Schlummers magische Rosenwolke auf Paulownas Augen, leise wie fernes Harfenlispeln berührte des Sturmes Getöse ihr Ohr, und bunte Träume umflatterten das ärmliche Lager, prophetisch reichte ihr der Genius der Liebe einen Myrthenkranz, nach welchem Iwan Petrowitsch mit rohen Händen faßte, und als sie dem Schrecklichen entfliehen wollte, wie ein schicksalernes Reh dem tödtenden Pfeil, da zerfloß das finstere Bild, und Fedor schmückte ihre Locken mit der bräutlichen Krone.

Trübe ohne Glanz und Blut blickte der graue Tag aus dichten Schneewolken, da erwachte die Jungfrau, und schwerer senkte sich des Schmerzes Wucht auf ihre selig athmende Brust, von namenloser Angst befeelt sprang sie auf und trat an's Fenster, tief beklommen in die Winterlandschaft hinausstarrend. Trauernd bot ihr die eintretende Anna den Morgenruß, und zur Reise gerüstet, erschien Wasiloff an der Thür der Schlafkammer. Bist du schon wach, meine Tochter, sprach er sanft, da noch des erblindeten Lichtes matter Schein kaum dein Auge küßt, und laut weinend flog das Mädchen an seinen Hals. Beruhige dich, mein Kind, hat er mit weichem Ton, laß mich nicht so von dir scheiden in trostlosem Jammer. Ja, meine Theuern, jetzt, jetzt will ich Abschied von euch nehmen, nicht dann wenn die Robheit des Barbaren, der mich aus euren Armen reißt, jedes fromme Gefühl der Liebe im Busen läßt, jede Nerve spannt zur Verzweiflung. Ihr seyd beide frei, kehrt nach Petersburg zurück, euch zürnet die Monarchin nicht, und Graf Ostrowsky wird seine Braut und ihre edle Mutter schützen, meine Gattin, meine Tochter, ihr die ihr stets das eigne Glück wieder findet in dem meinen, gebt mir den Trost in das Gefängniß mit, daß ihr einem schönern Daseyn entgegen geht. — Paul, du töde

fest mich, klagte Anna und halb ohnmächtig ruhte die Jungfrau an des Vaters Brust. Da trat mit eilfertigen Schritt Zwan Petrowitsch in die Stube, und fragte mit trotzigem Tone, nun wie ist's, habt ihr euch besonnen? führe ich die Braut zum Altare oder den Vater in den Kerker? Und ohne ihm zu antworten legte Wasiloff die bleiche Lilie in Annas Arme; Mutter, tröste dein Kind, sprach er gerührt, daß es nicht vergeht in seinem Weh, und nun lebe wohl, gedenk meiner letzten Worte! Da riß das Mädchen in wilder Hast sich los, und auf den grausamen Mörder ihrer Ruhe zuweilend, rief sie, ja ich bin entschlossen, nehmt meine Hand, aber bald, setzte sie gefaßt hinzu, ebe ich — sterbe. Seht ihr, rief Zwan frohlockend, daß klingt anders, die Kleine ist wahrhaftig vernünftiger als ihr, und soll dich nicht reuen, Schätzchen, sollst gute Tage haben, bist eine allerliebste Hexe, aber säume nun auch nicht das Verlobungsmahl wartet, komm mein Täubchen. Sie spricht im Fieberwahnsinn ihres Schmerzes, zürnte Wasiloff, denn ich schwöre euch bei dem reinen Engelsherzen, das ihr mit eurer harten Hand brechen wollt, nimmer soll meine einzige geliebte Tochter eurer Bosheit zum Raube werden. Zurück von ihm, Paulowna, mein gehorsames Kind, ich befehle es dir in der heiligen Stunde der Trennung, und nun fort mit euch. Ja fort mit euch, wiederholte wie ein gräuliches Echo, der in Wuth Schäumende, fort mit euch in die Berge, werke, oder ich will nicht Zwan Petrowitsch heißen; da warf sich Anna lebend vor ihm zur Erde, und die Jungfrau umfaßte seine Knie mit Tönen der Verzweiflung, aber wild und grausam wie ein entfesselter Tiger, riß er seinen Gefangenen nach der Thür, welche sich in diesem Augenblick öffnete. Und von Wache umgeben trat der Gouverneur in die Stube. Euer Erzellenz, hier? — stammelte Zwan erblaffend, und beugte sich in slavischer Demuth. Gnade, rief Paulowna, die gesfalteten Hände gegen den fürstlich hohen Greis erhebend. Gerechtigkeit, meine Tochter, sprach er, liebreich milde sie erhebend, mit einem strengen Blick nach ihrem Peiniger, soll euch im vollen Maße werden, und nun redet, Zwan Petrowitsch, was hatte die Scene zu bedeuten, deren Zeuge ich wurde? Der Verwiesene Paul Wasiloff kann die Kronabgabe nicht entrichten antwortete der Betroffene, so kam ich ins Gefängniß ihn abzuführen, wie es meine Pflicht — die habt ihr verletzt, unterbrach ihn der Gouverneur mit ernster Majestät, eure Pflicht erheischt Anzeige an mich, und dann Erfüllung meines Ausspruches; ihr habt eigenmächtig gehandelt und seyd strafbar, denn ich bin der Herr und ihr seyd der Knecht. Tief neigte sich Zwan und wollte schweigend und still ergrimmt die Hütte verlassen; aber halt! rief der Gouverneur, wir sind noch nicht fertig, seyd ihr sonst in keiner Absicht gekommen, fuhr er fort, als der Kronabgabe willen? Nein, Euer Erzellenz, entgegnete er mit frecher Stirne. Heuchler, elender Lügner, donnerte Graf Rosinsky, du bist entdeckt, im trunkenen Muthe hattest du dich verathen an ein Herz, das besser schlug als das deine; erpressen wolltest du des blühenden Kindes Hand von dem zum Tode geängstigten Vater, zum Fluch sollte

der kindlichen Liebe heiliger Segen der Jungfrau werden; fort mit dir, Schändlicher, aus meinen Augen, in des Kerkers Nacht, welche du deinem Opfer bestimmtest. Und von der Wache fortgeführt knirschte Zwan und schlug sich wüthend vor die Stirne.

Ihr staunt, wie so alles mein Ohr erreichte, was ihr wohl nimmermehr vermuthet, wandte sich der Gouverneur zu den Geretteten, aber ihr habt einen treuen Freund, Paul Wasiloff, unter euren Unglücksbrüdern. Gestern noch spät verlangte ein Jüngling mit dringender Angst mich zu sprechen, und kaum zu mir geführt, warf er sich auf die Knie und flehte um Gnade für euch; mit seinen Bitten, seinen Thränen, hat der arme Verwiesene die Wachen bestochen, daß sie ihm den Eintritt gewährten in mein Haus; er entdeckte mir Zwans niedrigen Plan, welchen der Bösewicht ihm vertraut, und ich säumte nicht, das schuldlose Mädchen zu beschützen vor des Satans Lücke. Was die Kronabgabe betrifft, so ist sie euch für diesmal erlassen, denn ihr ward krank, wie mir der Jüngling betheuert, das verdient Nachsicht. Dank, ewigen Dank, unserm edlen großmüthigen Retter frohlockten Anna und Paulowna, seine Kleider und Hände mit Küßen und Thränen deckend. Und mit einem Blicke zum Himmel, rief Wasiloff, der ewige Richter dort oben, schreibt diese That, und mein Entzücken, daß ich nimmer auszudrücken vermag hienteden in sein goldnes Buch. Aber laßt mich, Kinder, erwiderte der Gesegnete, dankt dem armen Alexis Kasanow, welcher in der grimmigen Kälte, in finsterner Nacht, weder Gefahr, noch Strafe scheuend, mich aufsuchte, und für euch bat, wie ein Sohn für seinen Vater, wie ein Bruder für die geliebte Schwester. Bei diesen Worten trat eine Ordonnaiz in die Hütte, meldend, ein kaiserlicher Offizier, kaum von Petersburg angelangt, fordere dringend den Herrn Gouverneur zu sprechen, und habe, glühend vor Ungeduld gebeten, ihn an den Ort zu führen, wo Se. Erzellenz sich befinden. So laßt ihn eintreten, befahl dieser, daß er seine Papiere mir übergebe, und hat er mündliche Aufträge von Wichtigkeit, dann entsfernt ihr euch wohl, gute Leute. Da flog die Thür auf, und ein hochschlanker, blondgelockter Jüngling, schön wie der jugendliche Kriegsgott, einen leuchtenden Orden auf der Brust, eilte in die Stube. Fedor! tönte es von den Lippen der Jungfrau, wie ein West durch goldne Harsensaiten zittert, und in der Ohnmacht dunkeln Schleier hüllte der Wonne Uebermaß die Liebliche.

Mein Sohn, mein theurer Sohn! riefen Anna und Wasiloff vereinigt, die Arme ihm entgegen breitend. Vater, Mutter, Paulowna, meine geliebte Braut, jauchzte der selig Ueberraschte und empfing die erblaßte Rose. Ich habe dich wieder, du Kleinod meines Herzens, du, der meine Sehnsucht in die Wüste folgte, meine, meine Polowna! Und gerührt setzte der Gouverneur hinzu, du hast mich heute gezwungen zu strafen, Herr, aber reichlich wird mir vergolten durch diesen Anblick. Da überflog ein heller Purpurschimmer des Jünglings Antlitz. Vergebung, Eure Erzellenz, daß ich in meinem

Entzücken vergaß, was mich in diese Hütte führte, Ihre Entschuldigung, unterbrach ihn freundlich der edle Greis, spricht mein Herz, das menschlich fühlt und schlägt, nur sagen sie ob ihr Auftrag Zeugen duldet. Ja die Theuern dürfen, müssen es hören, rief Fedor, ein versegeltes Paquet in seine Hände legend. Als das Mädchen die wunderschönen Augen aufschlug und mit holden Liebestönen lispelte: Weilest du noch hier, schönes Bild der Lust, o entfliehe mir nicht zu schnell, höre mein Flehen! laßt mich sterben in diesem süßen Traum ihr himmlischen Engel! — Lebe Paulowna, erwiederte Fedor, mein Daseyn mir zum Paradies zu schmücken, denn kein Phantom ist meine Liebe, das dich täuscht, sie ist rein und fromm, und treu wie du selbst, und nichts mehr soll mich von dir trennen. Da begann der Gouverneur, nachdem er mit frohem Staunen die Depeschen durchgelesen, ich wünsche Ihnen von ganzer Seele Glück Graf Wasloff, sie sind frei, ihre Unschuld wurde anerkannt, und aufs neue belehnt mit allen ihren Gütern, eingesetzt in die Aemter und Würden, welche sie sonst bekleideten, ruft der Monarchin gerechte Milde den Verkannten zurück. Erbleichend schwand des Lebens warmer Schein aus Wasloffs Antlitz, und jener, der das Leid mit wunderbarer Kraft ertrug, schien nun der Freude zu erliegen. Nein, sprach er, sich an die Stirne fassend, es ist nicht möglich! es kann nicht sein! — so aus der tiefsten Noth emporgehoben, auf der Seligkeit schönsten Gipfel, nein, mir träumt von wiedergegebener Ehre wie meinem Kind vom holden Liebesglück, aber, wäre es wirklich so, rief er plötzlich in stürmisches Entzücken übergehend, meine Anna, meine Tochter, sagt, das es war ist, wiederholt es tausend Mal, daß die Schmach von meinem Haupt genommen, daß ich nicht mehr verbannt bin, und geächtet und verachtet. Fühle es an unsern frohen Thränen, an den freudig schlagenden Herzen deiner Kinder, jubelten Fedor und Paulowna ihn umschlingend. Und tief bewegt, aber still und unbemerkt entfernte sich der Gouverneur, die Glücklichen allein zu lassen mit ihrer Wonne.

Freundlich wie Mondenshimmer ruhten Paulownas Augen lange auf des Jünglings herrlicher Gestalt, aber zweifelhaft das Cokenköpfschen schüttelnd, stütete sie mit Nachtigallentönen: Immer enger umstrickt mich die Angst, daß dennoch ein süßer Wahn meine Blicke täuscht, je mehr ich dich betrachte, du trägst Fedors Züge, sein Lächeln begrüßt mich, seiner Stimme weicher Klang schmeichelt meinem Ohr, aber nimmer im Gewand des Friedens, wie sonst, ein leuchtender Krieger, steht das geliebte Bild vor mir, und ich glaube mich unwillkürlich in die schönen Märchen versetzt, welche mir die Mutter zur Laute sang, da ich noch ein Kind war. Die Liebe hat mich mit dem Schwert umgürtet, holdes Mädchen, fiel ihr der Jüngling ein. Und erzähle doch, mein Sohn, hat Anna, wie sich alles so wunderbar fügte, denn auch mir schwirrt es vor den Sinnen als wär' ich fieberkrank. Ja, rief Fedor Drowsky, hört mich, ihr Theuern, hört es, wie des Schicksals Wechselkuth mich trug auf ihren dunkeln Wogen, bis der kleine geflügelte Gott mit seinem goldnen Ruder mei-

nen Rachen in den Port lenkte. Und am niedern Feuerheerd gelagert, in der ärmlichen sibirischen Hütte, begann der heldenmüthige Vertheidiger seines Vaterlandes die Kunde entflohnener Tage. Als ihr abgereist nach dem schrecklichen Ort eurer Bestimmung, sprach der Jüngling, verglomm meines Lebens schöner Stern in tiefer grauenvoller Nacht, ausgeblüht hatten mir der Jugend Freuden, ich fühlte nur Paulownas Verlust und meinen unendlichen Schmerz; da gewährte, ergriffen von des Sohnes erlöschenden Augen, von den zum Tode erbleichenden Wangen, der Vater meinen heißesten Wunsch, und erlaubte mir, in Kriegsdienste zu treten; er hoffte, des Soldatenlebens buntes Treiben würde den Stachel nehmen aus meiner tiefen Herzenswunde, aber ein anderes höheres Ziel schwebte vor des Liebenden Blicken; thatenkräftig wollte ich mir der großen Monarchin Huld erringen, zum Pfand für Graf Wasloffs Freiheit; Paulowna wollte ich erkämpfen oder verblutend untergehen. Mit den Freiwilligen zog ich aus, den Rebellen Jugatschew gefangen zu nehmen, und seine furchtbare Bundesbrüder; wir überfielen sie in der Nacht; wüthend vertheidigten sich die Angriffenen, denn sie hatten das Leben eingesetzt in dem blutigen Spiel, und es war verloren, wie die Loose fallen mochten. Aber mein verzweifelter Liebesmuth, meiner Kameraden tollkühnes Jugendfeuer siegte; sie wurden überwunden, und der General gebot ihrem Anführer sich zu ergeben. Da zog er meuchelmörderisch mit höllischer Gewandtheit eine Pistole hervor und setzte sie zur Antwort auf des Helden Brust. Jetzt winkte mir das Glück im entscheidenden Moment, jetzt Paulowna war meine Liebe mir gnädig. Ein Säbelhieb lähmte die Hand des Schändlichen, mein General war gerettet, und der Aufriührer in unsrer Gewalt. Unendlich mild und gütig empfing mich die Kaiserin, als ich mit der Siegesbotschaft vor ihr Antlitz trat. Ihr habt mir eine frohe Nachricht gebracht, Graf Drowsky, sprach die hohe herrliche Frau, nennt mir einen Wunsch, dessen Erfüllung euch Freude macht, und er sey im Voraus gewährt. Und ich flehte nicht um Gnade für dich, mein Vater, nein, nur um strenge Untersuchung deiner gerechten Sache. Ihr habt mein kaiserliches Wort, entgegnete die Monarchin, das ich nimmer brechen werde, doch ich fürchte, der Richter Ausspruch muß ihn zum zweiten Male verdammen. So ward ich entlassen. Aber nach kurzer Zeit aufs neue zur Audienz gerufen, fand ich Rußlands große Beherrscherin ungewöhnlich ernst und trübe. Eine Wolke stiller Wehmuth umhüllte ihr Antlitz. Graf Wasloff ist unschuldig, rief sie mir entgegen, ich ward schrecklich getäuscht, aber weh allen jenen, welche die Verrätherhand geboten, zum Sturze meines treuen Dieners, die mein Auge verblendet, der Verläumdung Gift mir ins Ohr geträufelt haben, sie sollen es büßen, daß ihre schwarze That mich verleitete zu dieser Ungerechtigkeit, welche ich zu sühnen suchen werde. Schon ist der Befehl an den Gouverneur von Tobolsk ausgefertigt, daß er dem edlen Unglücklichen seine Freiheit und meine erneuerte Gnade verkünde. Aber euch, Fedor Drowsky, sprach sie freundlich, bin ich nun zum zweiten Mal verpflichtet, denn ihr habt

mich auf dieses Gewebe von Reid und Bosheit geführt, und noch kein Lohn ist euch geworden. Nehmt dieses Zeichen eurer Tapferkeit, und seyd meiner Huld versichert. Bei diesen Worten schmückte sie mich mit dem Ordenskreuz. Doch als ich meinen glühenden Dank der Monarchin zu Füßen legte, erwiderte sie, wenn ich nicht irre, so lese ich noch einen Wunsch in euren Blicken, spricht offen und ungeschämt, ich bin geneigt, euch viel zu gewähren, denn Ihr habt mir große Dienste geleistet. Da berührte ich den Saum ihres Gewandes, und bat, mich nach Tobolsk zu senden mit der Freudenbotschaft. Auch das bewilligte die hochherzige kaiserliche Frau. Und ich slog nach Sibirien, wo meine Rose blühte, als der Seligste der Sterblichen. Fedor, mein edler Fedor! jauchzte das Mädchen, stets hab ich dich geliebt, wie meines Lebens Heil, aber nun bewundere ich dich, du Herrlicher, und blicke mit frohem Stolz zu dir empor. Mein Sohn, rief Wasiloff, du tapftrer Held, ja du verdienst das fromme Engelskind, welches das jugendliche Lebensglück opfern wollte auf dem Altar geduldiger Ergebung. Meine Paulowna, du bist des Jünglings würdig, der für Treue und Edelsinn gekämpft und gesiegt, Segen, Segen über euch ihr Theuern. Und hin sank das schöne Paar, und leise ruhete seine Hand auf der goldnen Locken Schimmer in unendlicher Rührung. Da zerriß zum ersten Mal nach drei langen Monden die Sonne den winterlichen Nebelschleier, mit himmlischem Lächeln die Gruppe beleuchtend, und in ihrem Strahlenkranze schwebte der Liebe reiner Geist, mit seinen Seraphsittigen, und weichte die niedre Hütte zum Tempel des Entzückens.

Die Urwälder begannen zu grünen in des Lichtes wärmern Strahl, das schnell vorüber gleitend, Sibiriens trauernden Gefilden zulächelt. Der Faulbaum prangte in seiner Blüthe, zwischen dunkeln Moos blinkte noch wie silberner Lilienschmuck der Schnee, welchen der Winter zurückgelassen hatte, als Bürgschaft seiner frühen Wiederkehr, und hundert farbig schillernde Schwämme, rosenhell, purpurn, und von zartem Blau überduftet, schmückten den Boden.

Da trat bei der Abendröthe Schein, der neue Aufseher der Verwiesenen in das Kabinet des Gouverneurs von Tobolsk den Rapport des Tages ehrfurchtsvoll zu übergeben. Heiter von seinen Papieren aufblickend, rief ihm Graf Kostnisky entgegen: Freue dich guter Alter, ich habe dir heute einmal einen frohen Auftrag zu geben, der deinem menschlich fühlenden Herzen wohl thun wird. Die Blumen der Freuden sprossen sparsam bei uns. Euer Excellenz, erwiderte Michael Wasili, aber um so lieber bewillkommt man den seltenen Gast. Alexis Kasanow, fuhr der Gouverneur fort, aus Moskau gebürtig, welcher wegen frevelhaften Aeußerungen über die Handlungsweise der Monarchin auf unbestimmte Zeit nach Sibirien verwiesen wurde, erhält durch die höchste Gnade seine Freiheit, auf Fürbitte der Häuser Wasiloff und Ostrowsky, also geb Michael und kündige ihm an, daß die Stunde der Erlösung schlug. Da schlich sich eine Thräne über die gefurchten Wangen des Angesprochenen. Vergebung,

Euer Excellenz, sprach er, aber das ist ein herzlich betrübter Auftrag, die Gnade der Kaiserin kommt zu spät, der arme Junge ist schon frei und selig heimgeführt zu dem Vater der Barmherzigkeit. — Er ist todt? unterbrach ihn der Gouverneur, und blickte ihm starr ins Gesicht, nein, rief er dann, du trägst keine Schuld an seinem frühen Ende, du bist kein Iwan Petrowitsch. Gewiß nicht, betheuerte Michael, ich habe ihn oft gebeten, sich zu schonen, da Euer Excellenz gar ein guter, mitleidiger Herr wären, und gewiß Rücksicht haben würden mit einem unglücklichen, an Leib und Seele kranken, Jüngling, wenn es nicht so ganz richtig stünde mit der Kronabgabe, aber es half nichts, verzeih mir Gott die Sünde, ich glaube er wollte dem Leben ein Ende machen. Er grämte sich wohl über sein Geschick, sprach der Gouverneur, nicht ahnend, daß der Leiden Ende so nahe sey, oder was meinst du sonst mit seinen Seelenleiden? Als der Herr Offizier die Befreiungs-Urkunde brachte für Graf Wasiloff, begann der Alte zu erzählen, und dieser bald darauf abreiste mit den Seinen, da lag der arme Alexis am Weg auf den Knien, in der grimmigen Kälte dem Schlitten nachstarrend, welche die schöne Paulowna entführte und kühlte den eisigen Nordwind nicht, der über sein Haupt fuhr, und als ich ihn sanft ermahnte in seine Hütte zurückzukehren, da warf er sich bestig in meine Arme, und stöhnte: Ich bin unaussprechlich glücklich, denn sie ist es auch, aber meine Sonne ist untergegangen auf ewig. Und sehen Euer Excellenz, er hatte im prophetischen Geist gesprochen, denn von dem Augenblick an, als sein Engel aus der Wüste entflohen war, wie er in schwärmerischer Liebesglut die holde Jungfrau nannte, von dieser Stunde an, begann er hinzuwelken, wie ein Baum, den der Frost getroffen hat in seiner Blüthe, der Jugend Kraft verging, wie dort die rothen Wolken am Himmel ausglühen, bis heute am Morgen endlich das trübe Licht erlosch.

Bewegt stand der Gouverneur auf und trat ans Fenster, seine tiefe Rührung zu verbergen, dann wandte er sich um und sprach mild, geh, Michael Wasili, ich habe dir nichts mehr zu sagen. Aber nach wenig Wochen erschien er in Begleitung eines Fremden bei dem Aufseher der Verwiesenen und befahl zu des Jünglings Ruhestätte geführt zu werden. Mit stiller Wehmuth weilte er an dem einsamen Grabe, welches die Frauen und Töchter der Verwiesenen mit grünen Zweigen geschnückt hatten. Und eh noch sieben Mal die Sonne in die Wogen der Nordsee ihr leuchtendes Antlitz tauchte, erhob sich eine graue Marmorplatte über dem Grabhügel mit der einfachen Inschrift: „Die Liebe, welche sein Herz veredelte, hat es gebrochen.“

(Von einer Wiener Schriftstellerin, Emmy \*\*\*\*.)

#### Memento mori.

In London hat der berühmte Conis, Kunstbrechler, Trauerköpfe aus schwarzem Spiegelglas verfertigt, welche jeden Kopf, der sich darin abspiegelt, in einen Totenkopf verwandeln. Man nennt sie memento mori.



# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 27. September 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 39.

### Der Felsensturz.

Längst schon war die Sonne hinabgesunken hinter der Gebirge bläulichten Saum; finstre Nacht hatte sich über die Gegend gelagert; Stille herrschte ringsumher, nur vom Plätschern des Waldbaches und vom dumpfen Murren fernen Gewitters unterbrochen; und noch saß Bertha, des Grafen von Hoheneich einziger Sprosse am gotbischen Fensterbogen ihres Schlafgemaches, und blickte wehmüthig in die wetterleuchtenden Fernen des dichtumflorten Himmels hinaus. Bangigkeit und Sehnsucht erfüllte ihre Brust, Seufzer drängten sich an Seufzer, und ihrem Auge entperlten Thränen, worin sich der Blitze Feuer spiegelten. Da langte sie nach der Laute, griff mit zarten Fingern durch die Saiten, und sang mit melodisch klagender Stimme:

Warum, Herz, willst du nicht schweigen,  
Wutbest stets mit Kieberkrampf?  
Muß ich dem Geschick mich beugen,  
Warum diesen Schreckenskampf?

Ach des Auges stilles Weinen  
Hemmet nicht des Schicksals Lauf,  
Und den gramgeweckten Peinen  
Lauht kein Strahl des Mitleids auf!

Bertha schwieg, aber ihre Finger glitten noch über die Saiten, und die Töne verhallten wie ferne Geisterstimmen in dem kühlen Luftstrom, der schauerlich durch das Gemach strich. — „Horch, tönt das nicht, wie Gesang aus des Thales Tiefen auf? — Sie horcht gespannt, und vernimmt:

Wenn sich von dir die Herzen wenden  
Des Mitleids Gaben dir nicht spenden,  
So bleibt doch meine Liebe, weit  
Erhaben über Raum und Zeit.

Nicht Menschenmacht, noch Donnerbrüllen  
Kann meine Sehnsucht nach dir stillen,  
Sie schwingt sich übers Sterngezelt  
Mit mir auf in die bessere Welt.

„Er ist! er ist!“ schrie jetzt Bertha freudig, „das ist seine Stimme! — „Heinrich! Heinrich! du noch hier?“ rief sie in das dicke Dunkel hinaus, „mein guter Heinrich!“ — In diesem Augenblick erleuchtete

fürchterlicher Blitzstrahl die ganze Gegend; ein heftiger Donnerschlag folgte. Bertha sank bebend auf den Stuhl zurück. Das Gewitter war nämlich unvermerkt näher gekommen, und stand jetzt in seiner ganzen Macht über dem Thale, aus dem jene Stimme herauf erschollen war. Ein brausender Sturmwind heulte durch die Tannen des nahen Waldes und die Hallen des weiten Schlosses; Blitze auf Blitze durchzuckten wie ein Feuermeer das zerrissene Gewölke, ununterbrochen rollten des Donners Brüllen, dreifach verstärkt vom Echo der Gebirge, und aus der Wolken Schooß stürzte ein Regenstrom hernieder.

Bertha rief nochmal den Namen Heinrich, in die Nacht hinaus, aber ihre Stimme wurde vom Aufbruch der Elemente übertäubt. Sie schloß eilig das Fenster, rückte aufs Lager, und voll Angst über das Schicksal ihres theuren Freundes, der in dieser grauenhaften Nacht, in der die Hölle losgelassen schien, noch eine Stunde weit zu wandern hatte, schluchzte sie laut, und verbüllte, bebend vor des Sturmes Wuth, ihr Gesicht in die Kissen. Lange wälzte sie sich sumervoll auf dem Lager herum, und schlief erst spät nach mitternacht ermattet ein.

Als sie wieder erwachte, strahlte schon der Sonnenholder Glanz ins Gemach, und heiter lächelte des Himmels sanftes Blau ihr entgegen. Sie sprang auf, öffnete das Fenster, und sah einen langen Zug Jäger theils zu Fuß, theils zu Pferde, alle mit Jagdspießen und Schwertern bewaffnet, das Thal herauf dem Schlosse sich nähern. Ein lustiger Jagdgesang durchdrang die Lüfte:

Das Hüfthorn erschallt  
Hinaus in den Wald  
Und reget die munteren Stieder!  
Durch Hügel und Thal  
Erlöne der Schall  
Des Waidmanns erweckender Liebes!

Der Euder eilt schon  
Mit äßgem Geweiß  
Vor Spießen und Waffengeklirre;  
Der Rüden Gebell  
Folgt rastlos und heß  
Und 's Hurrah des Jägers dem Thiere.

Er schwingt nun mit Kraft  
Den tödtenden Schaft  
Und senkt ihn dem Wild in die Seite.  
Der Jäger, er wagt;  
Doch lebe die Jagd  
Und, Hurrah, die herrliche Beute!  
Drum, läßt auf den Höhen  
Die Sonne sich sehn,  
So ruft ihn hinaus in die Weite;  
Und lustig erschallt  
Das Jagdlied im Wald  
Das lärmende Jubeln der Meute.

Widrig drangen die Laute dieses Liedes an Berthas Ohr, das noch von den gestrigen Klageklängen ihres Geliebten erfüllt war; sie wandte sich hinweg und rief des Himmels Walten um Kraft und Erbarmen an. Da trat die Jose mit kostbaren Gewändern ins Gemach und meldete die Ankunft von Berthas Bräutigam, des mächtigen Grafen von Wildeck, gemeinhin der grüne Jäger genannt. Herangewachsen im Kriegsgetümmel, liebte derselbe nichts als Waffen und Krieg, und befahl, da jetzt Friede im Lande herrschte, unaufhörlich das Wild in seinen Forsten. Sein rauher Charakter, verbunden mit einem mehr als fünfzigjährigen Lebensalter, und einer durch Narben häßlich entstellten Gesichtsbildung, konnte das Gefühl eines zarten Wesens, wie Bertha war, unmöglich erregen. Allein er besaß viele Güter und Leben, und galt überall viel wegen seiner persönlichen Tapferkeit; Gründe genug, Berthas Vater zu einer Verbindung dieses angesehenen Grafen mit seiner Tochter zu bewegen. Freilich blutete des armen Mädchens fühlend Herz bei dem schaudervollen Gedanken Wildecks Gattin zu werden; freilich flossen reichliche Thränenströme aus ihres Auges Wehmuthsblick; auf den Knien bat sie den Vater um Schonung; doch eisern war sein Vorfaß, die bereits eingeleitete Verbindung sein Stolz; wie konnte die Unglückliche es wagen, sich den Befehlen des Vaters zu widersetzen? Gehorchend ließ sie sich mit reichen Gewändern, mit Gold und Perlen schmücken, um als Braut vor dem Altar zu treten. Herrlich geschmückt und schön, wie Aphrodites Göttergestalt, da sie eben jung aus des Nereus Schaum entporkte, ward sie ihrem härtigen Bräutigam vorgestellt, der nach einem kurzen Willkomm, entlehnt aus der derben Waldmanns-sprache, seinem Schwiegervater in spe im reichlichen Wortschwall die letzte gefahrvolle Eberjagd erzählte, und um Bertha sich nicht weiter bekümmerte. Diese suchte einen Vorwand, sich zu entfernen, eilte in den Garten und von da ins Freie.

Hinter dem Schlosse, das auf einem steilen Hügel lag, erhob sich hoch ein Buchenwald, der von oben das Schloß zu beherrschen schien und durch seine wirthlichen Schatten die vom Sonnenlichte vergoldeten Thürme und Zinnen durchblinken ließ. Durch denselben schlängelte sich ein schmaler Fußsteig, der nach einer kleinen Ebene führte, die an der einen Seite von dem höher aufsteigenden Berge, an der andern von einem gräulichen Abgrund bekränzt war, dessen Rand dicke Gesträucher und einige verkrüppelte Föhren, die zwischen dem Gesteine wurzelten, umschloßen. Nach diesem

Plätzchen, das dem Auge des Unkundigen ganz entging, eilte sehnsuchtsvoll mit klopfendem Herzen, Bertha. Da stand barrend ein Jüngling, düstern Blickes auf seinen Jagdspeer gestützt. Schlank und kräftig ragte er empor, wie der Tanne ästelofer Stamm; selbst das trübe Auge verrieth den Adel seiner Seele noch, und der Wangen Rosenroth glühte, wie die Blumenflur beim Strahl der Abendsonne. Ein grauer Hut mit Adlerflaumen und einem seidnen Bande geschmückt, bedeckte sein langhin flatterndes Blondhaar; ein grünes von feinem Stoffe gewirktes Kleid schmiegte sich an die schmucken Glieder, und an der Seite drohte ein silberbeschlagenes Jagdswert. Schöner prangte Altäon nicht; schöner Adonis nicht. — „Weh,“ rief er, „mir Unglücklichen!“

Verlassen schlägt mein Herz in der Natur,  
Es fühlt der Schöpfung Liebreiz nicht,  
Den Schimmer nicht von Floras Kindersturz,  
Noch froh des Himmels Frühlingsslicht.

Erbebend irrt der scheue Wehmuthsblick,  
Fern durch des Himmels luft'gen Raum,  
Dort such' ich ängstlich das entflohne Glück;  
Vergebens; ah, es war nur — Traum!

Find ich in deinem sturmburchwühlten Reich  
O Nereus, Gerechtigkeit;  
Und Herzen, liebvoll fremden Thränen weich;  
Ahs! wo kein Jammer dräut?

Soll durch des Aethers azurblaue Höhen  
Zu Jovis Götterthron ich ziehn?  
Soll ich zu Plutos Schlangensphule gehn,  
Und zu den schwarzen Schatten ziehn?

Ich muß — das Schicksal ruft; es ist nirgends Ruh,  
Um mich her zischt der Furien Haar;  
Nur schließt des Grabes Schauderrand sich zu,  
Schweiget erst der Leiden blaße Schaar.

Bertha erschauete jetzt im bräutlichen Schmucke und stürzte, von fern schon: „Heinrich! Heinrich!“ rufend, in des Jünglings Arme.

Heinrich, Berthas Geliebter, der Säger in der Stunde des gestrigen Ungewitters, war der Sohn des Försters auf dem Rittersthe Hoheneichs. Ein sonderbarer Zufall hatte ihn dem Herzen des Fräuleins näher gebracht. Bertha pflegte seit dem Tode ihrer Mutter, begleitet von der Jose, oder einem alten Diener, in dem Weichbilde des Schlosses zu luftwandeln, um ihre trüben Gedanken im Genuße der heitern Natur zu verschneiden; sie besuchte oft die Armen des nächsten, zum Schlosse dienstpflichtigen Dorfes, und verband sich durch Wohlthaten die Herzen ihrer Untertanen. Ein Engel schien sie den Dürftigen; ein Schutzgeist den Leidenden.

Einst, es war im Spätherbste, wandelte sie am Arme ihre Jose durch den Buchenwald nach dem Schlosse hinab, als plötzlich Wofzgeheil in ihr Ohr drang. Erschrocken verdoppeln Beide die Schritte; doch es ist zu spät. Schon stürzt ein hungriger Wolf, deren es in den waldigen Gebirgsschluchten mehrere gab, auf sie zu, und mit einem Schrei des Entsetzens sinkt Bertha bemußtlos zu Boden. Wie sie wieder erwacht, sieht sie das Ungeheuer getödtet zu ihren Füßen liegen, sich selbst in den Armen eines blühenden Jüng-

lings. Es war Heinrich. Er hatte zufällig in der Nähe gejagt, das Wolfsgeheul und bald darauf das Angstgeschrei gehört, und mit kräftigem Arm das Unthier in dem Augenblicke erlegt, als es mit scharfen Klauen der Beute sich versichern wollte. Mit zärtlichen Blicken des Dankes bat sie ihren schönen Ketter, sie aufs Schloß zu ihrem Vater zu geleiten; doch der Jüngling lehnte dies, und jeden Dank bescheiden ab, und übergab die Gerettete der herbeieilenden Dienerschaft. Das Bild des edelmüthigen Jünglings wich jedoch nicht aus Berthas Brust, so wenig als vor Heinrichs Seelenblicke des Fräuleins Huldgestalt verschwand. War es Zufall oder mehr — beide fanden von nun an sich öfter, beide sprachen sich oft an dem Ort ihres ersten seltsamen Findens, und bald schlugen ihre Herzen in seelenvoller Harmonie einander entgegen. Doch des Ranges Verschiedenheit breitete eine tiefe Kluft unübersteiglich zwischen ihnen aus, und machte jede nähere Verbindung unmöglich. Zwar wagte einst Bertha deshalb eine Bitte an ihren Vater, aber ein schreckliches Ungewitter seines Zornes brach über sie los, unter den schauerhaftesten Drohungen ward ihr untersagt, je wieder ein Wort davon zu erwähnen, und bald darauf leitete derselbe die Verbindung mit dem Grafen Wildeck ein. Mit blutendem Herzen, mit Gram in der Brust mußte Bertha dem Willen des Vaters sich unterwerfen; sie schwieg. Auch Heinrich sah nur zu gut ein, daß er Unmögliches begehre; er riß die Hoffnung aus der Seele; doch nicht die Liebe. Beide erkannten, daß das Schicksal Trennung und ewiges Verstummen von ihnen fordere. Bertha gedachte ihrem Bräutigam geduldig zum Traualtar zu folgen; allein sie fühlte den Wurm an ihres Lebens Blüthe nagen, und hoffte baldige Auflösung und ihrer Leiden Ende; Heinrich der mehrere Brüder hatte und daher dem Vater entberlich war, beschloß dem Schlachtrufe in das Feld der Ehre zu folgen, und im Kampfgewühle durch ein feindliches Schwert den Tod zu suchen. Berthas Vermählungstag sollte sie auf immer trennen, darum wollten sie sich noch einmal sehen und Lebewohl sagen, bis der Tod im Lande der Ewigkeit sie unauf löslich vereinte.

Da schreckte vom Schlosse das Geläute der Glocken und das Schmettern der Hörner und Trompeten aus ihrer Betäubung und Trauer sie auf. Es war das Zeichen zur Vermählung; für sie wars die Todtenposaune. Zitternd schmiegte sich Bertha an Heinrich, und auch ihn verließ in dieser entscheidenden Stunde seine Entschlossenheit; zagend umschlang er das Mädchen. Da erscholl Rüdengelbell, und Lanzen und Helmbüschel schimmerte den Fußsteig zu den Liebenden herauf. Bertha ward im Schlosse vermißt; der Vater, der ihre Abneigung gegen die eingeleitete Verbindung kannte, ahnete eine heimliche Flucht, und schickte nach mehreren Seiten Leute, sie aufzusuchen; er selbst zog in Begleitung des Bräutigams und dessen Gefolge durch den Buchenwald. „Weh!“ rief Bertha, „der Vater mit dem verhaßten Bräutigam! schon hat er uns bemerkt.“ Angestlich sahen sich Beide nach Hülfe, nach einem Mittel zur Rettung um; aber vor sich erblickten sie den schauerhaften

Abgrund, dessen Rand sie jetzt erst von dem schützenden Gesträuche, das der Sturm letzter Nacht losgerissen, entblößt sahen; hinter sich den steilen Bergrücken, und zur Seite den wüthend heranstürmenden Vater und Bräutigam. Bertha leichenblaß verbarg ihr Gesicht an Heinrichs Busen, und erwartete das Kommende, wie der Verurtheilte den Todesstreich. Da wankte plötzlich unter ihren Füßen der Boden, kleine Steine rissen sich los, und in dem Augenblick, als die Verfolger herbei gekommen waren, stürzte das Felsenstück, worauf die Liebenden standen — in den Abgrund, und begrub beide unter seine Trümmer und unter der noch rollenden Erde, während vom Schlosse laut und hell Glockenton und Hörnerschall durch die Lüfte drang und den Unglücklichen das Todtenlied posaunte.

Der Felsen, seit längerer Zeit schon durch die starken Wurzeln obenauf stehender Bäume und Regengüsse getrennt, hing nur mehr lose mit den übrigen Massen zusammen; der Sturm und Wolkenbruch verfloßener Nacht hatte die Verbindung des Felsenstückes gänzlich durchspühlt, und wunderbar genug, stürzte es jetzt ein, als um Rettung das unglückliche Paar mit Inbrunst zum Himmel flehte.

Entsetzt bestiel die Herangekommenen, ihre Haare sträubten sich empor, und sie flohen geflügelten Schrittes von dem Orte der Gefahr und des Grauens.

#### Aus den Memoiren Constant's, ersten Kammerdieners Napoleons.

Die vielen Reisen, welche der erste Consul im Jahr 1803 nach Bologne machte, waren für seinen ersten Kammerdiener, Gambard, der schon lange kränklich war, zu ermüdend, und schon bei der ersten hat er, zu Hause bleiben zu dürfen. „Wer soll mich aber dann rasiren?“ — „General,“ antwortete Gambard, „Constant rasirt eben so gut als ich.“ Ich war eben gegenwärtig, und beschäftigt, ihn anzuleiden. Er sah mich an und sagte: „Da Sie so geschickt sind, so wollen wir gleich Sie auf die Probe stellen.“ Ich hatte schon lange mir viele Mühe gegeben, rasiren zu lernen, und traf daher gleich Anstalt, ans Werk zu gehen. In dem Augenblicke, als ich das Rasirmesser ansetzen wollte, stand er schnell auf, wendete sich um, und betrachtete mich mit strengem und forschendem Blick, den zu beschreiben mir unmöglich ist. Als er sah, daß ich keine Verwirrung zeigte, setzte er sich wieder, und sagte mit mehr Milde: „Fahren Sie fort.“ Ich that es so geschickt, daß er zufrieden war. Als ich fertig war, sagte er: „Sie sollen mich nun rasiren.“ Seit der Zeit wollte er keinen andern Barbier als mich. Von nun an hatte ich mehr zu thun, denn ich mußte alle Tage erscheinen, um ihn zu rasiren, und ich kann versichern, daß das gar nicht leicht war; denn er sprach dabei oft, laß die Zeitungen, bewegte sich auf seinem Stuhl, wendete sich plötzlich um, und ich war genöthigt, die größte Vorsicht anzuwenden, um ihn nicht zu verwunden. Zum Glück ist mir dies Unglück nie zugestoßen.

Wenn er zufällig nicht sprach, blieb er unbeweglich und steif wie eine Statue, und man konnte ihn nicht dahin bringen, den Kopf zu bücken, emporzubeugen oder auf die Seite zu neigen, wie es notwendig gewesen wäre. Auch hatte er eine sonderbare Manier, nämlich, sich erst die eine Seite des Gesichts einseifen und rasiren zu lassen. Er fand das commodor. Später, als ich sein erster Kammerdiener wurde, er sich sehr gütig gegen mich zeigte, und ich so freimüthig mit ihm sprechen konnte, als sein Rang es gestattete, suchte ich ihn zu vermögen, sich selbst zu rasiren; denn da er es von keinem Andern als von mir verrichten lassen wollte, war er genöthigt, zu warten, bis ich gerufen wurde, besonders im Felde, wo er nicht zu einer bestimmten Zeit aufstand. Er weigerte sich lange, meinen Rath zu befolgen, und alle Mal, wenn ich davon wieder anfing, sagte er freundlich: „ha, ha, Herr Faulpelz, es würde Ihnen gar lieb sein, wenn ich die Hälfte Ihres Geschäfts verrichtete.“ Endlich war ich doch so glücklich, ihn von der Uneigennützigkeit und der Versändigkeit meines Rathes zu überzeugen; denn mir war immer bange, sein Leben könnte einst bedroht werden, wenn er sich von einem Fremden rasiren lassen müßte. Er selbst dachte nie daran: denn so viele Märchen auch von seinem Mißtrauen erzählt worden sind, so ist doch gewiß, daß er durchaus keine Vorsicht gegen die Fallstricke anwendete, die ihm Ver-rath legen konnte.

Anfänglich, als er meinen Unterricht praktisch anwendete, war es noch mehr besorglich, als lächerlich, wie er in der Anwendung verfuhr; er gab sich manchen derben Schnitt. Zuletzt kam er denn doch mit Allem gehörig zu Stande.

\* \* \*

Im häuslichen Leben war der Kaiser beinahe immer munter, liebenswürdig, unterhielt sich mit seiner Bedienung, und that Fragen an sie in Bezug auf ihre Familie, ihre Angelegenheiten, sogar ihre Vergnügungen. War seine Toilette beendet, so veränderte sich sein Gesicht plötzlich; er wurde ernsthaft nachdenkend, und zeigte sich wieder als Kaiser. Man hat behauptet, er schlug oft die Leute seines Hauses; das ist falsch. Ich habe nur ein einziges Mal ihn auf diese Weise zuschlagen sehen, und wahrlich, die Umstände, die dies herbeiführten, und die Reparation, die darauf folgte, können solches, wenn auch nicht entschuldigen, wenigstens leicht begreiflich machen. Es erfolgte dies in meinem Beseyn in der Nähe von Wien, am Morgen nach dem Tode des Marschalls Launes. Der Kaiser war sehr officirt, und hatte bei der Toilette nicht ein einziges Wort gesprochen. Kaum war er angekleidet, so verlangte er sein Pferd. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß Jardin, sein erster Piqueur, nicht in den Ställen war, als gefattet wurde, und der Stallbediente legte dem Pferde nicht seinen gewöhnlichen Zaum an. Kaum war der Kaiser aufgestiegen, so sprang das Thier zurück, bäumte sich, und der Reiter lag auf den Boden. Herr Jardin kam in dem Augenblick, wo der Kaiser verdrüsslich aufstand, und im ersten Anfall des Zorns

gab er jenem einen Hieb mit der Peitsche übers Gesicht. Herr Jardin entfernte sich in Verzweiflung über eine schlechte Behandlung, an die der Kaiser ihn nicht gewöhnt hatte. Einige Stunden nachher besand sich der Oberstallmeister, Herr von Coulaincourt, allein bei dem Kaiser, und schilderte ihn den Kummer seines ersten Piqueurs. Der Kaiser bezeugte ein lebhaftes Bedauern über sein Aufahren, ließ Herrn Jardin rufen, sprach gütig mit ihm, und ließ ihn einige Tage nachher eine Gratification von 3000 Franken auszahlen. Man hat mir erzählt, daß ebenso etwas mit Herrn Vigne, dem Vater, in Aegypten vorgegangen sey. Wenn dies aber auch war wäre, könnten zwei solcher Züge in dem ganzen Leben des Kaisers hinreichen, um ihm den gebührenden Vorwurf zuzuziehen, daß er seine Dienerschaft schrecklich prügele?“

### Der stumme Gauner.

Im Breisgauischen wurde unlängst ein junger, 26-jähriger, unverheiratheter und sehr gefährlicher Dieb, Namens Joseph Horner, eingebracht. Früher bereits — nach des Amts-Physikus, Dr. Schneider's Bericht — mehrfach in gerichtlicher Untersuchung, wußte er sich jedesmal durch sein standhaftes Lügner und consequentes Benehmen der Zuchtrute der Nemesis zu entziehen. Auch dieses Mal ward er, da selbst die ihm zur Herausbringung der Wahrheit dictirte einfache körperliche Züchtigung ihn nicht zum Geständniß der Wahrheit brachte, durch das hofgerichtliche Urtheil freigesprochen. Weil er aber ein anderes Urtheil fürchtete, stellte er sich plötzlich stumm. Genannter Arzt untersuchte seinen Zustand mit der größten Aufmerksamkeit, ohne auch nur eine Spur von Würmern oder andern krankhaften Zufällen, die zuweilen nur augenblickliche Aphonie erzeugen, zu entdecken. Da alle Vorstellungen über den verbärteten Bösewicht nichts vermochten, so drohte man ihm endlich mit der Feuerprobe. Diese Drohung blieb aber ohne Erfolg. Nun ließ ihm der Amts-Arzt in der That mit einem glühenden Eisen zwei langsam geführte lange Striche neben der Wirbelsäule vom Nacken bis zum Kreuzbein machen; Horner blieb stumm, selbst noch einige weitere höchst schmerz-hafte Striche blieben erfolglos. Zwar schrie er unausgesetzt, gab aber auch nicht den geringsten artikulirten Laut von sich. Die gebrannten Stecken wurden mit kühlender Bleisalbe verbunden. — Da Inquisit am andern Morgen immer noch in seiner vorgeblichen Stummheit verharrte, so verordnete ihm der Arzt eine äußerst ekelhafte Mischung. Als diese ihm aber die Amtsdienner mit Gewalt in den Mund einflößen wollten, stieß er dieselben hinweg, schreiend: „Weg, ihr Himmel-Sakramenter mit dem verdammten Stoff! Einen Schoppen Wein her — das ist gescheidter!“ — Wenige Wochen nachher wurde Horner abermals bei einem sehr bedeutenden Diebstahl ertappt, und erhängt sich im Gefängniß.

# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 4. Oktober 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 40.

### U n d e r B e r e s i n a .

Nach dem Französischen von Spindler

Der Marschall Victor hatte am 28. November 1812 gegen 9 Uhr Abends die Höhen Studzianka, die er den ganzen Tag über vertheidigt hatte, verlassen, und nur noch 1000 Mann dort aufgestellt, die bis auf's Aeußerste die noch bestehende Brücke über die Beresina beschützen sollten. Diese Nachhut that das Unmögliche, um eine Menge von Nachzählern zu retten, die, vom Frost gelähmt, die Bagage der Armee nicht verlassen wollten; aber der Heldenmuth von Victor's Soldaten war unnütz verschwendet. Das aufgelöste Heer, das in schweren Massen die Ufer des Stroms überschwemmte, fand daselbst unglücklicher Weise die unermessliche Menge von Wagen, Karren und Vorräthen aller Art, welche das Centrum der Armee hatte zurücklassen müssen, bei dem Uebergang vom 27. bis 28. November. Die Nachfolger der bereits glücklich jenseits Geflüchteten sahen sich plötzlich im Besitz von nie geahnten Reichthümern. Ihre Thatkraft war durch Kälte und Elend vernichtet, und Ruhe, ein Schlaf von wenigen Stunden, das einzige Bedürfniß, der einzige Wunsch dieser Unglücklichen. Darum quartirten sie sich in die leeren Bivouacs ein, errichteten Hütten machten Feuer an mit Allem, was ihnen unter die Hände fiel, verzehrten die Leichname der Pferde, deckten sich mit dem Tuch oder dem Leder zu, welches sie von den Wagen und Karren raubten, und schliefen, satt ihren Weg fortzusetzen, und ungestört zur Nachtzeit über die Beresina zu gehen. — Die Apathie dieser armen Soldaten läßt sich ganz nur von denen begreifen, die jene weiten Schneewüsten durchschritten haben, deren Getränk, deren Bett, deren Nahrung seit mehreren Tagen nichts als Schnee gewesen. Gefrorene Rüben, eine Hand voll Mehl oder ein Stück Pferdefleisch waren schon beneidenswerthe Leckerbissen. So gelangten also die Verspäteten, durch Hunger, Durst, Müdigkeit und Jammer erschöpft, auf dem Ufer an, wo sie Holz, Lebensmittel, Feuer, Hütten — kurz Obdach und Nahrung fanden. Das Dorf Studzianka war von Grund und Boden aus zerstört, und auf die Ebene heruntergebracht worden. Mit den Trümmern, die das

fliehende Heer zurückgelassen, bildete es eine improvisirte Stadt; eine Stadt des Greuels, aber immer noch besser, als die blutgetränkten Eisfelder draußen. Dieses weite Lazareth, wo der stille verbissene Schmerz vorherrschte, dauerte zwanzig Stunden lang. Seine Bewohner obschon in ungeheurer Anzahl, theilten ein Gefühl: Ekel vor dem Leben, und Drang nach Ruhe.

— Indessen beschloß der linke Flügel der Russen unaufhörlich diese dunkle im Schnee weit verbreitete Masse; aber die niederfallenden Kugeln kümmerten die Halberfrohnen nicht. Sie verachteten den tödtenden Strahl des Geschüßes, weil er ohnehin höchstens auf Kranke und Sterbende treffen konnte. Unaufhörlich kamen neue Schaaren von Nachzählern an; wandelnde Leichen, die von Feuerstelle zu Feuerstelle einzeln um einen Platz bettelten, meistens mit Gewalt zurückgewiesen wurden, sich dann von Neuem vereinigten, und ein Obdach zimmerten, um eine Nacht darunter zuzubringen. Taub gegen die Stimme einiger Offiziere, die ihnen den Tod am nächsten Morgen prophezeiten, verschwendeten sie also den Rest von Muth und Kraft, der sie glücklich über die Beresina hätte bringen können. Die Furcht vor dem Tode schreckte sie nicht aus ihrem Stumpfsein, denn sie konnten ja eine Stunde lang schlafen, bevor sie starben. — Dieses ging noch Alles gut, so lang noch Holz, Feuer, Leinwand und Nahrung zu finden war; bald aber hatte Alles seinen Herrn, und um den Befiß brachen hin und wieder Kämpfe aus, worin die Schwächeren unterlagen. Die Letzten, die da kamen, fanden nichts mehr für sich übrig, als den Schnee und legten sich darein, um nie wieder davon aufzustehen. — So hatte sich unmerklich die Masse von Menschen dergestalt bleiern und erschlast, aber immer noch furchtbar durch ihre Anzahl, dem Marschal Victor selbst in den Weg gelegt, daß er mit 5000 Mann, die er noch über die Beresina dem Kaiser zuführen konnte, mit Gewalt hatte durchschlagen müssen, ohne Rücksicht auf Landsmannschaft und Unglück. Aber die Elenden ließen sich lieber zertreten, als daß sie nur dem Truppenkorps ausgewichen wären. So starben ihrer Viele, und dachten nicht mehr an Frankreich, und ihr letztes Lächeln galt dem auslöschenden Feuer neben ihnen.

Der Herzog von Belluno erreichte erst um 10 Uhr in der Nacht das jenseitige Ufer mit den Seinigen. Ehe er nach Zembin vorrückte, vertraute er das Geschick seiner tapfern Krügergarde den Händen des Generals Eble. Gegen Mitternacht verließ dieser unerschrockne Führer seine kleine Hütte neben der Brücke, und von einem einzigen mutigen Offizier begleitet, nahm er das seltsame Lager, daß sich zwischen dem Ufer der Beresina und der Straße von Borizof hin dehnte, in Augenschein. Das russische Geschütz schwieg; unzählige Feuer, deren Gluth der ringsum liegende Schnee abbleichte, beleuchteten hier und da Gestalten, die kaum mehr etwas Menschliches an sich hatten. 30,000 Unglückliche, von allen Nationen, die Napoleon auf den russischen Boden hingeworfen hatte, standen hier zusammengedrängt, und wagten ihr Leben mit der stumpfsten Sorglosigkeit. — „Das Alles muß gerettet werden!“, sagte der General: „Morgen früh sind schon die Russen Meister von Studzianka, und die Brücke muß im Augenblick ihres Erscheinens in Rauch aufgehen. Mut also mein Freund. Dränge dich durch bis zur Anhöhe. Sage dem General Fournier, daß er seine Position zu verlassen, und sich Luft bis zur Brücke zu machen habe. Wenn er sich in Marsch gesetzt hat, wirst Du ihm folgen, und von einigen rüstigen Leuten unterstützt, ohne Mitleid alle diese Hütten, Karren und Wagen niederbrennen. Sage diese ganze Menschenmenge auf die Brücke! Zwinge jeden der noch gehen kann, sich auf das jenseitige Ufer zu flüchten. Der Brand ist jetzt noch unser einziges Rettungsmittel. Wenn Berthier es schon vorgestern zugegeben hätte, so hätte der Strom keine Seele verschlungen — als meine armen Pontonniers; fünfzig Helden, die das Heer gerettet haben, und die man vergessen wird!“

Der Adjutant ging weg, und hatte kaum hundert Schritte gemacht, als der General Eble mit fünf oder sechs seiner Soldaten schon die der Brücke am nächsten stehenden Bivouacs in Brand steckte, und die faulen Schläfer zwang, über die Beresina zu gehen. — Indessen gelangte der Adjutant nicht ohne Mühe zu dem einzigen hölzernen Haus, das in Studzianka aufrecht geblieben. Ein Offizier stand davor und hiel mit seinem Säbel in die Baumstämme, woraus es verfertigt war. „Ist die Baraque voll, Kamerad?“ fragte der Adjutant. — „Mußt sehr geschickt seyn, um noch Platz zu finden;“ antwortete der Offizier, ohne sich umzuwenden oder in seiner Beschäftigung aufzuhören.

„Bist Du es, Philipp?“ sagte der Adjutant, einen seiner Freunde erkennend.

„Ja wohl;“ erwiderte Sucey, der Offizier: „Und du hier? ich glaubte Dich schon am jenseitigen Ufer. Bringst Du uns Confect zum Dessert. Du sollst willkommen seyn.“ Bei diesen Worten schlug er ein großes Stück Baumrinde vom Hause los, und fütterte damit sein neben ihm stehendes Pferd.

Der Adjutant meldete, was er hier zu thun habe, und als Sucey von der Marschorder hörte, rief er: „die Neuigkeit macht mir warm. Ich habe zwei Freunde zu retten, ohne die ich schon todt wäre. Denn um ihretwillen allein pflege ich noch mein Pferd, statt es zu

schlachten. Aber, Freund, hast Du nicht vielleicht eine Kruste Brod in deiner Tasche? seit dreißig Stunden habe ich nichts zu mir genommen; dagegen schlug ich mich wie ein Verzweifelter, um das bißchen Wärme und Muth, das mir übrig blieb, zu erhalten.“

„Ich habe nichts, armer Philipp; wo ist aber der General? in diesem Hause?“

„Gehe nicht hinein! unsere Verwundeten liegen in dieser Scheune. Steige auf jenen Hügel, Du wirst zu Deiner Rechten eine Art von Schweinstall sehen; — dort kampirt der General. Adieu, mein Alter. Wenn wir uns jemals in einem Salon zu Paris wieder finden sollten.“

Er vollendete nicht, denn ein tüchtiger, eisiger Zugwind blies so scharf über die Höhen, daß der Adjutant davon eilte, um nicht das Gesicht zu erfrieren. Stille trat ein, nur unterbrochen von den lauten Klagen der Verwundeten, und von dem dumpfen Knirschen, womit Sucey's Pferd die gefrorne Baumrinde zermalmt. Der Major steckte den Säbel in die Scheide, faßte rasch den Zügel des kostbaren Thiers, und entführte es, trotz seines Widerstandes, von dem erbärmlichen Futter, womit es zufrieden schien. Marsch, marsch, Bichette! Du nur allein schönes Pferd, kannst meine Julie retten! vorwärts darum! wir dürfen später ausruhen; nur jetzt halte aus!“

Kaum hatte der Major sich auf 500 Schritte entfernt, als er ein stark loderndes Feuer auf der Stelle wahrnahm, wo er am Morgen unter dem Schuß eines alten unerschrocknen Soldaten einen Reisewagen zurückgelassen hatte. Eine fürchterliche Ungewißheit bemächtigte sich seiner, und er eilte was er konnte einem Erdaufwurf zu, hinter welchem er vor den feindlichen Kugeln eine junge Dame, die Gefährtin seiner Kindheit, sein theuerstes Gut auf Erden, geborgen hatte. — Der Reisewagen stand noch da, aber unfern hatten sich ungefähr dreißig Nachzügler um ein großes Feuer versammelt, welches sie mit herbeigeschleppten Pulverkaren und Lavettentrümmern unterhielten. Diese Soldaten waren ohne Zweifel zuletzt angekommen, und hatten wahrscheinlich, von Hunger und Verzweiflung getrieben, den Reisewagen mit Gewalt durchsucht, denn Julie und der alte General, ihr Gatte, die in Mäntel und Pelze gehüllt, im Innern des Wagens verblieben waren, saßen in diesem Augenblick zusammen gekauert am Feuer. Der Wagen stand offen, und eine Schlagbüre lag zerschmettert zu Boden. — Sobald die Männer bei dem Feuer den Hufschlag des Pferdes hörten, löste einstimmig aus ihrem Munde der wüthende girige Ruf: „Ein Pferd! ein Pferd!“

Zwei oder Drei von ihnen zielten auf das Ross, mit dem Geschrei: „Fort, Offizier! Achtung!“

Philipp stellte sich vor sein Pferd, und donnerte ihnen zu: „Ihr Schufte! soll ich euch in euer eigenes Feuer jagen? Dort oben liegen genug todte Pferde holt sie herunter!“

„Ein wahrer Spaßvogel, der Offizier!“ erwiderte ein riesenhafter Offizier der Garde: „Wirst Du Platz machen? Eins! .. zwei! .. nicht? wie es Dir also gefällt!“

Er schuß, und ein weiblicher Angstschrei überschrie den Knall. Zum Glück war Philipp nicht verwundet.

aber die arme Bichette rang mit dem Tode. Drei Soldaten stürzten herzu und gaben ihr mit Bajonettstichen den Rest.

„Kannibalen!“ schrie Philipp verzweifelt: „Laßt mir wenigstens die Decke und die Pistolen!“

„Meinetwegen die Pistolen!“ erwiderte der Grenadier: „aber die Decke gehört diesem wackern Voltigeur der seit zwei Tagen keinen Bissen über die Zunge gebracht. Wir haben ihn zu unserm General gemacht, und er friert schmäblich in seinem dünnen Rock.“

Philipp schwieg, da er den Mann sah, dessen Schuhe und Kleider erbärmlich zerrissen waren, und der auf dem Kopf nur eine elende mit Reis überzogene Mütze trug. Während Such die Pistolen in seinem Gürtel befestigte, wurde Bichette bereits zum Feuer geschleppt und zerhauen; die verschiedenen Stücke wurden geschickt abgelöst, und auf Kohlen geworfen, um daselbst zu rösten. Der Major eilte zu Julie, die durch einen Schrei ihre Angst um ihn verrathen hatte; er fand sie unbeweglich, auf einem Wagenkissen sitzend und ihre Hände wärmend. Sie sah ihn stillschweigend an und — lächelte ihm nicht einmal mehr zu. Unfern lag der Soldat, der den Wagen verteidigen sollte, verwundet darnieder. Die Menge hatte ihn überwältigt, und er hatte endlich Theil an dem Raube genommen, und sich aus einem alten Stück Tuch einen Mantel gemacht. So eben röstete er am Feuer ein Stück des Pferdes, und nicht die Schmerzen der Wunde las man auf seinem Gesicht, wohl aber die Freude an dem bevorstehenden Gastmahl. Neben Julien saß auf einem Kissen der General, ihr Mann, der seit drei Tagen völlig kindisch geworden war. Mit trübem trockenem Auge sah er stets in die Flamme, und weder der Schuß des Grenadiers, noch die Ankunft Philipps hatten seine Aufmerksamkeit erregt; nicht einmal das Gebälge um seinen Wagen und die Plünderung desselben.

Philipp ergriff die Hand der jungen Gräfin, stehend auf einem Schneehaufen, der langsam am Feuer schmolz, und schwieg, und überließ sich selbst, alle Gefahr vergebend, der Sonne, sich wärmen zu können. Noch mehr: er erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo das Fleisch gar seyn würde, welches sein Soldat röstete; der Geruch dieser Speise reizte seinen Hunger, und vor dem Hunger schwieg sein Herz, sein Muth und seine Liebe.

Alle, die um das Feuer versammelt standen, beobachteten ein fürchterliches Stillschweigen. Jeder bekümmerte sich nur um sich. Die Gesichter, ohnehin von Frost und Mangel entstellt, waren häufig von einer Maske von Schmutz überzogen, durchsücht von den Thränen, die häufig und unbewußt flossen. Die unsaubern langen Bärte machten den Anblick noch abscheulicher. Die Kleidung eines jeden Soldaten hatte immer etwas Lächerliches an sich; der Eine hatte sich in Schawls eingewickelt, der Andere in Pferdedecken, oder in gefrorene Lumpen, von denen das Eis geschmolzen herabtropfte. Männer- und Weiberkleider, aus dem Wagen des Grafen geraubt, waren bunt vertheilt, während die Diamanten, die Goldbörse und das Silberzeug der Gräfin unangetastet im Wagen lagen; zer-

rissene Pelze, verkehrt angezogene Kleider, machten das abenteuerliche Kostüm von Vielen aus; Einige trugen an einem Fuß einen Stiefel, an dem andern einen Schuh oder Pantoffel. Aber Niemand dachte daran, den Nachbar auszulachen. Das Schweigen wurde nur von dem Krachen des Holzes, dem Aufsprühen der Flamme, dem fernen Geseumme des Lagers und den Säbelstreichen unterbrochen, womit die hungrigsten Soldaten die besten Bissen von der armen Bichette abtrennten. Einigen dieser Armseligen, ermüdeten als die Andern, schliefen. Wälzte sich ein Schlafender in die Flamme, so zog ihn Niemand heraus; die militärischen Logiker bielten dafür, daß den noch nicht Gestorbenen der Schmerz schon an und für sich zur Retirade bewegen werde. Erwachte der Unglückliche im Feuer, und ging darinnen zu Grunde, so bedauerte ihn Niemand; höchstens sahen sich einige Soldaten an, als ob sie ihre Sorglosigkeit mit der Gleichgültigkeit der Andern rechtfertigen wollten. Sogar die junge Gräfin sah zweimal eine ähnliche traurige Scene, und blieb regungslos und stumm.

Endlich waren die verschiedenen Stücke des gesperrten Pferdes zugerichtet, und mit wildem, edelhaftem Hunger fielen die Soldaten darüber her. „Dreißig Infanteristen auf einem Pferde! das hat man noch nie gesehen!“ rief der Grenadier, der Bichette erschossen hatte. — Dieser Scherz war der einzige, der vom Nationalcharakter zeugte.

Nach dem Mahle hüllten sich die Meisten der armen Krieger in ihre Mäntel und Kleider, warfen sich Bretter oder Decken nieder, und schliefen unbesorgt ein. Auch der Major hatte seine Portion von Bichette erhalten; auch er hatte seinen Hunger gestillt und sich erwärmt. Auch auf seine Augen senkte sich bleierner Schlaf. Während er noch mit demselben kämpfte, fiel sein Blick auf die bereits schlummernde Julie, die neben ihm lag, gehüllt in eine Bildschur und einen Dragonermantel. Die ganze reizende Gestalt war darunter versteckt, eine Mütze von Astrachan, und ein unter dem Kinn gebundenes Tuch bedeckten zum größten Theil ihr Gesicht, und auf einem mit Blut besleckten Kissen lag ihr Haupt.

War das noch jenes reizende Weib; die Königin der Hälle, der Stolz des Geliebten? oder war sie die letzte der Marktenderinnen? Philipp fühlte im Entschlummern fast seine Liebe untergeben. Schon träumte er in wilden Phantasien, aber durch alle diese Träume ging der erschütternde Gedanke durch: „Wir müssen Alle zu Grunde gehen, wenn ich einschlafe — ich darf, ich will nicht schlafen.“ —

Und in diesem Augenblick schon schlief er fest —

Fürchterliches Geschrei und der Knall einer Pulver-Explosion weckten ihn plötzlich nach kurzem Schlummer. Er fuhr in die Höhe, und sah vor sich ein Feuermeer, das immer näher rückte und die Hütten und Karren gräßlich beleuchtete, ehe es dieselben gefräßig verzehrte. Geheul der Verzweiflung stieg aus den Brandstätten empor, aber dieses nicht achtend, brachen sich die 1000 Krieger der Arrieregarde mit Gewalt einen Weg gegen

die Brücke durch. „Journier zieht sich zurück!“ rief der Major: „so ist also keine Hoffnung mehr.“

Eine freundliche Stimme antwortete ihm: „Ich habe Deinen Wagen verschont, guter Philipp.“ — Es war der Adjutant.

„Dennoch ist alles verloren!“ rief Sacy: „Sie haben mein Pferd aufgezehrt! wie sollte ich auch diesen kindischen alten Mann und seine zum Tod erschöpfte Gattin in die Höhe bringen?“

„Sage sie mit einem Feuerbrand auf!“

„Wie? meine Julie?“

„Nun, so leb' wohl!“ versetzte der Adjutant erbittert: Ich muß über die Brücke; ich habe noch eine Mutter in Frankreich. Dieses Volk hier läßt sich lieber verbrennen, als daß es vom Schnee aufstünde. Willst auch Du so zu Grunde gehen? Es ist vier Uhr. In zwei Stunden greifen die Russen wieder an. Denke an Dich selbst, Philipp, komm'!“

„Ohne Julie?“ schrie der Major, hob die Gräfin auf, schüttelte sie mit der Gewalt eines Verzweifelten wach, und donnerte ihr in's Ohr: „Gehe mit, Julie; zwinge Dich, oder Du bist verloren!“

Statt zu antworten, wollte die Gräfin wieder schlaftrunken zu Boden sinken. Der Adjutant ergriff einen Feuerbrand, und schüttelte diese sprühende Fackel vor ihren Augen. Sacy nahm sie in seine Arme, und trug sie zum Wagen. Sein Freund half ihm auch den General dahin tragen. Sie plünderten all' die Schlaftrunkenen, die sich zu ihren Füßen auf dem Schnee wälzten, bedeckten mit ihren Mänteln und Pelzen den Grafen und seine Gattin, und warfen zum Ueberfluß ein Stück gebratenes Pferdefleisch in eine Ecke des Wagens.

„Was soll nun geschehen?“ fragte der Adjutant.

„Wir wollen selbst die Kutsche ziehen!“

„Freund, Du bist verrückt geworden. Nach hundert Schritten erliegen wir unter der Last.“

„Es ist wahr!“ seufzte Philipp, und verschränkte mutlos die Arme. Mit einem Male jedoch rief er, die gesunde Hand seines getreuen Soldaten erfassend: „Dir vertraue ich sie noch einmal auf eine Stunde an, denke aber daran, daß Du eher zu sterben hast, als irgend Jemand an den Wagen zu lassen!“

Bei diesen Worten ergriff Sacy das Schmuckkästchen der Gräfin, und schlug mit flachem Säbel auf diejenigen der schlafenden Soldaten los, die er für die unerschrockensten hielt. So erweckte er den riesenhaften Grenadier und zwei andere Soldaten, deren Uniform gar nicht mehr zu erkennen war. „Wir sind hin!“ schrie er ihnen zu.

„Ich weiß wohl!“ versetzte der Grenadier.

„So opfert wenigstens euer Leben für eine hübsche Frau, und folgt mir!“

„Ich schlafe lieber,“ sagte ein Soldat, indem er sich wieder in den Schnee wälzte: „wenn Du mich aber noch einmal anrührst. Major, so schütz ich Dir mit meinem Säbel den Bauch auf.“

„Was soll's denn, Major?“ fragte nun der Grenadier: „der Mann da ist betrunken; ein Pariserföhnchen, das die Bequemlichkeit liebt.“

„Diese Brillanten sind Dein, wackerer Grenadier,“ tief der Major, „wenn Du mir folgen und gut thun willst. Die Russen stehen zehn Minuten von hier. Sie haben Pferde; wir holen uns zwei Klepper von der ersten Batterie.“

„Aber die Schildwachen, Major?“

Sacy erwiderte: „Einer von uns Dreien nimmt die Schildwache auf sich; Du gehst doch mit, mein Freund und Bruder?“ —

Der Adjutant nickte mit dem Kopf.

„Mußt mich auch in Dein Berlinchen stecken, Major!“ bemerkte noch der Grenadier.

„Es sey, wenn Du Deine Haut nicht dort oben lässest. Versprich mir aber, die Gräfin zu retten, wenn ich dort oben liegen bliebe.“

„Einverstanden!“ rief der Grenadier; und die drei Tapferen eilten auf die russischen Batterien los. Drei gingen hin, und nur zwei kamen zurück, auf zwei Pferden reitend, und verfolgt von den Kugeln der wach gewordenen russischen Artilleristen. Der edelmüthige Adjutant war geblieben; der Grenadier frisch und gesund; Sacy hatte einen Bajonnettstich in die Schulter erbalten. Dennoch ließ er das Pferd nicht los, und jagte es rüstig bis an den Wagen, den er unverfehrt wieder fand.

„Sie müssen mich zum Ehrenkreuz melden, Herr Offizier!“ meinte der Grenadier indem er Anstalten machte, mit Stricken die Pferde anzuspinnen: „Aber zum Teufel, die Stricke reichen nicht aus! Wir müssen die Schläfer um uns her vollends ausziehen, und ihre Shawls und Schärpen für uns verwenden.“

Als er den ersten Besten plünderte, rief er: „Der Spafsvogel scheint todt zu seyn. Wahrhaftig, alle diese Pursche sind hinüber. Die Pferd-Indigestion und Schnee und Feuer haben mit ihnen geendigt.“

(Fortsetzung folgt.)

## U n e k d o t e .

Vor Kurzem war der Anführer einer Deputation aus der Bretagne bei dem König der Franzosen zur Tafel geladen. Sein gutmüthiges und offenes, dabei aber artiges Benehmen hatte bei Aufmerksamkeit des Königs gefesselt, der ihm mehrmals während der Mahlzeit die Ehre erwies, mit ihm zu sprechen. Durch die Herablassung des Königs ermutigt, fragte er beim Desser: ob Se. Maj. bald die Bretagne besuchen werde. — „Ja, sehr bald!“ erwiderte der König. — Und Sie, Madame! — sagte er zur Königin — werden Sie Ihren Gemahl begleiten? — „Schwerlich, mein Herr!“ war die Antwort; „es muß doch Jemand das Haus hüten.“

## Zeche bei einer Parlamentswahl.

Bei der Erwählung eines neuen Parlamentsgledes für Bassetlow in England sollen folgende Quantitäten Getränk verbraucht oder wenigstens angeschrieben worden seyn; Ale und Porter 7200 Gallons (28,800 Ort.), Branntwein 740 Gallons (2960 Ort.), Wein 1470 Flaschen, Halbbier: gar nichts.



# Blätter

tür

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 11. Oktober 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 41.

U n d e r B e r e s i n a .

(Schluß.)

Der Major zitterte, und bemerkte jetzt erst, daß die Kälte zugenommen hatte. Er rüttelte die Gräfin, und rief ihren Namen. Julie hob mühsam den Kopf, und öffnete die Augen.

„Gott sey Dank! Sie leben Madame. Nun sind wir gerettet.“

„Gerettet?“ wiederholte Julie, und sank wieder in ihre Ermattung zurück. — Die Pferde waren angespannt, und auf ihnen saß der Grenadier und Sucey mit schlecht verbundener Wunde, und mit Pistolen bewaffnet. Der andere Soldat, dessen Füße in der letzten halben Stunde erfroren, war auch in den Wagen geworfen worden. Der Grenadier trieb die Pferde mit seinem Bajonett an, und der Wagen flog wie ein Gewitter durch die Ebene. Aber bald war er mitten im Gedränge der nach dem Strome fortlaufenden Soldaten. Man konnte nur im Schritt fahren, bedroht von den Flüchtigen, welche Lust hatten, die Pferde zu tödten.

„Wie lang' soll das währen?“ fragte der Grenadier den Major: „Wollen wir zum Ziel kommen oder nicht?“

„Freilich!“ versetzte Sucey: „Um jeden Preis!“

„Vorán also! Man macht keinen Pfannkuchen ohne zerschlagene Eier!“

Der Grenadier sprengte die Pferde wie wüthend in dieses schwankende Menschenfeld, daß die Räder zu beiden Seiten umwarfen was ihnen vorkam, und Männer, Weiber und Kinder zerschmetterten. Dazwischen schrie er jedoch immer mit Donnerstimme: „Weicht aus, verfluchtes Pack!“ — Der Major schauderte, aber sein Begleiter spottete hierauf: „Was thut's? das oder die Kälte; das oder russische Kugeln.“

Nicht fern vom Ufer stürzte der Wagen um. Der unerschrockene Grenadier sagte nur: „Das hab' ich erwartet. Aber der arme Soldat da drinnen ist mausetodt.“

„Armer Laurent!“ seufzte der Major.

„Hieß er Laurent? der vom fünften Jägerregiment?“

Der Major nickte.

„Sieh', sieh'! Das war ein Vetter von mir. Aber so ein Hundeleben ist nicht werth, daß man viel Aufhebens davon macht.“ Man ließ den Wagen liegen, die Pferde stehen, weil zu viel Zeit verloren gegangen wäre. Julie war von dem Sturz erwacht. „Wo sind wir, Sucey?“ fragte die Leidende, „was ist geschehen?“

„Wir haben noch fünfhundert Schritte zur Brücke. Jenseits sind wir sicher; in Wilna darfst Du ruhig schlafen. Daß Du nie erführest, was Dein Leben mir gekostet hat!“ — „Du bist verwundet?“ — „Hat nichts zu sagen.“ — Die Katastrophe war aber da.

Das russische Geschütz schleuderte seine Donnerkelle in die Ebene herab; die feindlichen Kolonnen hatten Studzianka besetzt, und wälzten sich schnell wie die Feuersbrunst gegen das Ufer hernieder. Auf der Brücke wimmelte Alles von Menschen, und schon brannten auf Eble's Befehl die Joche am jenseitigen Strand. Die Brücke stürzte ein, und die Menschenmasse mit einem dumpfen Schlag wie eine Lavine in die Fluthen. Tausende von Leichen bedeckten den Strom, tausend Flüchtlinge prallten vom Ufer zurück, und rannten mit fürchterlichem Zusammenstoß gegen die Tausende, die zur Brücke wollten. Julie und ihr Gatte dankten ihr Leben dem umgestürzten Wagen, worin sie sich bargen. Die Pferde wurden im Gedränge erstickt und zertreten. Der Major und der Grenadier mordeten, was ihnen in den Weg trat, um nicht selbst getödtet zu werden. Während einige feste Waghälse, trotz der augenscheinlichsten Gefahr, von dem Ufer auf die im Strom treibenden Eisschollen sprangen, und zum Theile glücklich sich retteten, flob die größte Menge in die Ebene zurück, und den Russen entgegen, so daß es um den gestürzten Wagen frei und leer wurde. Ungefähr fünfzig Tapfere sammelten sich bei dem Major, und schleppten den Grafen mit seiner Gattin an die Trümmer der Brücke. Sucey schlug vor, einen Floß aus diesen Trümmern zu machen, und schnell ging man an's Werk. Generale, Obersten, gemeine Soldaten schleppten Bretter, Stricke, Räder und Lavetten herbei. Die wenigen Bewaffneten bildeten eine Art von Vorwache gegen die Russen. Die junge Gräfin saß neben ihrem am

Geist ganz verlorenen Mann; ihre schwachen Hände konnten hier nicht helfen, und immer näher drang der wilde Hurrah der Russen. — Da war endlich das Floß fertig, von vierzig Mann in die Fluth geschleudert, und in einem Augenblick von Menschen bedeckt. Der Major, Julien und ihren Gemahl bei der Hand haltend, erhebend von Zorn, rief den Leuten zu: „Ungeheuer! ich gab euch den Rettungsgedanken; — ich bin euer Retter, und ihr wollt mich nicht aufnehmen?“

Dumpfes Getümmel war die Antwort, und die Leute am Rande des Flosses suchten damit in den Strom zu treiben. Da schrie der Grenadier mit einem fürchterlichen Fluche: „Ich stürze euch Alle in's Wasser, ihr Hunde, wenn ihr nicht den Major und seine Begleiter aufnehmt!“ Er drohte mit dem Säbel, verhinderte die Abfahrt, und ließ die Leute enger zusammenrücken. Hier und da stürzte Einer in's Wasser, und ein Lieutenant war der Einzige, der es versuchte, dem Grenadier ein gleiches Loos zu bereiten. Der Soldat kam jedoch der feindseligen Bewegung des Offiziers zuvor, packte ihn beim Kragen, und warf ihn in's Wasser. „Trinke Dich jetzt satt Du böshafter Enterich!“ schrie er: „Zwei Plätze sind leer; herein, Major, mit Deinem jungen Weibchen! Laß den alten Seebund zurück; es ist doch bis morgen mit ihm zu Ende.“

„Geschwind! geschwind!“ schrieen hundert wüthende Stimmen und der Grenadier fuhr dringend fort: „Ohne Verzug, Major. Die Pursche werden knurrig, und haben nicht Unrecht. Herein zu uns!“

Bei dem Grafen schien die Bestimmung plötzlich wiederzukehren. Er sprang auf, warf den Mantel weg, und stand in seiner Generals-Uniform da. „Der Graf muß gerettet werden!“ sagte Philipp mit finsterner Kürze, und Julie drückte die Hand des theuren Freundes, umarmte ihn beftig, und schluchzte Lebewohl! — Die Liebenden hatten sich verstanden. Der Graf sprang auf den Floß; Julie folgte ihm, und schenkte dem Freunde noch einen Blick. Der Grenadier rief hier auf: „Wollen Sie meinen Platz, Major? ich habe weder Frau, noch Kind noch Eltern; befehlen Sie und ich spring' ins Wasser.“

„Ich vertraue Dir diese an!“ antwortete der Major auf den Grafen und seine Julie zeigend, und der getreue Soldat versetzte: „Schon recht sie sollen mein Augapfel seyn.“

Da wurde das Floß mit solcher Gewalt gegen das jenseitige Ufer getrieben, daß der schreckliche Stoß das gebrechliche Fahrzeug zu zerschmettern drohte. Der Graf stand an dessen Rande und stürzte in den Strom; in demselben Augenblick trennte eine scharfe Eisscholle sein Haupt vom Rumpfe. „Major!“ schrie noch einmal der Grenadier. — „Lebe wohl!“ schrie noch einmal Juliens Stimme.

Sucy fiel von Schrecken und Müdigkeit erschöpft zusammen, ward von den herbeieilenden Russen gefangen, und nach den Steppen Sibiriens geschleppt.

Nach mehreren Jahren des Leidens betrat er wieder den französischen Boden, suchte seine Julie auf, und fand sie — in Wahnsinn verloren. Bis an ihr

Ende war das einzige Wort, das sie sprach: „Lebe wohl!“

## Abenteuer in Newfoundland.

### 1. Die Eskimo's.

Während meines Aufenthalts in Newfoundland, wo mich die Fischerei beschäftigte, begleitete ich den Admiral der Station auf einer seiner gewöhnlichen Küstenfahrten, die er in seiner Eigenschaft als Gouverneur der Insel von Zeit zu Zeit unternimmt.

Es war um das Ende des Julius, als wir bei dem Eiland Toulinguet, auf der Nordseite von Newfoundland, die Anker warfen. Hier hatte die Ermordung eines Pflanzers\*) und die Plünderung seines auf den Trockengerüsten ausgebreiteten Vorrathes von Stockfischen von Seiten der Eskimo's, während eines ihrer flüchtigen Besuche vom festen Land, eine große Sensation erregt, um so mehr, als die That ohne Veranlassung begangen worden war.

Diese Eskimo's sind ein höchst sonderbares Volk; sie sind noch wirkliche Wilde. Jeder Versuch der Ansiedler, sie zu civilisiren und sich mit ihnen in ein gutes Vernehmen zu setzen, ist bis jetzt mißlungen. Ein Mißtrauen, wie es in diesem Grade bei den nordamerikanischen Indianern nicht vorkommt, scheint ein Hauptzug in ihrem Charakter zu seyn. Damit verbinden sie ein gut Theil Liebe zum Krieg und ein Diebsgellüste, in welchen beiden Dingen sie sich durch keine Gefühle des Mitleidens, noch durch metaphysische Betrachtungen über den Unterschied von Mein und Dein irre machen lassen, indem sie steif und fest an dem guten, alten Grundsatz hängen, daß wer nehmen kann, nehmen, und wer tödten kann, tödten solle. Gleich andern Eskimostämmen bildet Jagd und Fischfang die einzigen Mittel ihres Unterhalts. In Boden und Klima liegt wenig Versuchung zum Ackerbau — zumal für ein Volk, welches nie eine Woche an einem Platz bleibt, und die Beschränkung auf einen festen Aufenthaltsort für ein unerträgliches Uebel halten würde. Kurz, sie stellen ein so vollkommenes Bild des wilden Lebens dar, als nur immer eines auf irgend einem Punkt der Erde zu finden seyn dürfte.

Das beständige Gefühl der Unsicherheit des Lebens und des Eigenthums, welches die Furcht vor diesem räch- und raubfüchtigen Volk in den Ansiedlern unterhält, ist die Hauptursache, warum es mit der Kultur des Innern nicht vorwärts will. Die Lokalregierung hatte sich so eben entschlossen, die geeigneten Maßregeln zu treffen, um diesem Uebelstande zu steuern; das Passendste schien, einige Eingeborne zu gewinnen, daß sie zu Mittelspersonen zwischen ihren Landsleuten und den Europäern dienen könnten; dadurch ließen jene sich vielleicht dahin bringen, die Anlegung von Faktoreien in ihrem Lande zu gestatten, welches dann der Anfang zu einem regelmäßigen Verkehr wäre.

\*) Ein Küstenbewohner, der Fische einmacht und verpakt ic., wird hier zu Lande Planter genannt.

Die Ermordung des Pflanzers war nun ein sehr schlimmes Vorspiel zu diesem Vorhaben; doch gab der Admiral deswegen die Hoffnung noch nicht auf. Er berief eine Versammlung der benachbarten Einwohner, und begab sich selbst an's Land, um zu sehen, was zu thun wäre. Da ich immer sehr wünschte, diese Beduinen des Schnee's näher kennen zu lernen, so bat ich um Erlaubniß, ihn zu begleiten.

Die Versammlung fand in der Wohnung des Hrn. Englisch, Episkopalgeistlichen auf den Inseln Fogo und Loulinguet, statt. Dieser verständige, gut erzogene junge Mann, den der Admiral und die Uebrigen augenscheinlich sehr achteten, drang darauf, daß eine Gesellschaft, an welche anzuschließen er sich erbot, ausgehen sollte, die Eingebornen aufzusuchen, ihnen Geschenke zu bringen, und mit Hilfe der Zeichensprache, die auf dem Continent von Nordamerika wohl verstanden wird, zu eröffnen, daß wir geneigt wären, zu ihren Bedürfnissen beizutragen, wenn sie das Gleiche in Bezug auf uns beobachten würden. „Vielleicht,“ meinte er, „lassen sich Einige von ihnen bewegen, mit uns zurückzukehren, und es gelingt uns, durch eine freundliche Behandlung derselben ein Verhältniß anzuknüpfen, welches unsere gefährliche Widersacher zu nützlichen Bundesgenossen macht.“

„Dies heiß' ich die Zeit verlieren,“ bemerkte ein alter, verwitterter Fischersmann, der einen hübschen Knaben an der Hand hielt, „mit den garstigen Teufeln ist nichts anzufangen. Als Wallfischjäger in der Hudsonsbai sah ich Hunderte von Ihnen, die ich Jahre lang kannte, aber, Gott weiß! sie waren dumm und grob genug; von allen Thieren auf zwei Beinen, die mir je vorkamen, oder von denen ich mir erzählen ließ, sind die Eskimo's die elendesten und schlimmsten. An ihren Früchten mögt Ihr sie erkennen!“

„Recht!“ erwiderte der wohlwollende Geistliche; „allein um so mehr, Simon, bedürfen sie unseres Beistands und Unterrichts. Hätten wir unser Liebeswerk schon voriges Jahr begonnen, so wäre wahrscheinlich Euer Sohn nicht so grausam ermordet worden. So schlecht sie auch sind, so dürfen sie uns doch nicht gleichgültig seyn; sie haben wenigstens Seelen die wir retten sollen!“

„Seelen, die wir retten sollen!“ wiederholte Simon zornig und verwundert zugleich; „zum Teufel mit ihren Seelen. Ich lese immer fleißig in meiner Bibel, aber es steht kein Wort darin, daß diese Rohfleischfresser\*) Seelen in ihren sinkenden Cadavern hätten, ob sie gleich Härte tragen, und sich Menschen (Keralti) nennen. Ein schwarzer Wolf hat zehn Mal mehr Verstand, und wenn er stirbt, ist sein Fell wenigstens einen Thaler werth. Mein Hund Cabot hat eben so viel Fleisch an seinen Knochen, und eben so viel Hirn in seinem Schädel, und es ist weit wahrscheinlicher, daß auch er eine Seele hat, die zu retten ist. Ich will Euch sagen, was er eines Tages that,

\*) Eskimo kommt von Eskimantse her, welches Wort in der Albinquissprache jene Bedeutung hat.

und dann müßt Ihr selbst urtheilen. Als wir in dem Graben\*) vor Anker lagen und fischten —“

„Still, Simon!“ sagte der Admiral, „wir wollen Deine Geschichte ein ander Mal hören; jetzt haben wir einen andern Fisch zu fangen!“

„Hm! Hm!“ brummte der raube alte Fischer in einem tiefen Bass; „zieht nur recht, ihr werdet ganze Hamen voll bekommen, und wenn Ihr so glücklich gewesen seyd, so vergeßt nur nicht, Eure sinkenden Fische bald wieder über Bord zu werfen. Ja wohl, Fische! Ich wollte diese Fische hätten ein so gutes Fleisch, als unser guter rother Häring.“

Eine Anzahl der Anwesenden schien ganz mit Simon der Meinung zu seyn, daß es eine verfehlte Speculation wäre, diese Wilden zu zähmen, und daß kein sicheres Verfahren gegen sie beobachtet werden könnte, als daß man sie wie die Bestien drei Schritt vom Leib hielte; allein der Admiral hatte auch seine Meinung, und ließ sich nicht so leicht irre machen. „Simon,“ sagte er, „ich hörte immer von Euch, Ihr seyd ein gefälliger Mann, und ein Mann von Mut oben drein. Nun muß ich einige von diesen ungewaschenen Gesellen bekommen, die Ihr so von Herzen verachtet; und ich zähle darauf, daß Ihr mir dabei an die Hand geht; Ihr dürft nicht Nein sagen, denn Ihr macht mir sonst die ganze Mannschaft zu Memmen. Eure Fischzeit ist hübsch vorüber; Eure Gerüste sind vollbelegt, und der Stockfisch trocknet schnell; so habt Ihr keine Ausrede; wollt Ihr also mit Euren Kameraden Hrn. Englisch begleiten, so sollt Ihr Eure Zeit nicht verloren haben. Ich gebe Euch für jeden Eingebornen, den Ihr mir binnen Jahresfrist nach Fort Townshend schafft, und der so viel Englisch oder Französisch versteht, daß er zwischen uns und seinen Landsleuten den Dolmetscher abgeben kann, 100 Pf. St.

„Dies Gebot läßt sich hören,“ erwiderte Simon; „um diesen Preis hole ich Euch Meerfräulein in Norwegen. Verlaßt Euch auf mich, wir angeln Euch die Schlingel, wenn sie schlüpfen wie die Ottern, und schnappen wie die Haie. Aber das Kauderwelschen ist des Pfarrers Sache, und es wird ihm ein saures WC werden. Sie sind so tückisch wie Bären in ihren Wintertlöchern. Hobelt an einem Hai, so viel Ihr wollt, Ihr werdet ihn nie lehren, daß er kaut wie ein Christenmensch.“

„Ehni,“ flüsterte der Knabe in bittendem Tone; „laßt mich mit auf die Jagd gegen die Wilden! Paul leiht mir seinen Karabiner, und unser Cabot geht auch mit!“

„Nein, nein, Kind!“ versetzte der alte Mann; „es war genug, daß sie Deinen Vater erschlugen. Ich will Dich nicht auch verlieren, wie ich meinen armen Ben verlor, durch die Pfeile dieser Unthiere. Du bleibst noch ein wenig daheim, lieber Bastian; es wird für Dich noch genug zu sechten geben, ich verspreche Dir es, bis Du durch die Welt kommst!“

Zu guter Letzt wurde ausgemacht, daß Simon sich

\*) Ditch, so heißen die tiefsten Stellen auf der großen Bank.

nach einigen tüchtigen Leuten umsehen, und damit ein kleines Segelboot bemannen sollte, um gleich den folgenden Tag mit Hrn. English die Küstenfahrt anzutreten, um Eskimo's zu suchen; zu Geschenken bestimmte man einige Puffsachen und Geräthe, welche jene sehr hochschätzen, und für den schlimmsten Fall hielt man Waffen in Bereitschaft. — Als ein Freund von Abenteuern, wo das Interesse der Neuheit und die Gefahr Hand in Hand gehen, schloß ich mich an. Herr English nahm mich für die Nacht in sein Haus auf, und der nächste Sonnenaufgang fand uns bereits neben dem alten Simon in der Schenke sitzend, der, das Steueruder in der Hand, den Cabot zwischen seinen Füßen, seine lange Entensklinte hinter sich, frisch vor dem Wind her der Exploitsbai zusteuerte. Seine Mannschaft bestand aus 6 munteren Fischern, welche die Pfeife in dem Mund, jede Sorge wegbliessen, und bereits in lebendigem Vorgefühl des Besten von Hunderten der verheißenen Pf. St. sich freuten.

(Fortf. folgt.)

### Schöne Züge.

In der Parodie: „der Müller und sein Kind“, sagt der Schauspieler Beckmann, in der Rolle eines reichen Braumeisterssohn: „Ich bin auch gar kein häßlicher Mensch nicht; mein Vater behauptet immer, ich hätte in der Familie die besten Züge, wenn ich — Bier trinke.“

### Einer jungen Freundin zum

### Geburstag.

Wie einem Wanderer — den die Morgen-Sonne  
Am Hügel fand, den fröhlich er besteigt;  
Indes umgeben von des Frühlings Wonne,  
Er unbemerkt den Gipfel schon erreicht —  
Vor seinem Blick, in nie geahnter Schöne,  
Die freie Landschaft plötzlich sich enthüllt,  
Aus der ein Säuseln unbekannter Töne  
Mit süßer Sehnsucht seinen Busen füllt;

So breitet sich mit rosenfarb'nen Schwingen  
Das Land der schönsten Träume vor Dir aus;  
Ein Land, von welchem alle Dichter singen,  
Denn alles Schöne ist allda zu Haus.  
Die Gegenwart umschwebt in heitrem Tanze  
Dort alle Reinen mit geweihter Lust,  
Und aus der Zukunft reichem Blütenkranze  
Steckt Jeder sich ein Sträußchen vor die Brust.

Durchwalle froh die lachenden Gefilde,  
Wo noch kein Kummer unsre Wangen bleicht,  
Wo in der Hoffnung lichtumstrahltem Bilde  
Die Menschheit unsern Idealen gleicht.  
Da trübt sich nie der azurblaue Äther,  
Ein Klage-Lied aus deinem Mund wär' Spott.  
Harmonisch schlägt des Weltalls große Feder  
In deiner Brust: Die Freude sey dein Gott.

Und durch der Auen immergrüne Matten  
Da fließt ein Strom, so hell, so klar, so rein;  
In seines Ufers dichtbelaubte Schatten  
Führt schmeichelnd Philomelens Lied Dich ein.  
Ein leichter Kahn tanzt auf den Silberwogen,  
Ein munterer Schiffer wirft den Anker aus,  
Und sympathetisch zu ihm hingezogen,  
Besteigt Du sorgenlos sein kleines Haus.

Ein sanfter West schwellt jetzt die bunten Flügel  
Des Schifflens, dem sich jede Flagge senkt;  
Vorüber fliehn die nachbarlichen Hügel,  
Denn Amor ist es, der das Steuer lenkt.  
Nach Paphos geht's! so jubeln Amoretten,  
Wie im Triumph entgleitet ihr dem Fluß,  
Und eh' sie Dich am schönen Ziele betten,  
Raubt Dir der Schalk der Liebe ersten Kuß.

Schön wie die Göttin selbst, in üpp'ger Fülle,  
Taucht aus der Flut ihr Lieblingsiß hervor.  
Kein Wolkendunst umzieht die zarte Hülle  
Des Rosenhains mit einem Nebelflor.  
In ew'ger Klarheit hauchen alle Blüten  
Balsamisch ihre Wohlgerüche aus,  
Den Lippen winkt die Frucht der Hesperiden,  
Und Felsen sprudeln Nectarströme aus.

Empfangen nun von Grazien und Horen,  
Betriff dein Fuß die Flur der Sympathien;  
Dein ganzes Sein in Ahnungen verloren,  
Schwelgt in dem Meere heitrer Phantasten.  
Durch alle Adern schäumt ein reges Feuer,  
Im Auge spiegelt sich Unendlichkeit,  
Und an des Tempels Stufen schwörst Du freier,  
Nur treuer Liebe sey dein Herz geweiht.

Nicht Alle schau'n der Liebe Himmelsgarten,  
Nicht Jedem winkt Cytherens goldnes Haus;  
Vergebens läßt oft Amor auf sich warten,  
Setzt stumpe Seelen öden Felsen aus.  
Und was die Göttin Herrliches entfaltet,  
Womit sie edle Triebe reich belohnt,  
Sie schmecken's nicht — ihr Busen ist erkaltet,  
Nie hat des Daseyns Glück in ihm gewohnt.

Nur wem des Schicksals Günst' Gefühl und Tugend,  
Wem die Natur ein weiches Herz verlieh'n,  
Dem winkt des Gartens ewig grüne Jugend,  
Worin der Menschheit holde Blumen blüh'n.  
Wohl Dir, Dir ist dies schöne Loos beschieden;  
Freu, liebes Mädchen! freu des Lenzes dich.  
Bewahre sorgsam deinen innern Frieden,  
Und liebe, hörst du Mädchen? liebe mich. —

Du schweigst? Du schlägst beschämt die Augen nieder?  
Die Thräne perlt, verrathend mir mein Glück;  
Hörst Du der Priesterinnen Feierlieder?  
Das Fest beginnt; nie kehrt es uns zurück.  
Wir bringen Arm in Arm, und Kyp auf Lippe,  
Der Königin uns selbst zum Opfer dar;  
Und liebreich schützend dann vor jeder Klippe,  
Führt ihre Hand uns segnend zum Altar.

Leontinus.

# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 18. Oktober 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 42.

### Abenteuer in Newfoundland.

(Schluß.)

#### 2. Der Newfoundlandler Hund.

Von schöner Natur war an den Küsten, längs denen wir hin segelten, wenig wahrzunehmen. Farmers Eisland lag zu unserer Rechten, das feste Land zu unserer Linken; von beiden Seiten starrten uns kalte, steile, düstere Felsengestade an, hier kahl und unfruchtbar, dort bedeckt mit Wachholder, Haide oder Pechtanen, den einzigen Gegenständen, welche einiges Leben auf das öde Revier der Wasser warfen. Einzelne nackte Felsen ragten malerisch empor aus dem Schaum der Wogen; das Ganze aber bot ein schauerliches und abstoßendes Gemälde dar; so daß ich mich gerne zur Betrachtung der lebenden Wesen neben mir wandte.

„Welch' ein edles Thier dieser Cabot ist!“ sagte ich zu seinem Herrn; „Ihr wurdet gestern in einer interessanten Anekdote unterbrochen, die ihr von der Klugheit Eures Hundes uns zum Besten geben wolltet.“

„Hm!“ erwiderte der Alte stolz; „der darf sich nicht schämen, wenn er von seinen Thaten erzählen hört. Er begreift jedes Wort, das ich sage, und wenn er könnte, würde er sprechen. Ich zog ihn von der Mutter auf, fütterte ihn groß, und schöpfte ihm seinen Namen. Ich liebe ihn wie ein Kind, und er ehrt mich wie einen Vater. Nun, was ich sagen will, mein armer Ben und ich fischten eines Tags auf der Bank, und Cabot befand sich wie gewöhnlich an Bord. Ich nehme ihn gerne mit, denn er versteht sich auf's Wetter, hält für mich Wacht, und schmiegt sich an mich und wärmt mich mit seinem Pelz, wenn wir zusammen heimfahren; natürlich, wenn er nicht zu naß ist, in welchem Fall er die Schicklichkeit hat, allein zu liegen. Auf dem Verdeck gibt er auf den Wind Acht, und wenn ein Stoß kommt, so bellt er ihm frisch in's Gesicht, erpäßt er aber einen schlafenden Walffisch so ist er mäusehstill. Einen Eisberg entdeckt er durch den Nebel, und den Frosthauch, der davon herweht, unterscheidet er so gut als irgend ein Christ. Ueberhaupt hält er es in allen Dingen mit einem Christen; er

speist seinen gesottenen oder gebackenen Fisch, je nachdem wir's eben für ihn haben; er fällt nicht roh darüber her, wie die unsaubern Wilden, welche das Feuer zu nichts zu gebrauchen wissen, als zum Zünden, außer wenn er einmal Lust bekommt, eine Stockfischzunge aus meiner Hand zu verzehren, oder einen Flünder zu verschlucken, den er zu seiner Unterhaltung in dem seichten Wasser an der Küste mit seinen Füßen aufstöbert und jagt, bis er ihn fängt. Damals zogen wir die Fische zu Hunderten heraus; die See wimmelte von Kabeljauen. Es war Ende Mai's, und wir hatten bereits unsere zehntausend Stücke für die Prämie gefangen. Es ging bei uns lustig her; Cabot wünschte nur Hände zu haben, um uns auch zu helfen, und mit den Angeln umzuspringen trotz einem alten Seemann. Urpöblich packte eine Angel an der Leine, die ich betheeren wollte, mein Urband, und zerrte mir die Uhr aus der Tasche — eine kleine, goldene, doppelhäufige, flache, französische Uhr, die so regelmäßig lief als der Golfstrom. Das Band zerriß halb durch den Stoß, und weit von der Angel weg flog die Uhr. O meine Uhr! Meine Uhr! rief ich. Den Salmsprung sehen, den sie über die Kanonenlage that, meinen Schrei hören, und sich kopfüber dem glänzenden Köder nachstürzen — dieß Alles war bei Cabot ein Augenblick. „Ach, armer Cabot!“ sagte ich, „Gold sinkt schneller als du tauchen kannst, und auf den Grund hinab ist es für dich hier zu tief.“ Nicht lange, so hob Cabot sein Haupt wie eine Otter aus dem Meer, einen schönen zappelnden Kabeljau im Mund. Ben half ihm und dem Kabeljau in das Boot. „Du hast die Zunge wohl verdient, braver Bursche,“ sagte ich, indem ich sie ihm ausschchnitt, und den Fisch dem Auswaidler zuwarf. Cabot wollte die Zunge nicht, sondern sprang auf seine Priße zu. Ben und ich begaben uns wieder an unsere Arbeit, wie zuvor, als wir auf einmal ein wüthendes Gebell hörten, und den Auswaidler ihm mit dem Messer drohen sahen. „Was soll das, Cabot?“ sagte ich, „ruhig, Freund!“ Allein er lärmte nur desto ärger. „Wagt Ihr, den Hund zu reizen?“ sagte Ben. „Bei meinem Eid, ich rührte ihn nicht an,“ erwiderte der Auswaidler zitternd. „Ihr lügt,“ sagte Ben, indem

er den Burschen beim Arm faßte; „er bellt Niemand um nichts an, und um die Sache wieder gut zu machen, zieht Ihr Euer Messer gegen ihn.“ So wie Ben des Burschen Arm hält (denn mit Schneidwaffen läßt er sich nicht gern ein), fährt Cabot dem Schelmen an die Brust, reißt ihm das Wams auf, und siehe da! meine Uhr und Caketts fallen außs Verdeck. Cabot bemächtigt sich ihrer, und händigt sie mir ein unter Freudenprüngen. Wir küssen ihn Alle, Ben versetzt dem schmutzigen Kuttelschinder (gut-plucker) einen Tritt, und Cabot bellt ihn zum Schiff hinaus. Ich untersuchte den Kabeljau nachher, und fand, daß er ihn am Schwanz gefangen hatte, wahrscheinlich, indem der Fisch den harten Körper, den er zu hastig hinabgeschlungen, wie gewöhnlich kopfunter wieder von sich geben wollte; denn (mit Eurer Erlaubniß) sie erbroschen sich so natürlich als ein Aldermann. Ich ließ die Uhr in St. John's pußen — hier ist sie, sie läuft so gut wie immer; aber wenn ich fische, kehre ich meine Caketts einwärts. Ha! seht, Cabot versteht, wovon die Rede ist,“ fuhr er fort, als das verständige Thier das Uhrenband in den Mund nahm, und damit spielte, während es seinen Herrn stolz anblickte; „Cabot hat, als er mit mir auf Cap St. John sich befand, Französisch genug sprechen gehört, um ein gut Theil dieser Sprache zu verstehen.“

„Ich will ihn auf die Probe stellen,“ sagte ich, indem ich zu Hrn. English gewandt, bemerkte: „Le ciel promet l'orage contre le vent! Y a-t-il de l'apparence des raffles aujourd'hui?“

Cabot sprang rasch auf, legte seine Pfoten auf die Kanonenlage, schnuffelte in die Luft, und richtete seine Augen nach den Wolken über Farmers Eiland in gut seemännischer Manier; hierauf uns Allen in die sorglosen Gesichter schauend, schien er, indem er gähmend sich zwischen Simons Füßen wieder niederließ, mit einem Ausdruck von Verachtung in der Miene bei sich ausgemacht zu haben, daß keine Gefahr von Sturm vorhanden sey. „Ich will ihn noch einmal probiren,“ sagte ich, indem ich Simon fragte: „Y a-t-il sur cette côte des bons endroits pour prendre terre?“ Die Augen des Hundes wandten sich instinktmäßig nach der Küste, er schien jedoch seines Herrn Antwort abzuwarten: „Oh non! Mais audelà de la pointe prochaine la terre est plus unie, et nous pouvons débarquer de tems en tems pour chercher ces gros pitauts les Esquimaux.“ Simon, der viel von der Lebhaftigkeit der Gebehrde besaß, die ein unerläßlicher Theil der Sprache scheint, die er redete, konnte nicht umhin, bedeutungsvoll nach dem Vorgebirge zu zeigen, daß man zu umsegeln im Begriff stand, und einen hohen Grad von Bitterkeit in seine kurze Bemerkung über die armen Eingebornen hineinzulegen. Offenbar entging Beides dem Hunde nicht, er stand auf, als ob er den Tagsbefehl bekommen hätte, sich zum Dienst gerüstet zu halten. Seine Neugierde stieg, und er rannte auf dem Schiff herum mit starr gebeteten Augen auf das verheißene Land von seines Herrn Erbfeinden.

„Das Wort Eskimo,“ sagte Hr. English, „macht

auf ihn einen großen Eindruck; mich dünkt, er theilte die Abneigung seines Herrn. Es jagt ihn auf, wie der Ruf Neunuh (Bär) einen Eskimobund.“

Der alte Mann schien durch diese Vergleichung nicht weniger als geschmeichelt. „Was für eine Nehmlichkeit findet Ihr denn zwischen diesem edlen Burschen und einem ihrer heulenden, diebischen, halbverhungerten, bissigen Köter? Ein Mittelding von Wolf und Fuchs!“

„Diesen Eskimobestien,“ fuhr der Alte fort, „die ihr Leben mit Abfall fristen und mit einigen Schaalthieren, die sie finden, muß man jede Minute einen Fluch auf den Pelz brennen, wenn man ihnen das Geschirr anlegt und sie nicht davon laufen und einander in ihrer eigenen Wolle ersticken sollen. Cabot braucht keine Schläge er würde sie auch nicht ertragen. An seinem kleinen Schlitten mit zwei Centnern Holz oder Fisch rennt er so schnell als ich über den Schnee, wenn dieser hart ist, und einmal mir zu Gefallen (versteht sich, daß ich ihm meine Hand lieb) zog er vier Centner. Er würde das rohe Gefräß nicht anrühren, denn er speist nur mit mir. Jungen, zum Frühstück! In seinem Leben that er keinem Hund etwas zu Leide, wenn er nicht zuerst angegriffen wurde. Da fällt mir die Hudsons-Bai ein, wo eines Tages vier verdammte Köter, die an einem Eskimoschlitten über das Eis daheraliefen, sich's beikommen ließen, mit ihm anzubinden. Der Treiber, um sie zu ihrem Tagewerk anzuspornen, hatte „Neunuh!“ gerufen, als ob ein Bär im Gesicht wäre, und die Bestien verirren sich an Cabot. Spaß ist Spaß, sagte ich, aber Das ist kein Spaß mehr. Mit diesen Worten erhob ich mein Gewehr, um das Gesecht auszugleichen, aber die kleinen wollichten Teufel waren so oft auf und unter ihm, daß ich nicht schießen konnte, ohne den Cabot selbst zu verletzen. Indes ich konnte ruhig zusehen, denn er arbeitete sie an allen Gliedern entzwei (dies ist so seine Fechtart), und ließ sie lahm und heulend zurück. Während des Straußes schwang ihr Treiber seinen Fischspeer, und würde Cabot durchbohrt haben, wenn ich nicht einen Entenschuß über ihm abgeseuert, und ihm die Harpunenspitze weggeblasen hätte: sie war wie gewöhnlich nur mit einem Riemen daran befestigt, damit, wenn sie in ein Thier oder einen Fisch gedrungen ist, sie losfährt und darin als Widerhacken stecken bleibt; er riß sie nachher zweien seiner Hunde aus dem Maul, die sich um den Riemen von frischem Seehundsfell balgten. Aber würdet Ihr es glauben? Der Wilde war so mordlustig, daß er meinen Schuß nicht bemerkte, und mit dem geköpften Stiel auf Cabot loswollte, der seinerseits den garstigen Teufel am Bein faßte, und ihm den Stiefel vom Leib riß. Ich hatte große Noth, sie auseinander zu bringen. Als die Gesellschaft vorbei war und ich dem schmierigen Treiber einen Schluck Schnaps gab, sah der Bursche, daß der arme Cabot sich mit der Pfote in sein Netz verwickelt hatte, und mir Nichts dir Nichts zerterte er an ihm, als ob er einen Kabeljau vor sich hätte. Cabot winselte und stand im Begriff, ihn noch einmal zu beißen, so daß ich um des Friedens willen den Kerl von sei-

nem Führerwerk herunterschlag, um ihn Artigkeit zu lehren, da Worte an ihm verloren gingen. Ein halbes Jahr darauf — wir befanden uns bereits wieder zu Haus — fuhr ich eines Abends an die Küste, um eine Ladung Fische auf Bens Gerüste auszuladen, als Cabot mir entgegenkam und neben dem Boot herschwamm, um mich zu begrüßen und wie gewöhnlich mit Bastian zu spielen. Er suchte auf alle Art meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; weil ich aber zu beschäftigt war, so sprach ich nicht gleich mit ihm. Zuletzt heulte er furchtbar; es war das erste Mal, daß ich ihn heulen hörte (die Eskimotöpel können bloß heulen). Da sah ich denn, daß er einen andern Hund, der ganz lahm war, über dem Wasser hielt, und da er mit seinem Kameraden bald auf mich zu — bald wieder zurückruderte, so dachte ich, das müsse Etwas zu bedeuten haben (denn Cabot thut Nichts ohne Sinn), und untersuchte am Ufer den Fuß des Hundes. Siehe, da saß eine Kabeljau-Angel fest in dem Fleisch. Ich befreite den Verwundeten von seinem Anhängsel, und Beide galloppirten jetzt lustig neben mir her. Ja, der Hund ist nicht mit Thalern aufzuwiegen! Er hat ein großes Herz, ein zartes Gefühl, nichts Spleenartiges, Gallisches, Giftiges in seinem Wesen. Es gilt den Fischfang von einem Jahr, er hat eine Seele. He! Bursche, an's Frühstück!

Ein kernhaftes Frühstück ward um den Mast herum aufgetafelt. Unsere Vorräthe bestanden aus frischem und getrocknetem Stockfisch, aus Hering, Salm, Aal, eingesalzenem Rindfleisch, Rothgänsen, nebst Eiern von den Vogelinseln, Zwieback und Branntwein. Letzterer war ein Geschenk des Admirals, welcher die Kelerarmuth unserer Fischer kannte, und etwas geistiges Leben in ihr Unternehmen zu bringen wünschte. Cabot setzte sich neben seinen Herren, nahm artig an, was man ihm gab, und benahm sich, wie Simon zu sagen pflegte, gleich einem Christen.

Mittlerweile hatten wir das kleine Kap umsegelt, und fuhrn eine Zeit lang an einer niedern Küste hin, bis wir eine günstige Stelle zum Landen gewahrten. Wir sprangen an's Ufer, und erklimmten den höchsten Felsen; allein trotz unserm Fernglas konnten wir kein menschliches Wesen entdecken; wir setzten daher unsere Fahrt so nahe als möglich an der Küste fort, bis wir die Südspitze der Bai erreichten, wo sie den Exploitsfluß empfängt. Gelegentlich warfen wir in den kleinen Flußmündungen und Buchten, wo sich ohne Gefahr beikommen ließ, einen Blick ins Land. Allein nirgends zeigte sich ein Eingeborner.

Ein Segelboot ist ein guter Platz, um Geschichten zuzuhören. Man braucht sich nicht müde zu rudern, und Seeleute haben immer eine Mähre zu erzählen, wovon man glauben kann, so viel man Lust hat. Wenn man so in seinen Mantel gehüllt, mitten zwischen dem Anschlagen des Flugwassers, dem Klappern der Segel, dem Knarren der Masten und dem Schnurren der Tauen dasitzt, und Einem der Wind um die Ohren pfeift, so spinnt sich ein langer Faden von Geschichten recht behaglich ab. „Da habt ihr ein tüchtiges Schönsfahrsegel,“ sagte ich: „wie kommt das Ge-

mälde von diesem großen Fisch darauf? Welche scheerenartigen Flossfedern! Welche Kinnladen voll Zähne! Was ist das für einer Eurer Seeteufel? — „Das ist ein Nordfaper,“ antwortete der Alte: „des Wallfisches erbittertster Feind. Einer dieser Gefellen, manchmal mit der Gölse eines Schwertfisches oder Seeinhorns, treibt Euch in seichtem Wasser den armen Wallfisch auf den Strand, tödtet und frisst ihn. Sie sind große Gaubiebe und thun dem Wallfischfang großen Schaden. Dagegen unter sich sind es sehr gesellige Thiere, in ihrer Lebensart nicht unähnlich den weißen Wölfen, die ich oft in langen Schaaren von Form eines Halbmondes über die Ebenen von Labrador traben sah, wenn sie ein Elenn in ihrer Mitte einen Abhang hinabjagten, das sie dann unten rubig mit Haut und Haar verzehrten. Ich will Euch sagen, wie es geschah, daß der Fisch auf dies Schiff gemalt wurde. Ich diente als Mate auf einem Nantucketer Wallfischfänger, und wir schifften mit einer schweren Ladung aus der Hudsonsbai gen S. heim, als ein arger StW. uns entgegen kam, der uns beim Einfahren in die Straße von Belle-Iste zurückwarf, und uns mitten durch die Nebelsterniß unsern Weg um Newfoundland herum zu nehmen nöthigte. Nachdem wir Kap Bauld dublirt hatten, suchten wir das Weite, bis der Sturm sich legte, und eben ging es an Toulinguet vorbei, als eine Windstille eintrat, und der Nebel wie ein Wurfnetz auf uns sank. Hier trieben wir drei Tage, ohne daß wir das Licht des Tages erblickten, umher, bis die Fluth uns in einer Nacht gerade auf die scharfe Ecke versunkener Felsen setzte. Am folgenden Morgen erhob sich ein frischer Nordwind, der den Nebel lüftete und uns so viel erkennen ließ, daß wir uns einen Bogenschuß weit von Round Head, der Nordspitze der Insel Fogo, befanden, in dem Augenblick, als die Ebbe eintrat und unser starkes Schiff an der Klippe die Backen einbrach. Was nun anfangen? Der Sturm nahm zu; immer höher und wilder umbrandeten uns die Bogen und stürmten wie wüthende Bullen auf den Stern des Schiffes, den sie emporstießen und dann wieder fallen ließen. Die Püffe, welche wir spürten, als der Kiel endlich fest aufsaß, waren gleich den Stößen eines Erdbehens in Mississipi. Wir erwarteten sämmtlich nichts Anderes, als daß unser gutes Schiff Nordfaper bei voller Ebbe in Stücke geben, und wir mitten unter unsern Stückfässern mit Ithran auf Round Head begraben werden würden. Ein Haufen Volks hatte sich am Ufer an der Mündung einer kleinen Bucht versammelt; es war eine bloße Rixe in den Felsen, wo zur Noth bei schönem Wetter ein Boot einlaufen, oder ein Hund an's Land schwimmen konnte. Ein Gedanke fuhr mir durch den Kopf. Ich rief Cabot, zeigte ihm die Bucht, und bat ihn, mit einer Leine zu den Leuten hinüber zu schwimmen. Er wollte sie in den Mund nehmen, aber ich redete ihm zu, sie sich wie sein Schlittenschirr umbinden zu lassen. Dies geschehen, sprang er über Bord und ruderte tapfer durch den Strudel. Wir riefen ihm drei Hurrah's nach, denn er trug den Faden dahin, an dem unser Aller Leben hing, und der ihm mit jeder Minute schwerer umhängen mußte. Ich

wand das Tau selbst ab, und betheerte es, damit er nicht aufgehalten würde, auch nicht mehr, als nöthig wäre, zu schleppen bekäme, noch dasselbe sich so leicht an dem Korallenboden fangen könnte. Jetzt näherte er sich der Brandung an der Küste. Wir begrüßten ihn noch einmal mit einem Hurrah. Die Insulaner hatten ihn aus den dampfenden Wasserbergen heraus bemerkt und gaben das Echo zu unserm Ruf. Der Kapitän stand zu meiner Seite und bewachte jede Bewegung des Hundes mit seinem Fernglas, Hoffnung und Trost ertheilend. Ich dachte nur an das Tau. Ich erinnere mich, daß ich meinen Sohn Ben darauf treten ließ — (den armen Burschen, der Tags darauf ermordet wurde!) „Jetzt,“ sagte der Kapitän, „drängt er in die Widersee ein. Nein, er hält an! Kein Wunder! Das ist eine Brandung, die ein Meerschwein wie Spreu zerstäubt! Ach! er sinkt — er ist verloren — wir sind verloren!“ Er ließ sein Glas fallen und sank auf seine Kniee auf mein rund gelegtes Tau. „Weg von der Leine, Memme!“ sagte ich, indem ich ihn unsanft wegschob, „ich wette eine Guinee, er taucht bloß unter; es fehlt ihm Nichts!“ Der Kapitän sprang wie ein neuer Mensch auf, und bald sahen wir die Hüte schwingen, da Cabot lustig an's Land schwamm! Wir banden nun noch ein starkes Seil an die Leine, und ließen ein Kabel mitlaufen, welches Jene an einem hervorragenden Felsen befestigten; so hatten wir eine Art Strickleiter, auf die wir einen Stuhl setzten, den wir wie einen Käfig mit Tauwerk rings umwickelten, und mittelst eines eisernen Ringes darauf bingleiten ließen. Einer um den Andern wurde darauf von den Insulanern auf diesem Stuhl mittelst des zweiten Taus wohlbehalten hinüberkutschirt, indem Die, welche noch an Bord waren, den Stuhl wieder an sich zogen. So oft Einer von uns ans Land krieg, machte er Cabot sein Kompliment, der aber hatte für Niemand Augen als für unsern Freund Paul hier, der ihm entgegen gewartet war, und die Leine ihm abgenommen und ihn mit einem Stück Zwieback regalirt hatte. Aber er bestellte vorzüglich, wenn Einer wieder angeschleppt kam, und als er vollends mich mit dem kleinen Bastian auf dem Arm (denn wir waren den Kapitän ausgenommen, die Letzten) im Käfig ansfahren sah, tanzte er wie ein närrischer Affe umher. Der Nordfaper mit seinen Thranfässern bumste kurz nachher auseinander; da jedoch der Wind nachließ, so retteten wir noch das Meiste von der Ladung, selbst einen Theil vom Tafelgarn und vom Kumpf. Wir trafen gute Leute auf diesen Inseln, und es gefiel uns in ihren Quartieren so wohl, daß wir die Harpune mit der Kabeljau-Angel für immer vertauschten. Der Kapitän schenkte mir ein Focksegel, das ich rettete, Ben stuzte es so zu und malte diesen Nordfaper darauf, zum Andenken an die Tage unserer Wallfischfahrten!

### Die Landzunge von Panama.

Es ist neuerlich unter kenntnißreichen Seeleuten in England und Frankreich wieder davon die Rede, die Landzunge bei Panama zu durchstechen, um das stille

Meer mit dem Atlantischen zu verbinden. In Spanien hat man zwar lange behauptet: dies bringe Gefabr für verschiedene Küstenländer, weil bei Panama die Fluth 14, bei Portobello nur etwa 4 Fuß hoch; indeß haben einige Meerkundige dargethan, daß diese Gefabr nur eingebildet, der Vortheil aber für ein freie und raschere Meeresfahrt sehr bedeutend sey.

### Wortspiel.

Jemand wollte ein Mädchen von wenig Geistesgaben aber vieler Schönheit loben; ein Anderer stritt mit ihm, endlich sagte der Erste: „daß werden Sie aber doch zugeben, daß sie sehr artig ist?“ — O ja, war die Antwort, sie ist ein ganz artiges (gansartiges) Mädchen.

Vor Kurzem stand im berliner Intelligenzblatte: „Es will Jemand eine goldene Repitiruhr aus Man gel an Raum verkaufen.“

### Das beste Mittel.

Glaubt mir es nur, ihr lieben Leut',  
Was ihr in dieser neu'sten Zeit  
Nur Gutes mögt beginnen,  
Gedeiht nur durch's Verdünnen.

Denkt ihr, den Volkenseglern gleich,  
Vor andern stolz zu heben euch  
Hoch über alle Zinnen,  
Ihr müßt euch nur verdünnen.

Wollt ihr, durch Noth und Drang gehemmt  
Von Sorgen, Fesseln eingeklemmt,  
Ein gut hindurch gewinnen,  
Es geht nur durch's Verdünnen.

Soll, Mädchen, jeder, der gewandt  
Und leicht zum Langaus euch umspannt,  
Euch auf der Schnellpost minnen,  
Ihr dürft euch nur verdünnen.

Schenkt Paul Kaffee und Peter Wein,  
Soll, bringt die Lebne Milch herein,  
Ihr Vortheil nicht zerrinnen,  
Seht ihr sie brav verdünnen.

Wollt reich ihr werden vom Geseß;  
Gilt's, mit dem Advokaten-Neg  
Den Gegner zu umspinnen,  
Die Zeilen nur verdünnen!

Und darf der Doktor Jemine  
Noch ferner wie der Arzt von eh'  
Nach tausend Mitteln sinnen?  
Er braucht nur zu verdünnen.

Drum glaubt mir's nur, ihr lieben Leut',  
Gelangt man in der neu'sten Zeit  
So schnell und leicht von Sinnen,  
Es kommt nur vom Verdünnen.



# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 25. Oktober 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 43.

### Adelheid, eine wahre Geschichte.

(Aus St. Petersburg et la Russie en 1829, par J. B. May.)

Eine adelige Dame in der Gegend von Kursk, die wegen ihrer geistigen und sittlichen Vorzüge sehr geschätzt ward, hatte eine ihrer jungen Leibeigenen, Namens Adelheid, bei einer in Moskau verheirateten französischen Modenhändlerin in die Lehre gegeben. Adelheid war schön und sehr vernünftig, zwei Eigenschaften, die man selten bei der Menschenklasse findet, welcher sie angehörte. Zwei Jahre nach ihrer Aufnahme in die Modenhandlung verlor Adelheid ihre zweite Gebieterin; da sie aber bereits im Puzmachen und im Verkauf des zierlichen Flitterstaats sehr erfahren war, so glaubte der junge Wittwer seinen Verlust nicht besser als durch die bisherige Dienerin der Verstorbenen ersetzen zu können. Er schenkte ihr deshalb sein ganzes Vertrauen, welches bald, wie dies unter ähnlichen Verhältnissen häufig der Fall ist, in die innigste Vertraulichkeit überging. Adelheid kam in andere Umstände; die Dame, der sie angehörte, erfuhr es, und sagte anfangs nichts; als aber im Jahr 1828 die Messe zu Kursk herannah, welche der Modenhändler immer besuchte, schrieb sie ihm einen bösslichen Brief, worin sie ihn aufforderte, ihr das junge Mädchen zurück zu senden, weil die Lehrzeit vorüber sey. Die Angst der beiden Liebenden war groß, denn unter keinem Vorwande konnten sie diese Forderung verweigern. Der Abgeordnete der Edelfrau war ein ihr sehr ergebener Deutscher, ein Mann, der strenge auf Rechtlichkeit hielt, und den man durch Bestechung nicht dahin bringen konnte, seiner Herrschaft vorzuspiegeln, daß Adelheid krank und außer Stand gesetzt sey, die Reise zu machen. Man entschloß sich daher voll der größten Besorgniß und Unruhe, dem strengen Befehl zu gehorchen.

Frau von C — wußte sehr gut, wie unentbehrlich ihre Leibeigene dem Kaufmann in seiner Handlung war, und sie glaubte mit Sicherheit voraussetzen zu dürfen, daß er sowohl aus Liebe als aus öconomischem Interesse recht gerne ein bedeutendes Opfer bringen würde.

Herrlich, rief sie, als sie Adelheids nur allzu sichtbaren Zustand wahrnahm, herrlich, ich habe mich nicht für so reich gehalten! Statt einer Leibeigenen bringt man mir zwei! Ich danke Ihnen, Herr D —, Sie haben mein Zutrauen vollkommen gerechtfertigt; und dies Mädchen ist gewiß ebenfalls meiner besondern Vorliebe werth. Weil sie denn doch eine so große Neigung zum Heirathen hat, so werde ich sie morgen mit dem bösslichsten und schmutzigsten unter allen meinen Leibeigenen trauen lassen.

Adelheid stürzte sich, in Thränen schwimmend, zu den Füßen ihrer Gebieterin, flehte sie an, einen so harten Beschluß zu widerrufen, und beschwor sie, doch nicht ihr ganzes Lebensglück aufzuopfern.

Sie hatte zwar ihre Herkunft nicht vergessen; alle schon seit einigen Jahren hatte sie in Gesellschaft freier Menschen gelebt, die sie als ihres Gleichen behandelten; sie hatte eine ganz andere Bildung, ganz andere Sitten erlangt, und konnte sich kein schrecklicheres Unglück denken, als wieder in den Stand der Knechtschaft zurück zu kehren. Aber wie ward ihr nun, als sie von ihrer Herrschaft in ernstem, gebieterischem Ton den Willen aussprechen hörte, sie auf zeitlebens an ein Wesen zu fesseln, das ihr nur Ekel und Widerwillen einflößen konnte. Der Tod schien ihr wünschenswerther als ein solches Schicksal zu seyn, sie liebte den unaussprechlich, dem man sie entreißen wollte, und nun sollte ein martervolles Daseyn statt der glücklichen Tage ihr zu Theil werden, die sie so oft sich geträumt hatte! Keine Worte vermögen es, den Schmerz und die herzzerreißenden Gefühle zu schildern, von denen die Unglückliche bei dem Blick in die Zukunft, die jetzt ihr drohte, ergriffen ward.

D — war zwar weniger bewegt, als das arme Mädchen, aber dennoch fragte er, tiefgerührt, nach dem Preise ihrer Freiheit.

Zwanzigtausend Rubel! antwortete Frau von C —, und dann muß ich noch die Bedingung hinzufügen, daß ich ihr nicht ihre Freilassungsurkunde eher werde ausfertigen lassen, als an dem Tage, an welchem sie Ihre rechtmäßige Gattin wird.

Zwanzigtausend Rubel! rief der Kaufmann; zwanzig-

zigtausend Rubel! Das ist ja der dritte Theil meines Vermögens! Ihre Forderung ist zu hoch, gnädige Frau; machen Sie mit diesem Mädchen, was Ihnen beliebt; ich kann kein so großes Opfer bringen!

Wie Elender, Undankbarer, rief Adelheid voll Erbitterung, Du kannst mich der Verzweiflung entreißen, und gibst mich ihr Preis? Zwanzigtausend Rubel genügen, um mich aus der Sklaverei loszukaufen; Du besitzt dreimal so viel, als die Summe beträgt, und dennoch willst Du mich verlassen? Geh! Geh! Ist das die Liebe, die ewige Treue, die Du mir so häufig geschworen hast? Meineidiger, Gott wird Dich verdammen; Du warst meiner Liebe nicht werth, und besitzt sie nicht mehr! Nein, ich will Dich nicht mehr lieben!

Schluchzen erstickte ihre Stimme, und wiederholt stürzte sie sich zu den Füßen ihrer Gebieterin.

Ja, rief sie weinend; ja, gnädige Frau, machen Sie mit mir, was Sie wollen; ich bin Ihre Sclavin, Ihre unterwürfige Sclavin! Wer es auch seyn möge, den Sie mir bestimmt haben, so abscheulich kann er mir nimmermehr seyn, als dieser Mann! Kein Herz kann so hart und gefühllos gegen Mitleid und Erbarmen seyn.

Bei diesen Worten sank sie ohnmächtig und leichenblau auf den Boden nieder. D — konnte den jammervollen Anblick der seinen Augen sich darbot, nicht länger ertragen.

Sie sollen die zwanzigtausend Rubel haben, gnädige Frau! rief er aus, und schloß die junge Sclavin, die ihn nicht hören konnte, an seine Brust.

Meine beste Adelheid, meine Geliebte, sprach er, mit seinen Thränen sie benetzend, komm zu mir! Komm! Man soll uns nicht mehr trennen! Wir gehören für ewig Eines dem Andern an!

Frau von C — schien freilich ein wenig erweicht durch diesen Austritt, allein sie ließ nichts von ihrer Forderung schwinden; einige Tage nachher mußten die zwanzigtausend Rubel gezahlt werden.

Herr D — versicherte späterhin seiner Adelheid, daß er bloß nach läblicher Kaufmannsliste sich gestellt habe, als wolle er die zwanzigtausend Rubel nicht zahlen, um, wo möglich, der harten Edelfrau etwas abzuwinden; daß es ihm also mit seiner Weigerung keinesweges Ernst gewesen sey, und daß er, wenn Frau von C — es verlangt hätte, sein ganzes Vermögen würde hingegeben haben, um seiner Geliebten die Freiheit und sich ihren Besitz zu erkaufen. Wir können nicht beurtheilen, in wie ferne diese Behauptungen gegründet waren; Adelheid weinte anfangs viel, aber sie war großmüthig und verzieh. Frau von C — hatte einen sehr nahen Tag zur Hochzeit bestimmt, und auch ich und Freund Michael wurden dazu eingeladen. Jenes Betragen der gnädigen Frau schien übrigens ihrer allgemein gerühmten Ueigennützigkeit nicht zu entsprechen, und wir vermutheten daher, daß sie einen Plan haben müsse, auf dessen Entwickelung wir in der That begierig waren.

Als die Gäste sich versammelt hatten, und das junge Ehepaar von dem Popen eingeseget war, wandte sich die Frau von C — an den neuen Ehemann, und gab ihm die zwanzigtausend Rubel zurück.

„Hör, sprach sie lächelnd, hier nehmen Sie die Aussteuer, die Ihre Frau Ihnen zubringt!“

Herr D — erröthete jetzt darüber, daß er sich so niedrig in den Augen derjenigen betragen hatte, die ihm so viel Edelmutb und Zartgefühl bewies, und wollte um seinen Fehler gut zu machen, die Summe durchaus nicht annehmen. Freilich weiß ich nicht, ob seine Weigerung ernstlich gemeint war, allein ich muß doch bekennen, daß er alles Mögliche that, um es gläuben zu machen. Adelheid zeigte weniger Widerstand, und nahm mit herzlichem Danke die zwanzigtausend Rubel von ihrer Wohlthäterin an. Sie fühlte ohne Zweifel, daß ihr Mann sie um so lieber haben würde, wenn er sich erinnerte, daß sie ihm gar nichts gekostet habe! So viel Vertrauen setzen die Frauen in die Ueigennützigkeit und Großmuth der Männer!

### Aus den Memoiren Constant's, ersten Kammerdieners Napoleons.

Der Kaiser hatte keine bestimmte Stunde, zu Bette zu geben. Bald that er es um 10, 11 Uhr Abends, bald und am öftesten wachte er bis 2, 3, 4 Uhr Morgens. Er war bald ausgekleidet, denn er hatte die Gewohnheit, wenn er in sein Zimmer trat, jedes Stück von seiner Kleidung überall herumzuwerfen, seinen Rock auf die Erde, sein großes Band auf den Teppich, seine Uhr auf's Bett, seine Dose weithin auf irgend ein Stück Möbel, und so mit Allem, eins nach dem andern. Wenn er bei guter Laune war, rief er mich mit starker Stimme: „D he, oh, oh!“ Wenn er nicht vergnügt war, hieß es: „Herr! Herr Constant!“ Zu jeder Jahreszeit mußte sein Bett gewärmt werden, und es unterblieb dies auch nicht bei der größten Hitze. Bei seiner Gewohnheit, sich selbst eiligst auszukleiden, blieb mir, wenn ich kam, oft nichts mehr zu thun, als ihm sein Madrastuch zu reichen. Dann zündete ich seine vergoldete Nachtlampe an, die einen Deckel hatte, damit es nicht zu hell sey. Wenn er nicht gleich einschlieff, ließ er einen seiner Sekretäre rufen, oder auch die Kaiserin Josephine, um ihm etwas vorzulesen. Niemand verstand das besser, als sie, und der Kaiser zog sie darin allen seinen Vorlesern vor. Auf Befehl des Kaisers wurde in seinem Zimmer in kleinen silbernen Cassoletten zuweilen Moeholz, zuweilen auch Zucker und Essig angebrannt. Beinahe das ganze Jahr mußte Feuer in seinen Zimmern seyn, weil er empfindlich gegen die Kälte war. Wenn er schlafen wollte, kam ich wieder herein, sein Licht fortzutragen, und stieg in mein Zimmer hinauf, welches über dem des Kaisers war. Rustan und ein dienstthuender Kammerdiener lagen in dem kleinen an das Zimmer des Kaisers stoßenden Salon. Wenn er meiner bedurfte, so wurde ich von einem Bedienten gerufen. Tag und Nacht wurde warmes Wasser bereit gehalten zu seinem Bade; denn oft zu jeder Stunde der Nacht wie des Tages, fiel es ihm ein, eins zu nehmen. Der Chirurg, Herr Swan, erschien alle Abende und alle Morgen.

Bekanntlich ließ der Kaiser oft seine Sekretäre, und selbst seine Minister bei Nacht rufen. Während seines Aufenthalts in Warschau im Jahre 1806 wurde einst der Fürst von Talleyrand nach Mitternacht gerufen. Er kam sogleich, und sprach lange mit dem Kaiser. Die Arbeit dauerte bis tief in die Nacht, und der Kaiser versiel endlich in einen tiefen Schlaf. Der Prinz von Benevent, welcher besorgen mochte, im Hinausgehen den Kaiser zu wecken, oder auch wieder gerufen zu werden, um das Gespräch fortzusetzen, streckte sich auf ein Canapee aus, und schlief ebenfalls ein. Der Sekretär des Kaisers, Herr Menneval, wollte auch nicht eber zu Bette gehen, bis der Minister fort wäre, da der Kaiser ihn nöthig haben konnte, sobald Herr von Talleyrand weggegangen wäre. Er wurde daher sehr ungeduldig über eine so lange Audienz. Ich meinerseits war nicht besserer Laune, weil ich nicht schlafen gehen durfte, bevor ich das Licht weggenommen hatte. Herr Menneval kam wohl zehn Mal, mich zu fragen, ob der Fürst von Talleyrand schon weggegangen sey. „Er ist noch da,“ sagte ich, „dessen bin ich gewiß, und doch höre ich nichts mehr.“ Endlich bat ich ihn, in dem Zimmer, wo ich war, zu bleiben, während ich in ein Nebenzimmer ging, in welches ebenfalls eine Thüre aus dem Zimmer des Kaisers ging, und es wurde verabredet, daß der, welcher den Prinzen herauskommen sehen würde, den Andern benachrichtigen sollte. Es schlug 2 Uhr, dann 3, dann 4; nicht die mindeste Bewegung in dem Zimmer des Kaisers. Endlich verlor ich die Geduld, und öffnete so leise als möglich die Thür, allein der Kaiser, der einen sehr leichten Schlaf hatte, erwachte, und fragte mit starker Stimme: „Wer ist da? Wer geht da? Was ist's? Was gibt's?“ Ich antwortete, ich hätte gedacht, der Fürst von Talleyrand sey weggegangen, und käme nun, das Licht zu holen. „Talleyrand! Talleyrand!“ rief der Kaiser, wo ist er denn?“ und als er ihn aufwachen sah: „ich glaube er ist eingeschlafen. Wie, Coquin, Sie schlafen bei mir? ab he!“ Ich ging hinaus ohne das Licht mitzunehmen; sie fingen wieder an zu plaudern, und Herr Menneval und ich mußten bis 5 Uhr Morgens warten.

Der Kaiser war sonst gewohnt, wenn er bei Nacht arbeitete, Kaffee mit Milch oder Chocolate zu trinken; allein er hatte darauf verzichtet, und während des Reichs nahm er nichts mehr zu sich, als von Zeit zu Zeit, aber sehr selten, süßen, leichten Punsch, oder, wie beim Aufstehen, einen Aufguß von Orangeblättern oder Thee.

Der Kaiser, welcher sich so großmüthig für die mehrsten seiner Generale zeigte, so liberal gegen seine Armee, und dem andererseits Frankreich so viele schöne Monumente verdankt, war nicht sehr freigebig, und sogar etwas geizig für seinen Hausstand. Vielleicht war er darin manchen eitlen Reichen ähnlich die in ihrer Familie sehr sparsam sind, um außerhalb mehr zu glänzen. Er machte wenige Geschenke, um nicht zu sagen gar keine, an seine Hausleute. Selbst der Neujahrstag verging bei ihm, ohne daß der Geldbeutel geöffnet wurde. Wenn ich ihn am Abend vor

diesem Tage auskleidete, sagte er, mich in's Ohr kneisend: „Nun, Herr Constant, was werden Sie mir zum Neujahr schenken?“ Das erste Mal, als er diese Frage an mich that, antwortete ich ihm, daß ich ihm geben würde, was er haben wollte. Ich hoffte dabei aber, am andern Morgen würde die Reihe zu geben nicht an mich, sondern an ihn kommen. Das geschah aber nicht, und so blieb es auch.

Die für die Toilette des Kaisers bestimmte Summe war 20,000 Franken jährlich, und in dem Jahre der Krönung gerieth er in einen heftigen Zorn, weil man dieses um Vieles überstiegen hatte. Nur zitternd überreichte man ihm die verschiedene Budgets für die Ausgaben seines Hauses. Immer zog er etwas davon ab, und empfahl jede mögliche Ersparung. Ich erinnere mich, daß, als ich einst ihn um eine Stelle für Jemand von 3000 Franken bat, die er mir auch bewilligte, er dabei ausrief: „3000 Franken! Aber wissen Sie, daß das das Einkommen einer meiner Communen ist? Als ich Unterlieutenant war, gab ich das nicht aus.“ Dieses Wort kam immer wieder zum Vorschein, wenn er Personen von seinem gewöhnlichen Umgang zur Sparsamkeit ermahnte; zuweilen hieß es: als ich die Ehre hatte, Unterlieutenant zu seyn.

Der Kaiser las zuweilen des Morgens die neuen Flugschriften und Romane. Wenn ihm ein Buch nicht gefiel, so warf er es in's Feuer. Man würde Unrecht haben, zu glauben, daß nur schlechte Bücher auf diese Weise verbrannt wurden. Wenn der Verfasser bei ihm nicht beliebt war, oder zu gut von einem fremden Volke sprach, so war das hinreichend, das Werk in die Flammen zu werfen. So sah ich Se. Majestät einst einen Band von dem Werke der Frau von Staël in's Feuer werfen. Wenn er uns im Vorzimmer Abends bei'm Schlafengehen mit Lesen beschäftigt fand, sah er nach, was wir lasen, und wenn es Romane waren, so wurden sie ohne Barmherzigkeit verbrannt. Selten ermangelte er, dabei einen kleinen Verweis zu geben, und pflegte dann zu fragen, ob ein vernünftiger Mensch nichts etwas Besseres lesen könnte. Eines Morgens als er auch ein Buch, ich weiß nicht mehr von welchem Verfasser, durchgeblättert und ins Feuer geworfen hatte, bückte sich Kustan, um es herauszuziehen. Allein der Kaiser widersetzte sich, und sagte: „Laß die Schwelnerci nur brennen; es ist das Alles, was sie werth ist.“

Der Kaiser ritt ohne Grazie und ich glaube, er würde auch nicht immer fest im Sattel gewesen seyn, wenn man nicht so sehr dafür gesorgt hätte, ihm nur vollkommen dressirte Pferde zu geben. Zu diesem Behuf wurde alle mögliche Vorsicht angewendet. Die zu seinem persönlichen Dienst bestimmten Pferde hatten ein hartes Kovizlat zu bestehen, ehe sie zu der Ehre gelangten, ihn zu tragen. Man gewöhnte sie ohne die mindeste Bewegung Qualen aller Art zu erdulden Peitschenhiebe auf den Kopf und auf die Ohren; man schlug die Trommel, schosß Pistolen, und brannte Feuerwerke dicht vor ihren Ohren ab; man warf ihnen schwere

Pakete, zuweilen sogar Schafe und Schweine; zwischen die Füße. Er mußte sein Pferd im schnellsten Galopp (denn so ritt er gern) anhalten können. Eigentlich bedurfte er schon halb abgemattete Pferde. Dabei hielt er aber auf sehr schöne Pferde, und in den letzten Jahren seiner Regierung ritt er nur arabische. Einige dieser edlen Thiere liebte der Kaiser ganz besonders, unter andern la Styrie, welches er auf dem St. Bernhard und zu Marengo geritten hatte. Nach dem Feldzuge von Marengo sollte nun sein Günstling das Leben in Ruhe beschließen. Er hatte auch während einiger Jahre ein arabisches Pferd von seltenem Instinct. So lange es auf seinen Reiter wartete, war es schwer, irgend eine Anmutigkeit an ihm wahrzunehmen; sobald es aber die Trommel rühren hörte, wodurch die Gegenwart des Kaisers angedeutet wurde, hob es seinen Kopf stolz empor, bewegte sich nach allen Seiten hin, stampfte mit den Füßen, und bis der Kaiser wieder abstieg, war dies Pferd das schönste, was man je gesehen hat. Er hielt sehr viel auf gute Stallmeister. Auch wurde nichts vernachlässigt, um seinen Pagen in dieser Hinsicht die sorgfältigste Erziehung zu geben, wobei denn auch die Herren Franconi Dienste leisteten.

Man hat gesagt, der Kaiser schnupfte viel Tabak, und um solchen geschwinder und öfter zu nehmen, habe er ihn in einer mit Leder gefütterten Westentasche getragen. Das ist irrig, er hat nie anders, als aus seinen Dosen geschnupft, und obgleich er viel Schnupftabak verbrauchte, so gebrauchte er doch eigentlich wenig. Er roch eigentlich nur daran und ließ ihn dann fallen. Darum war auch die Stelle, wo er sich eben befand, damit bedeckt; aber seine Lächer waren kaum davon befeuchtet; obgleich sie weiß und von sehr feinem Batist waren. Das sind gewiß Zeichen eines nicht sehr starken Schnupfers. Oft begnügte er sich, seine offene Dose vor der Nase vorbeizuführen, und begnügte sich mit dem Geruch. Seine Dosen waren schmal, oval, mit einem Scharnier, aus Schildkrötenschale, mit Gold ausgelegt, und mit einer Came oder antiken goldenen oder silbernen Medaillen verziert. Er hat auch runde Dosen gehabt; da solche aber mit zwei Händen geöffnet werden mußten, und er dabei bald die Dose, bald den Deckel fallen ließ, so wurden sie ihm zuwider. Oft machte er sich den Spaß, den Gazellen in St. Cloud Schnupftabak zu essen zu geben; sie waren sehr näschig darauf, und scheu gegen jeden Andern, kamen sie ganz furchtlos zum Kaiser. Nur ein einziges Mal kam ihm die Lust an, es mit der Pfeife zu versuchen, und das bei folgender Gelegenheit. Der persische Gesandte (vielleicht war es auch der türkische, der unter dem Consulat nach Paris kam) hatte ihm eine sehr schöne orientalische Pfeife geschenkt, eines Tages kam ihm die Lust an, sie zu probiren, und es wurde Alles dazu veranstaltet. Sie wurde angezündet, und sollte nun in Gang gebracht werden; allein auf die Weise, wie der Kaiser sich dabei benahm, würde das wohl nie zu Stande gekommen seyn. Er begnügte sich, den Mund zu öffnen und zu schließen, ohne zu ziehen. „Was Teufel,“ sagte er endlich, „das nimmt ja kein

Ende.“ Ich machte ihm bemerkbar, daß er sich nicht recht dabei benähme, und zeigte ihm, was er thun müßte; es wollte aber nicht geben. Endlich sagte er, ich möchte die Pfeife in Brand bringen. Das that ich, und brachte sie in Zug. Kaum aber hatte er einen Mund voll angezogen, so trieb sich der Rauch am Gaumen herum, drang in den Hals, und kam durch die Nasenlöcher und durch die Augen wieder heraus. So wie er wieder zu Athem kam, sagte er zu mir: „Fort damit! welcher Schmutz! o die Schweine! es wird mir übel.“ Er war wirklich wenigstens eine Stunde lang incommodirt, und verzichtete für immer auf ein Vergnügen, welches, wie er sagte, nur für Müßiggänger taugt.

Als ich um die Zeit der Krönung, eines Morgens, den Kaiser anleidete, wurde einer seiner Minister introducirt; der Kaiser fragte wie gewöhnlich, was es Neues in der Stadt gäbe, und der Minister antwortete: „Ich war gestern Abend noch spät bei'm Cardinal Caprara, und habe etwas ganz Sonderbares von ihm gehört.“ — „Was denn?“ Da der Kaiser vielleicht glaubte, es sey von einem politischen Gegenstande die Rede, so wollte er den Minister in sein Cabinet führen, bevor noch seine Toilette vollendet war; der Letztere aber sagte: „Es ist von keinem ernsthaften Gegenstande die Rede. Sie erinnern sich, daß neulich die Rede von dem Kummer des armen Garnerin war, der bis jetzt den Ballon nicht wieder finden konnte, den er bei der Krönungsfeierlichkeit aufsteigen ließ; heute wird er aber Nachricht erhalten.“ — „Wo ist er denn herabgefallen?“ fragte der Kaiser. — „In Rom, Sire.“ — „Das ist wirklich höchst seltsam.“ — „Ja, Sire, Garnerin's Ballon hat in Zeit von vier und zwanzig Stunden Ihre kaiserliche Krone den zwei Hauptstädten der Welt gezeigt.“ Der Minister erzählte nun dem Kaiser das Nähere über diesen Vorfall.

Zur Zeit, als General Junot zum Gesandten in Portugal ernannt wurde, erinnerte ich mich einer ziemlich komischen Anekdote, die dem Kaiser viel Spaß gemacht hatte. Im Lager bei Boulogne hatte der Kaiser Befehl ertbeilt, daß in der Armee der Puder abgeschafft und das Haar à la titus getragen werden sollte. Viele murrten, Alle aber unterwarfen sich dem Befehl, mit Ausnahme eines alten Grenadiers vom Corps des Generals Junot. Man konnte ihn nicht dahin bringen, seine Locken und seinen Zopf abzulegen, und er schwur, er würde es nicht anders thun, als wenn sein General ihm die erste Locke abschnitt. Da alle Offiziere, die sich hierin verwendeten, keine andere Antwort zu erhalten vermochten, so wurde dem General Bericht erstattet. „Da soll es nicht darauf ankommen,“ antwortete dieser, „schickt nur den Keel her.“ Der Grenadier kam, und der General Junot legte zuerst die Scheere an eine der eingeschmierten Locken; dann gab er dem Murrkopf zwanzig Franken, und dieser ließ von dem Regimentsbarbier die Operation vollenden. Der Kaiser, als er dies erfuhr, lachte herzlich darüber, und lobte den General Junot wegen seiner Nachgiebigkeit.

# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 1. November 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 44.

Etwas Näheres über Don Juan van Halen.

(Aus den Memoiren des Marschalls Suchet 2ter Theil.)

Am 18. Januar 1814 — so erzählt der Marschall — ereignete sich im Hauptquartier zu Barcelona ein Vorfall, der zu großen Beunruhigungen Anlaß gab, die auch bald darauf durch die unglücklichsten Erfolge gerechtfertigt wurden. Ein spanischer Offizier, Namens Van Halen, ein Belgier oder Holländer von Geburt, der seit dem Anfang des Krieges bei dem König Joseph zu Madrid in Diensten gestanden, und bald darauf, auf Befehl des Herzogs von Feltré, zum Major in der Armee von Katalonien befördert worden war, wurde plötzlich von unsern Jähnen beerflüchtigt. Das Ereigniß war nicht neu, seitdem Viele die Sache unterliegen sahen, der sie sich angeschlossen hatten, und würde kaum bemerkt worden seyn, wenn Van Halen nicht in dem Augenblicke, wo er zum Feinde übergehen wollte, versucht hätte, durch falsche Befehle eine Abtheilung von 150 bis 200 Reitern mit sich hinweg zu führen. Glücklicher Weise merkte der Offizier, der sie befehligte, noch zeitig genug den Verrath, und weigerte sich, über die Linie der Vorposten hinauszugehen. Van Halen, in seiner Absicht getäuscht, entfloß daher allein auf einem entwendeten Pferde, und hinterließ zu Barcelona einige Ehrensolden. Indes hatte dieser Uebertäuler während seines Dienstes als Stabsmajor in der Armee Gelegenheit genommen, die Chiffre, die Unterschriften und die Siegel, deren wir uns in unserm geheimen Korrespondenz bedienten, kennen zu lernen und nach zu machen.

Mit diesen Mitteln der Verrätherei ausgerüstet, begab er sich zu den spanischen Generalen, und, um in ihren Augen das Unrecht seines früheren Betragens wieder gut zu machen, schlug er ihnen einen Plan vor, der auf eine geschickte Art angelegt war, und, bei der gerade damals eingeleiteten Unterhandlung wegen Räumung der festen Plätze, einen günstigen Erfolg zu versprechen schien. Van Halen erschien am 13. Februar vor Lerida. Die Blokade dieses Platzes wurde von der Division Eroles gebildet. Van Halen zeigte einen

schriftlichen Auftrag als Offizier des französischen Generalstabs vor, dessen Uniform er trug. Die unterschobenen Briefe, die er vorlegte, enthielten einen Befehl des Marschalls an den Brigadegeneral Isidor Lamarque, den Platz zu räumen und ihn an die Spanier zu übergeben, sich selbst aber auf dem kürzesten Weg an die Vorposten der französischen Armee zu ziehen, kraft einer Uebereinkunft, die man als die Präliminarien eines allgemeinen Friedens betrachten könne. Alle Umstände mußten einen Mann verdächtig machen, der, mit einer so wichtigen Sendung beauftragt, sich durchaus weigerte, sich in die Festung zu begeben. Die erste Garantie eines Parlamentärs ist doch immer die, daß er sich unbedingt in die Hände Derer liefert, an die er gesendet ist. Der Kriegsrath der Festung war lange unschlüssig; endlich aber siegte dennoch der Betrug, indem er die ungläubigsten Augen blendete. Der Platz wurde auf gewisse Bedingungen übergeben, die man zusicherte, um den Verrath noch größer zu machen. Die Division machte sich auf den Weg, indem sie eine Feldbatterie mit sich nahm, und von der Division des Generals Eroles begleitet wurde, welcher vorgab, er sey beauftragt, für die Lebensmittel und die Aufrechterhaltung des Betrags zu sorgen.

Die Garnisonen von Requenza und Mozan, nachdem sie Anfangs den Vorschlägen Van Halen's sich widersezt hatten, folgten endlich doch dem Beispiele und dem Marsche der Garnison von Lerida. Die Kolonne ging über Cervera und Igualada. In letzterer Stadt, wo diese Truppen bivouakirten, rief ein Bataillonschef des 42. Regiments, während der Nacht, die er in Besorgniß schlaflos zubrachte, seinen Obersten und General auf die Seite und sagte zu ihnen: „Wir können sicher seyn, daß wir verrathen sind, noch können wir entkommen, während die Spanier im Schlafe liegen und zerstreut sind. Lassen wir die Artillerie und das Gepäcke im Stich, wecken wir ohne Geräusch unsere Soldaten, und suchen dann in der Richtung von Vich und der französischen Grenze hin das Gebirg zu gewinnen. Unser Regiment kennt die Gegend; haben wir 5 oder 6 Stunden Begeh Vorsprung gewonnen, so wird uns nichts mehr aufhalten

können.“ Der General schwankte auf diese Vorstellungen einen Augenblick, aber die Schwierigkeiten der Ausführung überwogen die Gründe des Argwohns, den er zu theilen anfing. Die hinterlistigen Anschläge der Einwohner, die Ermordung mehrerer Soldaten, bewogen ihn jedoch, sich bei dem spanischen General zu beklagen. Man antwortete, man werde die geeigneten Maßregeln nehmen, und die Kolonne setzte ihren Marsch fort. Am folgenden Tage langten unsere Soldaten, von Hunger und Anstrengung erschöpft, in den Destlees von Matorell an, hier machten sie Halt, stellten ihre Gewehre auf Haufen und erwarteten die Vertheilung der Lebensmittel. Aber wie erkauften sie, als sie die Anhöhen rechts und links von der ganzen spanischen Armee besetzt sahen, während die Division hinter ihnen den Rückweg sperrte. Die englische Armee verschloß ihnen von vorne die Straße von Palaja. Hier kündigte man ihnen an, daß sie gefangen und die Opfer einer Kriegslust seyen. Die Verwirrung der Einen, die Verzweiflung der Andern läßt sich denken; einige wollten einen nutzlosen Widerstand versuchen. Man ließ den General eine neue Konvention unterzeichnen, die man bald darauf wieder brach, was eben so leicht als schändlich gegen waffenlose Soldaten war. Zweitausend Franzosen wurden auf diese Art gezwungen, sich dem Verrathe, der Gewalt und Uebermacht zu unterwerfen. Anstatt sie nach Barcellona zu bringen, führte man sie auf der Straße von Villafranca.

Von Helen, durch den Erfolg seiner Unternehmung noch kühner gemacht, hatte, sich unmittelbar darauf vor Tortosa gezeigt. Allein General Robert besaß in hohem Grade die Haupteigenschaft eines Festungskommandanten, die Klugheit. Er mißtraute dem Absichten und seiner Sendung, und schlug eine Zusammenkunft vor, welche die spanischen Generale ohne Zweifel als eine zu gefährliche Probe für Von Helen betrachteten. Dieser entfernte sich unter dem Vorwande, sich zu dem Gouverneur von Sagunt zu begeben. Die gefangene Kolonne von Lerida kam zu Villafranca an, mitten unter den Drohungen und Unbilden einer meuterischen Volksmenge, wurde eingeschlossen und auf alle Weise mißhandelt, geplündert und von Krankheiten befallen, die sie in den erbarmungswürdigsten Zustand brachten. Der Marschall Suchet vernahm mit Schmerz das Schicksal dieser Tapfern. Er beklagte sich bei den Generalen Clinton und Copons über diese Verletzung des Kriegs- und Völkerrechts, und versuchte Alles, wiewohl vergeblich die Auswechslung der zu Villafranca gefangenen Franzosen zu bewerkstelligen.

Aus den Memoiren Constant's, ersten Kammerdieners Napoleons.

Ueber das Verhältniß Lucian Bonaparte's zum Kaiser.

Wir befanden uns auf der Reise nach Mailand seit einigen Tagen in Mantua, als eines Abends der

Großmarschall Düroc mir Befehl ertheilte, allein in einem kleinen Salon neben dem Zimmer des Kaisers zu bleiben, und sagte mir, der Graf Lucian Bonaparte werde bald kommen, welches denn auch nach einigen Minuten geschah. Ich führte ihn in das Schlafzimmer, und klopfte dann an die Thüre des Kabinetts, um den Kaiser zu benachrichtigen. Nachdem die beiden Brüder sich begrüßt hatten, verschlossen sie sich in dem Zimmer. Bald erhob sich ein sehr lebhafter Streit unter ihnen, und da ich wider meinen Willen genöthigt war, in dem Salon zu bleiben, so hörte ich einen großen Theil des Gesprächs. Der Kaiser redete seinem Bruder zu, sich scheiden zu lassen, und versprach ihm eine Krone, wenn er sich dazu entschließen wolle. Lucian antwortete, er würde nie die Mutter seiner Kinder verlassen. Dieser Widerstand brachte den Kaiser auf, und seine Ausdrücke wurden hart und sogar beleidigend. Nachdem sie auf diese Weise länger als eine Stunde zusammengesprochen hatten, kam Lucian in einem erschrecklichen Zustande heraus; er war blaß, entsetzt, und seine Augen waren voller Thränen.

Der Kaiser blieb traurig, afficirt von dem Widerstande seines Bruders, und sprach beim Zubettegehen kein Wort. Man hat behauptet, ihre Entzweiung sey durch die Erhebung des ersten Consuls zum Kaiser entstanden, weil Lucian solche mißbilligte. Ich bin überzeugt, daß Lucians Verheirathung die einzige Ursache war. Der Kaiser mißbilligte solche, weil die Dame sehr galant gewesen seyn soll, und von ihrem ersten Manne geschieden war, welcher Bonferrot machte und nach Amerika floh. Der Kaiser war schon im Begriff, seinen Bruder dadurch zum Souverän zu erheben, daß er ihn mit der Königin von Etrurien, deren Mann gestorben war, vermählte. Der Kaiser sagte damals zu ihm: „Sie sehen, wohin Ihr Eigensinn und Ihre dumme Liebe für eine galante Frau Sie führt.“ — „Benignstens,“ erwiderte Lucian, „ist die meinige jung und hübsch.“ Diese verwegene Antwort brachte den Kaiser sehr auf. Er hielt, wie man sagt, damals seine Uhr in der Hand, warf solche heftig auf den Boden, und sagte: „Da Du nicht hören willst, so werde ich Dich zerschmettern wie diese Uhr.“

Es waren bereits Differenzen zwischen den beiden Brüdern vor Errichtung des Kaisertums ausgebrochen, und, wie ich gehört habe, auch folgende. Lucian, als Minister des Innern, hatte Befehl vom ersten Consul erhalten, kein Getreide aus dem Lande zu lassen. Unsere Magazine waren voll, und in Frankreich herrschte Ueberfluß, in England aber Mangel. Man weiß nicht, durch welche Veranstaltung der größte Theil dieses Getreides über die Meerenge von Calais ging. Man versicherte, es sey für zwanzig Millionen ausgeführt worden. Als der erste Consul dies erfuhr, nahm er seinem Bruder das Ministerium ab, und ernannte ihn zum Botschafter in Spanien. In Madrid wurde Lucian sehr gut von dem Könige und der königlichen Familie aufgenommen, und der innige Freund von Don Manuel Godoy. Während dieser Mission und im Einverständniß mit dem Friedensfürsten wurde der Vertrag von Badajoz abgeschlossen, für welchen, wie man sagt,

Portugal dreißig Millionen zahlte. Man hat ferner behauptet, daß diese in Gold und Diamanten abgetragene Summe zwischen den zwei Bevollmächtigten getheilt wurde, die es nicht für nöthig erachteten, ihren gegenseitigen Höfen Rechnung davon abzulegen.

Lucian hatte während seiner Ambassade einer Person vom höchsten Range seine Huldigungen dargebracht, und von ihr ein Porträt, in sehr schöne Diamanten gefaßt, erhalten. Ich habe wohl hundert Mal dieses Porträt bei ihm gesehen, welches er an einer Kette von dem schönsten schwarzen Haare um den Hals trug. Weit entfernt, ein Geheimniß daraus zu machen, ließ er es vielmehr sehr gerne sehen.

Vor seiner Abreise von Madrid schenkte ihm auch der König sein Porträt, ebenfalls in Diamanten gefaßt, aus denen zuvörderst eine Hutschleife gemacht wurde, die dann aber an Lucians zweite Frau gelangten. Seine Vermählung mit dieser ging, wie ich von einer vertrauten Person erfahren habe, auf folgende Weise vor sich.

Der erste Consul wurde Tag für Tag und ohne Zögerung von Allem unterrichtet, was in dem Hause seiner Brüder vorging. Als Lucian seine zweite Frau heirathen wollte, ließ er den Maire des zehnten Arrondissements, Herrn Duquesnay, ersuchen, sich um acht Uhr Abends mit den Heirathsregistern bei ihm einzufinden. Zwischen 5 und 6 Uhr erhielt Herr Duquesnay aus den Tuilleries Befehl, die Register nicht außerhalb der Municipalität mitzunehmen, und besonders keine Veredelung vorzunehmen, bevor dem Gesetze gemäß der Name der Brautleute acht Tage lang öffentlich angeschlagen würde. Zur bestimmten Stunde kam nun Herr Duquesnay, und verlangte Lucian allein zu sprechen, dem er dann den vom Schlosse erhaltenen Befehl mittheilte. Außer sich vor Zorn ließ Lucian sogleich hundert Postpferde für sich, seine Braut, für seine Bekannte und Dienerschaft bestellen, und fuhr mit diesem Gefolge nach seinem Landhause Pleßis Chamart unweit Senlis. Der dortige Pfarrer, der zugleich Adjunct des Maires war, wurde sogleich gerufen, und um Mitternacht vollzog er die bürgerliche Ehe; dann warf er seine Scherze ab, zog seinen Priesterrod an, und ertheilte den Flüchtlingen den ehelichen Segen. Es wurde ein gutes Souper aufgetragen, dem der Adjunct-Pfarrer beiwohnte. Als er nun aber um sechs Uhr Morgens wieder in seine Pfarre kam, sah er an der Thüre eine Postkaise von zwei Reitern bewacht. In seinem Hause fand er einen Gend'armée-Offizier, der ihn hübsch einlud, ihn nach Paris zu begleiten. Er mußte gehorchen. Er wurde nun eiligst nach Paris gebracht, und in das Cabinet des ersten Consuls geführt. „Sie sind es also, Herr,“ sagte dieser mit donnernder Stimme zu ihm, „der die Leute aus meiner Familie ohne meine Einwilligung verheiratet, und das ohne Aufgebot, wozu Sie in Ihrer doppelten Eigenschaft als Pfarrer und Adjunct verbunden sind. Wissen Sie wohl, daß Sie abgesetzt, und vor Gericht gestellt zu werden verdienen?“ Der arme Priester glaubte sich verloren, kam aber doch noch gut davon; die zwei Brüder aber versöhnten sich nie wieder.

Ungeachtet aller dieser Differenzen rechnete Lucian doch noch immer auf die Liebe seines Bruders, um ein Königreich zu erlangen. Folgendes ist mir von einer glaubhaften Person erzählt worden, und ich kann es verbürgen. Dem Hause Lucians stand ein Freund seiner Kindheit vor, von gleichem Alter mit ihm, und ebenfalls ein Corse von Geburt. Er hieß Campi, und genoss im Hotel des Herrn Grafen ein grenzenloses Vertrauen. An dem Tage, wo der Moniteur die Liste der neuen französischen Prinzen enthielt, ging Herr Campi in der schönen Bildergalerie des Hrn. Lucian mit einem jungen Secretär desselben auf und ab, und es entspann sich folgendes Gespräch unter ihnen. „Sie haben ohne Zweifel den heutigen Moniteur gelesen?“ — „Ja“ — „Sie werden gesehen haben, daß alle Mitglieder der Familie den Titel französische Prinzen erhalten haben, und daß der Herr Graf nicht auf der Liste steht.“ — „Was liegt daran? Es gibt Könige, reiche.“ — „Bei der Sorgfalt der Souveräne, diese zu behalten, sehe ich eben keine, die vakant wären.“ — „Nun, so wird man welche machen. Alle souveräne Familien Europa's sind abgenutzt, und wir werden neue bekommen.“ Hierauf schwieg Herr Campi, und befahl dem jungen Mann ebenfalls zu schweigen, wenn er bei dem Herrn Grafen in Gnaden bleiben wollte. Auch sprach der junge Secretär erst lange nachher davon.

Jedermann im Schlosse kannte die zwischen Lucian Bonaparte und der Kaiserin Josephine obwaltende Feindschaft. Als sie in Malmaison lebte, wurde ihr Alles zugetragen; was Bezug auf Lucian hatte, und so kam denn Manches zur Sprache, was man sonst nicht erfahren hätte.

## A b e r g l a u b e n .

Der König von Dade in Ostindien, ein sehr einfacher Mann, hatte große Neigung für Mechanik und mechanische Arbeiten. Einst beschäftigte er sich mit dieser Lieblingswissenschaft, und traf dabei einen muselmännischen Ingenieur von gefälligen Sitten, schönem Talente und großer Geschicklichkeit. Der König fand so großes Vergnügen an der Unterhaltung mit diesem Manne, daß der Premierminister ihn für einen gefährlichen Nebenbuhler anzusehen begann, zumal da er wohl wußte, er selbst sey wegen seiner Unwissenheit und niedrigen Geburt leicht zu verdrängen. Er ließ dem Ingenieur also ins Geheim rathe, wenn er klug seyn wolle, Luknow zu verlassen. Der arme Mann that es, zog 10 Meilen weit am Strome binab und baute sich dort ein Häuschen. Der König, dem man auf die Frage nach seinem Freunde berichtete, er sey an einem Anfall der Cholera gestorben, schickte der Wittwe und den Kindern ein Geschenk, und die Sache war vergesen. Während der Regenzeit schiffte jedoch der König in seiner Kriegsbrigg bis an den Ort, wo des Vertriebenen Häuschen stand, auf dem Flusse binab; es fiel ihm die Rettung und Ordnung davon auf, er ließ sich ans Land setzen und fand zu seinem Erstaunen den verstorbenen Freund, der ihn zitternd und

mit flehentlich erhobenen Händen empfing. Nach der kurzen Aufklärung der Sache mußte der Ingenieur mit an Bord des Schiffes kommen. Der König aber war außerordentlich zornig, ließ nach seiner Ankunft in Lufnow sogleich den Minister rufen, und fragte diesen ob er gewiß wisse, daß jener Mann todt sey. Unbezweifelt! — war die Antwort. — Ich selbst habe mich von der Wahrheit überzeugt, und Ew. Majestät Geschenk an die Wittwe des Mannes abgesandt „Hurumzada!“ — rief der König, in Wuth ausbrechend — blicke dorthin und schau nimmer mein Antlig! Der Günstling sah sich um und erkannte sogleich, wie die Sachen standen. Durch einen fürchterlichen Blick den der König nicht sah, der aber sehr deutlich war, legte er dem Ingenieur Schweigen auf, kehrte sich dann wieder nach seinem Herrn, und sprach unter vielen „Gott sey uns gnädig!“ — „der Satan ist gewaltig! Im Namen Gottes entferne den Teufel von mir! Ich hoffe, Ew. Maj. hat das schreckliche Wesen nicht berührt!“ — Sein Anblick schon überzeugte mich von Deiner Schändlichkeit.“ — „Istufirullah!“ fuhr der Günstling fort — „und empfandest Ew. Maj. den starken Ausgeruch nicht?“ Noch wüthete der König, aber seine Stimme ward nach und nach schwächer, Neugier und Furcht mischten sich mit seinem Zorne. „Es ist gewiß, Zuflucht der Welt! — begann der Minister von neuem — „daß Ew. Maj. leidet Ingenieur, mit welchem Frieden seyn möge, todt und begraben ist; aber Dein Sklave weiß nicht, wer den Leichnam desselben aus dem Grabe gestohlen hat, oder welcher Vampyr ihn jetzt, zum Schrecken aller guten Muselmänner, bewohnt. Es wäre gut, wenn ihm vor den Augen Sr. Maj. ein Schwert durch den Leib gestochen würde; aber es ist Sünde, in Deiner hohen Gegenwart Blut zu vergießen. Ich bitte Ew. Maj. uns zu entlassen; ich will dafür sorgen, daß er zurück in sein Grab gebracht werde.“ Der König war erlaunt und befürzt, und wußte nicht, was er thun oder sagen sollte. Die Diener führten den armen Ingenieur aus dem Gemache; der Bezier folgte ihm, warf ihm einen schweren Beutel zu und schwur mit einem fürchterlichen Eide, ihn als Vampyr behandeln zu lassen, wenn er nicht vor dem nächsten Morgen über die Grenze sey, oder das Land jemals wieder betrete.

### Hochzeitgebräuche bei den persischen Nomaden.

Bei den turkmanischen Stämmen herrscht die Sitte, daß an dem Morgen, an dem die Braut das Zelt des Bräutigams betreten soll, sich alle ihre Freunde und Verwandte um sie versammeln. Ist sie die Tochter eines Häuptlings oder eines andern vornehmen Mannes, so begleiten ihn alle diejenigen, deren Gegenwart derselbe fordern kann, zu Pferde; Tänzer und Musik gehen voraus. Sobald im Zelte des Bräutigams der Zug in der Entfernung erblickt wird, besteigt der Bräutigam das Pferd, und reitet mit seinen Freunden der Cavalcade entgegen. In der Hand trägt er einen Apfel oder eine Drange, und ist er nahe genug gekommen, um das Ziel nicht verfehlen zu können, wirft er den-

selben nach der Braut und es gilt für ein glückliches Vorzeichen, wenn er sie trifft. Von dem Augenblick an, wo die Parteien einander begegnen, ist Alles still und gespannt, bis zu diesem Akt des Werfens, welcher das Signal zu allgemeinem Aufruhr und zur Verwirrung ist. Der Bräutigam wirft sein Pferd herum, und sprengt in größter Eile seiner Wohnung zu. Alle Begleiter der Braut streben ihn einzubolen und zu fangen; und derjenige, welchem dies gelingt, erhält sein Pferd mit Sattel und Zeug, so wie seine Kleider zur Belohnung. Dies ist indeß nur bei Reicheren der Fall, unter den Armeren reichen einige Stücke Geldes zur Auslösung hin. Doch fängt man den Bräutigam nur selten; denn da es ein Ehrenpunkt für ihn ist, zu entkommen, so reitet er das flüchtigste Pferd seines Stammes, und außerdem wird seine Flucht von allen seinen Freunden auf jede mögliche Weise begünstigt.

### Ursprung des Wortes Walhalla.

(Auf Veranlassung der Grundsteinlegung zur Walhalla bei Regensburg.)

Walhalla, Valhalla ist, nach der nordischen Mythologie, der Wohnort für die im Kampfe gegen den Feind gefallenen Heiden. Dieser Ort wird von den Dichtern als sehr lieblich, mit Gold prächtig ausgeziert, geschildert. Die Helden, die ihn bewohnen, heißen Einberion (Engberian); sie werden hier von dem Gotte Odin mit Fleisch und Milch bewirthet, und von den schönen Valkyrien Göttinnen von niederm Range, bedient, welche ihnen die Trinkhörner mit Einberion-Öl füllen. Die tägliche Beschäftigung dieser Helden ist, in dem Hofe von Walhalla mit einander zu kämpfen und sich gegenseitig zu tödten; sie werden dann wieder lebendig, und die Wunden geheilt, sobald das Horn des Gastmahles ertönt, und sie trinken dann des Mittags in Walhalla miteinander. Auch die Streitrosse der Helden sind hier bei ihnen. Die Männer, welche nicht in der Schlacht, sondern vor Alter sterben, kommen, nach der Erzählung der Dichter, in traurige Gegenden, wo Hel (Hela), eine feindselige Göttin, herrscht. Die Zahl der Helden, die sich in Walhalla befinden, ist unaussprechlich groß, und wird sich ins Unzählbare vermehren. Man sieht, daß diese Mythe ganz darauf berechnet ist, ein Heldenvolk zu schaffen und zu begeistern.

### Ein Hof-Fest Jacobs I.

Wie wunderbar es vor zweihundert Jahren noch an Höfen zugeht, kann man daraus abnehmen, daß bei einem Besuche, den der König von Dänemark am Hofe Jacob I. von Großbritannien ablegte, als ein großes Hof-Fest war, Herren und Damen alle betrunken erschienen. Die Königin von Saba, welche auftrat, dem nordischen Salomo ihre Geschenke zu bringen, sank auf den Stufen des Thrones nieder, ehe sie zum Worte kam. Als der Salomo mit ihr tanzen wollte, stürzte er zu ihren Füßen der Länge nach hin. Hoffnung, Liebe und Glaube konnten ihren Spruch nicht herausbringen, so stammelte ihre Zunge. Der Victoria ging es nicht besser, sie mußte wankend hinausgeführt werden.



# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 8. November 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 45.

### Der Dämpfer.

#### Eine Memoiren-Erzählung.

„Ich war eben einrangirt unter den Musquetairs,“ erzählte bei einem Abendessen der Graf von Egmont — aber nicht der zu Brüssel enthauptete — „und aus inniger Freude über die Erlösung von den Fesseln einer lästigen Erziehung, folgte ich blindlings dem lustigen Leben meiner Kameraden.“

„Vom splendidesten, frohesten Mittagessen, schleuderte ich eben mit einigen dieser besten Kameraden in die Oper. Es war so voll, daß wir uns kaum mit aller Mühe bis zur Mitte des Parterre durchdrängen konnten. Weiter ging es durchaus nicht, und ich würde mich, wie meine Freunde, dabei beruhigt haben, hätte nicht unglücklicher Weise gerade vor mir ein alter Herr mit einer Knotenperücke gestanden, die für mich ein unübersteigliches Bollwerk wurde, und mich durchaus hinderte, die allerliebste Tänzerin zu sehen, deren wegen ich da war. Mein Bitten und Flehen um eine kleine Biegung, durch die er mir nur einen kleinen Winkel zum Sehen vergönnen sollte, fiel diesem Herrn schon sehr lästig, und endlich antwortete er mir ganz trocken: „es sey unmöglich.“ Diese Kaltblütigkeit und die unerträgliche Stellung — es kam dazu, daß sich meine Nachbarn, und besonders meine jungen Freunde über mich lustig machten, — ärgerte mich dergestalt, daß ich eine Scheere aus meiner Tasche hervorzog, und damit anfing, mir nicht nur durch das allzubuschigte Gehege, welches mir im Wege war, eine freie Aussicht zu schneiden, sondern auch die Knoten wegzuschaffen, die zur Zierde daran hingen, und bei jedem Hin- und Herwanfen des Parterre's meinen armen Magen drückten. Diese Rache verursachte ein lautes Gelächter, worüber mein Mann aus seiner bisherigen Gefühllosigkeit erwachte, und den erbärmlichen Zustand, worein ich seine Perücke versetzt hatte, gewahr wurde. Er drehte sich, so gut er konnte, nach mir herum: „jünger Freund,“ sprach er, „ich hoffe, Sie werden nicht ohne mich weggehen.“ Dieses kurze Compliment,“ — fuhr Graf Egmont fort — „mit einem gewissen vielbedeu-

tenden Blicke begleitet, ließ mich meine Thorheit in ihrem ganzen Umfange fühlen, und stimmte, ich gestehe es, das Vergnügen ein wenig herab, zu welchem ich sie begangen hatte. — Inzwischen, war einmal eingebrockt, so mußte es auch ausgeessen werden; ich sah das wohl ein, und entschloß mich also dazu. Als die Oper vorbei war, und mein Mann gravitatisch herausging, gab er mir noch einen Wink, ihm zu folgen; ich that es. Mit Mühe wanderte er über den „place du palais Royal,“ in die Straße „St. Tomas-du-Louvre.“ Als wir in der „Arcade“ waren, blieb er auf einmal stehen. „Sie sind jung,“ sprach er, „Herr Graf von Egmont, denn ich habe die Ehre Sie zu kennen, und bin Ihnen eine Lection schuldig, für die mir Ihr seliger Herr Vater, denn ich die Ehre hatte, noch besser zu kennen, vermuthlich Dank gewußt haben würde. Wenn man öffentlich beleidigt, zumal einen alten Soldaten, so muß man sich zu schlagen wissen. — Wir wollen einmal sehen,“ fuhr er fort, indem er seinen Degen zog, „wie Sie sich dazu anstellen.“ — Eine so kränkende Anrede brachte mich vollends in Wuth, ich war jung und empfindlich und stürzte ungestüm auf ihn ein. Aber mein Mann stand unbeweglich und fest wie eine Mauer, er begnügte sich damit, daß er mich durch eine sehr derbe Parade aus aller Fassung brachte, und erwiderte endlich meine Ausfälle mit einer Legate, die meinen Degen sechs Schritte weit fortschleuderte: „Heben Sie ihn auf, Herr Graf,“ sagte er mit der vorigen Kaltblütigkeit, „ein Mann von Ihrem Namen muß sich nicht wie ein Operntänzer schlagen, sondern wie ein galant homme, ohne zu weichen noch zu wanken — und dazu fordere ich Sie auf!“ — „Sie haben Recht zu meinem großen Verdrusse!“ antwortete ich ihm mit verbissenem Zorne, „und ich hoffe, mich Ihrer Achtung bald werth zu machen.“ Fest entschlossen, lieber umzukommen, als mich neuen Spöttereien dieses seltsamen Gegners auszusetzen, stellte ich mich ihm trotzig gegenüber, und griff ihn mit eben dem kalten Blute an, mit welchem er sich vertheidigte. — „Gut so, sehr gut, Herr Graf!“ schrie dieser Teufel von Menschen zuweilen, bis er mir endlich mit den Worten: „Nun für diesmal mag's genug

seyn,“ den Arm durch und durch stach. Er lebte mich hierauf an die Mauer, bat mich, einen Augenblick zu warten, und kam mit einem Fiafer zurück. Wir stiegen zusammen ein, er verband meine Wunden mit einem Schnupftuch, ließ den Kutscher an die Wohnung der Musquetairs in der Straße „de Beaume,“ fahren, übergab mich da dem Schweizer, und empfahl sich mir. Ich brachte sechs Wochen mit der Heilung meiner Wunden zu. Als ich höchstens wieder acht Tage ausgegangen war, und einmal eines Abends auf dem Kaffeehause „de la régence“ einige meiner Kameraden suchte, siehe, da fand ich meinen Mann wieder. Er ließ seine traurige „bavaroise“ stehen, ging auf mich zu, sprach, mit einem Finger auf dem Munde, nichts weiter, als: „Wst!“ und winkte mir, ihm zu folgen. Wir kamen unter die vorige Halle. „Sie haben sich bei der Erzählung unsers Abenteuers ein wenig über mich lustig gemacht, mein lieber Graf!“ sprach er, „und ich habe Sie zu lieb, als daß ich es nicht noch spaßhafter zu machen suchen sollte, damit Sie doch noch einen Anhang zu Ihrer Erzählung liefern können. — Frisch vom Leder gezogen!“ — Kurz, meine Herren und Damen,“ fuhr Graf Egmont fort, „auf diese zweite Lection, die ungefähr wie die erste ausfiel, folgte einige Monate nachher noch eine dritte, und der verzweifelte Eisenfresser wurde mir endlich so furchtbar, daß ich mich beinahe scheute, an einem öffentlichen Orte zu erscheinen, um ihm nicht zu begegnen. — Denn ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß er mir die letzte Lection eben den Tag vor einem Carneval zu geben geruhete, welches ich dann so traurig als möglich im Bette zubringen mußte. Nun stellen Sie sich meine Freude und Dankbarkeit vor, da ein Marqueur vom Kaffeehause „de la régence“ einmal des Morgens mit den Worten zu mir hereintrat: „Um Verzeihung, Herr Graf, ich habe geglaubt, Ihnen einen Gefallen zu thun, wenn ich Ihnen die Nachricht brächte, daß der Herr Wst gestern Abend gestorben ist, und daß mein Herr hofft, Sie bald wieder bei sich zu sehen.“

### Der Schauspieler Frogere und der Kaiser Paul.

Frogere, ein zu Paris nicht sehr beliebter Komiker, ging nach Rußland, und ward dort der Günstling und Vertraute des Kaiser Paul. Die Laune des Fürsten gab ihm aber einst die Gelegenheit mit Muße darüber nachzudenken, ob es gerathen und sicher sey sich bei ihm so viel herauszunehmen. Eines Abends benutzte einer der Gäste an der Tafel des Kaisers eine sich anbietende Gelegenheit, seinen kaiserlichen Gastgeber auf Kosten Peters des Großen zu loben. „Nun,“ sagte Paul, sich zu Frogere wendend, „das heißt den Peter bestehlen, um dem Paul zu zahlen, nicht wahr, Frogere?“ — „Ja wohl, Sire,“ erwiederte der Schauspieler, „und nach der Wendung, die es mit Ihrem Rufe nimmt, wird man Ihnen nicht Gleiches mit Gleichem vergelten; denn Paul zu bestehlen wird Niemand einfallen. Die Replik war ganz hübsch und pikant, und der Kaiser hatte schon andere, nicht min-

der lebhafteste, passiren lassen; doch fanden die Höflinge für gut, sich erst die Miene des Gebieters zu besehen, ehe sie jene belachten. Diese war finster und unwillig, und nun verharrete ein Jeder in dem mißbilligenden Schweigen Sr. Majestät. So machte der Witz denn keinen Effect, und Frogere, der an dergleichen üble Aufnahmen nicht gewöhnt war, wunderte sich mehr darüber als irgend ein Anderer. Einige Augenblicke darnach erhob sich der Kaiser, und die Gäste gingen auseinander. Frogere kam mißmuthig nach Hause; denn für einen lustigmacher von Profession ist der Fall eines Witzwortes eine ernste Angelegenheit, eine verfehlte Spekulation. Aber welches mochte wohl die Ursache dieser unvorhergesehenen Schlappe seyn? da doch der Witz, was keinem Zweifel unterlag, ein guter war, und der Kaiser schon öfter über ärgere hinweggesehen hatte. Es lag hier ein undurchdringliches Geheimniß zum Grunde, über welches sich Frogere den Kopf zerbrach; aber er mochte sinnen und sinnen, so viel er wollte, er konnte nicht dahinter kommen. Als er sah, daß Zeit und Mühe vergebens waren, so faßte er den weisen Entschluß, sich schlafen zu legen, den er dann auch ausführte, und nun philosophisch bald in einen tiefen Schlummer verfiel.

Es war mitten im Winter, und die Nacht eben verstrichen, als Frogere durch einen heftigen Schlag an die Thüre seines Gemaches geweckt wurde. Er stand auf, öffnete, und sah nun zu seinem größten Erstaunen einen Offizier mit vier bewaffneten Soldaten bei sich eintreten. Frogere, der gar keine Ursache hatte, auf einen solchen Besuch gefaßt zu seyn, folgerte ganz natürlich, daß der Offizier (ein Freund von ihm, der am Abend vorher mit an der kaiserlichen Tafel gegessen) in ein verkehrtes Zimmer gekommen sey. Aber ach! nur zu bald vernahm er, daß hier kein Versehen stattfand, und daß dieser ungelegene und beunruhigende Besuch auf ihn gemünzt war. Der Offizier legte seinem unglücklichen Freunde einen vom Kaiser unterzeichneten Befehl, durch welchen er nach Sibirien verbannt wurde, vor. Man kann sich die Wirkung, welche diese furchtbare Kunde auf Frogere machte, denken; schon Leuten, die mutziger waren, als er, hatte sie das Herz gebrochen. Er weinte und jammerte, und riß sich voll Verzweiflung die Haare aus. Welch' ein Verbrechen hatte er begangen, das eine solche Züchtigung verdient hätte? Hätte er nur zum Kaiser kommen, sich vor ihm auf die Kniee werfen, ihn um Gnade anflehen können! Nur um einen Tag, um eine Stunde Aufschub bat er. Vergebens! Der Befehl lautete zu pünktlich, und der Kaiser Paul litt es nicht, daß von den gegebenen Vorschriften im Geringsten abgewichen wurde.

Das Einzige, was der unglückliche Frogere aus Verrückthigung der zwischen ihnen bestehenden Freundschaft von dem Offizier erlangen konnte, war ein Verzug von einigen Minuten, um ein kleines Felleisen mit Wäsche und Kleidungsstücken anzufüllen: so wie dies geschehen war, ward er fortgeführt. Ein von einem starken Kavalleriepikeet escortirter Wagen wartete seiner auf der Straße; mehr tod als lebend ward er hinein-

geschoben und zwei Soldaten mit Pistolen und blanken Säbeln setzten sich neben ihn. Nachdem der Offizier nachgesehen, ob auch die Kutschenschläge gut zugemacht worden, so daß sein Gefangener mit Niemanden communiciren könne, setzte er sich an die Spitze der Bedeckung, kommandirte marsch! und fort ging's im stärksten Trabe zu der furchtbaren Reise!

Wie lange die erste Fahrt gewährt haben mochte, davon wußte Frogere nichts, denn es war gänzlich finster im Wagen, und seine furchtbaren Reisegenossen blieben stumm bei allen seinen Fragen. Es war ihnen ausdrücklich untersagt worden, den Mund zu öffnen, und der russische Soldat übertritt nicht leicht ein Gebot, dessen Nichtbefolgung die Knute nach sich zieht; ihm war es indessen, als sey er schon eine Ewigkeit unterwegs gewesen. Endlich ward der Schlag der Kutsche geöffnet, es war heller Tag; leider genoß er des milden Lichts der Sonne nicht lange, denn er wurde mit verbundenen Augen nach einer elenden Hütte geführt. Als ihm die Binde abgenommen war, befand er sich in einem kleinen fensterlosen, und von einem einzigen Lichte erleuchteten Gemache eingeschlossen. Auf einem elenden hölzernen Tische war ihm ein Mahl von grober Kost angerichtet. Man forderte ihn, der noch vor wenigen Stunden in Uebigkeit gelebt, unter Fürsten geseßen hatte, und der von dem mächtigsten Monarchen als Freund behandelt worden war, durch Zeichen auf, es sich schmecken zu lassen. Welch' ein fürchterlicher Wechsel der Dinge in so kurzer Zeit! In Ungnade, verbannt, in einer elenden Hütte eingesperrt, zu einem Mahle aufgefordert, das er Tags vorher keinem Bettler hätte bieten mögen; um ihn her Gesichter, deren drohender Blick jede Hoffnung zurückschreckte, und um das Maaß des Schreckens voll zu machen, die Aussicht auf eine lange, furchtbare Reise nach deren Beendigung er nicht darauf rechnen durfte, sich von der Stimme eines Freundes bewillkommen zu hören. Sibirien, Sibirien! das war das einzige Bild, was dem armen Verbannten vorschwabte, das einzige Wort welches ihm über die Lippen kam.

Die Extreme berühren sich, heißt es im Sprichwort: ein Nichts ist zuweilen hinreichend, uns aus der Verzweiflung in die übermäßigste Freude zu versetzen; dies erfuhr auch Frogere. Der die Bedeckung befehlige Offizier trat plötzlich, von einem Kurier begleitet, in sein Gemach; Frogere, der ihn seit der Abreise nicht wieder gesehen, auch nicht geglaubt hatte, daß er so weit mitgegangen wäre, empfand über den Anblick dieses besreudeten Gesichts ein unaussprechliches Vergnügen; in der Trunkenheit seiner Freude wollte er ihm um den Hals fallen; aber eine abweisende Bewegung und ein ernster Blick verhinderten dies; er wollte sprechen, und ein ihm auf den Mund gelegter Finger gebot Schweigen. Der Offizier entließ den Kurier, und befahl den Wachen, hinter der Thüre zu bleiben. Sobald er sich nun mit seinem Gefangenen allein befand, sagte er zu ihm mit leiser Stimme: „Frogere, wir müssen uns trennen; der Offizier, der Sie bis zur nächsten Station begleiten soll, ist schon da. Sagen Sie mir, was kann ich für Sie thun?... Ich wage

Niel,... man ist dem Kaiser nicht ungestraft ungehorsam;... doch mag es darum seyn, um einem alten Freunde zu dienen, will ich es darauf ankommen lassen; darum sagen Sie mir, was kann ich nach meiner Ankunft zu Petersburg für Sie thun?“

Der arme Frogere zerschmolz in Thränen, und statt auf die gutgemeinten Vorschläge seines Freundes zu antworten, jammerte er über die Ungerechtigkeit, eine schwere Strafe wegen eines Vergehens erdulden zu müssen, daß er nicht einmal dem Namen nach kenne. „Was? nicht kennen!“ rief nun sein Gefährte aus. „Wie, Frogere, sind Sie närrisch? ja wahrlich, das muß der Fall seyn, sonst hätten Sie sich einen so bitteren Sarcasmen nicht erlaubt. Und,“ setzte er mit einer noch mehr gedämpften Stimme hinzu: „der Spott hat um so tiefer verlegt, weil er nicht völlig ohne Grund war.“ — „Allmächtiger! um einer solchen Bagatelle willen sollte ich!...“ — „Hören Sie, Frogere, keine eitle Worte; ich bin das letzte befreundete Gesicht, das Sie bis zum Ziel Ihrer Reise sehen werden; Sie wissen es, der Kaiser ist unerbittlich in seinem Zorn; an Begnadigung ist nicht zu denken; schütten Sie sich in Ihr Unglück, und sagen Sie mir, was ich für Sie thun kann.“

„Sprechen Sie wegen meiner mit dem Kaiser.“ — „Das ist unmöglich; fordern Sie alles Andere, und ich werde Himmel und Erde in Bewegung setzen.“ — „Ja, so machen es die Freunde fast immer, wenn man im Unglück ist; dessen wir nicht bedürfen, das bieten sie uns an, was aber von Nutzen seyn könnte, das verweigern sie uns. Nun, es sey darum, Andersere habe ich nicht von Ihnen zu erbitten.“ — „Aber Ihr Geld, Ihre Kostbarkeiten, die Sie nicht mitgenommen haben, könnte ich die nicht in Sicherheit bringen, sie irgend einem treuen Freunde behändigen, der sie Ihnen nach Ihrer Rückkunft wieder zustellte?“ — „Nach meiner Rückkunft? Ich wäre also nicht auf ewig verbannt?“ — „Auf ewig also hatten sie geglaubt? Ja, dann wundert es mich nicht mehr, daß Sie bei der Abreise so trostlos waren. Nein, lieber Freund, so schlimm ist es nicht; nur Muth gefaßt; drei Jahre gehen bald vorüber, und dann...“ — „Ach! drei Jahre?“ wiederholte der unglückliche Schauspieler, „drei Jahre Verbannung?“ — Er wollte noch ferner lamentiren, aber seine neue Escorte wartete bereits auf ihn, und es hieß: „aufgebrochen!“ Es wurden ihm abermals die Augen verbunden, und er in die Post-Chaise hineingeschoben. Sein Freund drückte ihm nochmals zum Abschiede herzlich die Hand, und füllte sie mit einer kleinen Summe, leise sagend: „Sie werden dessen am Ziel Ihrer Reise bedürfen. Frisch auf! leben Sie wohl! vorwärts!“ Sofort wurden die Schläge des Wagens zugemacht, und die Pferde nun im Galopp mit dem unglücklichen Frogere auf und davon. (Schluß folgt.)

### Schweigsamkeit.

Georg II. von England war von sehr schweigsamer Art, und es war ihm besonders zuwider, wenn

ihn jemand störte sobald er in seinem Kabinet mit Schreiben beschäftigt war. Eines Tages stattete jemand einem der k. Hausbeamten welcher über dem König in dem Hintergebäude wohnte, einen Besuch ab. Beim Weggehen stolperte er auf der Treppe, fiel diese hinab und mit solcher Festigkeit mit dem Kopf gegen die Thür, daß diese aufschlug. Der Fall hatte ihn auf längere Zeit betäubt: als er aus seiner Betäubung erwachte, fand er sich in einem großen Lehnstuhle sitzend, und einen ältlichen sehr einfach gekleideten Mann vor sich, der mit ernster, aber sehr wohlwollender Miene ihm mit Heilwasser den Kopf begoß, und auf die verwundeten Stellen Papier legte, das er darin eingetaucht hatte. Der Fremde sprach, während der ganzen Operation, nicht ein Wort, obgleich der erstaunte Patient, sobald er sich seiner Lage bewußt wurde, mehrmals seinen Dank wiederholte und zu gleicher Zeit erzählte, wo er gewesen, und wie er zu dem Fall gekommen sey. Als der gute alte Herr, noch immer schweigend, sein wohlthätiges Werk vollendet hatte und nun nicht allein sah, sondern es auch an des Patienten-Stimme hörte, daß dieser wohl im Stande seyn würde, nach Hause zu gehen trat er einen Schritt zurück und zeigte auf den Hut des Kranken, der auf der Erde lag (er hatte ihn bei seinem Fall vom Kopfe verloren). Dieser verstand sogleich das Zeichen, denn der gute Samariter wies, mit der andern Hand nach der Thür. Der unerwartete Besucher stand also sogleich auf; nahm seinen Hut, verbeugte sich schweigend, aber mit dankerfühltem Blicke, und verließ das Zimmer, mit Verwunderung über das so thätige Mitleid des Fremden, der dabei, geflissentlich, alle übrigen Mittheilungen vermeiden zu wollen schien. Am andern Tage kam der k. Hausbeamte, der von seinem Unfalle gehört hatte, zu ihm; ihn zu besuchen, und es fand sich, nach der Schilderung des Benehmens des guten alten Mannes, und nach der Lage des Zimmers, daß der hülfreiche Pfleger niemand anders, als — der König selbst gewesen seyn könne.

### Der Liberale und der Royalist.

(Ein Zweigespräch im Théâtre des Varietés zu Paris.)

L. Monarchie? Fi donc!

R. Republik? A bas!

L. In einem monarchischen Staate bleibt ein Jeder auf der Stufe, auf welche ihn die Geburt hingeschleudert hat.

R. In einer Republik maßt sich jeder Lump das Steuerruder an. Ich bleibe, so lange ich athme, Royalist mit Leib und Seele.

L. Ich hingegen höre niemals auf, Republikaner zu seyn.

R. Apropos. Hast Du auf Dein Gesuch schon Bescheid erhalten?

L. Noch nicht — ich erwarte stündlich die Antwort des Königs. Unter vier Augen gesagt: Zahlt er meine Schulden, so will ich meinen liberalen Gesinnungen den Reisepaß geben und ein guter Royalist werden — wie Du.

R. Auch ich warte noch immer auf die Resolution. Ich habe, wie Du weißt, um die erledigte Präsekenstelle im Departement . . . . angehalten. Wenn ich innerhalb 14 Tagen diesen einträglichen Posten nicht erhalte, so trage ich meine royalistische Larve einstweilen auf's Versaßamt und werde wie Du — ein Liberaler.

L. Du hast Recht. Wer heut zu Tage den Mantel nicht nach dem Winde hängt, der kommt zu nichts. Ich war früher Royalist, habe jedem Minister die Cour gemacht und jedem eine Supplik überreicht. Was geschah! Man hat mich mit bloßen Versprechungen abgespeist und aus Zorn ging ich zu den Liberalen über.

R. Ich, Bruder Herz, war früher ein Liberaler, ein ächter, eingeseifchter Republikaner. Der Minister \* \* versprach mir eine Anstellung in seinem Bureau, ich war leichtgläubig und schlug mich zu der Parthei der Royalisten. Der Traître hat aber nicht Wort gehalten und ich habe, wie gesagt, große Lust wieder umzusatteln, wern ich die nachgesuchte Stelle binnen 14 Tagen nicht erhalte.

L. Mon Dieu, die Demagogie ist nicht mehr so einträglich als sonst. Sonst war der Demagoge gesüchtet wie das gelbe Fieber, ein Erdemagoge gelangte zu den höchsten Stellen; jetzt läßt man den Demagogen und den Erdemagogen laufen und kümmert sich nicht um sie.

R. Glaub' das nicht — sie haben doch Manchetten vor Demagogen, wenn sie's auch nicht zeigen.

L. Ich weiß mir wahrlich nicht Recht zu thun, welche Parthei ich ergreifen soll. Demokrit? Heraclit? Lach' ich oder wein' ich mit.

R. Man muß Beides probiren. Da, wo es uns am besten bekommt, da bleibe ich.

L. Eh bien, den Rath werd' ich befolgen.

### Ein Spruch der Zeit.

(Aus einem Berliner Blatte.)

Wenn ein Fürst die Freiheit gibt,  
Bringt sie Friedenskränze,  
Wenn ein Volk die Freiheit nimmt,  
Ehrt sie keine Grenze.

Wo sie wilden Schaaren folgt,  
Buhlt sie mit dem Frechen,  
Bis, was heut' sie selbst erbau'n,  
Morgen sie zerbrechen.

Darum, Fürsten, mögt ihr gern  
Echte Freiheit geben! —  
Völker werden dann den Thron  
Treuen Muths erheben.

Darum, Völker, mögt ihr gern  
Fürsten euch verbünden,  
Die euch auf Gesetz und Recht  
Eure Freiheit gründen.

Denn es kämpfet sich die Zeit  
Immer mehr in's Klare,  
Und nur freie Einigkeit  
Ist unwandelbar.

# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 15. November 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Nro. 46.

### Kriegsszenen,

oder:

Ein Jahr aus dem Leben des Premier-Lieutenants P. vom 25. königlich preussischen Infanterie-Regimente.

„Der Herausgeber der nachstehenden buchstäblich wahren Erzählung fand das Manuscript unter den Papieren des verstorbenen Lieutenants v. K. in Trier. Die einfache, schmucklose Darstellung der unsäglichen Leiden, die der Kapitän P. erduldet, rührte ihn und sprach Alle an, denen er sie mittheilte. In der Hoffnung, noch Manchen einen ähnlichen Genuß zu verschaffen, überliedere ich das Manuscript unverändert dem Drucke, jedoch lasse ich den Namen des Erzählenden weg, da es mir unbekannt ist, ob er noch lebt, und ob ihm die Verbreitung seiner, vielleicht nur für den Kreis seiner Freunde aufgesetzten Erzählung angenehm ist.“

Länger, als wir gewünscht und gehofft, standen wir unthätig, wenn gleich nicht unbeschäftigt, hinter Dinant an der Maas, den Franzosen als Vorposten gegenüber; noch immer wollte die Stunde der Entscheidung nicht schlagen, der wir so sehnsuchtsvoll entgegen sahen, um von Neuem das große Ganze mit fördern zu helfen. Ein Theil der Monate Mai und Juni war unter stetem Exerciren und Vorübungen zum Kampfe verlossen, als wir endlich (in der 1. Brigade des 2. Armeekorps unter dem Generalmajor von Tippleskirchen) mehr nördlich nach Belgien aufbrachen, und hinter Namur Kantonnirungen bezogen. Näher und dichter drängten die feindlichen Heere heran, bis wir endlich am 14. Abends und in der Nacht häufiges Tirailleur- und Pelotonfeuer vernahmen, mit Kanonendonner untermengt.

Am Morgen des folgenden Tages erhielten wir Befehl, schleunigst aufzubrechen, und uns Fleury zu nähern, wo der Feind andrange.

Welch' eine Wonne für uns, als das Horn zum Vorwärts! erkante und das einsörmige Exerciren unterbrach.

Der Marsch war stark; bei großer Hitze ging es 8—9 Stunden fort, und ermüdet lagerten wir uns endlich am Ziele.

Die Ruhe wurde uns jedoch nur kurze Zeit. Der

Commandeur des Füsilierbataillons, unter dem ich stand — sonst ein bewährter Offizier und umsichtiger Führer — beging hier einen Fehler, den wir schwer büßen mußten. Wir kannten nur ungesähr die Stellung des Feindes, aber nicht genau genug, weil die ganze Ebene ein unübersehbarer Kornwald war. Aber dies hielt unsern Anführer nicht auf; vertrauend auf die Tapferkeit seiner alten Lüßower und voller Thatendrang commandirt er Marsch, und im Sturmschritte drange wir vor, den Feind nicht sehend, ohne voraus gesandte Spigen, ohne Tirailleurs, ja ohne die beiden nachrückenden Bataillone des Regiments abzuwarten.

Ein wahres Unglück für uns war die vor wenig Tagen erst dem Regimente zugetheilte Ersatzmannschaft aus ..... 800 Mann, eine hundische Brut, die insgesammt den Franzosen gedient hatten, und von denen schon vor dem Ausmarsche 100 Mann desertirten; mit diesen rückten wir nun in's Feuer, und sahen endlich in einer Ferne von 300 Schritten den Feind uns gegenüberstehen, drei Bataillone erwartungsvoll.

Vor Wuth zitternd, und durch der Feinde Anblick begeistert, gaben wir Feuer, und welche Wonne, als der Commandeur des Regiments, kenntlich vor Allen an der langen bluthrothen Feder seines Casquets, von mehreren Kugeln durchbohrt, vom Pferde herabsank. Mit einem lauten Hurrah stürzten wir vor, voll Freude über das gute Zeihen und der feindlichen Uebermacht nicht achtend. Wuth entbrannt, senden uns jene eine tüchtige Salve entgegen, die meine Nebenmänner dahinrafft, und auch mich nicht verschont, denn eine Kugel in's rechte Knie warf mich zu Boden. Aber die Hörnersignale rufen abermal vorwärts, mit allen Kräften hebe ich mich, und wauke, auf einen Jäger gestützt, mit vor.

Jetzt galt es, denn plötzlich entbüllten sich vor unsern Augen noch zwei Bataillone in einer Versenkung aufgestellt; ein surchtbares Feuer empfing uns jetzt, die Kugeln kamen dicht wie Schlossen, und schienen durch den Druck der Luft den Athem uns fast zu benehmen. — Eine zweite Kugel schmettert mir das linke Knie, und unfähig, mich länger zu erhalten, sinke ich zu Boden. Viele fallen gleich mir, aber das rührt nicht die alten Bursche, die da stehen, das Bataillon geschlossen und fest wie eine Mauer.

Schon während des ersten Vordringens hatten Viele der Ersakmannschaft ihre Reihen verlassen; jetzt aber, wo wir dem Feinde so nahe gekommen, hält keiner dieser Schurken mehr Stand, schändlich laufen sie zurück, machen überall Lücken, bringen so die Alten in Unordnung, und — mochte es nun böser Wille oder Verwirrung seyn — sie fangen an von hinten zu feuern, auf uns wie auf den Feind.

Alles war nun vorbei, an längern Stand war nicht zu denken, der Feind dringt mit gefältem Bajonnet ein, und wirft uns schnell zurück. Ein leicht Verwundeter von meiner Compagnie packt mich auf seine Schultern, und schleppt mich mit fort, aber der stürmende Feind kommt unter beständigem Feuern immer näher, und eine zweite Kugel trifft meinen Träger, doch, wie vorhin, nur streifend. Ich bat ihn, jetzt nur auf die eigene Rettung bedacht zu seyn, und gab ihm meinen Säbel, damit keine Franzose ihn berühre. Schluchzend warf er mich ab, und entkam glücklich im hohen Korne.

Da lag ich nun, von den Freunden verlassen, aber zu meinem Glück von den Feinden nicht bemerkt, die schon weit über mir hinaus waren. Ich kroch jetzt in's Korn, um nicht vom Feinde bemerkt zu werden, wenn er von den Unfern, wie ich hoffen durfte, zurückgedrängt, wieder zurückkehrte. Ich hatte meine volle Besinnung, und spürte wenig Schmerzen, denn anhaltend bluteten noch meine Wunden.

Das Gefecht wurde nun lebhafter, die Kanonen fingen an, einander gegenseitig zu begrüßen, und das Gewehrfeuer knallte und prasselte lauter und lauter, doch sah ich von diesem Allen nichts, und wußte nur, daß ich hinter der feindlichen Fronte war.

Bald stellten die heftigsten Schmerzen sich ein, das viele Blut fing an zu gerinnen, die Wunden brannten auf's Schrecklichste, die Beine schwellen entsetzlich auf, und ich hatte kein Messer um die Beinkleider aufzutrennen. Eine dumpfe Betäubung bemächtigte sich meiner, Fieber-Phantasien trübten den innern Gleichmuth, doch hörte ich Alles, was um mich her vorging, und gewahrte zu meinem Schrecken, das ich mitten zwischen beiden Feuern mich befand, denn ganze Ladungen von Kartätschen gingen mir dicht über den Kopf; ich lag auf dem Rücken, die Augen gen Himmel gerichtet. Ohne mich regen zu können, lag ich da. Von allen Seiten flogen die Kugel über mir her, dem Auge so groß, wie Erbsen und Bohnen erscheinend, manche schlugen noch in meiner Nähe nieder, und rollten auf mich zu, doch ohne mich zu berühren. — Ich fing nun an, sie zu zählen, und sammelte deren zehn oder zwölf; diese Ruhe war kein Heroismus, sondern die größte Gleichgültigkeit gegen mein Leben, welches ich als rettungslos verloren erachtete.

Der Donner der Geschütze wurde immer lauter, der Kugelregen immer dichter, aber keine wollte sich mir nahen, um meinem elenden Leben den Rest zu geben. Wie lebentlich bat ich den Herrn um Erlösung und baldigen Tod! Ich war zum elenden Krüppel geworden, in beiden Knien steckten Kugeln, ich hatte keine Aussicht als den Tod durch Hunger und Wundfieber, oder von den Feinden erstochen, ja wohl gar von ihren Pferden zertreten zu werden; so brachte ich volle fünf Stunden zu, die eine Ewigkeit wir währten.

Ein freudiges Gefühl durchdrang mich, als ich unserer Hörner vorwärts blasen hörte, und bald darauf die französische Infanterie im vollen Laufe an mir vorüber kommen sah. Aber zu früh! Sie setzte sich wieder, und drang abermals vor, Mehrere davon sahen mich, und hielten mich für todt, Andere kamen mir näher, so daß ich ihnen zurief: „Je suis blessé, Camerades!“ — „Où donc!“ fragten sie, drückten mir theilnehmend die Hand, und eilten vorwärts. Diese Behandlung hatte ich von Franzosen nicht erwartet; sie waren von der alten Garde.

Die Feuerlinie der Feinde hatte sich jetzt in eine Tiralleurlinie aufgelöst; da entdeckten mich wieder zwei junge Gardisten, fielen über mich her, nahmen mir Uhr und Brieftasche, und ließen mich dann liegen. Mir war Alles durchaus gleichgültig, doch mußte ich lächeln, wenn ich sah, wie die Franzosen sich bückten, um nicht von den Kugeln getroffen zu werden. Das Korn war jetzt niedergestampft, und nicht weit von mir erkannte ich das erschossene Pferd meines Kommandeurs, und neben demselben mehrere Leichen der Unfern. Gottlob! dachte ich, wenn nun die Nacht kommt, friedest Du dorthin, und hüllst Dich in die Mäntel der Soldaten, vielleicht findest Du bei Einem oder dem Andern auch noch ein Stückchen Brod. Der Himmel wird dann für das Weitere schon sorgen.

Abermals hörte ich jetzt das freudige Vorwärts! unserer Hörner; abermals sah ich Franzosen zurückweichen, und endlich kommt ein märlischer Offizier mit seinen Leuten in meine Nähe. „Kamerad!“ — rief ich — „Sie müssen mir helfen, denn einen halben Tag liege ich hier schon auf den Tod verwundet!“ — Zwei Mann packen mich jetzt bei Kopf und Füßen und schleppen mich weiter; kaum aber haben sie mich einige hundert Schritte zurückgebracht, als von Neuem der Feind mit verstärkten Tiralleurs vordringt. Man wirft mich hin, und so liege ich wie zuvor.

Das Kriegesglück schwankte an diesem Tage entsetzlich; bald trieben die Preußen die Franzosen wieder zurück. Zu meinem größten Glück führt mir der Himmel jetzt zwei alte Lützower von meiner Compagnie entgegen, die, zerstreut, auf eigne Hand den Feind verfolgen. Voll Freude, mich gesunden zu haben, schlepten sie mich zurück, und bald erreichten wir das brennende Dorf Eigny, welches wir passiren mußten. Aber entkräftet durch das Laufen, die Hitze und Hunger und Durst, konnten meine treuen Gefährten mich jetzt nicht weiter tragen, sie setzten mich nieder, und der Tod zwischen den Flammen und rauchenden Trümmern schien nun mein Loos! Schrecklich war diese Aussicht, aber fast unvermeidlich, da ich selbst so gar nichts zu meiner Rettung zu thun vermochte. Schrecklich war es, wie die zischenden, zündenden Granaten prasselten, und das wilde Toben zerstreuter, verwundeter, schreiender, feuernder Preußen immer lauter erscholl.

Meine treuen Brüder waren nicht von mir gewichen; konnten sie mich nicht retten, so wollten sie zum mindesten so lange als möglich mich schützen. Fender Tod wäre dennoch unser Aller Loos gewesen, wenn sich nicht Einer derselben ermannte, und davon eilte, einen Schießbarren zu suchen. Gottes Vorsehung führte ihm sogleich einen entgegen. Er legt mich jetzt hinein,

bindet schnell mit unsern Tüchern meine baumelnden Beine fest, und so geht es langsam hinaus auf die Heerstraße. Beide wechselten jetzt im Schieben, und wie ein Wunder erscheint es mir noch jetzt, daß die zum Tode ermatteten Braven so weit mich fortbringen konnten, da sie überdies stets durch die Haufen sich drängen mußten.

Raum aus dem Dorfe, geriethen wir in eine neue Kugelsaat; der Feind war den Unserigen in die Flanken gefallen, Kartätschen und Flintenkugeln sprangen überall auf dem Wege umher, zwischen die Füße meiner Schieber hindurch nahmen sie ihren Weg. Stücke von dem Karren splitterten sie fort, und doch blieben wir unverfehrt.

Aber ein neuer Unfall schien uns zu verfolgen, der Feind nimmt das Dorf, die Unserigen müssen heraus, und nun entsteht ein entsetzliches Gedränge auf der Heerstraße, ein dichter Knäuel von Soldaten, Offizieren, Pferden, Wagen, Kanonen, Alles wird vom drängenden Feinde zurückgeworfen. In einem Momente sind wir davon umgeben und entkommen eine Strecke, ohne selbst zu wissen wie, mit dem Gedränge. Die Nacht rückt heran, meine Getreuen sinken vor Ermattung um, und abermals hoffnungslos sitze ich da. Doch von Neuem blinkt mir ein Hoffungsstern, ein Schützen-Offizier kömmt mit seiner Kompagnie angerückt, und läßt mich, von meinem Ansehen gerührt, durch seine Leute weiterschleppen. Aber der Feind rückt immer näher, das Schießen und Drängen wird immer ärger, und, unvermögend, dem Toben zu widerstehen, stürzt mein Fuhrmann mit mir in den tiefen Heerstraßengraben herab. Jetzt war mein Zustand trauriger als je; ohne die rührende Treue des Unteroffiziers, der mich geschoben, und auch jetzt nicht verließ, wäre es mit mir aus gewesen. Es kömmt nämlich eine reitende preussische Batterie angesprengt, und mein Unteroffizier stürzt dem Offizier, auf mich zeigend, entgegen, aber dieser achtet nicht darauf, und eilt weiter, nicht so ein braver Artillerist; mich sehen, und vom Pferde springen war Eins; er packt mich auf, wirft mich auf die Kanone, bindet mit Stricken daran mich fest, und sprengt im vollsten Galoppe dann nach. —

Die Nacht war kalt und regnis, und mein so vielfach angestrenzter Körper verfiel anfänglich in eine starre Gefühlslosigkeit, die gar keine Schmerzen mich empfinden ließ. Bald aber überfiel mich ein heftiges Fieber, der kalt herabträufelnde Regen machte mir entsetzliche Pein, und in den lichten Augenblicken lag ich jammernd und zähneklappernd da, von dem Stoßen der Kanone auf das schmerzlichste gepeinigt. Nach einer Fabel von mehreren Stunden machte man Halt, band mich los, und legte mich zwischen die Kanonen auf den nassen Erdboden nieder. Der Ort war Wavre, wo Blicher's Hauptquartier in dieser Nacht vom 16. auf den 17. war.

Mit jedem Augenblicke nahmen die furchtbarsten Fieber-Phantasien zu, Sprache und Besinnung verließen mich bald, und einem Todten gleich, lag ich da. — Wer hätte nicht jetzt mich für verloren geglaubt? aber der Herr wachte über mich, ich fand mich wieder in einer Stube auf einem Bette liegend, von mehreren Leuten umgeben, und in den Armen eines bekannten

Chirurgen, der mich verband. Im Getümmel der Schlacht hatte dieser sich verloren, und war, ohne zu wissen wie, gerade nach dem Plage gekommen, wo man mich niedergeworfen; sein Erstaunen war groß, als er mich, einen Offizier seines Bataillons, in diesem Zustande entdeckte; auf seinen Armen hatte er in dies Haus mich getragen. Meine erste Frage war nach unserm Regimente gerichtet, aber leider brachte er mir die traurige Nachricht, daß es, so viel er wisse, gänzlich aufgelöst und zerstreut sey, nachdem es viele Menschen verloren.

Nachdem ich ein Glas Wein getrunken, bekam ich wieder meine volle Besinnung, und verlor sie auch nicht, als er mir die Wunden auswusch und verband. Die Einwohner des Hauses waren hierbei behülflich, und zeigten viel Mitleid, wiewohl sie Französisch sprachen. Jetzt erst wurde mein schrecklicher Zustand mir klar; in den Knochen beider Kniee steckten die Kugeln, und meine Schwäche, verbunden mit der starken Geschwulst, verhinderten jeden Versuch des Chirurgen, sie herauszuziehen, obgleich er sie mit den Fingern deutlich fühlen konnte. Der Chirurg verließ mich, um noch Andere zu verbinden, und jetzt erst sah ich meine Umgebung mir an.

Das Erste, was ich sah, war ein bildhübsches Mädchen, welches mit thranenden Augen und reglos mich anstarrte; endlich sagte sie, ich sey in ihrem Hause, und sie wolle Alles anwenden lassen, um mir meinen Zustand erträglicher zu machen; es sey doch gar zu traurig, so jung und doch schon auf Lebenszeit ein Krüppel zu seyn. Dies Alles redete sie im gebrochenen Deutsch, und fügte hinzu, daß auch für die anderen Verwundeten Sorge getragen würde. — Der mitleidvolle Ton, in dem sie es sagte, rührte mich ganz unbeschreiblich. Solche Aufnahme hätte ich von Franzosen nicht erwartet. Es war schon spät in der Nacht, und nachdem ich keine Wäsche bekommen, und einige Speise genossen, fiel ich in einen erquickenden Schlaf.

Plötzlich stürzte ein Junge mit der Nachricht in's Zimmer, daß die französische Cavallerie um den Ort flankire, und zugleich erfuhr ich, daß die Preußen vor einigen Stunden schon Wavre verlassen hatten, und auf Brüssel sich zurückgezogen. Mein Schrecken war groß, aber der meiner Wirthskleute, die nicht geringen Standes zu seyn schienen, nicht geringer. Da slog das gute Mädchen laut schluchzend in's Zimmer, und gab mir zu verstehen, daß der Feind sicherlich nichts unverschont lassen, daß auch ich, von allen meinen Kameraden verlassen, in seine Hände fallen und sicherlich dann umkommen würde.

Raum hatte ich ihr erwidert, daß sie sich beruhigen möge, daß die Franzosen, wenn auch Feinde, doch keine Wüthbrige seyen, und daß mir, dem elenden, nutzlosen Krüppel das Leben überdies ganz gleichgültig sey, als plötzlich ein entsetzlicher Frost mich befiel. Ich sank reglos nieder, das Blut stockte, alle Schmerzen hörten auf. Ich konnte keinen Laut von mir geben, weder Athem holen, noch ein Glied rühren, und dennoch hörte und sah ich Alles, was um mich her sich begab; es muß ein Scheintod gewesen seyn. — Ein preussischer Unteroffizier tritt hastig ins Zimmer, und fragt nach Verwundeten; er sieht mich liegen, rührt mich an,

und will das Zimmer wieder verlassen, die Worte für sich murmelnd: „wozu den noch mitnehmen? er ist ja todt.“ — Vergebens strengte ich mich an, ihm zuzurufen; nicht einmal einen Finger zu regen hatte ich die Kraft; es war eine entsetzliche Empfindung, die Rettung so nahe und doch unerreichbar! Da sehe ich, daß jenes Mädchen ihn beschwört und anfleht, mich doch nicht liegen zu lassen, ich sey doch Offizier, ein junger Mann, und gewiß noch am Leben, da ich so eben erst mit ihr gesprochen. Ich hörte jedes Wort. Der Unteroffizier begriff sie, ihre Wärme, ihre Thränen stimmten ihn um, er nahm unter Achselzucken meinen steifen, kalten Körper auf die Schultern, und warf ihn auf einen außenstehenden Wagen, der schon mit Verwundeten angefüllt war. — Mein Erwachen aus der Erstarrung war schrecklich, es regnete, mich froh gewaltig, und ein erbärmliches Schrein und Wimmern all' der schwer Verwundeten, die um mich lagen, erfüllte, bei jedem kleinen Rucke des Wagens die Lüste. Jeder wünschte sich todt. So kamen wir über Brüssel nach Löwen, wo ich in's Lazareth gebracht und der Sorge eines holländischen Oberarztes übergeben würde.

Gottes schützender Arm hatte mich nun freilich auf das Wunderbarste geleitet, indem er mich stets aus einer rettenden Hand in die andere geführt, aber was für eine Aussicht? ein qualvolle Zeit der Heilung und ein elendes Krückenleben! Kalter Schauer ergreift mich, so oft ich an jene leidenvollen zehn Monate zurückdenke, die ich in Löwen zubringen mußte, unbeweglich, oftmals vom Arzte selbst aufgegeben. Die eine Kugel wurde glücklich herausgeschnitten, die andere zu bekommen, war wegen meiner Kraftlosigkeit unmöglich. So gut auch die Einrichtung des Hospitales war, so schrecklich war mir doch meine Umgebung. Denn um mich herum lagen all' die Gefährten meiner Leiden, elende Krüppel, wie ich, Tag und Nacht mit ihrem Wimmern und Achzen die Lüste anfüllend. Mein Leben war mir eine Qual, keine Freude, und wenn mitunter die stete Betäubung einem klaren Nachdenken Platz machte, bedauerte ich, nicht auf dem Schlachtfelde geblieben zu seyn. Doch gab mir der Glaube an Gott und den Erlöser wieder Trost, und ich ergab mich mit Vertrauen und Hoffnung.

#### N a c h s c h r i f t.

Von den fernern Schicksalen dieses Ehrenmannes ist mir nichts bekannt geworden, als daß er im Jahr 1816 die Schwefelbäder in Aachen gebrauchte, die ihm indessen nur wenig genüht. Im Herbst selbigen Jahres kehrte er mit seinen Krücken in seine Vaterstadt Berlin zurück. Ihm ward, außer mehreren Orden, der Abschied als Hauptmann mit dem Versprechen einer Postmeisterstelle. Witt, g. v. Dörring.

#### Der Schauspieler Frogere und der Kaiser Paul. (Schluß.)

Ein Franzose, sagt das Sprichwort, ist unter allen Geschöpfen das jovialste; Keiner weiß sich besser in etwas zu fügen als er; auch ist es wahr, daß er in seiner Sprache eine Menge gleich fertiger Formeln findet, um seiner Philosophie zu Hülfe zu kommen, und sie mit dem Gesichte zu versöhnen, wenn er mit irgend einem der Uebel im Kampfe ist, welche unsere arme Menschheit heimsuchen. Hat er seine Frau ver-

loren, ist ihm sein Hund entlaufen, seine Geliebte ungetreu geworden; ist er vom Regen überfallen, von Schelmen betrogen worden, so schöpft er aus dem bloßen „nun denn, . . .“ oder: „das ist eine kleine Widerwärtigkeit, ein kleines Unglück,“ oder aus irgend einer ähnlichen kostbaren Formel sofortigen Trost, und da, wo diese Formeln nicht ausreichen, hält er sich an die heroische und untrügliche Beschwörung des „es ist mir Einerlei.“ Aber bei Frogere wollte dies Alles nichts verschlagen. „Drei Jahre in Sibirien,“ das war ein recht hübscher Titel für ein neues Buch, aber eine garstige Perspektive für unsern Gefangenen; daher er denn auch die tiefe Stille um ihn her nach wie vor durch seine Stoffsensur unterbrach. Endlich ward halt gemacht, und es wurden alle die früheren Ceremonien wiederholt! verbundene Augen, eine elende Hütte, ein einziges Licht und ein schlechtes Mahl, nichts fehlte; nun war kein bekanntes Gesicht, kein Freund, dessen Stimme Trost zusprechen konnte, mehr zugegen; es war Alles düster, schweigsam und feindselig.

Nach neuen Stationen, stets von denselben Umständen begleitet, und, wie der arme Delinquent meinte, nach einer Fahrt von drei Tagen und eben so vielen Nächten, ward abermals Halt gemacht. Auch diesmal wurden ihm die Augen verbunden; aber statt ihn gehen zu lassen, nahmen seine Wächter ihn in ihre Arme, trugen ihn nach einer hölzernen Bank, und setzten ihn darauf nieder. Er blieb dort mehrere Minuten, und wunderte sich darüber, daß ihm nicht gleich, wie es doch sonst geschah, die Binde abgenommen wurde. Dann hörte er um sich her ein leises Flüstern und das Geräusch von mehreren Fußritten; endlich wurden seine Hände ergriffen und fest zusammengebunden. Zittern fragte er, was das zu bedeuten habe; es erfolgte aber keine Antwort. In einem Augenblicke wurde ihm nun der obere Theil seiner Bekleidung zerissen, um sein Herz zu entblößen. Er war einer Ohnmacht nahe, weil es ihm nun klar wurde, daß ihm ein anderes Geschick als die Verbannung nach Sibirien bevorstand. „Schlagt an! Feuer!“ erscholl eine an das Commandiren gewöhnte, und, wie ihm dächte, ihm bekannte Stimme, und sofort fielen mehrere Schüsse. Frogere stürzt zusammen. Vier Männer heben ihn auf, und während sie ihn forttragen, hört er vor und neben sich die abgemessenen Schritte einer militärischen Bedeckung. Nun wird er auf einen Stuhl gesetzt, die Hände werden ihm gelöst, die Binde vor seinen Augen fällt, und er befindet sich — in demselben Gemache, an derselben Tafel, ja an derselben Stelle, wo ihm sein unglückliches Bißwort entfallen war; dieselben Gäste saßen um ihn her, und der Kaiser selbst in ihrer Mitte. Der Schrecken, die Verwunderung, der Zweifel, die sich auf dem Gesichte des Opfers ausdrückten, erregten ein allgemeines Gelächter. Frogere ward ohnmächtig. Die furchtbare Fahrt hatte nur vierundzwanzig Stunden gedauert, und der Kaiser war verkleidet bei allen Stationen zugegen gewesen. Obwohl die ganze Verbannung, wie man sieht, nur ein Spaß hatte seyn sollen, war der arme Frogere doch von der Angst und den Leiden, die sie ihm verursacht, dermaßen angegriffen worden, daß es eine geraume Zeit währte, ehe er sich wieder davon erholen konnte.



# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 22. November 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 47.

### Der Eisen-Sarg.

Hoch auf den, das Meer überragenden Felsenblöcken der Scylla stand das feste Schloß des Prinzen Tolst, von dessen Thürmen man halb Sicilien überschauen konnte. Während der blutigen Kriege des Mittelalters und der grimmigen Verfolgung einzelner mächtiger Geschlechter gegeneinander diente es oft zum Gefängnisse für diejenigen, denen ein bedeutendes Lösegeld Hoffnung zur Freiheit ließ. Aber es gab auch Kerker hier, deren Pforte sich nur dem zum langsam qualvollen Tode bestimmten öffnete, um ihn auf ewig dem Auge der Welt zu entziehen, und so den glühenden Rachedurst eines Italieners zu befriedigen.

Vicenzio, der edle, großmüthige Vicenzio, dessen Kühnheit in der Schlacht, dessen Großmuth im Siege das sonnige Neapel mit Stolz erfüllten, — Vicenzio, der junge, tapfere, edle Vicenzio war in die Hände seines erbittertsten Feindes gefallen. Er war ein Gefangener Tolst's und schmachtete in einem der Kerker, die auf der höchsten Spitze des Felsens ein mächtiger Thurm umschloß. Er hatte beinahe das Ansehn eines großen Käfigs, denn Decke, Fußboden und Wände bestanden aus geschlagenen Eisenplatten, die kunstreich ineinandergefügt, das Ansehn einer einzigen ununterbrochenen Fläche gewährten. Hoch oben an der Decke waren sieben stark gegitterte Fenster angebracht, die Luft und Licht in den Kerker ließen. Außer diesen und der schmalen Eingangsthüre unter ihnen, unterbrach keine Fuge, kein Vorsprung, kein Nagel die glänzend schwarze Eisenwand. Eine eiserne Bettstelle mit Stroh gefüllt stand innen in der einen Ecke, neben dieser ein Gefäß mit Wasser und eine robgearbeitete Schüssel mit schlechter Kost.

Selbst Vicenzio's furchtlose Seele schreckte vor diesem Aufenthalt zurück, als er eintrat, die schwere Eisenthüre hinter sich in's Schloß fallen und von den schweigenden Henkersknechten dreifach verschließen hörte. Nur zu deutlich sprach ihr Schweigen. Seine Drohungen, Bitten, seine Fragen nach dem ihm bestimmten Schicksal — Alles war vergebens. — Sie hörten es und — schwiegen. Er hatte sein Grab betreten.

Wie fürchterlich tönten ihm die verhallenden Schritte seiner Quäler. Als aber der letzte Laut erstarb in den krummen Windungen des unterirdischen Ganges, der zu seinem Kerker führte, da erfaßte ihn der Gedanke: „Nie mehr siehst du ein menschliches Antlitz, nie mehr hörst du den Ton einer Stimme!“ in seiner ganzen Furchtbarkeit. — Zu entkommen durfte er nicht hoffen, er hätte denn mit seinen nackten Händen die Eisenwände durchfragen müssen, die ihn von der Welt trennten. Die Freiheit von seinem Todfeinde zu hoffen, wäre Wahnsinn gewesen. Sein schneller Tod, wenn auch noch so qualvoll, war nicht der Wille Tolst's, denn er konnte ihn hingichten lassen, und er hatte es nicht gethan. Was anders konnte also seine Absicht seyn, als ihn einen langsamen berechneten Tod sterben zu lassen, und welcher Tod wäre fürchterlicher als der Tod durch Hunger, der nur dann erfolgt, wenn der letzte Lebensfunke dem pulsirenden Körper entflieht, nach dem der Geist schon tausend Mal gestorben ist.

Es war Abend, als Vicenzio seinen Kerker betrat, und bald hüllten die Schatten der Nacht ihn ganz in Dunkel ein. Unruhig ging er auf und nieder, indem er sich in Gedanken über sein Schicksal verlor. Vergebens lauschte er, ob nicht die Glocke des nahen Klosters oder die Thorglocke der Beste ihm den Lauf der Stunden verkündige — aber Alles blieb still; — die Einsamkeit der Wüste, das Schweigen des Grabes ist nicht so tief, so still, als die Schwüle der Luft, die ihn umgab. Das Herz sank ihm und beängstigt warf er sich auf das dürstige Stroh seines Lagers. — Wohlthätig senkte sanfter Schlaf sich auf seine müden Augenlider und zeigte ihm im Traume Bilder früher verlebter, glücklicher Tage, in denen der Gedanke unterging — du bist Tolst's Gefangener. Aber ach, der anbrechende Tag bestätigte durch sein helles Licht das, was die unbestimmten Formen am vorigen Abend ihn nur unvollkommen hatten erkennen lassen: daß Flucht unmöglich sey. Als er jedoch sein Auge ruhelos in seinem Kerker umerschweifen ließ, fiel es ihm auf, daß der Wasserkrug, den er beim Einschlafen neben sein Bett gestellt hatte, nicht allein an einer ganz andern Stelle stehe, sondern auch eine ganz andere Form habe.

Eben so war es mit der Schüssel, in der jetzt bessere Speise lag, als gestern. Jemand mußte also in der Nacht bei ihm im Kerker gewesen seyn; aber wie war es möglich, die mächtige Eisenthüre so lautlos zu öffnen, daß der unruhige Schlaf des Gefangenen nicht gestört wurde? Koch zog die Zahl der Fenster seine Aufmerksamkeit auf sich — denn er glaubte gestern sieben gezählt zu haben und fand heut nur sechs. Die Zahl sowohl als die eigenthümliche Form derselben war ihm gleich bei seinem Eintritt in das Gefängniß aufgefallen, daher glaubte er um so mehr sich der Zahl sieben zu erinnern. Indes mußte er sich doch wohl geirrt haben, wie hätte auch ein Fenster in einer glatten eisernen Wand verschwinden können? — Vicenzio aß von den ihm hingestellten Speisen ohne Besorgniß. Sie konnten zwar vergiftet seyn — aber wär es auch gewesen — dem Tode konnte er einmal in den Tigersklauen Tolsi's nicht entgehen, je schneller es mit ihm daher vorüber war, je willkommener.

Nede und drückend ging der Tag vorüber, doch nicht ohne einen schwachen Hoffnungstrahl, vielleicht das Wesen zu belauschen, welches ihm schon in der vorigen Nacht andere Speisen gebracht hatte, da es doch wahrscheinlich denselben Weg nehmen würde, den es früher genommen. Der bloße Gedanke, ein menschliches Wesen in seiner Nähe zu wissen, von dem er vielleicht Gewißheit über sein Schicksal erhalten konnte, erfüllte ihn mit Freude; denn kein Gedanke war ihm fürchterlicher als der, sich ganz verlassen zu wissen.

Die Nacht kam, Vicenzio wachte. Der Morgen kam und Vicenzio sah sich getäuscht. Er mußte eingeschlafen seyn, ohne es zu wissen; vergebens hatte er sich vorgenommen zu machen. Da stand sein Krug von unsichtbarer Hand aufs Neue gefüllt, da standen neue Speisen; was aber das Wunderbarste, so war es wieder ein Fenster weniger geworden, denn als er sie zählte, waren es nur noch fünf. Diesmal war es keine Täuschung und es wurde feste Ueberzeugung bei ihm, daß es auch gestern keine gewesen. Was konnte das aber bedeuten? In welchem wunderbaren und geheimnißvollen Kerker befand er sich? Er starrte das Wunder an, bis seine Augen schmerzten, aber erklären konnte er es nicht. Vergebens quälte er seine Vernunft mit dem Warum. Er untersuchte die Eisenthüren. Ein an und für sich unbedeutender Umstand überzeugte ihn, daß sie nicht geöffnet worden waren; denn ein Strohalm, der am vorigen Abend zufällig von dem Lager an die Thür gefallen war, lag so, daß die geringste Bewegung der Thür ihn hätte aus seiner Lage bringen müssen. Das war ein Beweis, daß Niemand durch die Eingangsthür zu ihm gekommen sey, also mußte an den Wänden die Oeffnung seyn, durch die ihm der Wasserkrug und die Speisen hingesezt worden waren. Er untersuchte sie genau. Sie schienen ihm, wie früher, eine ununterbrochene feste Fläche von Eisen oder doch so kunstreich an einander gesugt, daß auch das schärfste Auge keine Fuge entdeckte. Wieder und immer wieder untersuchte er Wände, Decke und Fußboden, zählte die wunderbaren Fenster, aber nichts gab ihm Licht — nichts löste seinen Zweifel. Nur schien

es ihm, als sey sein ganzer Kerker kleiner geworden, als hätten die Wände sich genähert, doch schien ihm die eine natürliche Folge von dem unlängbaren Verschwinden der beiden Fenster.

Höchst aufgeregt erwartete Vicenzio die nächste Nacht und verwahrte sich, als sie herannahte, gegen den Schlaf durch Hin- und Hergehen, anstatt sich auf das Lager zu werfen. Mit dem Verschwinden des Tageslichtes strengte er sich nun um so mehr an, trotz der Dunkelheit die Wände im Auge zu behalten, um endlich eine Erklärung dieser wunderbaren Dinge zu finden. Gegen Morgen glaubte er plötzlich eine unbedeutende zitternde Bewegung des Fußbodens zu bemerken. Er stand still. Die Bewegung dauerte beinahe eine Minute, aber sie war so außerordentlich leise und geräuschlos, daß er schon zweifelte, ob er sich nicht bloß getäuscht. — Er horchte — kein Laut war zu hören. Da fühlte er plötzlich einen kalten Luftstrom auf sich zudringen und stürzte gegen die Seite von der er zu kommen schien, stolperte aber über etwas, was er für seinen Wasserkrug hielt. Der Luftzug hörte auf, und als Vicenzio seine Hand ausstreckte, faßte sie das kalte Eisen seines Kerker-raums. Bewegungslos blieb er stehen, aber nichts geschah während des übrigen Theils der Nacht, was seine Aufmerksamkeit reizen konnte, obgleich er mit der größten Aufmerksamkeit auf Alles lauschte, was ihn umgab.

Mit dem Tageslicht, was nur langsam die fürchterliche Finsterniß verdrängen konnte, drehten sich unwillkürlich seine Augen zu den Fenstern — da waren nur vier. Er konnte wenigstens nur vier sehen. Doch war es möglich, daß irgend ein Gegenstand, eine Wolke vielleicht ihm das fünfte verdeckte. — Darum wartete er, bis das volle Licht auch den kleinsten Winkel seines Gefängnisses erleuchtete, da sah er denn, was er sich vergebens zu erklären bemühte, daß der Krug, über den er in der Nacht gestolpert, in Scherben am Boden lag, dicht an der Wand stand ein anderer gefüllt und daneben lag die Speise. Es schien nun gewiß, daß durch irgend eine mechanische Vorrichtung die Wand sich öffne, wenigstens schien der Luftzug, den er deutlich gefühlt, dafür zu sprechen. Wie geräuschlos aber war es geschehen! Wäre eine Feder zu Boden gefallen, er hätte es gehört. Noch einmal untersuchte er die Wände, aber Auge und Gefühl zeigten ihm nur eine ebene, gleiche Eisenmasse, während starke und wiederholte Schläge an allen Theilen keine hohle Stelle entdecken ließen.

Diese Untersuchungen hatten seine Aufmerksamkeit auf einige Zeit von den Fenstern abgelenket. Jetzt sah er nach ihnen und das dritte war verschwunden, wie früher die beiden, ohne irgend eine Spur zurückzulassen, wo es gestanden. Die übriggebliebenen vier sahen eben so aus, als am ersten Abend die sieben ausgesehen hatten, das heißt, sie waren in regelmäßigen Entfernungen oben an der Decke der Seitenwände. Die schmale Eisenthür stand noch, wie früher in der Mitte von sieben, jetzt in der Mitte von vier. Woran er aber gar nicht zweifeln konnte — sein Gefängniß war wirklich kleiner geworden — die Decke hatte sich

gesenkt — und die Seitenwände waren um so viel näher gerückt, als der Raum zwischen den drei verschwundenen Fenstern betragen konnte. Sein Kopf wurde müßig, als er darüber nachdenken wollte. Jüngend ein furchtbares Vorhaben — eine teuflische Körper- und Seelen-Marter, ein unerhörtes Maß von Leiden lauerte auf ihn — das sprach sich deutlich in dem aus, was geschehen war.

Zu Boden gedrückt von diesem beängstigenden Gedanken saß er im dumpfen Hinbrüten Stunde auf Stunde. Seine Seele war ein Raub der ungewissen Besorgnisse. Endlich fuhr ein furchtbarer Gedanke durch seinen Kopf. — Er sprang auf und rief aus sich: „Ja, ja, so ist es!“ — seine Augen drangen fast aus ihren Höhlen und ein kalter Schauer überlief ihn. — „Ja! es muß so seyn — ich sehe es — ich fühle die gräßliche Wahrheit wie die Zähne einer Säge in meinem Gehirn! Ewiger Gott — rette mich — ich täusche mich nicht — die Decke wird sich senken — die Wände werden mich fassen und langsam, fürchterlich langsam mich in ihrer eisernen Umarmung zermalmen. Herr Gott! — habe Erbarmen mit mir, — tödte mich schnell! — Teufel, Teufel von Menschen, ist das Eure Rache?“

Nieder sank er auf den Boden in einem schrecklichen Zustande. Thränen stürzten aus seinen Augen und der Schweiß stand in großen Tropfen auf seiner Stirn — er schluchzte laut — raufte sich das Haar, wälzte sich wie ein Besessener auf dem Boden und wollte in den Boden beißen. Fürchterliche Verwünschungen gegen Tolsi — angstvolle Gebete zum Himmel um schnellen Tod endeten damit, daß er ruhiger wurde und am Ende wie ein Kind weinte. Noch hatte er keine Nahrung zu sich genommen, noch hatte kein Tropfen Wasser die am Gaumen klebende Zunge gelabt und seit sechs und dreißig Stunden hatte das starre Auge sich nicht geschlossen. Da überwand das Bedürfnis seinen gequälten Körper, er trank mit Bier den ganzen Krug aus, verschlang die Speisen und schleppte sich zu seinem Lager, um wieder über seine trostlose Lage in Hinbrüten zu versinken.

Er schlief ein; aber sein Schlaf war kein ruhiger. So lange er es vermochte widerstand er ihm und als die Natur endlich ihren Tribut forderte, riefen seine Träume ihm das ungeheure Verbrechen vor die Seele, das an ihm verübt werden sollte. Er athmete schwer und tief, schreckte oft aus dem Schlafe auf und streckte dann kramphast seine Hände aus, ob er auch noch Raum genug zu leben habe, murmelte einige unverständliche Worte und sank dann wie todt auf sein Lager zurück.

Da brach der Morgen des vierten Tages an, aber es wurde doch Mittag, ehe Vicenzio im Stande war, die betäubende Letbargie, in der er gelegen, bis zum vollen Bewußtseyn seiner Lage abzuwehren. Wer aber beschreibt den Ausdruck, mit dem sein unstätter Blick sich auf die Fenster heftete — es waren nur noch drei. Drei! — mehr konnte er nicht sehen. — War doch die Zahl auch zugleich die seiner noch übrigen Lebenstage. Ruhig und mit Bedacht prüfte er noch einmal Seitenwände und Decke. Daß sein Gefängniß

kleiner, viel kleiner geworden, lag nun so klar am Tage, daß es lächerlich gewesen wäre, an eine Sinnestäuschung zu glauben. Aber wie konnte das geschehen? Mit welcher wunderbaren Kunst mußte das Gefängniß gebaut seyn, daß es sich so geräuschlos, so fast ohne Bewegung verkleinerte? Der einzige Gedanke nur hielt ihn noch aufrecht, daß Tolsi ihm die Todesqual um deswillen schaffe, um ihn im letzten Augenblick zu befreien.

„Den Tod fürcht' ich nicht!“ — rief er aus. „Aber dieser Tod, auf den ich mich vorbereiten muß — mag er mich doch zermalmen — so gräßlich er auch ist — aber gleich — jetzt — auf der Stelle! — Wo soll ich aber Kraft finden, die drei ewig langen Tage hindurch das Unvermeidliche langsam an mich heranrücken zu sehen! — Keine Hülfe! — Keine Rettung! Ich werde wahnsinnig, wenn ich mir das Näherücken der Mauern denke! — O wer die drei Tage hindurch schlafen könnte!“

Der Krug war wieder gefüllt, und die Speisen andere, er beachtete es nicht; — aber fest war sein Vorsatz, diese Nacht zu wachen und wenn er abermals die leise geräuschlose Bewegung oder den Luftzug spüre, seinem Jammer Worte zu geben und das Mitleid seiner Verfolger anzuflehen.

Die Nacht kam. — Und als die Zeit herannahte, in der er das vorige Mal die Bewegung bemerkt, stand Vicenzio still und schweigend wie eine Statue und wagte fast nicht zu athmen — da fiel es ihm ein, daß es wohl besser sey, sich der Länge nach auf den Boden hinzulegen. — Er that's und lauschte nun mit einer Anstrengung, die ihn selbst quälte. Noch konnte er nicht lange so gelegen haben, als er deutlich fühlte, daß der Fußboden sich unter ihm bewege. — Er sprang auf, und rief laut — die Stimme war fast erstickt — die Bewegung hörte auf. — Er wartete einen Augenblick — kein Luftzug — kein Laut; da brach er in Thränen aus, stürzte bewußtlos zu Boden und schrie angstvoll um Hülfe, bis er es nicht mehr vermochte.

Das junge Licht des Tages zeigte ihm nur noch zwei Fenster. Zwei Fenster noch und noch zwei Tage zu leben! — Frisches Wasser — frische Speisen — aber keine Spur von dem Wesen, welches ihm Beides gebracht. Die Decke war jetzt nur noch einen Fuß von seinem Kopfe und die Seitenwände bis auf sechs Fuß aneinander gerückt. Schauernd maß er den Raum, der ihm noch übrig geblieben war — aber das Unvermeidliche seines Schicksals machte ihn anscheinend ruhiger. Mit verschränkten Armen, verbissenen Zähnen und Augen, die vom Wachen und angestregten Sehen mit Blut durchflossen waren, ging er rasch auf und nieder, schwerathmend und schweigend das Nachdenkliche überdenkend. Wer könnte die schwarzen Gedanken fassen, welche Zunge sie aussprechen, und welche Feder die Qualen beschreiben, denen der Unglückliche unterlag. Er warf sich auf's Lager und als er sich zufällig nach der Wand drehte, bemerkte er einige Schriftzüge — Worte von menschlicher Hand geschrieben. — Er las — und sein Blut gerann in den Adern.

„Ich, Ludovico Sforza, durch das Gold Tolsi's in Versuchung geführt, habe drei Jahre darauf zugebracht, dieses Meisterstück meiner Kunst zu vollenden. Als ich geendet, begleitete mich der verruchte Tolsi hinein, um es in seiner ganzen fürchterlichen Wirksamkeit zu sehen, und bestimmte mich selbst zum ersten Opfer, weil ich das Geheimniß verrathen konnte. Mag Gott ihm vergeben, wie ich hoffe, daß er mir vergeben wird, seinen schändlichen Plänen gedient zu haben. Unglücklicher, der Du dies liest; wer Du auch seyn magst, falle nieder auf Deine Knie und flehe den Himmel an, daß er Dir Stärke verleihe, der Rache Tolsi's in dieser höllischen Maschine zu stehen. Dein Ende ist nahe! — In wenigen Stunden zermalmt sie dich, wie sie den Nichtswürdigen zermalmt, der sie gemacht.“

Lief ächzte Vicenzio. — Wie versteinert stand er mit aufgerissenen Augen, gespannten Nasenlöchern und zitternden Lippen vor seinem Urtheil. — Ihm war als hätte eine Stimme aus dem Grabe ihm zugerufen: — Bist Du bereit? — Jetzt verließ ihn alle Hoffnung. — Schon fühlte sein Gehirn die Qual der sich senkenden Decke — sein Gebein brach zwischen den sich schließenden Eisenwänden. — Er wußte nicht mehr, was er that. — In seinen Kleidern suchte er verzweifelt nach der Waffe — seine Kehle versuchte er zuzudrücken. — Wie wenn er seinen Kopf an den Eisenwänden zerschmetterte? — „Aber nein! — Vicenzio bist Du weniger Mann als Sforza es war? — er starb der Erste in ihrer Umarmung!“

Die Abendsonne sank ins Meer und Vicenzio sah sich von den letzten Strahlen derselben beleuchtet. Wie glücklich machte ihn das! Es war ihm ein Zeichen, daß er noch der Welt angehöre, ein Band, das ihn noch mit ihr vereinte. Die beiden noch übrigen Fenster waren jetzt so tief heruntergesunken, daß er mit einiger Anstrengung sie erreichen konnte. Mit einem Sprung hing er an den Gittern — und sah was er nie wieder zu sehen gehofft — das Meer im stillen Glanze der Abendröthe. — Mit Absicht, schien es, hatte man eine Durchsicht durch die Felsenmassen gehauen, um den Unglücklichen mit dem Anblick dessen, was er bald auf ewig verlassen sollte, noch empfindlicher zu quälen. Da lag das liebliche Sicilien mit seinen Kastanien-Wäldern, Weinbürgeln und Thälern vor ihm; — der sanfte Abendwind war mit Blüthendüften geschwängert und kühlte ihn die Fiebergluth der Wangen.

Er konnte sich von dem süßen Anblick nicht trennen. Bald hing er an einer Hand, bald an der andern — bald klammerte er sich mit beiden so fest an die Eisenstäbe, daß ihm die Hände wund wurden. Endlich mußte er dem Schmerz in seinen Händen und Armen unterliegen. — Er sank zu Boden und blieb so lange bewusstlos liegen, bis der nächste Morgen ihm nur noch ein Fenster zeigte. Eins! — das letzte! — Diesmal machte die Gewißheit seines nahen Endes keinen so heftigen Eindruck auf ihn. Er lachte heiser und convulsivisch. — Aber etwas Anderes mußte er sehen — etwas Fürchterlicheres als alles Vorhergehende. Sein Lager war kein Bett mehr; — es war eine

Todtenbahre geworden! — Die eiserne Bettstelle war so eingerichtet, daß in dem Augenblick, wo die näher rückenden Wände Kopf- und Fußende derselben berührten, der Druck verborgener Federn sich in Bewegung setzte, die es auf eine einfache aber sehr geschickte Weise in das verwandelten, was er jetzt vor sich sah. — Er betete inbrünstig und lange, dann und wann fielen einige Thränen auf den Boden. Die Luft schien ihm dick und nur mit Anstrengung konnte er athmen, wenigstens schien es ihm so, denn die ängstigende und erstickende Enge seines Kerkers ließ ihn weder zum Stehen noch Liegen genügenden Raum. — Sein Geist erglag — er versank in eine gänzliche Fühllosigkeit — ohne Lebenszeichen lag er in einer zusammengekrümmten Stellung und wäre glücklich gewesen, wenn der Tod ihn in diesem Zustande ergriffen. Aber die berechnete Grausamkeit seines Quälers hatte, einen solchen Fall vorausgesehen. Das Läuten einer ungeheuren Glocke schlug an sein Ohr. Er fuhr auf. Nur ein Schlag war es gewesen, aber so gellend und schrillend, daß ihm das Gehirn zu erzittern schien, und das Echo in den Felsenklüften ihn nachdonnerte. Noch einige Augenblicke und ein furchtbares Krachen erschütterte alle Wände, als ob die Decke auf ihn herabstürzte und seinen Leiden ein Ende machen wollte. Vicenzio spreizte unwillkürlich seine Hände, als ob er die Kräfte eines Riesen gehabt, um sie zurückzuhalten. — Wände, Decke und Boden waren jetzt so nahegerückt, daß, nur noch einige Zoll näher, das gräßliche Vernichtungswerk seinen Anfang nehmen mußte. Nun standen sie still — Vicenzio saß dicht von Eisenmassen eingeschlossen. Seine Hände stemmten sich gegen die Wände, eben so seine Füße. — In dieser Lage mochte ihm wohl eine Stunde vergangen seyn — da tönte die betäubende Glocke wieder und abermals krachten die Wände ihm Tod ins Ohr. Aber der Stoß und Druck war diesmal so stark gewesen, daß es ihn zu Boden geworfen. — Da lag er, ein formloser Klumpen. — Die Glocke schlug laut und dröhnend fort — krachend fügte sich das Eisen und nah und näher und immer näher schloß es sich — bis das letzte Köcheln des Unglücklichen aus der höllischen Maschine nicht mehr gehört wurde. Das Gewicht der mächtigen Decke und die ungeheure Kraft der Eisenwände hatte ihn zerquetscht. — Neben ihm stand aufrecht die flach gedrückte Eisenbahre und hinter ihr sunkelten zwei glühende Augen, in denen befreidigte Rache und Blutdurst sich spiegelten.

König Alphons der Zehnte sagte einst zu seinem Hofgesinde: „Nicht die That allein, auch die Unterlassung macht den Verräther. So ist denn ein solcher auch der, welcher eine für das Volksheil nützliche Wahrheit weiß und sie mir nicht hinterbringt, selbst auf die Gefahr meines Zornes; denn wer einem Fürsten recht dienen mag, kann ihm nicht immer zu Willen reden, sondern muß mit tüchtigem Wort mahnen, wo es noth thut, damit nicht Fürst und Volk zugleich verrathen sind.“

# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 29. November 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 48.

### Eine Erinnerung aus Madrid.

Ferdinand VII. lebte unbesorgt in Cadix; aber Herr Duorard wachte für ihn. Der Vorrath des Grafen Abisbal, die Kapitulationen Morillos und Ballesteros, welche dem Genarallieferanten so viel Ehre machen, hatten Schrecken und Verwirrung unter den Cortes verbreitet; und schon strich der Banquier-Diplomat mit offenem Beutel nicht mehr weit von ihrem eigenen Pallast umher. Getheilt — denn die Einen wollten mehr, die Andern weniger, als die Constitution — nur die in Spanien an Zahl so unbedeutende Klasse der Aufgeklärten auf ihrer Seite; was vermochten sie gegen eine fremde Armee, an welche der große Haufe sich anschloß? Im Borgzähl, daß die Gewalt ihnen in Kurzem entchlüpfen werde, vergaßen sie beinahe, daß sie dieselbe jetzt noch hatten, und thaten, wie die Regierungen in der Todesnoth gewöhnlich, gerade das, um ihren Sturz aufzuhalten, was denselben herbeiführen mußte.

Da wollte Riego das Letzte versuchen. Mit einem ausgewählten Bataillon der Madrider Miliz und einigen englischen Offizieren erschien er plötzlich noch einmal in Andalusien, dem früheren Schauplatz seines Ruhmes. Da hatte er noch unlängst, ein bloßer Oberst, von welchem man Tags zuvor nichts gewußt, die Rolle Napoleons bei der Rückkehr von Elba gespielt — er hatte einen König besiegt. Allein, den Degen in der Scheide, war er vor das Heer Ferdinands getreten, und hatte mit Einem Hauch das alte Gerüst der Monarchie Philipps V. umgeblasen. Auch jetzt hieß es wieder in ganz Spanien, bei'm Anblick Riego's habe sich Andalusien in Masse erhoben, die Nationalmilizen hätten ihn zu ihrem General ausgerufen, und die Linientruppen, ihre Kapitulationen brechend, strömten von allen Seiten seinen Fahnen zu. Der Feldzug schien demnach lang werden zu wollen; eine traurige Aussicht für unser Regiment, welches in Madrid einen langweiligen Genßd'armeriedienst verrichten mußte. Die flachen Klängen-Hiebe auf die Schultern der königlich-gesinnten und der Wüthe von allen Farben verdoppelten sich.....

Am 2. Oktober wogte die Menge von 6 Uhr Morgens an vor's Thor, als sollt' es ein Stiergefecht geben. Niemand auf den Märkten; kein Gallego an den Brunnen; selbst kein Bettler an den Kirchthüren.

„Jesus, Marie und Joseph mögen Euch gnädig seyn!“ rief Don Tadeo de la Puebla, indem er voll Schrecken ins Zimmer stürzte. „Das wird ein größlicher Tag. Alle Bedienten sind aus dem Haus entlaufen, und den Toribio sah ich noch sein Küchenmesser unter dem Mantel verbergen.“

„Aber warum zum Teufel hält Dero Herrlichkeit absolutistische Bediente?“

„Es gibt keine andern Bedienten!“

„Beruhigen Sie sich: man hat die Posten verdoppelt, und vor dem Gefängniß ist heute ein ganzes Bataillon, daß der aristokratische Pöbel den Adel nicht einsperren kann.“

„Gleich viel! ich habe heute Frau und Töchter in's Kloster del Carmen geschickt; und ihnen selbst gehe ich nicht von der Seite.“

Augenscheinlich fürchtete mein Wirth noch mehr für sich, als für mich, obwohl er unter seiner Uniform eines Titular-Oberkiss eine martiale Haltung affectirte. Im Krieg gegen Napoleon hatte er einen Theil seines Vermögens zum Opfer gebracht, und für den König gekämpft, was ihm bei der Rückkehr Ferdinands fünf Jahre Galeeren eintrug. Mitglied der Cortes im Jahr 1820, galt er für liberal aber in einem spanischen Liberalen steckt immer noch Stoff für drei französische Royalisten. Ich hatte Zeit, Don Tadeo kennen zu lernen, und kann versichern, daß sein Liberalismus Hrn. von Polignac nicht bange gemacht haben würde. Gleichwohl lief er Gefahr gebekt zu werden, und wurde es auch wirklich, doch erst nach der Amnestie.

Wir setzten uns eiligst zu Pferde. Schon sturbete die Calle-Major von Menschengewühl. Königliche Freiwillige stolzirten in ihren Uniformen; halbnaakte Limonade-Vekäufer in ihren bebänderten Hüten; zerlumpete Bedienten, mit Piken bewaffnet; Aguadores, die ihre kleinen Kupferfäßchen heute mit verrosteten Stugbüchsen vertauscht hatten. Noch dem Gebrüll dieser

Gallegos, nach ihren Kleidern von brauner Wolle, ihrem schweren Tritt, und den langen Kaufdegen, die auf ihre schwarzen behaarten Beine schlugen, hätte man sie für aufrecht gebende, bewaffnete Bären halten mögen. Miethfabriolets mit Weibern und Kindern angefüllt; Bänden von Manoles, die Weste über die Schulter geworfen, ein gestreiftes Schnupstuch um den Kopf, und den Stock in der Hand, drängten und jagten durcheinander nach den Thoren. Es sollten heute vier Gefangene in das Seminar eingebracht werden. Der Trapist hatte es in den Schenken Jedem vertraut, der es hören wollte, und das Volk dachte mit ihnen fertig zu werden, ehe sie ins Gefängniß kämen. Welche Wuth, welche Flüche daher, als man die Thore verschlossen, und von einer starken französischen Wache besetzt fand! Von der Schloßterrasse aus konnte ich das ganze Schauspiel mit ansehen. Zu meiner Rechten, beim Thore San-Vincentes, durchwalkten Platons schwerer Kavallerie, wie der Stempel einer Dampfmaschine, das Gewühl des Häufens; daher Schreien und Heulen und Steinbagel, der gegen die Eisenpanzer unsrer Kürassiere rasselnd anprallte. Wirklich kletterten auch im Gedränge einige feste Manoles über die Barrieren, um sich an die Bauern anzureihen, welche, ihre Pfarsrer an der Spitze, von den benachbarten Dörfern herbeiströmten. Nebenher wehten draußen die schwarzen Mäntel der Mönche, die von einem Trupp zum andern sprengten, wie Adjutanten an einem Schlachttage. Endlich galoppirten einige Priester mit verhängtem Zügel daher, die breiten Hüte in die Luft schwingend, und alsbald erhob sich ein furchtbarer Lärm: „Tod, Tod dem Riego!“

Und er war's! in einer Staubwolke, aus welcher die Säbel und Bajonette einer starken Bedeckung hervorblitzten. „Da kömmt er! da kömmt er!“ und die Menge drängte hinzu, sprang auf die Erdbaufen zu Seiten des Wegs. „Da ist er auf diesem Wagen, er und seine Gefellen!“

Der Wagen, der mit Tuch bedeckt, und von Maulthieren gezogen, fuhr an dem Schloß vorüber — an dem Balkon, wo kurz vorher Ferdinand eine halb gerauchte Cigarre aus den königlichen Lippen genommen und Riego huldvoll überreicht hatte, indem er zum Volk sagte: „Das ist mein bester Freund.“

Einer der Gefangenen lehnte sich über das Gefährt, um umherzuschauen, und doppelt laut war das Geschrei: „Tod dem Riego; vermaledeiet sey der Infame! Es lebe die Religion! Nieder mit Riego! Nieder mit den Adelligen!“ Und tausend Arme erheben sich, und die rasende Menge stürzt auf die Escorte; aber unsere Truppen rücken von allen Seiten vor, und die aus dem Sattel gehobenen Pfarrherren kollerten durcheinander mit ihren Beichtkindern umher. — Toridio klimmte mit dem Messer zwischen den Zähnen schon am Wagen empor. Mit einem Schlag, der ihm den Knopf meines Degens in die Wange zeichnete, warf ich ihn herab; aber gleich stand er wieder auf, klammerte sich an den Wagenkasten an, und stieß in der Wuth sein Messer einem Maulthier in den Hinterleib: „*¡se sangre tabien!*“ rief er; „*¡s!* ist doch Blut!“

Die ganze Kavallerie schloß sich um die Gefangenen. Hinten begann das Geschrei von Neuem; die Menge schwoh an, drückte stärker und stärker auf uns, aber die Thüre des Gefängnisses hatte Zeit sich mittlerweile zu öffnen, und wieder zu schließen.

Als Riego durch den Hof ging, verbrugten sich alle französischen Offiziere vor ihm. Die kleine wohlgebaute Gestalt, die ruhig edle, unerünstete Miene, die breite Stirn, die gebräunten magern Wangen, der Adlerblick, erinnerten an Bonaparte als ersten Konsul. Er trug einen blauen Oberrock, und schien ermüdet. In seinem Zimmer war weder Bett noch Stuhl; er streckte sich auf dem Boden aus. Zwei seiner Gefährten rauchten, ruhig an die Wand gelehnt; der dritte aber in englischer Uniform, Gestalt und Haare so roth, als sein Rock, fuhr unstät umher.

„Werde ich auch gehenkt werden, meine Herren?“ fragte er uns. „Ich darf nicht gehenkt werden; wir wurden zwar von Bauern gefangen, aber erst, nachdem die Franzosen den General geschlagen hatten, und weil sie ihn geschlagen hatten.“ Und immer fing er wieder von vorne an: „Nicht gehenkt; Gefangener der Franzosen, die den General geschlagen haben.“

Riego endlich, des Geschrei's überdrüssig: „Major Billing, was suchten Sie in Spanien? Abenteuer, wie Sie mir gesagt. Nun denn, am 16 an's Land gestiegen, werden Sie am 18. geschlagen, am nämlichen Abend gefangen, und jetzt will man Sie henken. Das sind Abenteuer. Vellagen Sie sich also nicht.“

Damit stand er auf, und sprach mit uns über Dijon, wo er lange als Kriegsgefangener gewesen. „Dort,“ sagte er, „habe ich das Wenige gelernt, was ich weiß.“ Er fragte uns sofort um Neuigkeiten aus Cadix, und da wir ihm das Gerücht des Tages nannten, daß Ferdinand dem Herzog von Angouleme einen Brief geschrieben, worin er eine allgemeine Amnestie und die Beschwörung einer Charta, wie unsre französische, verspreche, antwortete er: „Schwüre so viel man will; aber eine Amnestie wäre ein liberaler Gedanke. Die Scharfrichter sind hier zu Lande royalistische Leute.“ In diesem Augenblicke erhob sich wieder das Gebrüll der Menge; er rief: „*¡Ah!* meine Herren, was haben Sie gethan!“ Seine Züge nahmen einen Ausdruck unbeschreiblicher Trauer an. Mit über die Brust gekreuzten Armen und gesenktem Kopf: „*¡S!* ist aus für diesmal. Später einmal, gewiß später.... Ich habe zu früh begonnen; ich habe mich getänzelt; doch ist eine solche Täuschung schön.... Ueberdies mußte doch Einer den ersten Schritt thun; mein Tod wird Früchte tragen.“

Der Engländer hörte mit offenem Munde zu. Die beiden Adjutanten zeigten nicht die geringste Bewegung; vielleicht verstanden sie ihn nicht, denn Riego sprach vor uns bloß Französisch. Was man so eben gelesen, sind seine eigenen Worte; ich schrieb sie mir auf, sobald ich nach Hause kam.

Zur Promenadezeit war der Prado leer; die Quartiere des niederen Volks ausgenommen, schien ganz Madrid in Trauer. Ein Bettler, der mit seinem Gerber nach Landes-Gewohnheit ohne Zweifel dasjenige

eines Liebesboten verband, wartete auf mich an meiner Thüre, steckte mir geheimnißvoll ein Briefchen in die Hand, und verschwand. Keine Unterschrift, aber eine Frauenhand; ich glaubte Anfangs, es sey ein Billet pour. Hier die Uebersetzung: „Werdet Ihr Euern Gefangenen dem Henker hingeben? Wenn er stirbt, Ruhm dem Märtyrer! aber Schande Euch, Franzosen, und ewige Verdammniß!“

„Er stirbt,“ rief Don Tadeo, „beten wir für ihn.“

Und der alte Oberst warf sich mit seinem Weib und seinen Töchtern auf die Kniee, und begann die Sterbgebete. Mein Regiment hatte seit der Restauration gar häufig in den Kirchen paradiert, ohne daß je ein predigender Akademiker, ein goldstropfender Erzbischof den geringsten Eindruck auf mich gemacht hätte; aber dieser Publick rührte mich. Noch jetzt höre ich die tiefe, feierliche Stimme meines Wirthes, wie er nach dem Gebet die Leichenrede Riego's improvisirte. Er sprach von den christlichen Tugenden des Generals, seiner Verehrung für die Mutter Gottes, seiner Menschenfreundlichkeit gegen die französischen Gefangenen im Krieg von 1808; seiner Milde gegen die Servilen nach dem royalistischen Aufstand vom 7. Juli. „Der König hatte die Verschwörer bereits der Rache der Milizen bestimmt, als Riego erschien. Er hinderte das Blutvergießen, und jetzt tödtet man ihn!“

„Unser Heiland hatte auch nichts als Gutes gethan, und er wurde an's Kreuz geschlagen,“ erwiderten die Frauen.

„So sey Dir denn um des Verdienstes Christi willen Gott barmherzig, mein braver Kamerad!“ rief der alte Oberst. Dann erzählte er uns in ruhigerem Ton mehrere Züge aus Riego's Leben, von seiner Liebe zum Vaterlande, von seinem uneigennütigen Muth. War Spanien frei, so hatte er keinen Wunsch mehr. Ohne Ehrsucht, von melancholischer Gemüthsart, schien er, nachdem die Constitution einmal festgestellt war, keine weiteren Pläne zu tragen. Bei den Cortes sah man ihn immer schweigend, unbeweglich, den Kopf auf die Brust gelehnt, was den Grafen Lorenzo, seinen Freund, eines Tags zu der Aeußerung veranlaßte: „Seht einmal den General an; sieht er nicht schon aus wie ein Geschenk?“

Die Worte des Grafen Lorenzo schienen Don Tadeo ein düstres Vorzeichen, das ich vergebens zu bekämpfen suchte; er hing mit Uberglauben daran. Auch mir war es keineswegs lächerlich bei der Sache. Den schwarzen Bildern, die sich mir zudrängten, zu entfliehen, besuchte ich einen Kameraden, der bei deutigen Scharmügeln durch einen Stoßschlag verwundet worden war.

„Bei Gott! Sie liebt mich mehr, als ich selbst glaubte,“ rief er mir entgegen, sobald er meiner ansichtig ward. „Als ich mit dem Arm in der Binde kam, was war da für eine Verzweiflung, wie floßen ihre Thränen!“

„Um Riego vielleicht. Sie ist ja doch liberal wie ein spanischer Grande?“

„Mehr als Benjamin Constant! Seit ich aus Spas zu ihr sagte, Du sehest der Sohn eines Königs mör-

ders spricht sie von Nichts, als Dir. Ich werde erfürchtigt.“

„Um Riego also weint sie?“

„Um mich! eine Wunde macht so interessant! Welch ein Weib, welche Blutseele! Ich müßt' es ihnen in Paris nicht sagen, aber der Teufel hole mich, wenn ich nicht alle Französinnen um eine Spanierin gäbe. Da ist Nichts von Koketterie, Nichts von einsfältigen Fragen. Sagt sie Ja, so ist's ein Ja; wenn Nein, ein Nein. Man weiß, wie man daran ist. So z. B. Du magst's mir glauben oder nicht, aber auf Ehre! sie war's zuerst, die mir sagte: Ich liebe Dich.“

„Du weißt wohl, daß hier der Brauch.....“

„Ein herrlicher Brauch für Den, der keine Zeit zu verlieren hat. A propos! morgen auf der Wache solltest Du mir eine Romanze auf sie herauskriegen. Donna Paquita Castelar — suche Dir darauf einen Reim. Wäre ich ein Dichter, die Spanierinnen würden mich zu des Teufels Versen begeistern! Ihre großen schwarzen Augen, ihr unerschöpfliches, geistvolles Geplauder, diese zarten Wellen-Taillen, diese.....“

„Sieh', da geht ihr Mann eben aus. Ihm scheint Deine Wunde nicht viel Sorge zu machen, er sieht ganz lustig drein.“

„Ohne Zweifel will er einen Constitutionellen zum Tode verurtheilen. Die Regentschaft hat ihn zum Großrichter, Fiskal, Procurator, was weiß ich, ernannt. Seine Frau ist untröstlich darüber.“

In diesem Augenblick pochte es sachte an die Thür: „Ave Maria.“

„Sie ist's!“ sagte er ganz leise.

„Soll ich mich in den Alkov verstecken?“

„Nein, nein.“

Aber an der aufgehenden Thür vorüberhuschend hatte ich mich bereits hinter der Scheidewand des Alkows versteckt. Ich sah Paquita sich neben ihren Geliebten auf dem großen Stroßkanapee setzen. Sie hatte sehr geweint, die Thränen glänzten noch auf ihren braunen Wangen. Wirklich, sie war ungemein schön. Mit den runden Armen umschlang sie ihn bestig, und rief mit schwellender Brust, indem sich Flehen und Entschlossenheit in ihrem Tone paarten, daß ich's mein Lebenlang nicht vergessen werde:

„Prospero de mi alma, mata a mi marido. Prosper meiner Seele, tödte meinen Mann.“

Prosper machte große Augen; er glaubte falsch gehört zu haben. „Deinen Mann tödten? Ich? Ihn umbringen? Mit meinem Säbel?“

„Oder mit einem Dolch, wenn Du mich liebst,“ erwiderte sie, die fruchten Flammenaugen auf Prosper gebettet; und von Neuem drückte sie ihn an sich, umschlang ihn schmeichelnd und lehnte den Kopf an seinen Mund, um die Antwort schneller zu haben. Aber er blieb stumm vor Erstaunen. Ihn aus der Berleugung zu ziehen, trat ich endlich hinter meinem Versteck hervor, und schlug als Auskunftsmittel die Wache vor. Castelar mußte alle Abende, wenn er von seinem Gerichtssaal zurückkehrte, durch den Hof des Postbauseß, Nichts leichter, als ihn dort festnehmen, und die Nacht auf unserer Wache zubringen zu lassen. Mehr

als Einem Ehemann war dies Mißgeschick schon widerfabren. Es war ein Dienst, welchen die Offiziere der Garnison einander gegenseitig leisteten.

Paquita schien über meine Dazwischenkunft nicht erzürnt; und mochte mir nun die seltsame Lage Ueberredungsgabe verliehen, oder die Abkunft von einem Königsmörder Dem, was ich sagte, Gewicht gegeben haben — genug, sie entgegnete nach einigen Minuten Bedenkens:

„Gut denn! auf die Wache, morgen Abend.“

„Gedacht, gethan. Um die Rolle eines Alguazils zu spielen, fehlte es mir nicht an Gelegenheit. Kanonen verkündigten die Ankunft Ferdinands im Hafen Santa Maria; daher großer Jubel unter dem Haufen, Beleuchtung, Prozessionen, Plünderungen. Die Constitutionellen flüchteten sich auf unsere Wache, und die zu lauten Servilen sperkten wir mit Gewalt hinein. Als Castejar vorbeikam, nahm man ihn beim Kragen; mit mußte er, er mochte schreien wie er wollte. Aber kam nicht gar seine Frau selbst, um ihn zu reklamiren! es war eine herrliche Komödie. Ich spielte meine Rolle gut und blieb unerbittlich.“

„Gib mir Deine Richter-Medaille,“ sagte sie zu ihrem Mann; „ich laufe zum Polizei-Intendanten, und bin gleich wieder da.“

Das war sie auch; aber sie hatte die Medaille verloren. Am folgenden Tage hieß es in Madrid, Riego sey entkommen. Constitutionelle, als Polizeisoldaten verkleidet, und eine Magistratsperson, die man für ein Mitglied der Militair-Commission hielt, hätten sich bei Nacht Zugang in das Seminar verschafft. Einen Augenblick darauf wären sie mit einem in einen großen Mantel verhüllten Gefangenen zurückgekommen. Heute früh, als man den Kerker Riego's geöffnet, habe man denselben leer gefunden.

Ah! es war nur ein weiteres Abenteuer Major Billings gewesen! Nichts soll fehlen zur Feier der Befreiung des Königs. Das Fest wird vollständig seyn.

Auf dem Platz de la Cebada hat man zwei hölzerne Balken aufgerichtet, über welche ein dritter in die Quere herliegt. Tausend zerlumpte Zuschauer drängen sich um die Fenster der winkligen Häuser des Platzes, und auf den Dächern seiner schmutzigen schwarzen Baracken. Bei Richtern, wie Castejar, geben politische Prozesse rasch vor sich. Seit drei Tagen befindet sich Riego in der Sterbekapelle, Vor der Hinrichtung hat man ihn beinahe vor Hunger und Durst verschmachten lassen; diesen Morgen erst hat er zu trinken bekommen, aber einen mit Opium gemischten Trank. Man fürchtete, er möchte standhaft sterben.

Seine beide Adjutanten sind, auf Esel gebunden, inmitten zweier Reihen Fußgänger, die grüne Wachskerzen in den Händen halten und Litaneien gedankenlos hersagen, am Fuß des Galgens bereits angekommen. Hört ihr das Geschrei unter der Menge! Die zwei Verurtheilten setzen sich zur Wehr und ringen mit den Henkern; es entsteht ein entsetzlicher Kampf auf dem Blutgerüste. Die Polizei-Soldaten kreuzen die Bajonette, und bald sieht man zwei Leichname mit

herausabhängenden Augen und Gedärmen in der Luft emporziehen.

Nicht fern ist Riego, umfluthet von Schmähungen. Ein hinkendes Maulthier hat ihn in einem großen Binsenkorb hergezogen. Von den fest an die Brust gebundenen Knien an hängen die Füße über den Korb heraus, eingepreßt zwischen großen Holzblöcken, in welchen sie seit dem Gefängniß stecken.

Er schläft.

Wie man ihm auf dem Schaffott den Strick um den Hals legt, macht er eine Bewegung, und scheint aufzuwachen. Aber kaum hat er die Augen geöffnet, so faßt ihn der Henker, schwingt sich mit ihm hinaus und wirbelt ihn in dem Raum zwischen beiden Pfosten umber. Während die Knechte das Opfer an den Beinen ziehen, nimmt er den Halbtodten, rittlings auf dessen Schultern sitzend, bei den Haaren, und gibt ihm mit der andern Hand Backenstrieche; endlich speit er ihm in's Gesicht, und springt herab. Die Menge klatscht Beifall.

Das Fest dauerte tief in die Nacht hinein; aber die Constitutionellen hatten ihre Häuser verrammelt, und wir hielten gute Wache. Gegen drei Uhr Morgens hörte man Nichts mehr in den Straßen, als den Schritt der Patrouillen und das „Wer da“ unsrer Bedekten. Auf meiner Wache allein, dachte ich darüber nach, warum wir nach Spanien gekommen. Ich war traurig und schämte mich beinahe.

Als Prosper mich den folgenden Tag ablöste, sagte er: „Freund, von nun an hast Du nicht mehr nöthig, meinen ehrenwerthen Wirth Don Lorenzo Castejar auf der Pritsche übernachten zu lassen. Heute Morgen fand ihn seine Frau todt im Bette.“

### Zur Warnung.

Das Journal des Debats erzählt folgendes Beispiel einer seltenen Fatalität: Zu Lutun wohnt ein Weber, Namens Guilleux. Vor kurzer Zeit ließ derselbe, bei einer plötzlichen Entfernung, eines seiner Kinder allein in der Stube; bei der Heimkehr fand er es am Kaminfeuer erbärmlich verbrannt. Am 29. Oktober verschloß dieser Mann, bei einem abermaligen Ausgang, seine kleine Tochter in einer Stube ohne Feuer. Zurückgekommen, fand er das Kind in einem Wasserkübel ertrunken, der in der Ecke stand, und von dem unglücklichen Vater nicht beobachtet worden war.

### Sonntagschulen.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika besuchten im Jahr 1828 259,656 Kinder die Sonntagschulen und im Jahr 1829, 349,202. In diesen Schulen geben 52,263 Lehrer unentgeltlich Unterricht. Anfangs hieß es, diese sollten 33 Centz Besoldung bekommen, dieß hätte dann die Summe von 903,697 Dollars ausgemacht, welche nun erspart werden.



# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 6. Dezember 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 49.

### Der Preussische Adler.

Sagt mir, was schwebet so kühn, hoch dort im Aether,  
Hoch in des Lichtes Gebiet, und trinkt der Sonne  
Lieblichen Strahl! Königlich rauscht aus der Fern  
Mächtiger Schwingen Getön, theilend die Luft.

Das ist Borussia's Har (Fremdling erkennst du  
Ihn nicht am edleren Flug?), der stolz und kraftvoll  
Ueber uns schwebt, Sonnen erkliegt, und des Lichts  
Liebliche Strahlen trinkt, am ewigen Quell. —

Viele der Länder beschirmt sein starker Fittig,  
Viele der Völker erfreuen sich seines Fluges.  
Kühnheit gefällt. Immer nur Vorwärts, das ist  
Fremdling die Lösung; das bleibt Regel für ihn.

Hell mit prophetischem Blick, im Zeiten Strome,  
Seh ich die Flügel mit Lust und Stolz ihm wachsen.  
Jugendlich schäumt blühendes Leben und Geist  
Ihm in den Adern. Mit Ruhm reichlich genährt.

Einer nur ist er uns stets; Nie doppelzüngig.  
Nicht bei der Erde Gewürm, in finstern Höhlen,  
Frei in der Luft, thront er auf felsigten Höb'n.  
Frei ist er Selbst, und verdient, König zu seyn.

Schaut auf ihn in der Schlacht! im Pulverdampfe  
Plattert er muthig voran, und Donner-Keile  
Schlendernd die Klau'n, Blitze entsprühend dem Aug'.  
Würgend in feindlichen Reih'n, waltet der Tod.

Hurrah! der Sieg ist erkämpft. — Doch viele Edle,  
Dauchten die Seelen auch aus. Auf sanften Schwingen,  
Thränen im Blick, trägt er sie glorreich empor.  
Friedrich erwartet sie dort, Freude und Ruhm.

Fliege denn! herrlicher Har. Aus allen Gauen  
Sehen die Blicke auf Dich, der Helden Sohn.  
Kühnheit gefällt. Immer nur vorwärts, das sey  
Adler die Lösung! Dein Volk, folget Dir gern.

Teutonius.

### Skizzen über Portugals gegenwärtigen Zustand \*).

#### 1. Das Gefängniß in Leiria.

Ich verließ Lissabon am 24. Mai 1828, um nach Leiria zu den Meinigen zurückzukehren, und ließ mir hiezu einen von dem Ober-Intendanten der Polizei un-  
terzeichneten Paß ausstellen. Zu Wasser gelangte ich bis Corregado, wo ich übernachtete, und folgenden Tags ein Maulthier bestieg, das bloß mit einem Saumsattel, ohne Steigbügel, versehen war. Es gab kein andres in der Gegend. Ich mochte etwa eine Stunde fortgezogen seyn, als ich einem wohlberittenen Maulthiertreiber begegnete, der von Lissabon kam, und sich nach Coimbra begab. Eben hatte ich mich in ein gewöhnliches Gespräch mit demselben eingelassen, als ein Milizmann aus Leiria zu uns stieß, der ein Maulthier und ein Pferd führte. Dieser ließ mir ein Paar Steigbügel, und wir setzten unsere Reise gemeinschaftlich weiter. In Rio Major trafen wir das 21. Regiment. Mehrere Offiziere und Soldaten umarmten mich, der Landesitte gemäß, als ob wir alte Bekannte wären, fragten mich um Neuigkeiten aus Lissabon, ob die königlich-gesinnten Truppen nach dieser Stadt gezogen wären u. u. dgl. Ich theilte ihnen die Gerüchte mit, welche damals im Umlauf waren, und benachrichtigte sie, daß die Truppen noch nicht dahin ausgebrochen seyen.

In Corvalhos blieb ich mit meinen beiden Gefährten über Nacht, und langte am folgenden Morgen gegen neun Uhr in Leiria an. — Da ich längere Zeit abwesend war, stellten sich alsbald wohl über dreißig Bekannte bei mir ein. Ich hatte keinen Gedanken an Gefahr, und fühlte mich den ganzen Tag über im Schooß meiner Familie sehr glücklich. Gegen Einbruch der Nacht wurde mein Haus von einer starken Anzahl Truppen und vom Pöbel umringt. Sie drangen mit Gewalt ein, und griffen mich, eben da ich mit meiner

\*) Portugal and Don Miguel. By William Young. Unsere Leser erinnern sich des Engländers Young und seiner Schicksale in Portugal aus den öffentlichen Blättern vom vor. Jahr. Hier diese Auszüge aus der seitdem von ihm bekannt gemachten Schrift.

Frau den Thee trank. Der Pöbel schrie: „Faßt ihn, schneidet ihm die Ohren ab; er ist ein Freimaurer.“

Der Anführer der Soldaten ließ mich kein weiteres Wort mit meiner Frau sprechen; gewaltsam ward ich aus dem Zimmer und die Treppe hinabgestoßen, und erhielt in der finstern Hausflur mehrere Kolbenschläge in den Nacken. Auf der Straße flogen Steine nach mir, die Soldaten jedoch sungen dieselben, mich hart umschließend, auf, und schlugen mich zum Ersatz mit ihren Gewehren, unter dem Ruf: „Lauf doch! lauf!“ Endlich begannen sie zu rennen; ich rannte mit, und wenn jemals Einer gewünscht hat, bald ins Gefängniß zu kommen, so war ich es. Bei diesem angelangt, bildeten sie einen Kreis, und durchsuchten mich. Sie fanden den Paß, welchen sie mir zu meiner großen Verwunderung ließen. Alles Uebrige wurde mir genommen, nämlich einige Geldstücke, ein Federmesser, ein Bleistift, ein Schnupstuch, meine Halsbinde und mein Dofenträger.

Seit der Reihe von Jahren, während welcher ich in Leiria wohnte, hatte ich das Stadtgefängniß noch nie in Augenschein genommen, obwohl ich häufig in den Saal des Stadtrathes, welcher unter gleichem Dach ist, gekommen war. Während meiner Durchsuhung sprach der Unteroffizier leise mit dem Kerkermeister, worauf dieser sich mit den Worten: „folgt mir!“ gegen mich wandte. Wir stiegen eine schmale steinerne Treppe hinauf, zu welcher man unten durch eine Thür gelangte. Ganz oben öffnete sich eine zweite Thür. Man stieß mich in ein Gemach, und die Thür schloß sich hart hinter mir wieder ab. Ich horchte auf, und nahm bald wahr, wie die untere Thür verriegelt wurde. Da ich mich im hintersten Raum des Gefängnisses befand, drang das Geschrei des Pöbels kaum zu mir; der Geruch meines Lochs aber war so entsetzlich, daß ich bald auf Vermuthung über die wahre Bestimmung desselben gerieth, und mich, indem ich mit den Händen umhertappte, denn wirklich überzeugte, daß man mir das heimliche Gemach des Hauses zum Aufenthalt angewiesen. Von Mattigkeit erschöpft, sank ich endlich gegen Mitternacht in Schlaf, bis mich die Glocke, welche vier schlug, wieder erweckte. Ich konnte nichts sehen denn die Läden waren sorgfältig verschlossen worden, folgerte aber aus dem Geräusch der Vorübergehenden, daß mein Kerker nach der Straße hin liege.

Damals bestanden alle Truppen in Leiria bloß aus der Stadtmiliz und dem Corps der Studenten, welche den Prorektor an der Spitze, von Coimbra eingerückt waren. Letzterer hatte den Titel eines Civilgouverneurs von Leiria angenommen, und alle andern Behörden vertrieben, mit Ausnahme des Corrigidors, eines sehr einflußreichen Mannes.

Das Corps der Studenten stieg nie über sechzig. Sie waren Anfangs von einem gewissen Pedro befehligt, der nicht nur bei den Studenten selbst, sondern bei der ganzen Einwohnerschaft Coimbra's, welche seine ausnehmende Unwissenheit und Einfalt kannte, den stehenden Namen „der Esel“ (Buro) führte.

Der Prorektor hatte sich in Leiria im Pallast des

Bischofs einquartiert, und war von diesem mit offenen Armen aufgenommen worden.

Ich hörte draußen den Pöbel oft meinen Namen rufen, aber noch wußte die tobende Menge nicht, in welchem Theil des Gefängnisses ich mich befände. Gegen zehn Uhr trat der Schließer herein — eine ehrliche Haut. Er drückte mir sein inniges Bedauern über das Vorgefallene aus: „aber Sie wissen wohl, ich muß thun, was meines Amtes ist.“ Ich erwiderte, daß ich von seiner Seite auf Nichts Ansprüche mache, als auf ein freundliches Betragen, und setzte bei, daß ich etwas Nahrung zu mir zu nehmen wünsche. — „Ich will gleich fragen, ob Sie frühstücken dürfen,“ entgegnete er, und stieg wieder hinab. Nach einiger Zeit brachte er die Nachricht, daß mir gestattet sey, zu essen. Ich bat ihn also, in meinem Namen zu meiner Frau um Speise zu schicken, was er sogleich that.

Der Pöbel lärmte den ganzen Tag fort, und brannte Schwärmer ab; gegen Nachmittag entdeckte derselbe, wo ich mich befände, und schleuderte sofort Steine gegen mein Fenster mit dem Geschrei: „Tod diesem Satana von Engländer.“ Einige fügten bei: „Reißt ihn heraus, und schneidet ihm die Ohren ab.“ Das Toben dauerte bis Abend. Als der Schließer mir mein Essen brachte, sagte er, dasselbe sey schon längst von meiner Frau hergesandt, er habe aber bis jetzt nicht Zeit gehabt, es näher zu untersuchen. Obwohl vom höchsten Hunger gepeinigt, mochte ich nichts zu mir nehmen, so ekeleregend wirkten der Schmutz und der üble Geruch meines Kerkers auf mich, welche durch die starke Hitze noch unerträglicher gemacht wurden. Ich fühlte mich sehr krank, und meine Kehle war entzündet von wiederholten Anfällen von Erbrechen.

Ich saß oder lag ganze 24 Stunden lang auf dem Estrich, und war nicht ohne große Unruhe über das Schicksal meiner Familie. Als es draußen endlich ruhig wurde, was aber erst gegen zehn Uhr geschah, gewann ich meine Geistesgegenwart wieder, und fing an, kalt über meine Lage nachzudenken. Ich war überzeugt, daß ich in großer Gefahr schwebte, denn ich wußte, daß man jeden Augenblick die königlichen Truppen erwartete. Ihr Kommen erregte mir am Meisten Besorgniß.

Da mein Uebelbefinden fort dauerte, beschloß ich, mir körperliche Bewegung zu machen, was ich aber bloß dadurch bewerkstelligen konnte, daß ich von einem Abtritt zum andern auf und ab ging, ein Raum, der gerade sechs Schritte hielt. Drei Stunden lang setzte ich den Spaziergang fort, entschlossen, möge sich auch ereignen was da wolle, meinen Feinden die kalte Verachtung entgegen zu setzen, welche einem Engländer und einem Offizier des Königs geziemt.

Ermüdet legte ich mich endlich wieder auf den Boden, und schlief bis gegen Morgen, wo mich losgelassene Racketen und das grauenhafte Geschrei der Menge erweckten, das nun abermals den ganzen Tag fortwährte. Brachte man einen Gefangenen, so verdoppelte sich der Lärm, indem sich Flüche und Schmähworte, welche gegen das Schlachtopfer ausgestoßen wur-

den, dem gewöhnlichen Toben noch beigefesteten. Gegen neun Uhr kam der Schließer mit meinem Frühstück. Ich fragte ihn, ob etwa auch von meinen Bekannten einige eingekerkert worden seyen? „Mehrere,“ sagte er. — „Habt Ihr meine Frau gesehen?“ — „Sie ist wohl.“

Ungefähr um Mittag zogen die königlich-gestühten Truppen in der Stadt ein. Sie waren gegen 1600 Mann stark, unter den Befehlen des Generals Povoas. Das Jauchzen, die Racketen, die Musik und Gesänge der Royalisten erschreckten die Gefangenen nicht wenig. Die Soldaten singen gleich damit an, sich zu betrinken, wo sie reichlich mit Geld versehen wurden; Nachmittags zogen sie dann in den Straßen umher, brüllten ihre Lieder, und beleidigten jede Familie, die ihnen als constitutionell bezeichnet worden war. Auch das Gefängniß umringten sie, und der Pöbel schrie: „Her mit ihnen, daß man ihnen die Ohren abschneidet.“ Der Schließer brachte mir mein Essen gegen vier Uhr, und sagte, man habe eine Wache von acht Mann vor die Gefängnißthore postirt; es sey also wohl Nichts zu fürchten. Ich erwiderte, daß die Menge mich tödten könne, aber meine Ohren sollten sie nicht bekommen, so lang' ich lebe; sie würden es mit einem Engländer zu thun haben, der nicht wie ein Feiger stürbe.

Nachts wurde die Stadt beleuchtet, und das Gesindel trieb sich deshalb auf dem Platz vor dem Rathhaus herum. Sie tobten und sangen bis nach Mitternacht, und schmähten mich fortwährend. Als mir der Kerkermeister folgenden Tags um elf Uhr mein Frühstück brachte, sagte er, daß er unmöglich früher Zeit gefunden, zu kommen: so viele Gefangene habe er! Er machte mir Hoffnung, die Erlaubniß zu erhalten, mein Fenster öffnen zu dürfen. Als er Nachmittags mit dem Essen kam, öffnete er jenes wirklich zur Hälfte, so daß ich frische Luft schöpfen konnte. Als ich aber den scheußlichen Ort, wo ich mich befand, bei dem eindringenden Licht näher sah, verlor ich beinahe die Bestimmung.

Ich durfte mein Fenster nicht offen halten, wegen der Steine und Schwärmer, welche das Volk nach mir schleuderte; erst Nachts, wenn Alles sich verlaufen hatte, konnte ich öffnen. Dann steckte ich den Kopf, so weit mir's möglich war, zu dem Gitter hinaus, um etwas reine Luft einzuziehen, und fuhr damit fort, bis es anfang hell zu werden.

Morgens gegen sechs Uhr wurde mein Aufenthalt — seiner Bestimmung gemäß — von vielen Gefangenen besucht, die sich theils unter Bedeckung von Soldaten, theils bloß unter Obhut des Schließers einstellten. Mehreren war die Nothwendigkeit, in welcher sie sich befanden, zu dem angedeuteten Zweck vor mir zu erscheinen, eben so peinlich, als mir der Zwang, Zeuge ihrer Verlegenheit seyn zu müssen. Unter Andern kamen Sir John Milley Doyle, Don Jose de Songa — Sohn des Grafen Linhares — und ein bei dem Civil-Departement angestellter Edelmann; kurz, ich erhielt wenigstens fünfzig Besuche dieser Art, welche von den draußen lauernden Pöbelcrotten beständig mit Schmähworten überhäuft wurden.

Bald sagten mir die Gefangenen, ich würde erschossen, bald, ich würde gehängt werden. Die Speisen und was mir sonst von Haus geschickt ward, wurde streng untersucht. Einmal jedoch fand ich in der Suppe ein Bleistift. Der Schließer stand gerad' neben mir: voller Angst, er möchte den Fund bemerken, bat ich ihn, mir etwas Wasser herbei zu holen. Er verstand sich gutwillig hiezu, ich aber untersuchte sogleich alle übrigen Speisen sammt dem Korb, in welchem sie mir von Hause geschickt worden, fand aber nichts Weiteres. Gleichwohl begriff ich, daß meine Frau mir nicht bloß ein Bleistift könne gesandt haben, und bat daher den Gefangenwärter' als er mit dem Wasser zurückkam, mir den Korb zu lassen, und meinem Diener zu sagen, daß er denselben später abholen möge, indem ich jetzt durchaus keinen Appetit habe. Er merkte nichts, und gab Alles zu.

Sobald er weg war, machte ich mich an's Werk, und stand eben im Begriff den Korb zu zerreißen, als ich plötzlich die ganze sinnreiche Fürsorge meiner Frau entdeckte. Sie hatte mehrere kleine Papierstreifen wie Röhren oder kleine Stäbe aufgewickelt, dann einige Stäbchen aus dem Geflecht des Korbes ausgebrochen, und die Papierwickeln an deren Stelle eingeschoben. Alles war so geschickt und täuschend angeordnet, daß es sehr schwer war, hinter das Geheimniß zu kommen. Auf den Papierstreifen fand ich mehrere Zeilen von ihrer Hand, durch welche ich erfuhr, daß sie schon drei Tage vorher sich derselben List bedient, ohne daß ich Etwas davon geahnt hatte; das Bleistift aber, welches mich auf die ganze Entdeckung leitete, war mir heute zum ersten Mal von ihr gekommen.

Von diesem Augenblicke an verkehrten wir ganz gemächlich mit einander. Sie schrieb mir, was sich in unserem Haus seit meiner Abwesenheit zugetragen, und ich trug ihr auf, sich an meine Freunde in Lissabon zu wenden. — Um dieselbe Zeit erhielt ich auch die Erlaubniß, mich einer Matratze zum Schlafen bedienen zu dürfen.

## 2. Das Verhör.

In der Nacht, da ich in's Gefängniß geführt worden, hatte sich meine Frau, sobald sie vom ersten Schreck zurückgekommen, mit einer Abschrift der Charte, welche eine Menge Artikel über den zwischen England und Portugal abgeschlossenen Vertrag enthält, zu dem Corregidor begeben. Unter Andern befindet sich in der Charte eine besondere Klausel, welche Jedermann verbietet, in das Haus eines Engländers gegen dessen Willen einzutreten, wenn hiezu nicht besondere Vollmacht von den Behörden nachgewiesen werden kann.

Der Corregidor blickte nicht auf das Papier, und lachte ihr in's Gesicht. Sie hielt hierauf um Erlaubniß an, mich wenigstens sehen, und mir Speise und ein Bett bereiten zu dürfen. Er erwiderte, ich sey gut aufgehoben, und der Civilgouverneur von Coimbra werde Sorge für mich tragen. Meine Frau begab sich auf Dieses zum Bischof, und bat ihn, sich beim Peorektor für mich dahin zu verwenden, daß ich bald verhört und ihr gestattet werden möge, mich mit Speise und einem Bett zu versehen. Der Bischof hieß

ste, mit verächtlicher Miene, nach Haus gehen, und mir, wenn sie mich je wieder zu sehen bekäme, rathe, in Zukunft vom Freimaurer-Handwerk zu bleiben.

Da auch dieser Versuch fehlgeschlagen, fiel ihr ein Priester ein, den ich mir bei wiederholten Gelegenheiten verbindlich gemacht hatte, ein sehr ehrenwerther, obwohl höchst fanatischer Mann. Sie schrieb ihm, und er antwortete, daß er das Möglichste thun wolle, und hoffe, sein Geschick werde berücksichtigt werden. Folgenden Tags jedoch kam er in unser Haus, und sagte meiner Frau, wie leid es ihm thue, mir nicht nützlich seyn zu können, indem ihm von dem Corregidor und den übrigen Behörden kein weiterer Bescheid geworden, als daß er sich schämen solle, sich bei einer solchen Gelegenheit, und vollends gar für einen Freimaurer, theilhaftig zu fühlen. Der Bischof und der Prorektor wuschen ihm über den Schritt, zu welchem er sich verstanden, tüchtig den Kopf, und als er entgegnete, wie er doch nicht gefehlt zu haben glaube, für einen Mann aufgetreten zu seyn, dem er, so wie viele Bewohner von Leiria, mehrfach und für wichtige Dienste verbunden wären, erwiderte man ihm: „Ja! durch dergleichen Mittel haben sich die Freimaurer die Gunst eines schwachen Volkes erworben. Aber ihre Kunstgriffe sind entdeckt, es ist aus mit ihnen.“

Als die Antwort, welche meinem Freund erteilt worden, im Publikum bekannt wurde wagte kein Mensch mehr Mißriß Young zu besuchen; ja meine Bekannten vermieden sogar, an unserem Haus vorüber zu gehen, so sehr waren sie in Schrecken gesetzt. Die Behörden dagegen quartirten so viele Soldaten in dasselbe, als es fassen konnte, und dieses Gefindel plünderte oder zerstörte Alles, was ihm unter die Hände kam.

Am zehnten Tage meiner Einkerkung vernahm ich einen ungewöhnlichen Lärm. Man schrie: „Schneidet ihnen die Ohren ab, her mit ihnen Allen!“ Ich hörte, wie der Unteroffizier die Wache ins Gewehr rief, und die Soldaten auf ihren Posten eilten, zugleich aber die untere Thür sich öffnete. Ueberzeugt, daß jetzt der wüthende Haufe nahe, um seine Drohung zu vollziehen, nahm ich mich mit aller Kraft zusammen, entschlossen, lieber zu sterben, als mich der angedrohten Schmach zu unterwerfen.

Wie die zweite Thür aufging, trat zu meiner Verwunderung bloß der Wärter herein, der mich schweigen und ihm nachfolgen ließ. Ahermals sagte ich ihm, daß sie mich erschließen oder henken könnten, wie's ihnen gefiele, allein meine Ohren sollten sie nicht bekommen, so lang ich lebte. Er erwiderte ganz ruhig: „Halten Sie sich fest an mich, und kommen Sie so schnell als möglich; ich habe Befehl Sie anders wohin zu bringen, damit Platz für einen Neuen wird.“

Wir mußten mehrere Stufen hinabsteigen, und einen langen Gang durchheilen, auf welchem die Wachen und der Pöbel sich um den Gefangenen her aufgestellt hatten, welcher meinen Platz einnehmen sollte. Sobald mich die Glenden ansichtig wurden stießen sie ein Geschrei aus, doch ertul' Keiner nach mir die Hand. Ich wurde mit Sir John Milley Doyle und den beiden andern schon genannten Edel-

leuten in Ein Zimmer gesperrt. So waren wir denn unserer Vier in einem kleinen Stübchen; eine Wache, bisweilen auch ihrer zwei, beobachteten uns durch ein viereckiges Loch in der Thür. Ueber die Wache wachte wieder ein Korporal, und dieser selbst stand unter Aufsicht eines Offiziers; solcher Ueberfluß von Sicherungsanstalten zweckte bloß dahin ab, jede Verbindung mit Außen abzuhalten.

Nach einigen Tagen wurden meine drei Gefährten nach Lissabon abgeführt. Sie verließen Leiria gegen elf Uhr Morgens, und bei der Wuth des Pöbels hätte ich nicht geglaubt, daß sie ungefährdet entkommen würden. Sie wurden von 16 Dragonern geleitet, welche bei ihrem Eintritt in das Gefängniß von der Menge fast überwältigt worden wären; und hätte der Unteroffizier nicht augenblicklich Befehl zum Ausbruch gegeben, sobald nur die Gefangenen zu Pferd saßen, so würden diese sicherlich von den Wüthenden zerrissen worden seyn. Sonderbar, daß unter dem tollen, blutdürstigen Haufen sich beinahe so viele Weiber als Männer, und überdies eine Unzahl Kinder befanden, Alle schrien fortwährend: „nieder mit den Freimaurern!“ Man kann wohl leicht denken, daß diese rohen Gewaltthätigkeiten von der Regierung, d. h. von den Fanatikern und Priestern, wenn nicht offenkundig autorisirt, wenigstens stillschweigend begünstigt seyn mußten.

(Fortf. folgt.)

### M a n n i g f a l t i g e s.

Die Art, wie die peruvianischen Frauen hinter einen Reiter auf's Pferd steigen ist äußerst sonderbar. Man macht nämlich einen Knoten in den Schweif des Pferdes, die Dame stellt den Fuß darauf, wie in einen Steigbügel, gibt dem Reiter eine Hand und schwingt sich so leicht hinter ihn. Die Pferde sind daran gewöhnt. —

Bei der Aufführung der „Räuber“ von Schiller auf der Magdeburger Bühne, war in der Scene, wo Franz Moor von Gewissensqualen gefoltert wird, von einer früheren Scene ein Stuhl stehen geblieben. Der Theaterdiener, dieß bemerkend, kam hinter den Koulissen hervorgeschlichen und wollte den Stuhl leise wegnehmen. Indem sagt Franz Moor: „Wer schleicht hinter mir?“ — Ich bin's Herr Hepp — ich wollte nur den Stuhl wegräumen, lachte der erschrockene Dienerbare.

Das vorzüglichste Gefängniß in Amsterdam ist das sogenannte Raspelhaus, weil die Gefangenen vorzüglich Färbeholz schneiden und raspeln müssen. In dem Hofe des Gefängnisses befindet sich eine Zelle für die Faulen. Es fließt unanhörlich Wasser hinein, das nur durch eine darin befindliche Pumpe entfernt werden kann. Das einzige Mittel also, nicht von dem eindringenden Wasser überwältigt zu werden, ist, unaufhörlich zu pumpen. Wer bei seiner Faulheit beharrt, muß daher ertrinken.

# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 13. Dezember 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 50.

Skizzen über Portugals gegenwärtigen Zustand.

(Von dem Engländer Young.)

(Fortsetzung.)

Am achtzehnten Tag meines Verhaftes wurde ich durch den Schließer benachrichtigt, daß ich ins Verhör geführt werden würde. Gleich darauf geleiteten mich zwei Soldaten in den Gerichtssaal. Francisco Rodrigues Malheires Trancofo, der Sutomajor, von dem Corregidor in Leiria zu meinem Verhör angewiesen, saß an einem Tisch; ihm zur Seite zwei Notare, die ich Beide gar wohl kannte, und deren Einer mir große Verbindlichkeit schuldig war. Alle erhoben sich von ihren Stühlen, als ich eintrat; der Sutomajor hieß mich sitzen, und befahl den Soldaten abzutreten. Er trug den höchsten Ernst und die größte Milde zur Schau, um mich glauben zu machen, er habe wirklich Mitleid mit meinem Schicksal; aber die heimlichen Blicke, die er hier und da den Notaren zuwarf, zeigten mir deutlich, wie im Grund ganz andere Gefühle in ihm vorherrschten. Das Verhör begann etwa folgendermaßen: „Ihr Name?“ — „William Young.“ — „Verheirathet?“ — „Ja, seit 17 Jahren, an eine Portugiesin.“ — „Sind Sie zur See oder zu Land nach Portugal gekommen?“ — „Zur See.“ — „Wissen Sie die Ursache Ihres Verhaftes?“ — „Nein.“ — „Geben Sie, geben Sie; Sie wissen dieselbe wohl.“ — „Nein, ich habe durchaus nichts Strafwürdiges begangen.“ — „Was hat man Ihnen bei Ihrer Verhaftung gesagt?“ — „Daß ich ein Spion sey.“ — „Also gestehen Sie doch selbst zu, daß Sie als Spion verhaftet würden?“ — „Daß eben räume ich nicht ein; ich bin kein Spion.“ — „Aber Sie haben's zugestanden; auch kann Sie diese Beschuldigung nicht kränken, denn Sie sind ein Engländer, folglich ein Republikaner, ein Freimaurer. Nicht wahr?“ — „Ich mag ein Freimaurer seyn, aber zuerst muß ich wissen, was Sie hierunter verstehen, ehe....“ — „Sagen Sie mir, wenn ich bitten darf, den Grund Ihres Hasses gegen Don Miguel den Ersten und dessen Regierung.“ — „Ich habe nie ausgesprochen, daß ich ihn oder sei-

ne Regierung hasse.“ — „Warum sind Sie neulich bewaffnet, auf einem Maulthier mit Klöckchen, gekommen, und haben das Volk durch üble Nachrichten in Schrecken gesetzt?“ — „Ich war nicht bewaffnet, und habe nie üble Nachrichten verbreitet.“ — „Sind Sie nicht dem 22. Regiment begegnet, und haben den Soldaten gesagt, Sie wollten ihnen den Weg zum Ruhme zeigen? Haben Sie nicht ferner denselben gesagt, das 11. Regiment sey desertirt?“ — „Ich habe ihnen in Rio Major gesagt, das 11. Regiment sey desertirt, wie denn dies nicht anders war. Das Uebrige ist falsch.“ — „Haben Sie nicht im Jahre 1820 auf einem Triumphwagen durch die Straßen von Leiria die Geige gespielt?“ — „Ja, und mit mir der Doktor Saraiva und viele Andere.“ — „Darauf kommt es jetzt nicht an. Haben Sie sodann nicht im Jahr 1820 einen Schmaus gegeben, wobei gewisse Trinksprüche ausgebracht wurden, und ein Feuerwerk in Ihrem Garten abgebrannt?“ — „Ja.“ — „Wer war zu dem Essen geladen?“ — „Wenn Sie alle Geladenen aufschreiben wollen, so werd' ich sie nennen; wo nicht, werde ich schweigen.“ — „Ich habe schon gesagt, daß wir Niemand sonst in Ihrem Prozeß verwickeln wollen, daß wir uns bloß an Sie halten. Gestehen Sie Alles, das wird Ihnen günstig seyn.“ — „Ich werde nichts Weiteres sagen. Ich bin in Ihrer Gewalt, verfahren Sie mit mir nach Ihrem Gefallen.“

Der Sutomajor flüsterte den Notaren Etwas ins Ohr, und sie beendigten das Protokoll, das wir alle Bier unterschrieben; doch sagte ich, daß ich gegen ihr ganzes Verfahren protestire wegen der mir dadurch gewordenen Einbuße an Zeit und des Schadens an meinem Vermögen. Darüber lachten sie hoch auf; der Sutomajor klingelte, und hieß den Schließer mich in mein Zimmer zurückführen. — Noch am nämlichen Abend erhielt ich durch Jenen ein Billet, folgenden Inhalts: „William Young, der Engländer, hat unter militärischer Bedeckung abzureisen, mit der Erlaubnis, ein Maulthier für sich zu mietzen.“ Sogleich bat ich den Kerkermeister, sich zu meiner Frau zu begeben, und sie um einen Mantelsack, Geld für die Reise und

zwei Maulthiere, eines für mich, das andere für meinen Diener, anzusprechen. Dies geschah. Meine Frau kam selbst mit dem Diener in's Gefängniß. Unser Wiedersehen war sehr traurig.

#### Einkerkerung in Lissabon.

In Lissabon angelangt, schloß man mich in ein Zimmer des Forts Sanct Georg zu noch drei und zwanzig andern um politischer Meinungen willen Verhafteten ein. Wohl die Hälfte derselben bestand aus Spaniern. Nur Einer, der zu unserm Juis (wörtlich: Richter!) ernannt worden, war ein Dieb. Er stand früher in Diensten bei dem General Stubbs, und wartete, weil er seinen Herren bestohlen hatte, nun schon lange auf Vollstreckung der über ihn verhängten Deportation. Als unserm Juis kam ihm die Aufsicht des Zimmers, in welchem wir uns befanden, zu. Der Sekretär nannte mir ihn als den, an welchen ich mich, um etwaiger Dienstleistungen willen, zu wenden hätte. Meine Bekanntschaft mit ihm wurde gleich auf gut Portugiesisch gemacht, d. h. er forderte mir für den Eintritt 18 Pence ab. Ich erlegte sie auf der Stelle. Die Hälfte davon steckte er in die rechte Tasche, die andre Hälfte wurde auf Ankauf von Del zu einer Lampe, und zur Bezahlung der Zimmerseger verwandt. Dieser Mensch war der einzige Bediente aller verhafteten Offiziere. Er bekam Geld und Speise von denen, welche hiemit selbst versehen waren, und bewies bei Gelegenheit, daß er das Diebesgewerbe noch keinesweges aufgegeben, obwohl er nebenher jetzt auch das Amt eines Spions unter seinen Mitgefangenen ausübte, weshalb er der Schrecken ihrer aller war. Ein besondrer Quell der Einkünfte floß eben deswegen für ihn noch dabei, daß wenn Einem ein unvorsichtiger Scherz, ein unüberlegtes Wort entfahren war, man sein Stillschweigen mit Geld zu erkaufen suchte.

Einmal da ich mich eben im Zimmer des Gerichtsschreibers zum Verhör befand, sagt dieser zu dem Spion, der gerade hineintrat: „Ihr kommt jetzt aus diesem Gefängniß weg nach Cova da Moura.“ So heißt ein andrer Kerker, wohin die Verbrecher, welche zur nächst abfolgenden Deportation bestimmt sind, gebracht werden. Der Kerl erwiderte: „Ich meine, Sie werden mir's wohl besser angedeihen lassen!“ — „Nun,“ entgegnete jener, „so schickt mir Geld, dann wollen wir das Weitere sehen!“

Als Letzterer hinaus war, fragte ich den Dieb, wie viel er ihm zu schicken gedächte. „Der Gerichtsschreiber ist ein Spigbube,“ antwortete er, „er glaubt Alles, was ich verdiene, müsse für ihn seyn. Ich habe ihm dieses Jahr schon mehr als zwanzig Moldas gegeben, und muß jetzt doch noch zwei drauf legen, weil er weiß, daß bald ein Schiff nach Afrika abgeht.“

Wenige Tage nach meiner Einkerkerung in das Zimmer, welches unter der Aufsicht des Diebs stand, wurde ich in ein andres Gefängniß, genannt Sala Liore, gebracht. Der Juis war hier ein Schneider und Soldat, der mehrere absichtliche Mordthaten begangen hatte. Ich mußte ihm für den Eintritt 20

Pence erlegen, welche Erhöhung daher rührte, weil dieses Gemach für viel besser angesehen wurde, als das vorige.

Um diese Zeit, fährt Young fort, nachdem er die innere Einrichtung seines Kerkes geschildert, um diese Zeit befahl Don Miguel, daß die ganze Mannschaft welche die vorige (constitutionelle) Armee gebildet, an einem bestimmten Orte zusammentreffen sollte. Die Soldaten, welche durch ganz Portugal zerstreut waren, ermangelten nicht, dem Rufe Folge zu leisten, und zeigten einen glühenden Eifer für den Prinzen und seine Sache. . . . Das Fort Sanct Georg diente zum Hauptversammlungsplatz dieses Gemenges der verschiedensten Truppen, welche in keine Regimenter mehr eingetheilt waren. Während ihrer Anwesenheit verbot man den Gefangenen, sich den Fenstern zu nähern. Die Unbilden, welche letztern zugefügt wurden, lassen sich nicht wiederholen; die ehemals constitutionellen Soldaten begnügten sich nicht, sie mit Worten zu schmähen, sondern nahmen häufig eine noch edelhaftere Beweisführung ihrer Loyalität vor, welcher der Gouverneur des Forts mit seiner ganzen Familie aus seinen Zimmern zuzusehen pflegte. Dergleichen Unordnungen fränkten natürlich Don Pedro's unglückliche Freunde eben so sehr, als Don Miguel's Anhänger, die ursprünglichen Bewohner des Gefängnisses, daran ihre Freude hatten. Diese Leute waren Ausreißer, Diebe, Mörder und sonstige Verbrecher, welche nichts von der Constitution hoffen, und Alles von Don Miguel erwarten durften.

Letzterer setzte auch wirklich mehrere von ihnen in Freiheit, und gesellte sie der Expedition gegen Madeira bei. Zu denselben gehörte ein gewisser Silva, der mehrmals desertirt war, übrigens ein schöner junger Mann, und von feinerer Haltung, als man sonst bei Leuten seines Standes antrifft. Er machte den Diener in der Sala Liore, betrug sich jederzeit ungemein bösslich, und war mir äußerst zugethan. Beim Abschied umarmte er mich, und sagte: „Ich gehe nach Madeira. Vielleicht seh' ich Sie niemals wieder. Gott erhalte Sie gesund!“ — Wirklich glaubte ich ihn nie wieder zu sehen. Don Miguel aber hatte befohlen, daß Alle, welche an der Expedition Theil nähmen, ihm, bevor man sich einschiffte, die Hand küssen sollten. Nachdem diese Feierlichkeit vorüber war, kam Silva noch einmal in's Gefängniß, und sagte, daß er Etwas im Vertrauen mit mir zu reden habe. Ich führte ihn in meine Zelle. „Aus wichtigen Gründen komm' ich noch einmal zu Ihnen,“ hub er an; „ich kann Ihnen die Freiheit verschaffen. Machen Sie eine Eingabe an den König; nennen Sie sich seinen Freund; sagen Sie, Ihre Feinde hätten Sie ohne Grund in's Gefängniß gebracht, Sie wollten unter dem Schutze Don Miguel I. leben; und kommen Sie schließlich um ihre Freiheit bei ihm ein. Ich werde ihm Ihre Eingabe bei einer Audienz, die er uns vor der Abfahrt noch ertheilt, überreichen. Ich hab' ihm die Hand geküßt. Könnten Sie ihn nur sehen; er ist so gut! Bei Ueberreichung Ihrer Bittschrift werde ich sagen; Sie, darf ich auf die Begnadigung Herrn Williams

hoffen? — Kennt ihr diesen William? wird er mich sicherlich fragen. — Zu Eurer Majestät Befehl, antwort' ich dann, ich hab ihn im Gefängniß bedient, und weiß, daß er zu Eurer Freunden gehört. — Damit ist's genug; schreiben Sie nur gleich Ihre Bittschrift.

Ich wußte nicht, was ich dem guten Menschen antworten sollte, und sagte, um auszuweichen, ich hätte kein Stempelpapier. Das schien ihm sehr verdrüsslich zu seyn: „Nun,“ rief er, „ich werde morgen wieder kommen.“ — „Ihr sollt mich finden,“ erwiderte ich, und wir teennten uns.

Wirklich kam er folgenden Tages von Neuem. Da mir's aber unmöglich war, in den angegebenen Ausdrücken der Ergebenheit an Don Miguel zu schreiben, versteckte ich mich vor Silva in den Haufen der übrigen Offiziere. Er wartete geraume Zeit auf mich, und ging endlich mit dem Ausdruck des größten Kummers weg, ohne die Ursache desselben einem der andern Gefangenen mitzutheilen.

Ich zweifle nicht, daß eine in Silva's Sinn abgefaßte Bittschrift mir die Freiheit wieder verschafft hätte; und obwohl ich einen solchen Vorschlag verachtete, war ich doch keineswegs unempfindlich gegen das Gefühl der Anhänglichkeit, aus welchem er hervorgegangen. Mit Ueberzeugung spreche ich bei dieser Gelegenheit aus, daß, wenn die Portugiesen passender bürgerlicher Einrichtungen genöthigt, es kein besseres und gutmüthigeres Volk in der Welt gäbe.

#### Portugiesische Justiz.

Joad-dos-Reis war als Soldat mehrmals ausgehauen, und deshalb in's Gefängniß gesetzt worden. Als er später wieder freigelassen ward, machte er sich bald einer Menge Mordthaten schuldig; er selbst gestand, als er vor vier Jahren von Neuem gefänglich eingezogen wurde, deren vierzehn ein. Obwohl zum Tod verurtheilt, war er damals der Inis seines Gefängnisses.

Hinrichtungen werden in Portugal stets am Freitag vorgenommen. Am Dienstag kommt der Verbrecher in eine kleine Kapelle, das sogenannte Oratorio, wo er drei Tage bleibt, während welcher Zeit man ihm zu essen und trinken gibt, was er immer verlangt; am Freitag wird er dann unter Bedeckung nach dem Richtplatz geführt. Als vor vier Jahren der Kerkermeister dem Joad-dos-Reis den Befehl vorwies, ihn ins Oratorio zu bringen, ging dieser auf einen andern Gefangenen Namens Ferro (Eisen), welcher eben ein Kind auf den Armen hatte, los und rief: „ich muß doch sehen, ob Stahl in Eisen dringt.“ Mit diesen Worten hatte er ihm den Dolch in den Leib gestochen. Der Unglückliche stürzte zu Boden; das Ungeheuer warf sich abermals über ihn her, und brachte ihm noch mehrere Stiche bei, die ihn bald tödteten; hierauf setzte er sich auf den Leichnam, und rauchte ruhig eine Cigarre. — Keiner der übrigen Gefangenen, so entschlossene Leute auch unter denselben waren, wagte sich ihm zu fassen. Später wurde er in ein anderes Gemach gebracht, um über dieses neue Verbrechen von Neuem verhört zu werden. Dieses Gefängniß war

eines der besten Zimmer im Fort Sanct Georg, wo er sich noch gegenwärtig befindet. Dasselbe lag meinem eigenen Kerker gerade gegenüber, so daß ich häufig Gelegenheit hatte, mich mit ihm über die Sittlichkeit hinüber zu unterhalten. Er hat seit seiner Verhaftung das Schusterhandwerk gelernt, und verfertigt besonders Pantoffeln, welche seine Frau in Lissabon umher zum Verkauf trägt, denn dieser sowohl, welche ihn denn auch mit dem nöthigen Leder versorgt, als einem andern Weibe ist es gestattet, so oft sie wollen, zu ihm zu kommen, und so lang es ihnen beliebt, in seinem Zimmer zu bleiben. Klopfte er, und es eilt nicht sogleich einer der Gefangenwärter herbei, um nach seinem Verlangen zu fragen, so entladet er seinen ganzen Zorn auf dieselben und überhäuft sie mit Schimpfwörtern, so daß die sich wirklich ungemein zuvorkommend gegen ihn benehmen. Einmal sagte er zu mir: er denke wohl, wenn er demnächst wieder los komme, keinen Mord mehr zu begehen, wenigstens wenn man ihn allein lasse, denn dann habe er ja von Niemand einen Widerspruch zu ertragen. — Ich fragte ihn, ob er die Freiheit zu erhalten hoffe? Er erwiderte, er sprechere sich zu diesem Zweck ein Kapitälchen auf, und wisse gewiß, daß sein Prozeß für den Augenblick noch hinaus geschoben werde, wenn er nur den Gerichtschreiber bei guter Laune erhalte. „Indessen,“ fügte er hinzu, „gesetzt man gäbe auch wirklich Befehl zu meiner Hinrichtung, so ermordete ich eben einen Andern; das würde eine neue Untersuchung herbeiführen, und ich zwei oder drei Jahre länger leben; überdies, hoff' ich, wird es zu einem Tumult in Lissabon kommen, und dann halten mich diese eisernen Thore nicht auf.“

Die ganze Hauptstadt und alle Gefangene des Forts kennen die Geschichte dieses Mörders. Gleichwohl wird er besser behandelt, als mehrere Generale, die mit ihm unter einem Dach verhaftet sind, und welchen kein anderes Verbrechen zur Last liegt, als ihrer Pflicht treu gewesen zu seyn.

Als das Kriegsschiff Don Joad VI. von Brasilien in Lissabon anlangte, wurden sogleich mehrere Offiziere desselben in Verhaft genommen, die Matrosen auf andere Fahrzeuge gebracht, und Beschlagnahme auf den Don Joad gelegt, der gleich darauf zu dem Zug gegen Madeira ausgerüstet wurde. Am Abend, als die neue Mannschaft denselben bereits bestiegen hatte, ging der Proviantmeister in den Straßen von Lissabon spazieren, und war eben im Begriff ein Boot zu mieten, um sich nach dem Schiff überfahren zu lassen, als er plötzlich festgenommen und nach Sanct Georg geführt wurde, wo man ihn in unser Zimmer brachte. Er staunt über eine so plötzliche Verhaftung, hatte er gleich anfangs gefragt, wodurch er verdiene, eingekerkert zu werden, aber keine Antwort erhalten. Im Fort wiederholte er diese Frage. Man ließ ihn ruhig seyn; er aber schrie laut, sie sollten ihm sagen, was sein Verbrechen sey. „Gar nichts!“ bekam er endlich zur Antwort. Da wollte er nicht in das Gefängniß eintreten, und protestirte in den stärksten Ausdrücken gegen eine solche Verhaftung. Seiner Entrüstung ward

blos die Berücksichtigung zu Theil, daß man ihn wieder aus dem Offizierszimmer nahm, und in ein besonderes Loch sperrete. Am folgenden Morgen wurde er vor den Gerichtsschreiber gebracht, und erhielt einen derben Verweis. Noch immer bestand er darauf, den Grund seiner Einferkung zu erfahren; aber es ward ihm nicht die mindeste Auskunft. Gleich darauf führte man ihn in sein Gefängniß zurück; er sagte, als er an meinem Zimmer vorbeikam, in reinem Englisch zu mir: „Sie sind ein Engländer, Sie werden bald Ihre Freiheit erlangen, mich aber werden sie umbringen, denn ich bin ein Freund Don Pedro's.“ Die Pforte des Ganges schloß sich, und ich konnte ihn nicht länger sehen; kaum aber war er wieder in seinem Kerker, als er an die Thür schlug, und Gerechtigkeit verlangte. Er stimmte die constitutionelle Hymne an, und rief mit lauter Stimme: „Gerechtigkeit, Don Pedro, Gerechtigkeit!“ Anfangs hielt man sich an sein Geschrei nicht; als dasselbe jedoch immer stärker wurde, gingen einige der Gefangenwärter zu ihm, und drohten, ihm Fesseln anzulegen. Der Unglückliche aber hatte den Verstand verloren, und schrie immer fort: „Gerechtigkeit, Don Pedro, Gerechtigkeit!“ Die Uniform war ihm genommen worden, als er in jenes abge sonderte Gemach kam; als man das nächste Mal nach ihm sah, hatte er seine übrigen Kleidungsstücke abgerissen. Man schloß deshalb seine Fenster und ließ ihn im Dunkeln; aber weit entfernt, dadurch ruhiger zu werden, fiel er nun in vollkommene Tobsucht, so daß die übrigen Gefangenen die ganze Nacht nicht schlafen konnten. Seine Stimme war brüllend und glich kaum noch einer menschlichen. Gegen Abend versuchte er die eiserne Thür seines Kerkers zu sprengen, und hatte wirklich in einigen Stunden das Schloß gänzlich zerbrochen. Mein Nachbar, Joao-dos-Reis, machte mich hierauf aufmerksam, um die Schließer davon in Kenntniß zu setzen. Ich fürchtete anfangs durch eine solche Nachricht das Schicksal des besammernswerthen Mannes noch zu verschlimmern, endlich aber sagte ich Jenen doch, ihr neuer Gefangener sey wahnsinnig geworden, und suchte hierdurch ihre Menschlichkeit in Anspruch zu nehmen. Sie aber verfügten sich mit ungeheuren Stöcken und Stricken zu ihm, und schlugen ihn bestig: worauf sie ihn in Ketten warfen. Von ihnen erfuhr ich, daß er mit den Nägeln große Löcher in die Wand gegraben. Er wollte keine Nahrung zu sich nehmen, forderte aber eine Cigarre, welche man ihm gab, worauf man ihn ganz nackt, mit schweren Ketten belastet, zurückließ. Sobald die Wärter wieder fort waren, begann er sein Geschrei von Neuem, kirrte fürchterlich mit seinen Ketten, sang, und rief oft: „Don Pedro und Gerechtigkeit!“ Alles hatte Mitleid mit dem Unglücklichen. Am Morgen bat ich den Schreiber, sich doch an irgend eine Behörde zu wenden, daß man den Gefangenen in das Spital für Geistesfranke schaffen möge, indem er sich in seinem Kerker selbst aufreibe. Jener antwortete, daß er davor nichts könne! „Ich habe,“ setzte er hinzu, „an den General, an den Intendanten, und selbst an den Aufseher des Spitals geschrieben; ich will es von Neuem thun.“ In der dritten Nacht wurde der

Wahnsinnige besonders tobend, so daß mehrere der gefangenen Offiziere sich freiwillig erbieten, bei ihm zu wachen, und ihn im Fall der Noth zu halten. Es wurde gestattet; fünf bis sechs blieben bei ihm, saßen mit ihm in einem Winkel und plauderten. Sobald sie ihn aber gegen Morgen verlassen hatten, brach die Wuth von neuem aus, und dauerte bis gegen vier Uhr Nachmittags. Um diese Stunde kam ein Befehl von der Polizei, ihn in's Tollhaus zu bringen. Ich war gerade dabei, als man seinen Kerker öffnete. Er stand ganz nackt, mit schweren Ketten um den Leib, an einer Wand. Seine Fesseln mochten zusammen wohl 40 Pfund wiegen, und schnitten fürchterlich in seine Beine ein. Mit den Fingern hatte er Löcher in die Wand gegraben, groß genug, den Kopf durchzustechen. Bedeckt mit Blut, Schmutz und Kalk glich er kaum mehr einem Menschen. Er war jetzt ganz ruhig. Die Gefangenwärter hatten Stöcke mitgebracht, um ihn zu schrecken, schlugen ihn aber, weil er gegen Erwartung Alles mit sich geschehen ließ, nicht. Als man ihm die Ketten abnahm, warf er einen gräßlichen Blick um sich, betrachtete seine Hände, an denen er bei'm Graben die Nägel weggesprengt hatte, schaute dann auf seine geschundenen Füße, und sagte mit bitterem Ton: „Da seht Ihr, was Ihr gemacht habt.“ Der Zimmerseger hob den Stöck auf, und ließ ihn sich ruhig verhalten. Ich bat ihn auf Englisch um das Nämliche, indem ich beisezte, das würde gut für ihn seyn. Aber mit diesem Augenblick war er auch in seine Wuth zurückgefallen. „Zum Teufel Ihr und sie!“ rief er. „Don Pedro für immer!“ und sogleich fing er an die constitutionelle Hymne zu singen. Man legte ihm das Zwangshemde um, und setzte ihn dann mit einem Besen. Hierauf zog man ihm einige Kleidungsstücke an, welche eine ganz in Thränen gebadete Frau gebracht hatte. Dieselbe wollte durchaus nicht sagen, woher sie ihn kenne, und in welcher Beziehung sie zu ihm stehe. Endlich gab man ihm auch die Uniform wieder zurück, und überlieferte ihn so der Bedeckung, welche ihn abführen sollte. Ein Mann, wie es schien, sein Bedienter, wollte ihm den Arm geben, er erwiderte aber, er werde allein gehen, und so schritt er denn auch, umgeben von der Bedeckung, weg. Die Frau folgte ihm unter Thränenströmen.

Hiermit haben wir ein hübsches Gemälde von Don Miguels legitimer Regierung. Nicht einmal der Verdacht eines Verbrechens ruhte auf dem Unglücklichen, durch die härteste Behandlung zum Wahnsinn Getriebenen; während Joao-dos-Reis wohlbehaglich beinahe in vollkommener Sicherheit lebt.

(Schluß folgt.)

Ein Meister schalt auf seine Gesellen; ein Dritter, der dazu kam und nach der Ursache fragte, erhielt vom Meister die Antwort: „Ja, der Bursch will die Woche sieben Feiertage haben!“ — So mag es wohl mit Manchem stehen, der jetzt mit großen Worten, deren Sinn er nicht faßt, sich zu den Unruhelistern gesellt.



# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 20. Dezember 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 51.

### Das Lied vom Rhein.

Melodie: Wo Kraft und Muth in deutscher Seele flammen.

Um deutschen Rhein brach einst des Römers Kette,  
Womit er stolz die Welt gefesselt hielt.  
Der Väter Kraft errang das freie Bette,  
Das seine Fluth mit deutschem Gruß bespült.

Vor Deutschlands Flüssen allen,  
Soll unser Lied ihm schallen!

Auf seinen Hügeln wächst der edle Wein —  
Der Rhein, der Rhein, soll ewig unser seyn!!!

So fall' auch jetzt an seines Ufers Strande  
Ein jedes Volk, das unsrer Freiheit droht.  
Es knüpfen an den Rhein uns tausend Bande;  
Wer ihn uns nehmen will, dem harret der Tod. —

Vor Deutschlands Flüssen allen,  
Soll unser Lied ihm schallen! u. s. w.

Ein Nachbar-Volk buhlt lüsterner Begierde  
Um deine Gunst, du freudenreicher Rhein!  
Doch Treue ist des deutschen Namens Zierde —  
Wir lieben dich; wirst du Verräther seyn?

Vor Deutschlands Flüssen allen,  
Soll unser Lied ihm schallen! u. s. w.

Nein, nie wird er die goldne Treue brechen,  
Die unser Schicksal eng mit ihm vereint.  
Er kennt die Sprache nicht, die Jene sprechen;  
Nur deutscher Zucht und Sitte ist er Freund.

Vor Deutschlands Flüssen allen,  
Soll unser Lied ihm schallen! u. s. w.

Drum auf mein Volk! Beschütz das alte Erbe —  
Sobald die Feinde seinen Fluren dräu'n.  
Und wem der Todesengel winkt, der sterbe  
Mit heitrem Sinn; Es galt ja um den Rhein.

Vor Deutschlands Flüssen allen,  
Soll unser Lied ihm schallen! u. s. w.

Mit unserm Blut befruchten wir die Hügel,  
Durch welche seine reichen Wellen fliehn.

Und unsres Geistes ewig klarer Spiegel  
Soll in des Rheines goldnen Trauben glühn,  
Vor Deutschlands Flüssen allen,  
Soll unser Lied ihm schallen! u. s. w.

Trinkt dann der Enkel einst das süße Leben,  
So schlürft er unsre Seelen auch mit ein. —  
Und wie die Väter kämpften um die Reben,  
So kämpft er ritterlich um seinen Rhein.  
Vor Deutschlands Flüssen allen,  
Soll unser Lied ihm schallen! u. s. w.

Teutoniüs.

### Skizzen über Portugals gegenwärtigen Zustand.

(Von dem Engländer Young.)

(Schluß.)

#### Einzelne Züge aus der Tagesgeschichte.

Nachstehende Geschichte zeigt, wie die alte Königin über England dachte, während darin zugleich der Charakter ihres Sohnes unter einem neuen Gesichtspunkt dargelegt wird. Das Pferd, genannt der schwarze Prinz, welches Don Miguel vom König von England während seines dortigen Aufenthaltes zum Geschenk erhalten hat, wurde auf Befehl der alten Königin vergiftet. Der Schinder zertheilte es in Stücke, und legte diese dem Ufer des Tajo entlang, damit sie von den Hunden aufgefressen oder von den Wellen weggespült würden. Als Don Miguel von dem Tod hörte, kam er in den Stall; die Knechte sagten ihm, das Thier sey an der Kolik gestorben, er aber glaubte hieran nicht, und wurde wüthend. Er hätte den Mörder des Pferdes erwürgt, wäre dieser nicht entflohen. Dasselbe sollte, dem Wunsch des Prinzen nach, wenigstens ausgebälgt und in der Sattelkammer aufgestellt werden, aber auch hierzu war es zu spät. Bald erfuhr er die wahre Ursache von dem Tod des Pferdes, und hatte somit einen guten Vorwand, mit seiner Mutter zu schmollen. Ich sage einen Vorwand; denn der eigentliche Grund ihrer gegenseitigen Unzufriedenheit mit einander lag viel tiefer.

Das Fort Sanct Georg hat zwei Kapellen, wo jeden Sonn- und Feiertag Messe gelesen wird. In den Gefängnissen Portugals ist es ein alter Gebrauch, den Tag Sanct Peters zu feiern, welcher als der Schutzheilige der Gefangenen gilt, wahrscheinlich weil er die Schlüssel des Himmelreichs in Händen hält. Einige Tage vor dem 29. Juni, als dem Petersfest, ward den Verhafteten durch den Kerkermeister und den Gerichtschreiber die Erlaubniß zugesichert, dieses Fest mit dem ganzen gewöhnlichen Ceremoniel, d. h. mit einer großen musikalischen Messe feiern zu dürfen, falls sie die Kosten dazwischen ausbringen könnten. Wir hatten damals einen Hauptmann vom 13. Regiment in unsrer Gesellschaft, der durch Verwechslung statt des Hauptmanns einer andern Compagnie eingezogen worden war. Dieser bot sich an, und die Musik seines Regiments zur Messe zu verschaffen; es wurde daher eine Subscription eröffnet, und wer nur immer Geld hatte, trug mit Vergnügen dazu bei. Sanct Peter mußte nothwendig in Person zugegen seyn, daher man seine Statue aus einer benachbarten Kirche entlehnte. Der Heilige, mit zwei ungeheuern Schlüsseln in der Rechten, ward auf den Altar gestellt. Daß er Namensbruder des Kaisers von Brasilien sey, war keinem der Verhafteten eingefallen; alle aber wurden angeklagt, das Bild in dieser Absicht haben holen zu lassen. Ein Spion nämlich zeigte dem Polizei-Intendanten an, die Offiziere bereiteten ein Fest in ihrem Kerker, und hätten sich hiezu eine Bildsäule Sanct Peters verschafft, obwohl sie sonst diesem Heiligen wenig Verehrung erwiesen. Die Hände des Apostels seyen von ihnen entweiht worden, indem sie Schlüssel von weißem Zinn mit einem blauen Band (die Lieblingsfarbe der Constitutionellen daran gefunden; der Heilige stelle lediglich Nichts vor, als Don Pedro, und das Ganze sey eine aufrührerische Allegorie, wodurch man andeute, Don Pedro werde den Don Miguel noch unter Schloß und Riegel bringen.

Noch an demselben Abend kam ein Verbot, das Fest zu feiern, und Anweisungen an den Kerkermeister, die Gefangenen den Peterstag über scharf im Auge zu halten. Der Heilige wurde in der Nacht aus dem Fort weggeschafft.

#### Freilassung und Aufklärung über den Verhaft.

Young wurde endlich auf Verwendung des englischen Ministers, Lord Aberdeen, am 7. September seiner Haft entledigt, allein nur gegen ausgestellte Erklärung, den portugiesischen Boden schleunigst zu räumen, und nie mehr betreten zu wollen, wogegen er jedoch, so wie gegen das ganze Verfahren, dessen Opfer er gewesen, vom Bord des englischen Paketboots aus eine Protestation abfaßte, die er dem englischen Consul in Lissabon zuwies. Seit seinem Verhör in Leiria war er niemals mehr eigentlich untersucht worden, noch überhaupt mit irgend einer richterlichen Person zusammen gekommen. Die Denunciation, auf welche hin er in Leiria verhaftet wurde, bestand, wie er erzählte, in folgendem Brief des Richters von Jora d'

bidos an den Befehlshaber der Vorhut der königlichen Truppen:

Rio-Major, den 26. Mai 1828.

Ich ersuche Ew. Excellenz Kunde von folgendem Vorfalle zu nehmen. Vor wenigen Augenblicken ist ein Engländer Namens William hier durchgereist; er war bewaffnet und wie ein Postillon gekleidet. Man hat ihn in gegründetem Verdacht, ein Spion zu seyn, und mit den Rebellen im Verkehr zu stehen. Ich bitte Ew. Excellenz, denselben zum Besten unsrer heiligen Religion und des Königs, unsres Herrn, bald möglichst festnehmen zu lassen.

Gott schütze Ew. Excellenz.

Berriato Certorio de Faria Blanc.

Ich konnte, als ich diesen Brief zu lesen bekam, erzählt Young, Anfangs gar nicht begreifen, was dieser Mona gegen mich habe. Kaum hatte er mich in Rio-Major vorbeigesehen, und ich selbst erinnerte mich denselben bloß ein einziges Mal in den Bädern von Nazareth gesehen zu haben, wo ich überdies nicht einmal mit ihm sprach. Endlich erklärte ich mir die Sache also. Während meines Aufenthaltes in Nazareth traf ich eines Tages an einem Spieltisch mit einem Geistlichen aus dem Städtchen Ovidos zusammen, der seinen ersten Aeußerungen nach constitutionell zu seyn schien, im Grund aber, wie ich bald entdeckte, nur ein Casuist war. Eben hatte Portugal die Constitution Don Pedro's erhalten. Ich gerieth mit dem Manne in einen ziemlich lebhaften Streit über dieselbe. „Anfangs,“ sagte ich, „war man da und dort etwas gegen die Charte, aber bald wird man sich von ihrer Wohlthätigkeit überzeugt haben.“ — „Ganz gewiß!“ erwiderte der Priester, „wenn man den 4. Artikel des 8. Capitels ausmerzt, und einen andern dafür einsetzt. Denn dieser Artikel geht darauf aus, unsere heilige Religion zu untergraben; er heißt: Kein Bürger wird um der Religion willen beunruhigt werden, wenn er nur die Staatsreligion in Ehren hält, und den guten Sitten kein Aergerniß gibt.“ — Ich entgegnete, ich sähe in diesem Artikel Nichts, was die Religion gefährden könnte; vielmehr sichere derselbe Jedem Gewissensfreiheit in religiösen Gegenständen zu. „Ich sehe wohl,“ sagte er, „daß Sie ein Freimaurer sind. Stellen Sie sich vor, eines meiner Beichtkinder komme nicht zur Beichte, und mache ihm darüber Vorstellungen, könnte mir der Mensch nicht jenen Artikel entgegenhalten und sagen: Ich habe die Staatsreligion nicht beleidigt, noch der öffentlichen Sittlichkeit ein Aergerniß gegeben. Wenn ich nicht zur Beichte gebe, so wissen hievon bloß Sie, und Ihre Religion gebet Ihnen, die Sünden Anderer nicht unter das Volk zu bringen. Lassen Sie mich also in Frieden, und kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten.“ — „Allerdings,“ antwortete ich, „neben Das will jener Artikel besagen.“ — Darüber wurde der Geistliche höchst aufgebracht, und rief: „Portugal ist kein England; wir haben keine Anna Boleyn, wohl aber viele von ihren Schülern, und merke, Sie gehören zu denselben.“ Ich lachte über die seltsame Citation aus unsrer Geschichte; er aber ging, Berwünschungen aus

stehend, auf und ab. Ein Dritter, der zugegen war, suchte ihm bemerklich zu machen, daß ich etwas sehr Unschuldiges gesagt, und bat ihn, sich wieder zu setzen, denn offenbar sey er Derjenige, welcher Unrecht habe. Auf Dies rief der Geistliche: „Sie sind auch ein Freimaurer.“ Damit trennte man sich.

Ich vermag mir den Brief des Richters von Foradobidos nicht anders zu erklären, als indem ich denselben in Verbindung mit diesem Vorfall bringe.

## Die Heuschrecken in Südamerika.

Ueber diese erzählt Temple (in seinen höchst interessanten „Travels to various parts of Peru, London 1830“): „An einem Abend hatten wir in einiger Entfernung von uns über die Fläche des Landes einen überraschenden Anblick. Gewohnt überall die grüne Farbe des Grases und der Baumblätter in allen Schattierungen zu sehen, bemerkten wir mit einem Mal eine fast gleichförmige Masse von Rothbraun, so daß Einige von uns es für eine Haide hielten, auf welche die Sonne scheine; allein es waren Wolken von Heuschrecken auf ihren Zerstörungszügen. Es ist nöthig zu sehen, um zu glauben, in welcher Menge sie schwärmen. Sie bedeckten buchstäblich Erde, Sträucher, Bäume, so weit wir schauen konnten; die Zweige bogten sich unter ihrer Menge, wie man es bei tiefgefallenem Schnee, oder wenn Bäume mit Früchten überladen sind, findet.

Hätte man mich mit verbundenen Augen an einen Punkt geführt, und nun die Binde weggenommen, so würde ich beim ersten Anblick geglaubt haben, daß ein wirklicher Schneehauer in dicken Flocken falle. Nicht nur sah die ganze Atmosphäre in der Richtung so aus, in welcher man sie wahrnahm, sondern selbst die kräftigen Strahlen der Sonne waren abgehalten. Wir passirten mitten durch den von ihnen eingenommenen Raum und brauchten eine volle Stunde, um hindurch zu kommen, während wir mit gewöhnlicher Schnelle reiseten.“ — Diese Erzählung darf nicht übertrieben erscheinen, wenn wir uns an die merkwürdigen Berichte über denselben Gegenstand aus einem andern Welttheile erinnern, die der berühmte Barrow („Travels in Africa“) uns geliefert. Dort heißt es: „Von der unzähligen Menge der Larven von Heuschrecken, welche um diese Zeit diesen Theil von Afrika beimsuchten, kann man sich, ungesehen, keinen Begriff machen. Auf dem Raume von zehn (engl.) Meilen auf jeder Seite des Seelubflusses und 80—90 Meilen in der Länge — eine Fläche von 1600—1800 engl. Quadratmeilen — konnte man buchstäblich die Oberfläche als bedeckt ausgeben. Das Wasser des Flusses war kaum zu sehen vor den auf der Oberfläche schwimmenden todtten Körpern derselben, welche bei dem Versuch, an das im Wasser wachsende Schilf zu kommen, ertrunken waren. Jeden Grassalm und jedes Kraut hatten sie verzehrt. Ihr letztes Abzweigen von der Kolonie war auch wunderbar. Alle ausgewachsenen Insekten wurden durch einen Nordweststurm in die

See getrieben und nachher an das Ufer geworfen, wo sie eine 3 bis 4 Fuß hohe Bank gebildet haben sollen, welche sich fast 50 engl. Meilen weit erstreckte. Der Zug der lebenden Heuschrecken passirte an den Häusern von zwei Personen unserer Gesellschaft vorbei, welche versicherten, daß er ohne Unterbrechung über einen Monat lang gedauert habe.“

Folgende Thatsache noch erzählt Temple: „Ein Engländer, der eine sehr vielversprechende Tabakpflanzung hatte, erlebte Folgendes. Als er von einem solchen Schwarm Heuschrecken und ihren Verderben höre, die gewöhnlich alle 5 bis 7 Jahre das Land befallsuchten, machte er jede Vorbereitung zum Schutze bei ihrem Besuch. Er selbst erzählte mir: Ich versoh mich mit Pulver zum Schießen und Losbrennen, da sie hierdurch oft schon verjagt worden, und brachte sogar meine 40,000-Tabakspflanzen von einem entfernten Punkte auf einen Platz dicht neben dem Hause, wo sie bereits gesund und kräftig etwa 12 Zoll hoch gewachsen waren, als eines Nachmittags, während der Giesta, mein Hausverwalter in's Haus eilte und rief: Langostas! Langostas! Langostas! — Ich sprang auf und lief vor's Haus, um zu sehen, ob sie nah oder fern waren, und sah sie in einer dichten Wolke rund um uns her. Ich holte gleich meine Pistolen, um etwas Pulver loszubrennen, während andere gegenwärtige Personen, Töpfe, Pfannen, Kessel und was sie sonst zum Lärmachen finden konnten, ergriffen. Aber ich noch etwas Wirkames geschehen konnte, verdichtete sich der Schwarm über der Einzäunung, worin sich die Tabakspflanzen befanden, die im üppigen Grün prangten, und plötzlich in schweren Massen auf sie herabfallend, deckten sie das ganze Land so vollständig, als wenn ein brauner Mantel darüber gebreitet worden war. In etwa 20 Sekunden, ich versichere — aufs Feierlichste, daß es nicht eine halbe Minute seyn konnte — erhob sich der Schwarm wieder so plötzlich als er sich niedergelassen und setzte seinen Flug fort, indem er das Feld von 40,000 Pflanzen, ohne eine Spur von einer einzigen — buchstäblich so rein zurückließ, als wenn es mit einem Besen gefegt worden wäre.“

## Ein schöner Zug aus dem Leben der Demoiselle Sontag.

Bei dem letzten Aufenthalt der Demoiselle Sontag in St. Petersburg erzählte ein Kunstbändler in Gegenwart der Gefeierten, daß er so eben einen Freund besucht, der über die Ankunft der berühmten Künstlerin ungemein betrübt sey.

Demoiselle Sontag. Wie so, mein Herr, was kann ich dem mir unbekanntem Herrn Unangenehmes erzähet haben?

Der Kunstbändler. Doch! Sie sollen wissen, daß er einst in sehr brillanten Umständen gewesen, daß sein Haus eine Freistätte aller Künstler war, daß er oft viele hundert Meilen weit gereist — um berühmte Sänger zu hören, daß er in Paris und London

Soirées gegeben, die ihm Tausende kosteten, um Heroen der Tonkunst zu ehren, und daß er jetzt so herabgekommen, daß er diejenige, welche ihm als Königin des Gesanges mit Recht geschildert wird, nicht einmal singen hören kann!

Demoiselle Sontag. Mein Herr, ich bitte Sie, ihm so viele Karten zu senden, als ihm beliebt — einem solchen Kunstfreund gefällig zu seyn, halte ich für meine Pflicht. —

Der Kunsthändler. Ach, wenn es nur das wäre! die Entrée-Billéts sollten seinen Freunden keine Sorge machen, allein der Arme sitzt, Schulden halber im Gefängnisse, und der Betrag ist für seine Freunde zu hoch, um ihn auszulösen.

Demoiselle Sontag. Das ist freilich sehr traurig, allein wenn er mich hören will, so werde ich auf Mittel sinnen, ihm auf eine anständige Art eine oder zwei Arien vorzutragen.

Die Gesellschaft konnte sich des Lächelns nicht enthalten. Wie wird sie das anfangen? fragte man sich. Demoiselle Sontag wird doch nicht den Saal des Schuldengefängnisses wählen um ein Konzert zu geben. Jedermann hielt die Antwort der Sängerin für einen Scherz, und man sprach nicht weiter davon.

Nach einigen Tagen stürzt der wegen Schulden Verhaftete in die Wohnung des Kunsthändlers. Ich bin frei, spricht er, frei — Ihre Frau hat für mich bezahlt, ich erhalte eine Einladung zu Ihnen — ach! wozu die Einladung, ich wäre ja ohnehin hierher geeilt, um Ihnen meinen Dank auszusprechen. —

Meine Frau? sagte der Kunsthändler, erlauben Sie, das ist unmöglich — unsere Umstände sind nicht so —

In diesem Augenblicke hörte man im Nebenzimmer ein Klavier und gleich darauf die Silberstimme der verehrten Künstlerin.

Nun erklärte sich der Kunsthändler Alles und verständigte seinen Freund davon. Der Kunsthändler irrte sich nicht; Demoiselle Sontag hatte mit seiner Gattin den ganzen Couv verabredet; sie ließ durch diese den Schuldenbetrag ausbezahlen, und nachdem der Kunstfreund seine Freiheit erlangt, ihn in des Kunsthändlers Haus bestellen.

Wer beschreibt das Entzücken des Ueberraschten, wer schildert seine Empfindung, seinen Dank. Er stürzt der Liebenswürdigen entgegen. Demoiselle Sontag läßt sich nicht irre machen und singt ihre Arie mit aller Anmuth, die ihr zu Gebote steht, zu Ende. Nachdem sie geschlossen, wendet sie sich an den, im freudigen Ersinnen Ueberglücklichen. „Mein Herr,“ bemerkt sie, machen Sie kein Aufhebens über einen Akt der Dankbarkeit, den ich an Ihnen geübt. Ich habe den Ertrag meines gestrigen Konzertes zu Ihrer Befreiung verwendet, das ist nichts als eine Kleinigkeit und kostet mich nichts als ein Paar Gesangsstücke. Möchten alle Virtuosen, denen Sie ihr Vermögen aus Kunstliebe gewidmet, eben so handeln, und Sie würden gewiß einen besondern Theil desjenigen wieder erhalten, was Sie so großmütig unserm ganzen Stande widmeten.“

## Ladung Carls X. vor Gericht.

Auch Carl X. ist, wie seine Minister vor Gericht geladen, mit dem kleinen Unterschied jedoch, daß es bei ihm nicht um Hals und Kragen geht.

Zu Edinburg, wo derselbe sich bekanntlich gegenwärtig anhält, sind nämlich neun Wagen Carls X. in Folge eines anhängig gemachten Processes gegen denselben gerichtlich mit Beschlag belegt. Die Sache verhält sich wie folgt: Als die königliche Familie im Jahre 1793 nach Deutschland flüchtete, wurden ihre Bagagewagen auf der Reise Schulden halber angehalten. Ludwig XVIII. und Carl X. vermochten den Grafen Pfaff von Pfaffenhofen ihren Gläubigern Bürge dafür zu werden. Nach einigen Jahren wurde letzterer gerichtlich belangt und gezwungen ungefähr 40,000 Pf. St. zu bezahlen, welches ihn im Jahre 1804 nöthigte, seine Güter zum halben Werth zu verkaufen. Nach der Wiedereinsetzung Ludwigs XVIII. wandte sich der Graf an den König und an den Dauphin, um Zahlung, wozu sie sich in Terminen anbeischig machten, und erhielt seitdem in drei Malen 150,000 Franken. Nach Carl X. Thronbesteigung wandte er sich von neuem an denselben und erhielt eine Menge Versprechungen, aber kein Geld. Nach Carl X. Flucht nach England wurde die Forderung eine halb verlorene. Der Graf stand nun nicht an, zu gerichtlicher Hülfe seine Zuflucht zu nehmen und den vormaligen König vor die House of council and Session laden zu lassen. Er erhielt sich jetzt 50,000 Pf. St. königliches Eigenthum in den Händen eines Edinburger Banquiers unter Beschlag.

## S p ä ß e.

In dem kleinen Lustspiel: „Künstler-Liebe“ hat ein Diener zu „Suschen,“ dem Hausmädchen, zu sagen: „Sie denkt wohl, weil sie Suschen heißt, es wird einmal für Sie auch ein reicher Morikener (Magister Morikener) kommen?“

In sächsischen Blättern kommen oftmals sehr drollige Anzeigen vor. So liest man z. B. in der Sachzeitung von Leipzig aus: „Auf einem hiesigen Privattheater soll der „Maurer und Schlosser“ von Luther aufgeführt werden. Derjenige der Herren Schlossmeister, welcher den Unterzeichneten ein Schurzfell zu diesem Behuf auf einen Abend leihen wollte, wird gebeten, es den Unterzeichneten unter der Adresse: „Hungerleiden mein Gemüth,“ gefälligst anzuzeigen. Die Direktion des obbesagten Privattheaters.“

Ein junger Mann, der, eine Anstellung hoffend, mehrere Jahre umsonst in einem Bureau gedient hatte, blieb plötzlich aus und als man seine letzte Arbeit zur Hand nahm, fand sich am Schluß folgender Vers:

Gar wät ist hier der Weg vom Kopfe bis zum Wagen,  
Der melne knurret sehr, will's Warten nicht vertragen;  
Und weh, trotz Arbeit, man beim Essen mich vergißt,  
Mach' auch die Arbeit Der, der hier statt meiner ist.

# Blätter

für

## Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 27. Dezember 1830.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Nro. 52.

### Kriegs-Szenen.

Erinnerungen eines französischen Soldaten.

„Zum Henker mit dem Ruhme! in Deutschland gibt es kein Futter mehr. Nach Mainz, nach Mainz!“

So lautete nach dem Uebergange über die Elster das Geschrei der flüchtigen Banden, welche der Armee vorausgingen, und Alles plünderten, was ihnen in den Wurf kam. Ihre Gewehre hatten sie von sich geworfen, aber mit Bratz und Kochpfannen waren sie wohl gepackt. Man nannte sie die Fricoteurs. Waren wohl 12,000 Mann beisammen, worunter Kranke oder Verwundete, meistens Conterts. Dieser Larm von Fußvolk und Reite. In allen Regimentern war die Verschiedenheit der Uniformen kaum zu erkennen. Gleich sehr mit Roth bedeckt, abgemagert im Gesicht von den Strapazen, und geschwärzt durch den Rauch des Vivouacs, liefen sie gleich den von Hundengeheften Hammeln auf der Heerstraße wild und in Sprüngen durcheinander. Zuweilen ward diese große Herde von einem panischen Schrecken befallen, und dann setzte sie, rechts und links auseinander fliehend, Pfeden und Gräben hinweg, breitete sich weit hin

auf der Ebene aus, und wich bis nahe an unsere Reihen zurück. Wenn die Gefahr vorüber war, und der Schrecken sich gelegt hatte, so sammelten sich die Flüchtigen wieder in Pelotons, und es hieß auf's Neue: „nach Mainz! nach Mainz!“ Mergstlich und leuchtend sah man sie wieder vorschreiten, bis der Schatten eines Kosaken sie abermals versprengte. Und diese nämlichen Menschen hatten zu Lützen und zu Bautzen gesiegt, sich unter den Wällen von Dresden mit Ruhm bedeckt! — aber damals ging es vorwärts. Der Rückzug hatte sie demoralisirt, wie Napoleon sagte; sie konnten nicht zum Stehen gebracht werden. Es ward auf sie, wie auf den Feind geschossen, doch blieben sie im Marsch. Ich erinnere mich, wie der Marshall Dudinot eines Morgens den Befehl gab, es sollten von diesen Flüchtigen ein halbes Duzend auf's Ungefähr ergriffen werden, um an ihnen ein Beispiel zu statuiren. Es wurde wenig Federlesens mit ihnen gemacht.

„Wie heißt Du?“

„Fricoteur.“

„Unverschämter! wo befindet sich Dein Regiment?“

„Das weiß ich nicht.“

„Niedergekniet!“

Und er ward erschossen.

Einige Hundert Fricoteurs, die neugieriger waren als ihre Kameraden, sahen die Execution zu. In dem verhängnißvollen Augenblicke raffte sich einer der Verurtheilten rasch wieder auf, macht einen Entschluß, abmt das Geschrei eines Polichinell noch, und ist mit ein paar Sägen mitten unter dem Haufen. Statt seiner wird nun einer der Zuschauer ergriffen, und, um die Zahl voll zu machen, erschossen. So wie das Schauspiel vorbei ist, pfeifen die Fricoteurs es aus, und besgeben sich wieder auf den Marsch.

Sie ließen aber nicht immer so mit sich umspringen; dies erfuhr der Escadronschef Rossignol. Er wollte am Ausgange eines kleinen Dorfes bei Hänefeld, mit einigen Offizieren, die er bei sich hatte, einer dieser Banden den Weg verrennen, und rief ihr mit geschwungenem Säbel zu: „Canaille, la gloire et l'honneur...“ Aber ehe er noch ausgeteet hatte, warfen sie ihn nebst seinen Begleitern unter Lachen und Fluchen, und mit der Erwiederung: „Es gibt weder Ruhm noch Ehre mehr, und wir scheeren uns den Henker um die Offiziere,“ von ihren Pferden, und gingen über ihre Leiber weg.

Im Uebrigen verfahren sie auch nicht säubelich mit einander. Wenn einer von ihnen von Hunger und Strapazen erschöpft umfiel, so fielen seine zwei nächsten Nachbarn über ihn her, der Eine sprang ihm auf dem Leib, während der Andere ihm die Stiefeln und die Montur auszog. Der Sterbende kroch dann noch einige Schritte seitwärts im Kotbe, um nicht zertraten zu werden, und hauchte hernach seine Seele am Rande eines Grabens aus.

Rossignol kam diesmal noch mit dem Leben davon. Die Trümmer unsers Regiments, dessen Befehlshaber er war, fanden ihn wieder auf, und nachdem seine Quetschungen verbunden worden waren, bals man ihn wieder auf's Pferd. Aber von diesem Augenblicke an verließ ihn die Schwermuth, die ihn sonst nur einzeln

befallen hätte, nicht mehr, selbst dann nicht, wenn er lachen wollte. Mit einer gespannten Aufmerksamkeit blickte er auf die fahlen und knöchernen Gespenster hin, die zu beiden Seiten des Weges durcheinander lagen, wie ein Windbruch, und über welchen Tausende von Raben unter krächzendem Geschrei hin- und herflogen.

„Ei, ich sehe ihn doch nicht unter den Skeletten,“ sagte er zu mir.

„Wen, mein Commandant?“

„Ei, Wetter! Dümanet, unsern höllischen Pfaffen.“

Es war dieses ein armer Teufel von normännischen Seminaristen, der durch einen Beschluß des Polizei-Ministers in einen Lancier umgewandelt worden war. Er hatte in seinem Seminarium, ich weiß nicht welchen, Post zu Ehren des Papstes geschossen, ich glaube, eine lateinische Ode verfaßt, in welcher er Pius VII. einen regnatorem orbis genannt. Das hatte nun der Herr von Kovigo, jetzt römischer Prinz, damals aber ein wüthiger Galliane, sehr anstößig gefunden, und so ward denn der geschorne Dichter zur Buße als gemeiner Soldat unserm Regimente einverleibt. Eine schwere Buße! das versichere ich. Eine Zielscheibe aller schlechten Späße seiner Kameraden, verböhnt von den jüngsten Conscripten, fand er noch einen unverfönllichen Plagegeist in dem Commandanten Rossignol. Dieser alte Pandur der Republik, Staats-Diffizier seit der Schlacht von Jemappes, hatte alle seine Kameraden Generale, ja Könige werden sehen; nur er allein war und blieb Escadrons-Chef. Ordensbänder erhielt er wohl, aber keine Beförderung. Diffizier der Ehrenlegion, Ritter der eisernen Krone und des Ordens de la Réunion, hatte er von seinem vormaligen Republikanismus nichts beibehalten als Ohringe à la Dumouriez und einen bitteren Priesterhaß. Gott weiß, wie manchen Hieb mit der flachen Klinge er dem armen Dümanet aufgezehlt hat. „Ei, Du heillosen Pfaff,“ war sein steter Refrain, „hängen thut man Euch nicht mehr, aber bei mir bleibt Ihr nun und immer schlecht angeschrieben.“ Dümanet ertrug Alles, Kränkungen und Mißhandlungen, mit evangelischer Geduld. Er versah nicht allein den eigenen Dienst auf's Pünktlichste, sondern auch oft den der Andern mit. Zu Leipzig hatte keiner mehr Bravour gezeigt als er, und seitdem war er verschwunden.

„Wir werden ihn schon wiedersehen,“ murmelte Rossignol, auf seinem russischen Pferde trabend, vor sich hin; „der Rabe verfolgt mich.“

„Die Todten kehren nicht wieder, und todt ist er ohne Zweifel.“

„Ich verlasse mich nicht darauf. Er wird wiederkehren und mir Unglück bringen. . . . Ha! siehe da! ist er das nicht?“

Er zeigte nach einem abgemagerten, nackten Körper, ganz von Lanzenspitzen durchbohrt, hin. Beim Getrapel unserer Pferde schien die Leiche lebendig zu werden, und kroch auf den Händen uns mit dem Geschrei nach: „Kameraden, Kameraden! um Gotteswillen ein Bißchen Brod!“ Einer unserer Soldaten erbarmte sich seiner, und schob seinen Karabiner auf ihn ab.

Am 21. Oktober hatten wir uns um ein gutes Feuer bei'm Vivouac von Schluchtern gelagert; der Commandant Rossignol schien in ein dumpfes Hinbrüten versunken zu seyn. Seiner Gemohnheit nach hatte er seine Montur ausgezogen, um sich besser zu erwärmen, und auf seiner tätowirten Brust gewahrte man nun ein wahres Regiments-Museum, nämlich: einen Soldaten, der seiner Geliebten eine Rose überreicht; Waffen-Trophäen; eine Freiheitsmütze; unter dieser einen Adler. An einer goldenen Kette hing ein großes Medaillon, das Rossignol mit verliebten Blicken betrachtete. Es war das Bild einer robusten Schönheit, die bis unter das Kinn mit einer dreifarbigigen Schärpe geschmückt war.

„Ha, Julie! da haben wir eine wahre Emigranten-Campagne. Wir haben über die Hälfte des Regiments, den Obristen, unsern Adler, den Teufel und seine Sippschaft verloren, und sind auf der Retirade, Aber warum steckt man der Armee auch Pfaffen unter? . . . Ha! meine Herren, wie gefällt Ihnen diese hier? . . . Ich war nahe daran, sie zu heirathen. Sie war mir in dem ersten Kriegszuge wider die Vorurtheile nach Italien gefolgt. Leider fiel sie mit unserer Bagage auf St. Domingo in einen Hinterhalt.“

„Ach, Commandant, wenn eine so hübsche Frau in einen Hinterhalt fällt. . . .“

„Ja wohl, lieber Freund,“ fuhr er nun fort, mir das Medaillon näher haltend: „Sie sehen diese bezaubernden Züge, diese göttlichen Reize. . . . das Alles ist von den Negern verspeiset worden; ich bin darum nicht weiter gekommen, weil ich nicht schmeicheln mag. . . . Aber wer plänkelt denn da noch, nach jener Seite?“

„Das sagt nichts: es sind die Fricoteurs, die sich heute Abend auf uns repliren, und die man mit Flintenschüssen abweist. Die Kosacken oder auch die Baiern — denn man sagt, daß diese Verräther uns den Weg versperren wollen — schicken sie uns wieder zu.“

„Was? Die Baiern uns den Weg sperren! Die Baiern? Ei, poß Welten, das wäre doch arg.“ Und das Blut stieg dem alten Soldaten zu Gesicht.

„Uebrigens,“ begann er wieder und seufzte dabei tief auf, „bin ich auf Alles gefaßt, seit wir den vertrackten Pfaffen haben. Sie lachen? nun, so hören Sie: Vor langer Zeit — der Kaiser war noch nicht weiter als eben Diffizier geworden — (ich war schon Kapitän) — rückte ich mit meiner Compagnie in Basel, in der Schweiz, ein. Auf der Straße sehe ich einen Pfaffen, und renne ihm maschinenmäßig meinen Säbel in den Leib. Er hatte mir nichts gethan, mir nichts gesagt, und so habe ich vielleicht unrecht gehandelt; aber damals, der Entusiasmus. . . . Sie verstehen mich. Kurz, ich habe ihn getödtet; aber im Sterben warf mir der Schuft einen Blick zu, der zu sagen schien: „ich werde mir schon rächen.“ Und wahrhaftig, ich habe den Lump überall wiedergesehen, und immer, um mir eine Fatalität zu verkündigen, z. B. bei dem Aufstande zu Madrid, am 2. Mai, zu Rowno, am Abend des großen Sturms, und nun dachte

ich gleich (ich wollte es auch dem Kaiser sagen), daß es mit dem Feldzuge in Rußland schlecht ablaufen würde. Endlich, zu Dresden, führen sie uns ein Detaschement Conscriptirte zu, und der Erste, den ich erblicke, das ist der Patron, es ist Dümanet."

Erschrocken sehe ich Kossignol an, weil ich glaubte, er hätte den Verstand verloren, und sage:

"Wie? Commandant, Sie glauben?..."

"Glauben? Ich glaube an gar nichts; und dennoch versichere ich Ihnen, falls Sie zu meiner Stelle Gelüsten haben, daß sie bald vacant seyn wird. Ich werde Frankreich nicht wieder sehen — der heillose Pfaffe leidet es nicht."

"Sie haben ihn ja doch getödtet."

"Er ist es, sage ich Ihnen; er oder sein Sohn."

Plötzlich entfällt ihm die Pfeife und er ist wie versteinert.

"Aber was ist Ihnen, Commandant?"

"Ei, sehen Sie nur, da ist er ja."

Und in der That erblickte ich bei dem Schein des vom Regen halb verlöschten Feuers den scheu sich nähernden Dümanet, den Kopf mit einem blutigen Tuche umwunden. Seit zehn Tagen hatte der arme Schelm, bald allein, bald unter die Fricoteurs verirrt, uns gesucht. Er brachte den Adler des Regiments wieder und übergab ihn bescheiden, ohne ein Wort zu sagen, an Kossignol. Der Commandant war noch ganz bleich, wollte aber doch keine Schwäche verrathen, und sagte, obgleich ihm nicht lächerlich zu Muthe war:

"Ei, Monsieur Pfaff, Du bist es also, der uns den Regen bringt. Wenn Du mindestens dies Wasser in Wein zu verwandeln wüßtest, wie die auf der Hochzeit zu Canaan."

Obwohl im religiösen Unterrichte sehr verwahrloset, war der Ritter Kossignol doch mit diesem in den hochantischen Liedern so viel gefeierten Wunder, das einzige, was auch wohl einigen Eindruck auf ihn machen konnte, bekannt. Stolz auf sein Bonmot, setzte er, sich an mich wendend, hinzu: "Sie sehen schon, daß ich nicht abergläubig bin."

Den ihm übergebenen Adler umarmte er und sagte dann, ohne den, der ihn gerettet hatte anzusehen:

"Schon gut, du heilloser Pfaff; geh' nun zu Deiner Compagnie."

Dümanet entfernte sich, mußte aber zuvor noch einige Stichelreden von seinen Kameraden anhören, obwohl er diesen ein Paket Tabak, das er den Flüchtlingen abgekauft, verehrt hatte. Am andern Tage marschirte er mit uns auf Hanau.

Der General von Brede hatte seine Truppen am Ringig, vorwärts der Stadt, aufgestellt, den rechten Flügel an die Brücke von Lamboi, das Centrum zwischen dieser Brücke und der Heerstraße von Gelnhausen, auf welcher er eine Batterie von sechzig Kanonen hatte auffahren lassen. Mehr bedurfte es nicht, um unsere abgebeßten und entmutigten Soldaten zu zerschmettern. Zum Glück verfehlt unser Vortrab den Weg und zieht sich links von der Hanauer Straße, der Richtung nun auch das Gros der Armee folgt, daß wir uns auf der Höhe der feindlichen Flanke

befinden, ohne daß weder die Franzosen noch die Baiern daran gedacht haben. Wie erstaunen unsere Plänkler, als sie aus dem Walde von Lamboi debouschiren, die Baiern dicht vor sich zu sehen, und wie wundern sich anderseits die Baiern, die uns von einer ganz andern Seite erwartet hatten! Man denke sich den Wirwar. Es gab da ein Schreien und Loben, daß man hätte vor Entsetzen sterben oder vor Lachen bersten mögen. Wir hielten uns für überfallen, der bairische Feldherr sich für umgangen, und beide Theile sahen sich als verloren an. Napoleon hatte ein großes Versehen gemacht, dies Versehen aber war es eben, was die Armee rettete. Unsere Artillerie war zwei Stunden weit vom Schlachtfelde entfernt, unsere Divisjonen waren nicht beisammen, der Kaiser war fast auf Pistolenschußweite im Bereich des Feindes! Aber der General Brede glaubte in dem, was der Zufall gethan, ein geschicktes Manövre zu sehen. Sein angelegter Plan war vereitelt. Gezwungen, seine Dispositionen zu ändern, verliert er die Fassung, während der Kaiser seinen Truppen zuruft: "Soldaten! durch diese Verräther hin führt der Weg nach Frankreich."

An diesem Tage habe ich wunderliche Dinge gesehen: wie die reitenden Grenadiere der alten Garde von der bairischen leichten Reiterei vor sich her gejagt wurden, während unsere Ehren-Gardisten, der Spott der Armee, auf ihren rüudigen Mähren, wieder die Sieger in die Flucht schlugen.

Der Feind zog sich endlich eiligst und in größter Unordnung wieder über den Ringig zurück.

Seit drei Stunden war Kossignol mit den Resten seines Regiments hinter eine Batterie gestellt worden, um sie zu unterstützen. Als sich der Tag zu Ende neigte, da schlugen die Kugeln, die uns vorher über die Köpfe weggegangen waren, vor uns ein und arbeiteten in unseren Pelotons. Dümanet machte, wie er es immer that, das Zeichen des Kreuzes, der Commandant aber murmelte zwischen den Zähnen:

"Ha! der Pfaff da ist es, der uns alle die Kugeln auf den Hals zieht."

Sie regneten auf unsern kleinen Trupp, der, den Säbel in der Scheide, sie eine lange Zeit mit einem stupiden Muthe empfing. Endlich trat aber doch Unordnung in unsere zu sehr gelichteten Reihen ein, und nun sagte Kossignol, um seine Soldaten bei gutem Muthe zu erhalten, mit affektirtem Scherze:

"Sieh' da, Monsieur Pfaff, parire doch diese Haubitzgranate ab, die ricochettirend auf uns zu kommt; geschwind ein Kreuz gemacht!"

Dümanet behielt nicht die Zeit dazu. Schneller als das Wort, hatte die Granate ihn schon getroffen. Sein erschrocktes Pferd bäumte sich; aber der Seminarist saß noch fest im Sattel und sein zerschmetterter Arm flatterte bei jeder Bewegung hin und her wie das Fähnchen an seiner Lanze. Ohne einen Klage laut hören zu lassen, ritt er dem Feldlazarethe zu, wo Kossignol und ich und viele Andere ihm bald beige stellt wurden. Hier-lief ein Apothekerbursche, der, um der Conscripten zu entgehen, sich in die Uniform eines Wundarztes gesteckt hatte, wild hin und her, und

schrie: „Ei, ich kann ja nicht aller Welt die Beine abschneiden.“

Ich glaube wirklich, daß er dies nicht anzufangen wußte. Dicht bei ihm saß Dümanet auf einem zerbrochenen Pulverfaß, ruhig die Zeit abwartend, wo er an die Reihe kommen würde, als zwei Lanciers den halbtohten Commandanten herbeiführten. Er stand sofort auf, um Jenem seinen Platz einzuräumen — was die Artigkeit weit treiben hieß — und setzte sich an den Rand eines Grabens am Saume des Gehölzes.

Nachdem der improvisirte Wundarzt die Wunde Rossignol's eine lange Zeit untersucht hatte, sagte er zu ihm:

„Es ist Ihnen ein Schenkel abgeschossen.“

„Eine schöne Neuigkeit, samöser Doctor! Nur rasch an das Verbinden! sonst werden die Kugeln, die unsern vertrackten Pfaffen verfolgen, mir den andern Schenkel auch noch abschlagen.“

In demselben Augenblicke pfiß mir etwas an den Ohren vorbei, und ich hörte in unserer Nähe ein Rasseln, wie das einer Kugel, die über dürres Laub hinrollt. — Dümanet's Kopf lag vor unsern Füßen.

„Sehen Sie ihn?“ rief Rossignol: „immer er und er! Weg damit... Du willst also meinen Tod, Du grausamer Tiger!“

Er wollte sich aufrichten, und sank in meine Arme zurück.

„Ich thue Ihnen doch nicht weh?“ fragte der Operateur, dem die dicken Schweißtropfen über's Gesicht träufelten.

Er verband eine — Leiche.

Als Offizier höheren Ranges wurde für Rossignol, am Fuße einer großen, von Kugeln zersplitterten Eiche ein Grab gegraben, und da es geräumig genug war, zwei Körper zu fassen, so wurde Dümanet mit hineingeworfen. Ich hörte, wie die Lanciers, als sie dies thaten, zu einander sagten: „Das Ungethum von Commandant hat uns bei seinen Lebzeiten genug geplagt! Wir wollen ihm den Pfaffen da auf den Leib werfen; möglich, daß sie durch ihr ferneres Beisammenseyn noch gute Freunde werden.“

Fünfzehn Jahre später, auf einer Reise in Deutschland, besuchte ich noch einmal ihr Grab. Ich erkannte die alte Eiche wieder, unter welcher sie ruheten. Sie war an ihren Verletzungen nicht gestorben, und auf ihrem geschwärzten Stamme war noch ein roth mit der Säbelspitze eingegrabener Adler sichtbar. Ich konnte mich bei diesem Anblick einer tiefen Rührung nicht erwehren. Unwillkürlich drangen sich meiner Erinnerung alle die Unfälle auf, welche dem Treffen von Hanau vorangegangen und gefolgt waren: Frankreich zweimal von Kosacken durchstreift, und, weit über die Meere hinaus, eine glänzende Tyrannei durch eine lange Qual abgeübt, und eine zweite Gruft ohne Thränen und ohne Ehre. „Hier!“ sagte ich bei mir selbst, „hätte Napoleon durch die Pistole eines Baiern können getödtet werden: mindestens hätten wir ihn zur Erde bestattet, und ein Adler würde sein Grab bezeichnen.“

Ich irrte mich: er ist wohl daran auf St. Helena.

— Nachdem ich mich auf dem Schlachtfelde umhergesehen hätte, wollte ich Rossignol und Dümanet noch einmal ein Lebewohl zurufen. Um die Eiche her spalten Bauernkinder in lärmender Ausgelassenheit. Sie hatten zwei Todtenköpfe, wovon der eine zu lachen der andere die Zähne zu fletschen schien, auf Stöcke gesteckt und trieben ihre Kurzweil damit. Das älteste unter den Kindern, die mich da hatten sitzen sehen kam endlich auf mich zu und sagte: „Herr Engländer, sehen Sie hier die Köpfe von ein Paar braven Soldaten Napoleons; wollen Sie sie kaufen?“

Ich gab ihnen ein Paar Geldstücke, daß sie die beiden Köpfe wieder eingraben sollten, und unter der Bedingung, die Reste meiner Waffengefährten künftig in Ruhe zu lassen, was sie mir auch versprochen; doch werden diese Reste, um einem neuen Ewerbsfleiß zu fröhnen, wohl abermals ausgegraben worden seyn.

### T r ä u m e.

„In der Nacht vom 21. zum 22. September 1820“ — erzählt ein Engländer — „träumte ich, ich stiege die Stufen zur Kirche des heil. Rochus in Paris hinan. Auf dem schwarzbehangenen Portal trat der Schweizer zu mir und sagte: „wer einmal herein ist, darf nicht wieder hinaus.“ Ich ging herum und wollte wieder hinaus, aber der Schweizer wiederholte: „wer einmal herein ist, der darf nicht wieder hinaus.“ — „Warum denn?“ — „Es wird Jemand begraben.“ — „Wer?“ — „Mad. Dugazon“ (eine berühmte Schauspielerin). In demselben Augenblicke kam der Leichenzug und — ich erwachte. Dieß war um drei Uhr des Morgens. Der Traum quälte mich, ich konnte nicht wieder einschlafen und stand zeitig auf. Zum Frühstück besuchte mich ein Bruder Talmas; ich erzählte ihm den Traum und ward ausgelacht. Mein Freund ging und nach einer Stunde ließ mich Talma selbst zu sich rufen. Er ging in seinem Garten auf und ab, und als er mich gewahr ward, rief er mir entgegen: „dieß übersteigt alle meine Begriffe; während ich über Ihren Traum lache, den mir mein Bruder erzählt, kam mein Freund R. und brachte mir die Neuigkeit, daß um drei Uhr des Morgens Mad. Dugazon gestorben sey.“

Der Astronom Lambert aus Mühlhausen ward einmal von einem Freunde mit in eine Oper in Berlin genommen und dann von Mehrern gefragt, wie sie ihm gefallen habe. „Ich habe das Ding nicht gesehen, da ich mich den ganzen Abend hindurch mit der Berechnung der Brechung der Lichtstrahlen des Kronleuchters beschäftigt habe.“

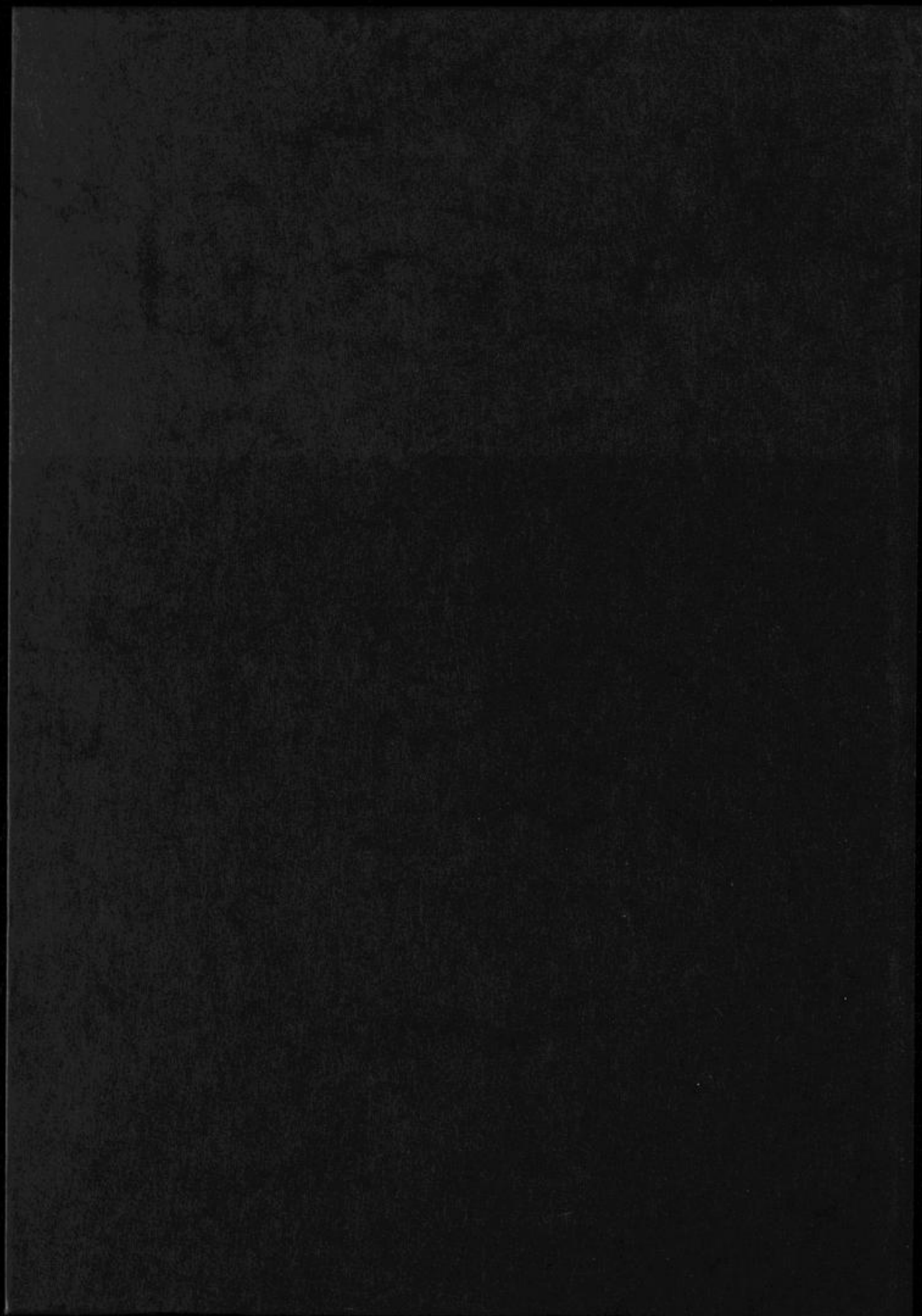
Eine Dame erzählte von einem Beamten, der sich das Leben genommen habe. „Weiß man die Ursache nicht?“ fragte eine Andere. „O ja, erwiderte Erstere, er hatte Konfekt in der Kasse!“ —







 **B. GÖRICH**  
Siemensstraße 5  
35041 Marburg/L.  
Tel: 0 64 21/8 13 90  
Fax: 0 64 21/8 48 59  
**BUCHBINDEREI**



Small, illegible text on a white label on the right edge of the book.

Small, illegible text on a white label on the right edge of the book.